Schutzumschlag (Titel): In der Heimstatt des Alpinismus; Blick aus der Dru-Westwand über die Flammes de Pierre hinweg auf das dunkle Gestrüpp der Aiguilles von Chamonix; darüber sich wölbend das Massiv des Montblanc. Von links: Tour Ronde, Aiguille Blanche de Peuterey, Montblanc (darunter Mont Maudit und Montblanc du Tacul); vom Gipfel nach rechts über den Dôme de Goûter absinkend: der Bosses-Grat.
Foto: Thomas Holzmann

Vorsatz und Hinterer Vorsatz: Leben am Brenner heißt für die Betroffenen auch „Leben am Auspuff Europas". Ein Thema, das Walther Dorfmann bereits in „Berg '94" behandelt hat.
Fotos: Jürgen Winkler

Seite 1: Die Brennerberge sind auch ein Dorado für Skifahrer und Skitourengeher. Am Niedererberg im Obernbergtal/Stubaier Alpen. Im Hintergrund von links: Kaserer, Olperer, Fußstein, Schrammacher, Hohe Wand, Kraxentrager.
Foto: Reinold Leitner

Doppelseite 4/5: Die Berge Patagoniens – hier die Torres del Paine – scheinen als Ziel auch für die Alpinisten Europas immer begehrter zu werden.
Foto: Horst Heller

Universitäts-Bibliothek Innsbruck

ISSN 0179-1419 ISBN 3-7633-8058-2
Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Dieses Buch ist auf chlorfrei gebleichtem Papier gedruckt.
Drucktechnische Gesamtausführung:
Franzis-Druck GmbH, Karlstraße 35,
D-80333 München

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer
in Deutschland:
Bergverlag Rudolf Rother GmbH,
Haidgraben 3,
85521 Ottobrunn,
in Österreich: Freytag & Berndt,
Schottenfeldgasse 62, A-1071 Wien

Berg '95

Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift" Band 119)

UB INNSBRUCK
+C33579207

Redaktionsbeirat:

Josef Klenner, DAV
Prof. Dr. Christian Smekal, ÖAV
Luis Vonmetz, AVS
Walter Klier

Redaktion:

Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom
Deutschen und Österreichischen Alpenverein
und vom Alpenverein Südtirol
München, Innsbruck, Bozen

Foto: Landesfremdenverkehrsverband Vorarlberg

Ernest Hemingway
(zweiter von links) im
Winter 1925/26
auf Skitour in der
Silvretta (Montafon);
die anderen Personen
sind (von links):
Frl. Basler (Hotelsekretärin),
Hemingways Dichter-
freund John Dos Passos
und Freund Gerald Murphy
(Zum Beitrag von
Dr. Wilfried Schwedler
Seite 215–224)

Inhalt

Kartengebiet Brennerberge

9 *Walter Klier:*
Über den Brenner
Berichte aus alter und neuer Zeit

15 *Franz-Heinz Hye:*
Mehr Klammer als Grenze
Der Brenner und seine Stellung in der Geschichte Tirols

23 *Bernd Lammerer:*
Der geologische Knoten von Sterzing
Über die verzwickte Geologie der Brennerberge

33 *Walther Dorfmann:*
Von Bremsbergen und Silbergassen
Die Erz-Bergreviere im Brennergebiet

45 *Walter Klier:*
Karge Täler, grüne Kämme, morsche Zinnen
Bergsteigen im Brennergebiet

53 *Andreas Orgler:*
Berge brauchen keine Menschen
Abenteuerkletttereien nahe dem Brennerpaß

Alpinismus – Sportklettern/Expeditionen

65 *Malte Roeper/Robert Jasper:*
Wo soll das alles enden?
Ein Versuch zum Stand der Dinge im extremen Alpinismus

79 *Richard Goedeke:*
Der Riesenpfeiler in die Sonne
Erste Begehung des direkten Nordwestpfeilers am Langkofel

85 *Stefan Glowacz:*
Zurück zu den Ursprüngen
Zwischenbilanz einer erfolgreichen Kletterkarriere

91 *Horst Heller:*
Kaukasus redivivus?
Plädoyer für die Wiederentdeckung eines großen Gebirges

103 *Günter Jung:*
Auf den Spuren Rickmer-Rickmers
Deutsche Beiträge zur bergsteigerischen und wissenschaftlichen Erschließung des Pamir

115 *Bernd Arnold:*
Auf der Treppe zum Himmel
Erlebnisse in Patagonien-Brasilien-Venezuela

129 *Gottlieb Braun-Elwert:*
Im Rachen des Drachen
Eine Winterbesteigung des Cerro Fritz Roy im Juni 1993

139 *Tom Dauer:*
Träume, um weiterzuleben
Eine Art Nachruf – zur Ogre-Expedition 1993

149 *Dieter Elsner:*
Alpinismus international
Bedeutende Unternehmungen 1993

Bergsteigen/Bergsteigergeschichte

161 *Anette Köhler:*
Frauenbergsteigen
Auf der Suche nach einer vergessenen Seite der alpinen Geschichte

169 *Claus Faber:*
Familie und Alpenverein
Zukunft oder Auslaufmodell?

177 *Peter Donatsch:*
Von der Natur des Steinbocks
Über Pater Placidus a Spescha

187 *Hans Steinbichler:*
Ins Gerede gekommen
Ein Plädoyer für das Bergrad

197 *Christof Stiebler:*
Alternative zu unseren Alpen?
Berg- und Kulturwanderungen in Ligurien

Kunst/Kultur

205 *Christian Smekal:*
Beidseits des Erfaßbaren
Berge im Surrealismus

215 *Wilfried Schwedler*
Campagnards und Montagnards
Schriftsteller im Gebirge

225 *Helmuth Zebhauser:*
Heimat – Wehmutsbegriff oder Utopie?

231 *Achim Pasold:*
In dünner Luft
Die alpine Literatur aus der Sicht eines kletternden Independent-Alpinverlegers

239 *Elmar Landes:*
Zurück zum Analphabetentum?
Vom (Berg-)Blatt- und Büchermachen zur Frage, ob Schrift auch künftig ein „Biotop" in der „Medienlandschaft" haben wird

Naturnutz und Naturschutz

249 *Lutz Hermann Kreutzer*
Wie von Gottes Hand
Die zweite Vertreibung aus dem Garten Eden

257 *Nicholas Mailänder*
In der Stille des Sturms
Der Beitrag des Kletterns und Bergsteigens zur Persönlichkeitsentwicklung

269 *Heinz Jungmeier:*
Die gekaufte Königin
Zum Erwerb des Grundstücks „Nr. 1423" Hochalm

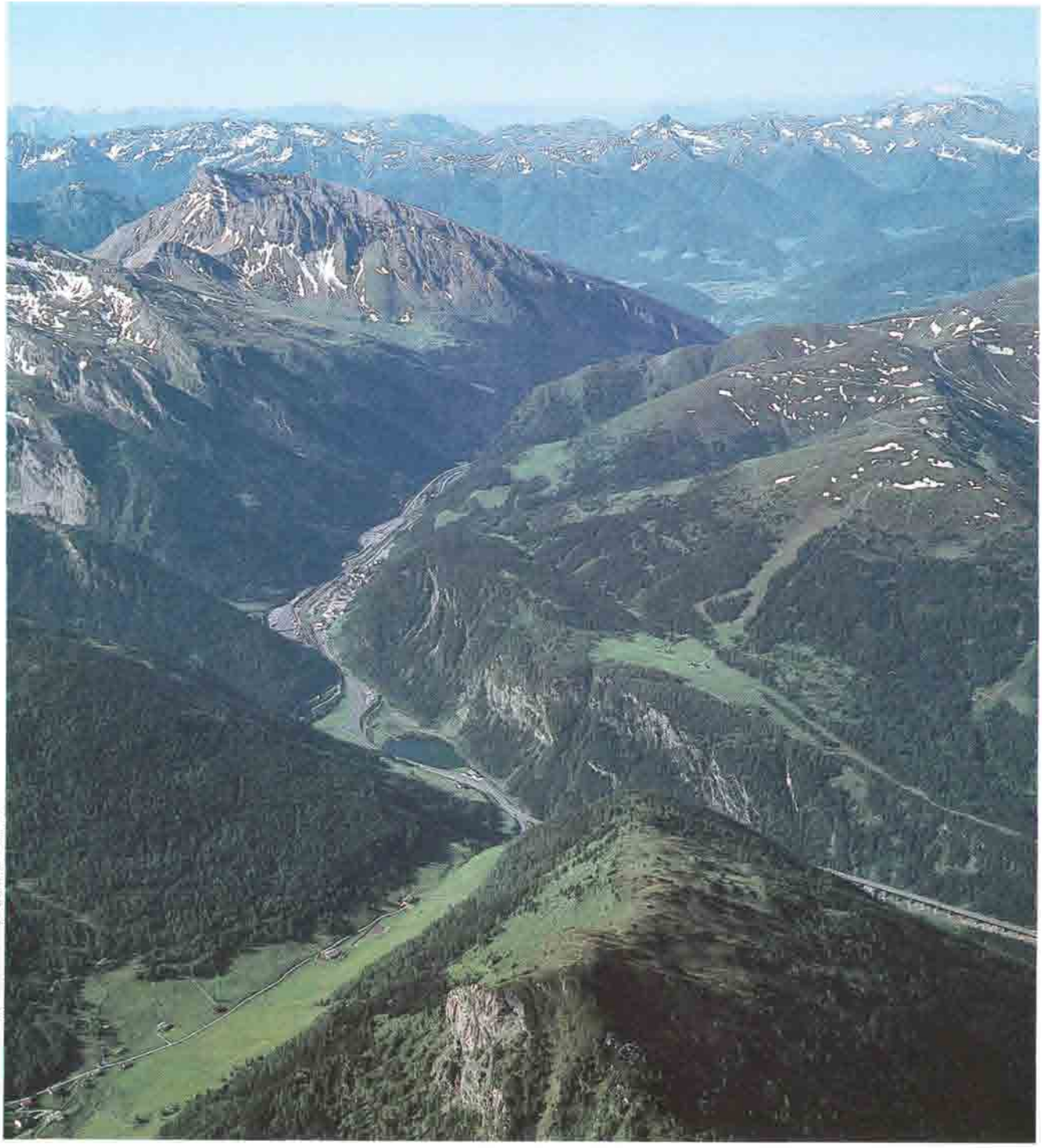
279 *Willi Schwenkmeier:*
Zurück zu den Wurzeln
Von der Renaissance des „alten Lebens"

Anhang/Sicherheit am Berg

289 *Pit Schubert:*
Die europäische Einigung am Beispiel der Normung der Eisausrüstung
Eisgeräte, Steigeisen und Eissicherungsmittel

Kartenbeilage

AV-Karte Blatt 31/3 „Brennerberge" 1:50 000



Luftaufnahme: Jakob Tappeiner; Genehmigungsnummer SMA 456

Der Brennerpaß
aus dem Flugzeug
mit Blick in das
südliche Wipptal

Über den Brenner

Berichte aus alter und neuerer Zeit

Walter Klier

Das Land Tirol ist ein Trichter, durch den seit alters her die Menschen nach Süden streben; der Brennerpaß ist die engste Stelle dieses Trichters. Der Tiroler Landeskundler Johann Jakob Staffler beschrieb dessen engste Stelle so:
Zwischen Stafflach und Gries liegen die Gegenden Planken und Am Stein, und hinter Gries gegen die Brennerhöhe Kotsut, Blattl, Lueg und Klamm; alle nur mit einzelnen zerstreuten Häusern und Gebäuden bis ½ Std. vom Dorfe; – die drei letztgenannten umschauert von der Wildniß einer der großartigsten Gebirgsschluchten des Landes, wo kahle, fast gerade aufstrebende Felsengerippe in hohen bizarren Gestalten den Straßenzug zu beiden Seiten begleiten und endlich denselben gänzlich zu sperren drohen. – In Blattl ½ Std. von Gries war es, wo Kaiser Carl V. nach seiner Krönung zu Bologna, auf der Reise zum großen Reichstage nach Augsburg, und der römische König Ferdinand, welcher jenem zum brüderlichen Empfange entgegen eilte, zusammengetroffen sind.
Außer Kaiser und König waren hier Händler, Hirten, Sänger, Jäger, Erzsucher, Soldaten, Flüchtlinge, Vertriebene unterwegs, von Nord nach Süd und wieder zurück von Süd nach Nord. Die alten Berichte erzählen von schlechten Pfaden, tiefem Morast, Räubern, wilden Tieren wie den Scheuchzerischen Berg-Ungeheuern mit oder ohne Flügel, von „Drachen, die Blut sprützen", Kobolden und Gespenstern. Wer kein Geld besaß, mußte zu Fuß laufen, mußte der alten Göttin Rätia, nach der unser Land benannt worden sein soll, opfern, wollte er nur halbwegs ungeschoren davonkommen. Einer der frühesten Berichte stammt von dem Franziskanermönch Jordan von Giano, der 1221 unterwegs nach Deutschland war.
Von Brixen kamen sie ins Gebirge und erreichten gerade nach Essenszeit Sterzing. Und da die Leute kein Brot zur Hand hatten und die Brüder nicht wußten, wie sie bitten sollten, zogen sie in der Hoffnung, daß sie gegen Abend irgendwohin kämen, wo sie von mildreichen Leuten gelabt würden, weiter bis Mittewald. Dort milderten sie in großer Dürftigkeit mit zwei Stücklein Brot und sieben Rüben den Hunger und den Durst in Herzensfröhlichkeit, aber eigentlich reizten sie dadurch Hunger und Durst noch mehr. Da berieten sie untereinander, wie sie den leeren Magen füllen könnten, damit sie nach einer Wanderung von sieben Meilen die Nacht ruhig verbringen könnten. Sie beschlossen, vom reinen Wasser des vorbeiziehenden Baches zu trinken, damit nicht der leere Bauch knurre. Als sie eine halbe Meile gewandert waren, fing es an, vor ihren Augen schwarz zu werden, die Beine wankten, die Füße versagten ... Bald ruhend, bald langsam wandernd gelangten sie endlich mit vieler Beschwer nach Matrei. Dort kauften ihnen zwei Männer etwas Brot.
Allein auf Gottes Hilfe und Vorsehung zu vertrauen, kann man auch einem heutigen Reisenden nicht unbedingt anraten, auch wenn die Schwierigkeiten, die sich ergeben mögen, anderer Natur sind. Zwar werden sowohl an den Autobahnmautstellen als auch in den Gaststätten und Läden der Gegend Währungen aus aller Herren Länder akzeptiert, aber Gottes Hilfe gehört immer noch nicht dazu.
Nach Süden trieb es zu allen Jahrhunderten die Dichter, Schriftsteller, geistig Regen, die die Wiege der europäischen Kultur mit eigenen Augen sehen wollten, denen es nicht genügte, die Luft Italiens in Büchern beschrieben zu bekommen. Sie alle mußten über den Brenner, und die Beschwerlichkeit, die dieser Alpenüberquerung notwendig innewohnte, hat in manchem Lebens- und Reisebericht ihre Spuren hinterlassen.
1580 war Herr Michel de Montaigne hier unterwegs. *Hier gefiel es dem Herrn von Montaigne sehr gut, weil die Landschaft so abwechslungsreich war; der Staub aber, unser ständiger Wegbegleiter auf dem Weg über den Paß, hing schwer in der Luft und war fast unerträglich. So arg war es noch nie gewesen. Zehn Stunden brauchten wir bis Sterzing, das sieben Meilen entfernt ist. Es war spät am Abend, als wir ankamen; wir hatten noch immer nichts gegessen (der Herr von Montaigne meinte auch, dies sei das einzige Mal gewesen, daß er ohne Halt durchgereist sei.)*
Sterzing ist eine hübsche Stadt in der Grafschaft Tirol. In der Nähe, eine Viertelmeile entfernt, thront eine schöne Burg auf einem Bergrücken. Die runden Brote, die uns vorgesetzt wurden, waren in einer Reihe zusammengebacken. Wein wächst hier keiner, aber so viel Getreide, daß damit fast die gesamte Bevölkerung versorgt werden kann. Die Weißweine, die man hier trinkt, sind sehr gut. Die Straßen sind sicher, man begegnet vielen Kaufleuten und Karrenführern. Wir hatten kaltes

Wetter erwartet, weil das Land dafür bekannt ist; statt dessen war die Hitze fast unerträglich.

In den folgenden Jahrhunderten muß die Natur – in den Augen ihrer Betrachter – immer schöner geworden sein; einen ersten Höhepunkt erreichte diese Entwicklung bei Johann Wolfgang von Goethe, 1786. *Von Innsbruck herauf wird es immer schöner, da hilft kein Beschreiben. Auf den gebahntesten Wegen steigt man eine Schlucht herauf, die das Wasser nach dem Inn zusendet, eine Schlucht, die dem Auge unzählige Abwechslung bietet. Wenn der Weg nah am schroffsten Felsen hergeht, ja in ihn hineingehauen ist, so erblickt man die Seite gegenüber sanft abhängig, so daß noch der schönste Feldbau darauf geübt werden kann. Es liegen Dörfer, Häuser, Häuschen, Hütten, alles weiß angestrichen, zwischen Feldern und Hecken auf der abhängenden hohen und breiten Fläche. Bald verändert sich das Ganze: das Benutzbare wird zur Wiese, bis sich auch das in einen steilen Abhang verliert ... Nun wurde es dunkler und dunkler: das Einzelne verlor sich, die Massen wurden immer größer und herrlicher; endlich, da sich alles nun wie ein tiefes, geheimes Bild vor mir bewegte, sah ich auf einmal wieder die hohen Schneegipfel, vom Mond beleuchtet, und nun erwarte ich, daß der Morgen diese Felsenkluft erhelle, in der ich auf der Grenzscheide des Südens und Nordens eingeklemmt bin.*

Auch Goethe wurde schon mit dem stellenweise etwas harschen Charakter der diese Gegend bewohnenden Leute konfrontiert, in dem sich Ungeduld dem Reisenden gegenüber mit einer doch unverkennbaren Geschäftstüchtigkeit paart. Allerdings ist dies eine Geschäftstüchtigkeit, die es nie sehr notwendig hatte, sich dem Kunden anzubiedern, da dieser in der Notsituation des Reisens jenem ohnehin auf Gedeih und Verderb ausgeliefert war. Und die heute beliebte Drohung geprellter oder schlecht behandelter Urlauber, nie mehr wieder zu kommen, zog damals nicht. Eine solche Reise unternahm man ohnehin nur einmal im Leben. *Der Wirt fragte mich, ob ich nicht fort wollte; es sei Mondenschein und der beste Weg, und ob ich wohl wußte, daß er die Pferde morgen früh zum Einfahren des Grummets brauchte; sein Rat also eigennützig war, so nahm ich ihn doch, weil er mit meinem inneren Triebe übereinstimmte, als gut an. Der Postillion schlief ein, und die Pferde liefen den schnellsten Trab bergunter, immer auf dem bekannten Wege fort; kamen sie an ein eben Fleck, so ging es desto langsamer. Der Führer wachte auf und trieb wieder an, und so kam ich sehr geschwind, zwischen hohen Felsen an den reißenden Etschfluß hinunter. Der Mond ging auf und beleuchtete ungeheure Gegenstände. [...] Als ich um neun Uhr nach Sterzing gelangte, gab man mir zu verstehen, daß man mich gleich wieder wegwünsche. In Mittewald Punkt zwölf Uhr fand ich alles in tiefem Schlafe, außer dem Postillion, und so ging es weiter auf Brixen, wo man mich wieder gleichsam entführte, so daß ich mit dem Tage in Kollmann ankam. Die Postillions fuhren, daß einem Hören und Sehen verging; und so leid es mir tat, diese herrlichen Gegenden mit der entsetzlichen Schnelle und bei Nacht wie im Fluge zu durchreisen, so freute es mich doch innerlich, daß ein günstiger Wind hinter mir herblies und mich meinen Wünschen zujagte. Mit Tagesanbruch erblickte ich die ersten Rebhügel.*

Goethe war offenbar ein gutmütiger, ja großherziger Reisender, den die Mißlichkeiten, die ihm da bereitet wurden, eher amüsierten. Weniger gelassen gab sich Heinrich Heine, von streitsüchtigerem Temperament – man könnte es auch so sehen, daß er die kleinen und großen Hindernisse auf Reisen als willkommene Inspiration betrachtete, als den Zunder, mit dem das Feuer seines Witzes zu entflammen war. Als er Tirol auf dem Wege nach Italien durchquerte – war das Wetter schlecht, *und da es draußen regnete, so war auch in mir schlechtes Wetter. Nur dann und wann durfte ich den Kopf zum Wagen hinausstrecken, und dann schaute ich himmelhohe Berge, die mich ernsthaft ansahen, und mir mit den ungeheuren Häuptern und langen Wolkenbärten eine glückliche Reise zunickten. Hie und da bemerkte ich auch ein fernblaues Berglein, das sich auf die Fußzehen zu stellen schien, und den anderen Bergen recht neugierig über die Schultern blickte, wahrscheinlich mich zu sehen.* Heine denkt aber nicht nur an sich, sondern auch an die Menschen, die in für ihn schwer vorstellbaren Lebensverhältnissen hoch oben auf den Bergeshöhen leben müssen. *Oft hob sich auch mein Herz, und trotz dem schlechten Wetter klomm es zu den Leuten, die ganz oben auf den Bergen wohnen, und vielleicht kaum einmal im Leben herabkommen, und wenig erfahren von dem, was hier unten geschieht. Sie sind deshalb um nichts minder fromm und glücklich. Von der Politik wissen sie nichts, als daß sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rote Hosen trägt; das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredtsam vorstellten, daß sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küßten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich totschlagen für den weißen Rock und die lieben alten roten Hosen.* Prägnanter hat wohl niemand Gründe und Verlauf des Tiroler Freiheitskampfes von 1809 zusammengefaßt.

Durch die beißende Kälte des Frühwinters reiste 1840 Hans Christian Andersen ins gelobte Italien. *Bald wurde es so kalt, daß sich Eisblumen an den Fenstern bildeten, und wir sahen nur die Strahlen des Mondes durch diese Blumen leuchten. Wir hielten in Steinach an, wo wir uns in der Gaststube beim Ofen versammelten und uns an einem frugalen Freitagsmahl erquickten, während der Kutscher den Wagen mit Heu anfüllte, damit wir die Füße warm halten konnten. Droben lag nicht viel Schnee, aber es war bitter kalt. Ungefähr um zwölf Uhr nachts passierten wir den Brenner, den höchsten Punkt, und obgleich die Kälte fortwährend gleich blieb, fühlten wir sie weniger, da wir mit den Füßen in dem warmen Heu und mit den Gedanken in dem warmen Italien, dem wir entgegenrollten, waren [...] Endlich brach die Sonne hervor. Die gefrorenen Scheiben begannen aufzutauen, die Fichtenvegetation wurde üppiger. Es geht nach Italien, sagten wir, und doch froren dem*

Postillion Wangen und Nase derart, daß sie dieselben Farben hatten wie die Morgenwolke.

Bald darauf endete die jahrhundertelange Vorherrschaft der Postkutsche als Reisemittel. Für einige Jahrzehnte nahm die Eisenbahn ihre Stelle ein. Ludwig Steub, einer der ersten modernen Reiseschriftsteller, ein Bayer, der Tirol sehr liebte und öfter bereiste und beschrieb, kam zu Anfang der 1860er Jahre gerade zurecht, als die Brennerbahn gebaut wurde. *Ich stieg eilends in den Postwagen, um über den weltbekannten Brenner zu fahren, hoch über das Gebirge, an den abnehmenden Strömen hinauf und an den wachsenden hinunter gegen Hesperien zu. Es war eine herrliche Sommernacht, obwohl der Herbstmond schon ins Land gegangen, lau und mild, vom klarsten Vollmond hell erleuchtet [...] Der Heerweg tritt dann in die grausen, aber im Mondlicht zauberhaft dämmernden Schluchten des Schönbergs. Dort drüben über dem fürchterlichen Abgrund, in dem sich die Sill dahinwälzt, zeichnet sich an der Halde eine lange gerade Linie ein, mit mannigfachen Lichtchen geziert, deren einige wandelbar sind, die anderen aber feststehen. Diese Linie ist die Eisenbahn von Innsbruck nach Bozen, welche bald Germanien und Italien verbinden soll, und die feststehenden Lichtchen, zumal wenn deren mehrere beisammen sind, bedeuten, daß da ein kleines Kneipchen aufgeschlagen ist, wo die welschen Arbeiter von des Tages Mühen ausruhen und sich gütlich tun. [...] Der nächste Halt war auf dem Brenner, wo Kirche und Dorf und Posthaus in mondbeglänzter Zaubernacht uns erwarteten. Es war etwa Mitternacht, aber die Luft so warm und weich, als lägen wir in stiller Barke vor Sorrent oder vor den schönen Eilanden des jonischen Meeres. Auf dem Dache des Brenner-Posthauses scheiden sich bekanntlich die Wasser, und die eine Traufe gibt ihre Spende ans Schwarze Meer, die andere ans Adriatische.*

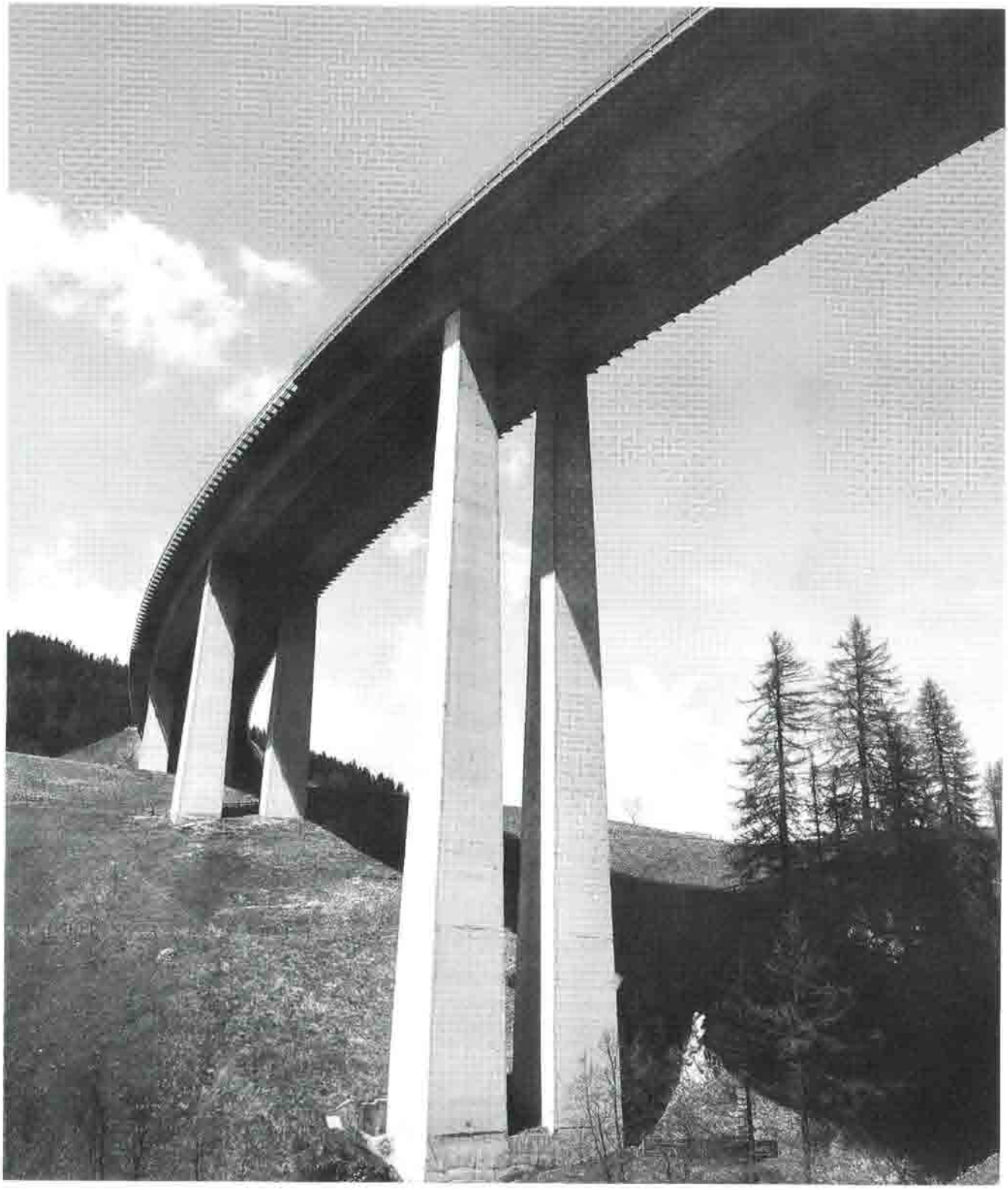
1867 fuhr er schon mit dem Zug, der aber noch allzusehr im Ruch des Neuen und Gefährlichen stand: *Im freundlichen Hall und am Musensitz zu Innsbruck erteilen sie jetzt jedem Fremdling, der auf der neuen Bahn über den Brenner fahren will, den guten Rat: seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen und über die irdischen Dinge sein Testament zu machen. Darum ist es für manchen reiselustigen Leser, der denselben Weg im Sinne hat, vielleicht nicht ohne Belang zu vernehmen, daß wieder einer glücklich durchgekommen.* Steubs Schilderung atmet noch etwas von der technischen Sensation, die diese Bahnbauten im Gebirge darstellten und wovon selbst der nicht minder kühne Autobahnbau der 1960er Jahre nur ein matter Abglanz war, was seine Wirkung auf das Bewußtsein der Zuschauer und Benützer betrifft. Nur 30 Jahre später wird ein solches technisches Meisterwerk nur noch als selbstverständliche Dienstleistung, als ärgerliche Störung im romantischen Naturbild oder gar als ökologischer Skandal angesehen. So ändern sich die Zeiten.

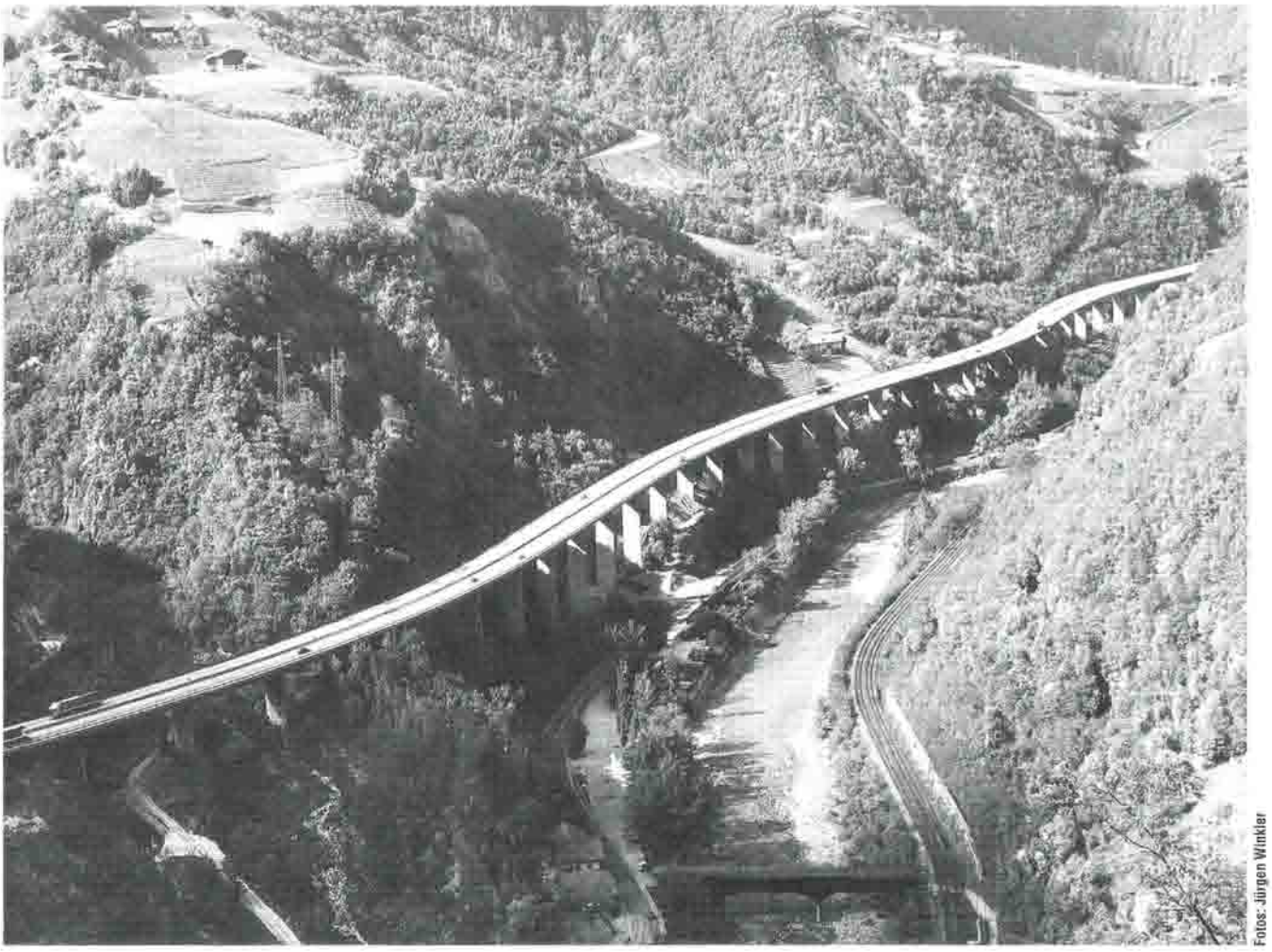
Doch zurück zur „ersten Bahnfahrt über den Brenner": *Nach langem Warten – denn die Züge haben jetzt oft Verspätung – aus solchen Gesprächen gerissen, eingestiegen und mitten in den schwärzesten Tunnel hinein. [...] Die unterirdische Nacht, das fürchterliche Poltern der rollenden Wagen, der schrille Angstruf der Maschine beklemmen die Brust, die erst frischer aufatmet, wenn es nach zwei oder drei Minuten wieder ins Freie geht, obgleich nun die häkeligste Strecke des Baues beginnt. Etwa drei Wegstunden lang zieht nämlich die Bahn an der morschen Steilseite des Gebirges hin, welche aber mitunter so wenig Raum bot, daß von unten her, oft mehr als hundert Fuß hoch herauf, durch Anschüttungen erst ein Boden geschaffen werden mußte. Die Masse scheint sehr beweglich und locker, und der Laie könnte leichtlich fürchten, daß er gählings samt Wagen und Lokomotive, Zugführern und reisendem Publikum hinunterrutschen möchte in die schäumende Sill, welche im fernen Abgrund sich zwischen den Felsen durchwindet. Wenn der Laie keine Angst haben soll, so muß er auf die List und die Kunst der Baumeister ein bombenfestes Vertrauen setzen, aber auch wenn er dies setzt, so fühlt er sich doch angenehm gehoben und läßt in seinem Herzen einen leisen Juchezer los, sobald er jenseits der Station Patsch zu bemerken glaubt, daß fester Felsenboden und eine sichere Unterlage gewonnen ist.* Steub vermittelt hier etwas von dem Kitzel, den jeder Bergsteiger (wenn er ehrlich ist) zumindest aus jener Zeit kennen müßte, als die Abgründe, die einen mehr oder weniger umgeben, während man einem Gipfel zustrebt, noch als solche empfunden wurden, also noch nicht jene Abstumpfung der Sinne Platz gegriffen hat, die aus einem empfindsamen Menschenwesen einen furchtlosen Bergsteiger machen.

Otto Julius Bierbaums Schilderung von 1902 läutet die neueste Epoche ein, jene des Automobils. *Noch an keinem Tage haben uns die Eisenbahnreisenden so leid getan wie heute, denn wir fuhren auf der alten Straße über den Brenner, bald über, bald unter, bald neben der Brennerbahn, deren schwarze, geschlossene Wagen uns wie aneinandergekoppelte, rußige Käfige vorkamen. Daß die heutigen Menschen, ohne durch Amt, Geschäft, Krankheit dazu gezwungen zu sein, sich freiwillig nicht bloß zur rauhen Jahreszeit, sondern auch dann, wenn alles ins Freie lockt, in diese Käfige begeben, nur weil sie die Möglichkeit haben, damit schnell vorwärts zu kommen, wird einmal zu den Wunderlichkeiten unserer Zeit gehören, über die unsere Nachkommen lächeln werden [...] Der Umstand, daß die Brennerstraße so gut wie keinen Fahrverkehr hat, macht sie für Laufwagenreisen noch besonders angenehm. Auf der Paßhöhe fanden wir frischen Schnee, doch war die Temperatur milder, als wir es von den 1400 Metern erwartet hatten. Die warmen Winde, der Anhauch des Südens, begannen aber erst bei Franzensfeste.*

Auch das unbeschreibliche Gefühl der Freiheit, das eine Autofahrt dem Menschen zu schenken vermag, dauerte nicht allzulange an, wenn man historische Dimensionen anlegt. Massenhafter Gütertransport auf der Straße und der Autobahn der frühen 60er Jahre gerinnen im schmalen Werk des früh verstorbenen Dichters Paul Fröhlich (1950–1975), der aus Gries am Brenner stammte, zu einem Fresko von düsterer Bedrohlichkeit. *Die Paßstraße, eine steile Serpentine, die den Talkessel von Bergvorsprung zu*

Die Brenner-Autobahn
bei Steinach (unten) und
im Eisacktal (rechts)





Fotos: Jürgen Winkler

Bergvorsprung einspannt. Im Winter eine Eisfalle für die Fernlaster, die nacheinander abrutschten, umkippten, ausbrannten. Die Schneeketten der Fernlaster scharren tiefe Narben in den Asphalt. Die Fahrer brechen kleine Fichten und schlagen sie unter die funkensprühenden Räder, bis die Stämme zerfransen. Sie stehen frierend und fluchend herum und reiben sich die tätowierten Arme mit Schnee warm. In der Nacht huschen Taschenlampenkegel über die Aufschrift der Plachen, und immer wieder diese langgezogenen ausländischen Flüche, ein verzweifeltes Gebell ...

Ich stand am vereisten Fenster und fürchtete mich; fürchtete mich vor etwas, das keinen Namen hatte, von dem ich nur wußte: es war irgendwo dort draußen und bedrohte.

In den ersten Schuljahren, als der Winterverkehr noch keine Rolle spielte, jagten wir auf Rodeln über diese Eisplanke ins Dorf. Die Kleinsten klammerten sich an den Windblusen und Zöpfen der Größeren fest, ellbogenlange Fäustlinge übergestülpt, die Kappen tief in die Augen gezogen, – und noch immer weinten sie vor Kälte leise in sich hinein, wenn alles Stille, alles Sternenfunkeln war, – nur das eisige Pfeifen des Fahrtwindes und das knöcherne Gleiten der Kufen. Den Bau der Brennerautobahn, vom damaligen Tirol (und nicht nur den Regierenden) als Triumph über das lästige, von der Natur ins Land gestellte Hindernis Brennerpaß gefeiert, empfindet Fröhlich als Zerstörung seiner Kindheitslandschaft – und nimmt damit den Zeitgeist späterer Jahre vorweg – oder führt uns unwillentlich vor, daß die Verzweiflung über den Einbruch des Neuen, den man nicht aufhalten kann, zu den unveränderlichen Eigenschaften des Menschen gehört, die nur manchmal stärker in den Vordergrund tritt – wenn eben dieses Neue in einer Breite und Geschwindigkeit vorankommt, die die Aufnahmebereitschaft des einzelnen kraß überfordert.

In der Nähe des Hauses wurden Sprengarbeiten durchgeführt. Die Erschütterungen waren so gewaltig, daß das Geschirr in der Kredenz jedesmal eine Weile nachzitterte.

Ich beobachtete vom Stubenfenster aus, wie zwei Arbeiter das Feldkreuz umsägten. Es war ein ganz einfaches Feldkreuz mit einem verwitterten Dach und einem bemalten Heiland, dem vor langer Zeit ein Fuß abgesplittert war. Jedesmal, wenn ich daran vorbeikam, flüsterte ich: Heilig's Kreuz! Das war so eine Gewohnheit, die mir noch die Schwester beigebracht hatte. Vergaß ich es einmal, dann lief ich zurück und sagte das nächstemal zweimal laut: Heilig's Kreuz! Heilig's Kreuz!

Während die Männer den Herrgott auf einen Handwagen luden, grub in der Nähe ein Caterpillar einen übermoosten Feldhügel ab und kippte die fettschwarze Erde auf ein Schotterauto. Mit einem Schlag hatte das Feld seine Würde verloren. Dort, wo das Kreuz gestanden hatte, gähnte eine winzige Narbe, und rund um diese Narbe war die Landschaft entseelt, als hätte man ihr das Auge ausgestochen. Die Gegend schrumpfte zur Baustelle.

Eine andere massive Veränderung hatte das Land am Paß, der nie eine Landesgrenze dargestellt hatte, nach 1918 erlebt. Mit der Aufteilung der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte der Staat Italien seine Nordgrenze zum Alpenhauptkamm und damit zum Brennerpaß vorgeschoben; auf dem Brenner entstand beiderseits der neuen Grenze jener merkwürdige Ort, den wir heute kennen und der mit dem kurz bevorstehenden Beinahe-Verschwinden dieser Grenze zumindest teilweise auch wieder verschwinden dürfte. Im Zusammenhang mit den politischen und militärischen Ereignissen und Veränderungen in diesem Jahrhundert, die als bekannt vorausgesetzt werden können, war die Brennergrenze nun manchmal ziemlich unpassierbar geworden – so etwa nach dem Kriegsende 1945. Eine ganz andere Art von Reiseverkehr entstand, als wir ihn bisher kennenlernen durften. Man ging wieder zu Fuß und vermied es, den hergebrachten Hauptverkehrslinien zu folgen. Die folgende Schilderung stammt von Henriette Klier.

Wer kein Geld hatte, mußte allezeit zu Fuß marschieren, nach dem Motto: „Und was noch nicht gestorben ist, das macht sich auf die Socken nun". (B. B.) Dafür war die Jahreszeit nicht ungünstig. Sonnig, trocken, heiß, der Sommer 1945 hatte einiges gutzumachen nach den Kriegswintern.

Amerikaner in ihren Jeeps, desinfektionsduftend, frisch gewaschene Uniformen, auf der Brennerstraße zwischen Sterzing und der Grenze lässig auf- und abfahrend, Mädchen und Landstreicher perlustrierend. Bahn, Busse, PKW, Laster standen; kleine Lastwagen übernahmen den Transport von Gütern und Personen, von Brixen nach Sterzing war man den ganzen Vormittag unterwegs; nur mit Holzgas betrieben, mußten die Fahrer alle Fuchsminuten abspringen; sie schmissen Späne, Spreisseln, Holzstücke ins Feuerloch des Kessels, der das Holzgas zum Antrieb produzierte, und qualmend keuchte das Fahrzeug die Steigungen empor. Meist hieß es dann für die Insassen runter von der Ladefläche und die Steigung zu Fuß nehmen.

Später im Jahr verkehrte ein Personenzug, von Norden nur bis Gries am Brenner, von Süden bis vor die Grenze. Wir, T. N. und ich, waren also im Zug angereist. Endstation war für uns die Station Schelleberg/Moncucco.

Rückblickend erscheint es mir so wie ein alpines Nähkästchen, eine Puppenküche, wenn es auch im Augenblick so aussah, als wären wir in des Teufels Küche geraten. Im Hinblick auf die viel größeren Flucht-, Ozon- und Atomverseuchungstransfers war das geradezu ein wundersamer Ausflug von den Cabernet-Weingärten in Salurn ins bereits herbstdüstere Nordtirol:

Es ist abends. Wegen der Grenzbewachung muß der Übergang während der Nacht erfolgen. Aus dem Süden kommend, macht mich kalter Wind in meinem dünnen Sommerkleid frösteln. Über uns steigen die Waldhänge endlos, dunkel und steil auf, der Himmel ist wolkenverhangen, verliert sich in Grau und Schwarz. Wir wollen hier abseits von Straße und Sperren über die Grenze.

Beim letzten Grenzübertritt auf der anderen, östlichen Talseite nahe der Enzianhütte/Zirog hatte ein uniformiertes Mannsbild meine goldenen Fingerringe dafür genommen, daß er uns laufen ließ – wir hatten keinen Paß oder gültigen Übertrittschein vorzuzeigen.

Unfähig, die Grenze im Osten und weiter oben am Hang zu umgehen, waren wir im Juli in Schwierigkeiten geraten, eine felsige Schlucht unter dem Wolfendornrücken sperrte den Weg. Es blieb uns nichts anderes übrig, als direkt zur Grenze abzusteigen, wo wir dann gerade noch einer Truppe von Marokkanern entkommen konnten. Gerüchte in Innsbruck wußten von erstochenen Frauen und Mädchen zu erzählen, die bei dem Versuch, die Grenze zu passieren, von eben jenen furchterregenden Dunkelhäutigen erstochen, massakriert und was noch alles worden waren. Kein solches Risiko mehr. Beim Wegkreuz in Giggelberg war der arrangierte Treffpunkt. Eine kleine Gruppe von Männern sammelte sich dort. Sie nahmen ihre Rucksäcke, ihre hohen vollgepackten Kraxen auf. Sie sprachen nichts, und wir hefteten uns an ihre Fersen wie die Jungen an ihre unwilligen Muttertiere.

Je höher wir kamen, desto kälter wurde es. Nebel, Wind, zuerst einzelne Flocken, dann segelten ganze Leintücher herab. Dunkelheit, Sturm, Kälte am Sandjoch, der Schnee liegt jetzt mehr als fußhoch. Jenseits des Joches steile Schutt- und Rasenhänge. Einer der Männer hat eine Taschenlampe. Wir versuchen, mit ihm Schritt zu halten. Ich kann sehen, wie immer wieder einer der Träger ausrutscht, es ist alles so rutschig, glitschig, der nasse Schnee auf nassem Gras, unsere nassen Schuhe.

Dann müssen zwei andere herbei und den wieder hochzerren. Sie fluchen lästerlich, bei allen Huren, Teufeln, Kruzifixen wird beteuert, daß es diesmal das letzte Mal sei, daß sie diesen gottverfluchten Scheiß-Weg machten. Scheißleben, Hurenarbeit, Teufelszuigg, und gezahlt wird auch immer erst nachher. Die Nacht kommt mir lang vor, es geht talab und talab. Undeutlich erkenne ich jetzt den Waldrand. Mein Wolljäckchen und der Sommerkittel sind platschnaß, an meinen nackten Waden stehen die Härchen dick bereift ab, bei T. N. sieht es aus, als hätte sie einen weißen Pelz an den Waden. Auch wir rutschen und stolpern hinunter, hintendrein, damit wir die Führer ja nicht aus den Augen verlieren. Es ist stockdunkle Nacht. Etwas Schwarzes taucht auf in dem unbestimmten Grauweiß der Schneehänge, wir haben den Wald erreicht.

Dann finden die Männer einen Steig. Obwohl völlig erschöpft, kann ich auf einmal ein Gefühl von Geborgenheit spüren: Diese Gegend kenne ich, hier bin ich oft gegangen, ich habe auch eine Kraxe getragen, da war das Mittagessen für den Hias B. drin. Der hat da droben auf den Bergwiesen gemäht und das getrocknete Gras in die kleine Hütte gestapelt. Die Heuhütte auf den Obernberger Mahdern habe ich in der Dunkelheit nicht sehen können. Jetzt sind wir am Obernberger Bach, die Brücke, dann ein dunkler Klotz, ein Haus. Die Männer zielen draufhin. Die Türe wird aufgestoßen. Frauen sind da. Für jeden ein Glas Schnaps.

Die Taxe fürs Drüberführen kassieren die Töchter des Anführers nach drei Wochen bei mir in Innsbruck. Lässig stecken sie das Geld in die Taschen ihrer dicken Pelzmäntel. Inzwischen ist es Winter geworden.

Mehr Klammer als Grenze

Der Brenner und seine Stellung in der Geschichte Tirols

Franz-Heinz Hye

Der Prozeß der alpinen Faltung brachte es mit sich, daß die Brennersenke zwischen den mächtigen Massiven der Zillertaler Alpen im Osten und der Ötztaler Alpen im Westen zum niedrigsten Alpenübergang bzw. zur bequemsten Verbindung von der gegen Norden an mehreren Stellen geöffneten, west-östlichen Längstalfurche des Inntales zu dem nach Süden entwässernden Talsystem von Eisack und Etsch wurde. Mit nur 1372 Metern Seehöhe war und ist der Brenner ganzjährig passierbar und wurde daher sicherlich bereits in frühgeschichtlicher Zeit, spätestens jedenfalls von den Zeitgenossen des „Eismannes vom Hauslabjoch" begangen, ohne daß uns davon bisher irgendwelche Zeugnisse bekannt geworden sind.

Das den Brenner überschreitende Wipptal

Die Orts- und Talnamen beiderseits des Passes entstammen sowohl der vorrömischen, als auch der Römerzeit sowie der Epoche der bayerischen Landnahme[1]. Einer der wichtigsten, wenn nicht überhaupt der für unsere Betrachtung wichtigste vorrömische Name ist der den Brenner überschreitende Talname des Wipptales, welcher sicherlich nicht erst seit jüngerer Zeit von der Mündungsschlucht der Sill bei Innsbruck/Wilten bis zur Talenge von Franzensfeste nördlich von Brixen reicht. Nichts vermag uns die vitale Nutzung dieses Tal- und Paßweges besser zu illustrieren, als dieser seit bald 2000 Jahren überlieferte Talname, der uns schriftlich erstmals bereits in zwei spätrömischen Quellen, dem Itinerarium Antonini und der sogenannten Tabula Peutingeriana als „Vipiteno" oder „Vepiteno" als römische Ortsbezeichnung vermutlich für den südwestlichen Ortsteil von Sterzing, der sogenannten „Vill" entgegentritt.[2] Die Quartinus-Urkunde für Stift Innichen von 827/28 nennt dann Liegenschaften „ad Uuipitina in castello et in ipso vico", also im Burgbereich und im Dorf Wipitin, sowie in den benachbarten Orten, „et in aliis villulis ibidem adiacentibus ad Stilues, Torrentes, Ualones, Zedes, Teines, Tuluares ...", also in Stilfes, Trens, Flains, Tschöfs, Thuins, Tulfer, wobei durch die Nennung dieser Nachbarorte „Wipitin" eindeutig mit einer Örtlichkeit im Gemeindegebiet des heutigen Sterzing identifiziert wird.[3] Auch die ältesten Nennungen der Sterzinger Pfarrkirche und des dortigen Hospizes von 1233 und 1234 lauten „ecclesia sancte Marie in Wiptal" bzw. „hospitale sancte Marie in Wibital".[4] Die hier gebrauchte Talbezeichnung war übrigens bereits spätestens im 10./11. Jahrhundert in Gebrauch und begegnet erstmals angeblich 980[5] bzw. um 1085/97 als „Bibidena valle" bzw. 1186 als „Wibetal"[6], was de facto dem seither üblichen Namen Wipptal entspricht. Nach Otto Stolz hätte sich dieser Talname allerdings bis gegen 1400 nur auf den südlichen Talabschnitt und noch nicht auch auf das Tal der Sill bezogen,[7] doch verzeichnet das Tiroler landesfürstliche Urbar von 1288 sowohl den „hof zem Venner" im Venner- oder Vennatal als auch die „hube datz Salvun", das heißt den Weiler Ober- und Unter-Salfaun nordwestlich von Steinach als im „Wibtal" gelegen[8]. Andererseits schreibt Stolz selbst, daß „im früheren Mittelalter die Gegend etwa von Gossensaß bis gegen Steinach ‚Wibetwald' hieß".[9] Dies bedeutet anders ausgedrückt, daß jedenfalls die Gegend des Brennerpasses damals noch nicht oder nur sehr dünn besiedelt und vorwiegend von einem größeren Waldgebiet bedeckt war. Dementsprechend wird gelegentlich einer Aufzählung der in Südtirol gelegenen Weingüter der bayerischen Grafen von Neuburg-Falkenstein um 1180 betont, daß sich dieselben „ultra Wibetwaldes", also aus bayerischer Sicht jenseits dieses Waldes befinden.[10] Eine wesentliche Begleiterscheinung dessen, daß der Talname die Wasserscheide des Brenners immer schon – wenngleich ursprünglich vielleicht noch nicht in seiner seit dem 15. Jahrhundert üblichen und eindeutig nachweisbaren Erstreckung – überschritten hat, ist meines Erachtens in dem Umstande zu erblicken, daß der Brennerpaß selbst vor dem Jahre 1919 nie einen Grenzpunkt gebildet hat.[11]

Dies gilt bereits bezüglich der Römischen Provinz „RAETIA SECUNDA", deren Südgrenze nicht am Brenner, sondern am Thinnebach bei/in Klausen verlief.[12] Auch jene Grafschaft, die Kaiser Konrad II. im Jahre 1027 dem bischöflichen Stuhl von Brixen übertragen hat, überstieg den Brenner und fand ihre Grenzen beim genannten

Thinnebach im Süden[13] sowie bei Melach und Ziller im Inntal[14]. Bezeichnenderweise führte diese Grafschaft die bereits in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts erstmals belegte Bezeichnung „comitatus Nurichtal" (Norital),[15] womit zum Ausdruck kam, daß diese Grafschaft von Süden her die Verbindung zum Bereich der einstigen Römischen Provinz „NORICUM RIPENSE" gebildet hat. Um 1165/70 als fürstbischöflich-brixnerisches Lehen an die bayerischen Grafen von Andechs gelangt,[16] kam diese Grafschaft nach deren Aussterben (1248)[17] zunächst an den letzten Grafen von Tirol, Albert III. (gest. 1253), und hierauf – nach einem kurzen Intermezzo der Grafen von Hirschberg – an die Grafen von Görz. Unter Graf Meinhard II. von Tirol-Görz (gest. 1295) der von ihm endgültig ausgebildeten Grafschaft Tirol einverleibt, bildeten das Wipp- und das mittlere Inntal dann einen wesentlichen Bestandteil jener Grafschaft Tirol, die Margarete (Maultasch), die Enkelin Meinhards II., im Jänner 1363 an die Herzöge von Österreich aus dem Hause Habsburg übergeben hat.[18]

Bleibt noch daran zu erinnern, daß auch im Zuge der von Meinhard II. bleibend eingerichteten Verwaltungsorganisation Tirols das damals geschaffene Landgericht Sterzing – ebenso wie die Pfarre Sterzing – seine Nordgrenze nicht am Brenner, sondern nördlich davon am Brennersee bei der Einmündung des Vennertales zugewiesen erhalten hat.[19] Wie damit illustriert wurde, hat also ebenso wie der Name Wipptal auch die Politik bzw. die Territorialverwaltung stets die verbindende Klammerfunktion dieses Passes berücksichtigt.

Das Faktum des die Wasserscheide überschreitenden Talnamens ist in Tirol übrigens nicht nur am Brenner, sondern ebenso auch am Reschenpaß und am Toblacher Feld zu beobachten. So reichte der Talname Vinschgau nordwärts bis zur schluchtartigen Talenge von Finstermünz sowie westwärts bis Pontalt im Engadin, während der Talname Pustertal von der Lienzer Klause im Osten bis zur Mühlbacher Klause im Westen reicht. Dasselbe galt ebenso – wie oben dargelegt – bereits für die Grafschaft Norital sowie auch für die politische Einheit der Grafschaft Vinschgau und – mit Einschränkungen – auch für die Grafschaft Pustertal. Ähnliche Beispiele lassen sich jedoch nicht nur im Raum Tirol, sondern auch in anderen Territorien des Alpenbogens von Savoyen im Westen bis zur Steiermark im Osten beobachten.

Die VIA CLAUDIA AUGUSTA über den Brenner

In besonders effektiver Form realisiert wurde und wird die naturgegebene Begeh- und Befahrbarkeit eines Paßüberganges durch von Menschenhand geschaffene Verkehrslinien, durch Straße und Schienenstrang. Bezüglich des Brenners setzt diese Entwicklung – soweit derzeit feststellbar – mit dem Bau der römischen VIA CLAUDIA AUGUSTA um 15 v. bzw. 46 n. Chr. ein, deren östlicher Ast von Venedig-Altino sicherlich durch das Cadore, das Pustertal bzw. über den Brenner und den Seefelder Sattel nach Garmisch-Partenkirchen (PARTHANUM) und schließlich nach Augsburg (AUGUSTA VINDELICUM) geführt hat, während der gleichzeitig geschaffene westliche Ast, von Ostiglia (HOSTILIA) ausgehend, dem Etschtal aufwärts und dem oberen Tiroler Inntal folgte, um schließlich über den Fernpaß und Füssen ebenfalls Augsburg zu erreichen.[20] Zwischen diesen beiden Hauptstraßenästen gab es mehrere Querverbindungen, deren südlichste durch das Val Sugana und deren – gesicherte – nördlichste von Zirl über Telfs und den Holzleiten-Sattel nach Dormitz-Nassereith verlief. Auch die spätere Hauptverbindung, nämlich die Straße durch die Mündungsschlucht des Eisack vom Bozener- zum Brixener-Becken war spätestens um 307/12 – man beachte den römischen Meilenstein des Kaisers Maxentius von 312 in bzw. aus Blumau[21] – als eine derartige Querverbindung angelegt worden, wurde dann jedoch sehr rasch als die optimalste Direktverbindung von der Po-Ebene nach Augsburg erkannt und wird daher sowohl in der Tabula Peutingeriana als auch im Itinerarium Antonini, den wichtigsten Quellen für die spätrömische Verkehrsgeschichte, als einzige Straßenverbindung durch den Tiroler Raum eingezeichnet bzw. beschrieben.[22] Die Straße über den Reschen sowie jene durch das Cadore waren dadurch zu zweitrangigen Lokalstraßen abgesunken.

Obgleich nun dieser östliche Ast der VIA CLAUDIA AUGUSTA erst 1938 in einer wissenschaftlichen Monographie systematisch erforscht und dokumentiert worden ist,[23] wird in der jüngeren Literatur vor allem unter Bezugnahme auf A. Alpago-Novello (Milano 1972)[24] der Verlauf des zweiten Astes der VIA CLAUDIA AUGUSTA über Feltre, Belluno und über den Kreuzberg ins Pustertal wieder in Frage gestellt und verneint und dieser zweite Ast in einer sehr beschwerlichen Umweg-Route gesehen, die von Altino nicht dem Piavetal aufwärts nach Fetre sondern von Altino in nord-nordwestlicher Richtung über den Paß von Praderadego, dann quer durch das Piavetal nach Cesio Maggiore und von dort westwärts über den Passo Croce d'Aune (1010 m), nördlich hoch über Feltre (!), in die Val Sugana bzw. nach Trient führen soll.[25] Ohne nun dazu in diesem Rahmen in Details einzugehen, sei diesbezüglich jedoch in Erinnerung gebracht, daß im Jahre 1786 in Cesio Maggiore ungefähr in der Mitte zwischen Feltre und Belluno ein römischer Meilenstein der VIA CLAUDIA AUGUSTA aus dem Jahre 46/47 gefunden worden ist, dessen Fundort sowohl dem Verlauf der Römerstraße von Feltre dem Tal des Piave aufwärts in Richtung Belluno-Cadore als auch der vorerwähnten Trasse entsprechen würde, von dem aber nunmehr von anderen Autoren behauptet wird, er sei aus der Gegend westlich von Feltre mehrere Kilometer weit nach Cesio

Meilenstein des Kaisers
Septimius Severus von 201
in Sterzing (Rathaus)

Foto: F. H. Hye

Maggiore, rund 10 km östlich von Feltre, verschleppt und übertragen worden;[26] – Beweise für diese Behauptung allerdings fehlen! Doch nach diesem Exkurs zurück zur Brennerstraße durch das Wipptal, die gemäß dieser Theorien noch nicht unter Kaiser Claudius in den Jahren 46/47, sondern als Staatsstraße erst später angelegt worden sei, nachdem den Römern die straßenmäßige Bewältigung der Eisack-Mündungsschlucht nördlich von Bozen gelungen ist.[27] Die gesamte „Pustertalstraße und die Brennerroute" bildeten bis dahin nach Peter W. Haider nur eine „Bezirksstraße, eine *via vicinalis*" als Querverbindung von AGUNTUM in Richtung Nordwesten.[28] Das Cadore würde in einer solchen Sicht der Dinge in der Römerzeit hinsichtlich seiner straßenmäßigen Erschließung einen großen weißen Fleck in der Landkarte bilden.

Dabei wird übersehen, daß jene Reihe längst bekannter römischer Meilensteine des Kaisers Septimius Severus aus dem Jahre 201, gefunden in der Goste bei Ober-Olang, Ehrenburg, Freienfeld[29] und Sterzing,[30] welche Reihe durch mindestens fünf weitere Meilensteine desselben Jahres vom Brenner über Schönberg und Wilten bis Garmisch-Partenkirchen (=PARTHANUM) fortgesetzt wird,[31] eindrucksvoll dokumentiert, daß hier im genannten Jahre nach systematischer Planung ein zusammenhängendes Straßenstück von erheblicher Länge erneuert worden ist, wie dies auch der obzitierten Monographie von 1938 als Teil der VIA CLAUDIA AUGUSTA ALTINATE zu entnehmen ist.

Der Straßenabschnitt durch das Cadore und das Pustertal wurde ebenso wie im Jahre 201 auch noch zumindest bis 282/283 von der römischen Straßenverwaltung erhalten und gepflegt, worauf im Pustertal neben den angeführten Meilensteinen von 201 noch fünf weitere von Kaisern der Zeit von 218 bis 282/83 in Toblach, Niederdorf, Sonnenburg und Kiens hinweisen.[32] Jüngere Meilensteine werden hier nicht mehr angetroffen. Ein chronologischer Vergleich der Meilensteine im Puster- und im unteren Eisacktal legt daher die Vermutung nahe, daß der Bau der Römerstraße durch das untere Eisacktal bzw. durch den Kuntersweg erst in der Zeit des Kaisers Maxentius (307–312) erfolgt sei, was einen rapiden Rückgang in der Frequenz und wohl auch in der Pflege der Römerstraße durch das Pustertal zur Folge gehabt hat, weshalb dort jüngere Meilensteine fehlen.

Dabei ist es sicherlich kein Zufall, daß die Reihe der Meilensteine im Pustertal von Ost nach West nicht in Lienz, sondern in Innichen bzw. Toblach beginnt, dort wo die Straße über den Kreuzberg in das Pustertal einmündet. Wenn die erhaltenen oder zum Teil nach diesen rekonstruierten Inschriften auf diesen Meilensteinen – in scheinbarem Widerspruch dazu – die jeweilige Entfernung von „AG(untum)" in Nußdorf-Debant und Dölsach östlich von Lienz angeben, so wird damit offensichtlich nicht der Ausgangspunkt dieses Astes der VIA CLAUDIA AUGUSTA in Altino bei Venedig, sondern die Entfernung der betreffenden Örtlichkeiten von der nächstgelegenen römischen Stadt bezeichnet, und diese war AGUNTUM. – Es wäre übrigens aus militärgeographischer Sicht höchst unwahrscheinlich, daß die Römer durch das gegen Süden bzw. gegen Belluno weit geöffnete Trogtal des Piave keine nordwärts führende Straße angelegt hätten, während der um vieles weniger einladende Zugang und geradezu extrem steile Übergang über den Plöckenpaß von ihnen sehr wohl durch eine Straße überschritten worden ist. Bleibt noch zu beachten, daß sich – was in der Diskussion über die Entstehung der VIA CLAUDIA AUGUSTA meist außer acht gelassen wird – für die Römer bei ihrem Vorrücken gegen die Ostalpen im Jahre 15 v. Chr. im Cadore eine gänzlich andere bzw. wesentlich günstigere Ausgangsposition geboten hat als im Etschtal, zumal sich hier FELTRIA und BELLUNUM gemeinsam mit ihrem Umland, dem Val Cordevole und dem Cadore, bereits seit 180 v. Chr. unter der römischen Herrschaft befanden. Beide Orte, vor allem aber Belluno – darauf weist auch der hier seit dem 4. Jahrhundert installierte Bischofssitz hin –

Unten: Steinplatten mit Gleisrillen der Römerstraße vom Norden des Brennersees – heute beim Autobahnrastplatz an der Europabrücke

bildeten daher zum Zeitpunkt der Errichtung der VIA CLAUDIA AUGUSTA ALTINATE bereits seit langem wirtschaftliche und kulturelle Zentren dieser Region und waren daher in das ältere römische Verkehrsnetz ebenso eingebunden, wie sie auch beim Bau der neuen römischen Staatsstraße als selbstverständliche Fixpunkte berücksichtigt worden sind, während namentlich Belluno nach der oben referierten Theorie gänzlich im Abseits liegen gelassen worden wäre. Überdies fand auch das ältere römische Verkehrsnetz vor dem Jahre 15 v. Chr. in Belluno sicherlich kein jähes Ende, sondern führte durch das breite Trogtal des Piave nordwärts zumindest noch bis zur Talenge von Ospitale, wo die Römer zur militärischen Kontrolle des Piavetales das CASTRUM LAEBATII (Castellavazzo) errichtet hatten[33]. Die Weiterführung der Straße in Richtung Kreuzberg und Pustertal dürfte daher kein sehr großes Problem dargestellt haben. Die so entstandene Trasse der antiken Römerstraße bzw. dieses Astes der VIA CLAUDIA AUGUSTA „ab Altino usque ad flumen Danuvium", wie am Meilenstein von Cesio Maggiore zu lesen steht, bildete dann spätestens seit dem Hochmittelalter auch noch weitgehend die straßenmäßige Basis für die bis zum Anbruch des Eisenbahn-Zeitalters stark frequentierte „Strada d'Alemagna" bzw. für den sogenannten „Unteren Weg" der Rodfuhr auf der Strecke von Augsburg über Innsbruck, den Brenner und Toblach nach Treviso und Venedig[34]. – Wer auch sonst sollte diese Straßentrasse angelegt haben, zumal nach dem Zusammenbruch des Imperium Romanum bis in die Neuzeit keine Territorialmacht mehr Straßenbauten in ähnlicher Länge wie die die Alpen überschreitenden Römerstraßen errichtet hat. Auch die Konformität der Spurweite von ca. 100 cm bei allen bisher bekannt gewordenen Stücken von Gleisstraßen im Bereich der durch Tirol geführt habenden Römerstraßen bei Burgeis im obersten Vinschgau, am Milserberg westlich von Imst im Oberinntal, am steilen Südabhang des Fernpasses bzw. des „Alten Fern", bei Biberwier, in Klais bei Mittenwald an der Strecke gegen Garmisch sowie vom Nordende des Brennersees (heute am Autobahn-Rastplatz bei der Europabrücke) weist auf diese überregionale Straßenbau-Organisation des kaiserlichen Rom hin.[35]

Im Wipptal wechselte die VIA CLAUDIA AUGUSTA ALTINATE oberhalb von Mauls auf die rechte Talseite, querte in der Gegend der Sterzinger Pfarrkirche das hier einmündende Ridnauntal und wird noch heute in Gestalt der langgezogenen Hauptstraße von Sterzing benützt, wo im Jahre 1979 südlich vom Zwölferturm der obengenannte Meilenstein des Kaisers Septimius Severus aus dem Jahre 201, allerdings erheblich tiefer als das heutige Straßenniveau, gefunden worden ist.[36] Er wurde ebenso wie der bekannte Mithrasstein von Mauls im kleinen Lichthof hinter dem Sterzinger Rathaus aufgestellt.

Auch der weitere Verlauf der Römerstraße von Sterzing in Richtung Brenner war höchstwahrscheinlich derselbe, den die alte Landstraße bis zum Bau der beiden Tunnels unterhalb von Gossensaß um 1960/70 genommen hat. Es sei daher an dieser Stelle die Empfehlung ausgesprochen, das betreffende, seither weitestgehend verkehrsberuhigte Stück Altstraße archäologisch zu untersuchen. Eine solche Grabung erscheint um so mehr als äußerst hoffnungsvoll, als man aufgrund zahlreicher vergleichbarer Beispiele weiß, daß die mittelalterliche bzw. frühneuzeitliche Landstraße im alpinen Bereich häufig die Trasse der Römerstraße weiterverwendet hat. Eines dieser Beispiele befand sich bekanntermaßen am Nordabfall des Brennerpasses bzw. am Nordende des Brennersees beim ehemaligen Gasthaus „Taxer", wo man im Jahre 1935 bei Straßenarbeiten ein Stück der in Steinplatten eingetieften Gleisstraße (Spurweite ca. 100 cm) entdeckt hat.[37] Im Zuge des Autobahnbaues mußte dieses bedeutende Geschichtsdenkmal von seinem ursprünglichen Standort entfernt werden und wurde damals – gleichsam als museales Freilichtobjekt am Nordrand des Autobahnrastplatzes bei der Europabrücke neu situiert, und zwar knapp östlich neben dem dort von Unterschönberg heraufkommenden Wan-

Foto: F. H. Hye

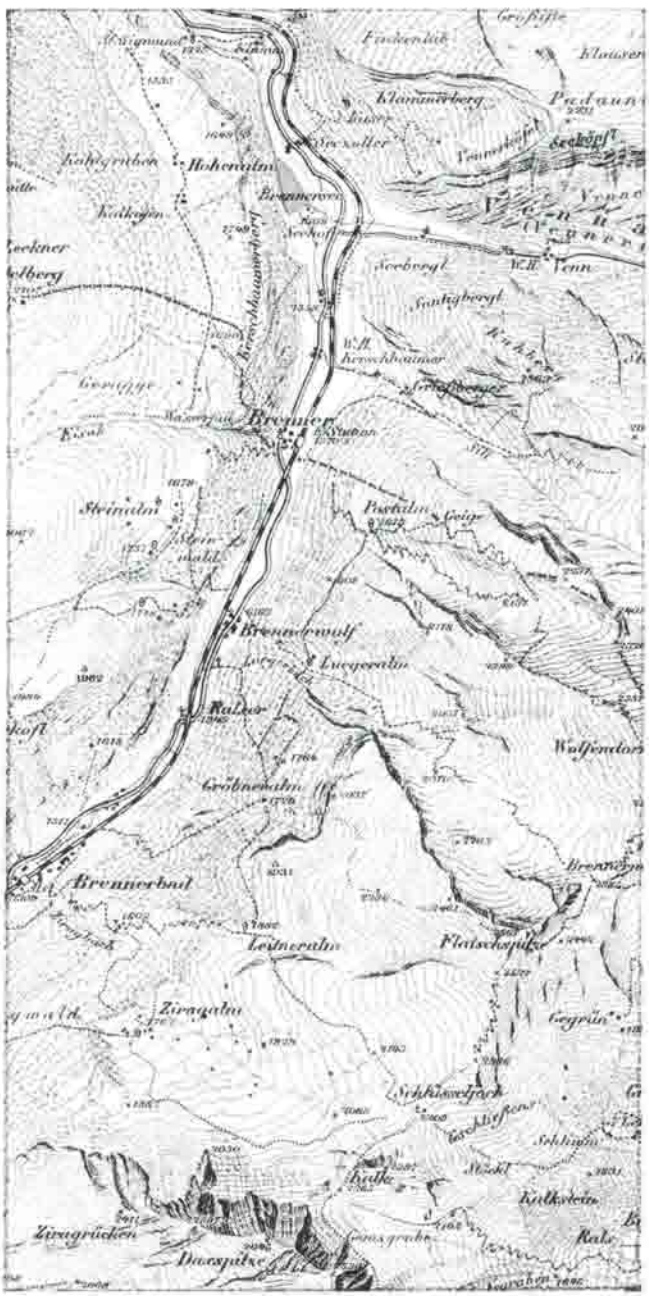
derweg, der weitgehend der Trasse der Römer- bzw. mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Landstraße entspricht.
Auch vom Brenner nordwärts ist eine weitgehende Identität zwischen der alten Landstraße und der Römerstraße anzunehmen, wobei freilich daran zu erinnern ist, daß die alte Brennerstraße nördlich vom Brennersee in einer ziemlich steilen S-Kurve hinunter zur landesfürstlichen Zollstation am Lueg links der Sill geführt hat. – Die dortige Kirche zu den Heiligen Christoph und Sigmund bildet heute den einzigen baulichen Rest dieser einstigen befestigten Zollstätte.[38] Es wäre übrigens zu hoffen, daß die dortselbst begonnene Restaurierung baldmöglichst fortgesetzt und abgeschlossen werde!
Der einst von Hermann Wopfner verfochtene Verlauf der Römerstraße vom Lueg auf der linken Talseite aufwärts entlang des Terrassenrandes „zwischen Stein- und Aigneralm" sowie – nach kurzem Abstieg in das Obernbergtal – über die Terrasse von Nößlach[39] ist jedenfalls als völlig unrealistisch abzulehnen, denn auch die Römer haben unnötige Umwege vermieden. Und gegen das in diesem Zusammenhang immer wieder gebrachte Argument, sie seien den von Hochwasser gefährdeten Tallagen ausgewichen, spricht die Siedlungskontinuität in eben diesen Tallagen bzw. bei der dortigen alten Landstraße spätestens seit dem Spätmittelalter. Ein besonders deutliches Argument gegen die Hochwasser-Theorie bietet auch Sterzing, wo früher ebenfalls behauptet worden ist, die Römerstraße sei am westlichen Talhang über Thuins und Tschöfs verlaufen, während nun durch den Fund des römischen Meilensteines inmitten der Sterzinger Neustadt erwiesen ist, daß auch schon die Römerstraße denselben Verlauf nahm wie die spätere Hauptstraße der Stadt unmittelbar auf dem Mündungsschwemmkegel des Eisack nach dessen Ausmündung aus der schluchtartigen und steilen Talenge und Talstufe von Gossensaß.
Ganz allgemein kann daher nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die Römerstraße im beengten alpinen Bereich auch nach dem Untergang des Imperium Romanum und dem damit verbundenen Wegfall der staatlichen Straßenverwaltung im Mittelalter und lange Zeit später überall dort weiterhin in Verwendung geblieben ist, wo sie nicht Naturgewalten (Flußerosion, Erdrutsch usw.) zum Opfer gefallen ist, wie dies z. B. beim Straßenstück durch die Eisackschlucht oberhalb von Bozen der Fall war. Es entspricht daher durchaus den Tatsachen, wenn in der Inschrift am sogenannten „Papstl" in Unterberg (Unterschönberg), welches zur Erinnerung an die Durchreise des Papstes Pius VI. im Jahre 1782 errichtet worden ist, daran erinnert wird, daß über diese Straße, das heißt über den dortigen heutigen Wanderweg hinauf nach Schönberg (vgl. oben!), bereits die römischen Legionen marschiert sind[40]. Leider sind die römischen Meilensteine, die einst im nördlichen Bereich des Wipptales an der VIA CLAUDIA AUGUSTA gestanden sind, durch den humanistischen Sammeleifer Erzherzog Ferdinands II. (in Tirol 1564–1595) an ihrem ursprünglichen Standort ausgegraben und in den Schloßhof des erzherzoglichen Museums von Ambras transferiert worden, wo sie noch heute stehen[41]. Nur der obengenannte Schönberger Meilenstein von 201 befindet sich heute im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum[42]. Ein weiterer Meilenstein von 195/215 ebenfalls vom Schönberg befindet sich im Kloster Wilten.[43]
Wie aus obigen Ausführungen hervorgeht, verlief die römische Staatsstraße von Steinach nach VELDIDENA/Wilten auf der linken Talseite. Bezüglich der heutigen Ellbögener Landesstraße hingegen, die im Volksmund seit dem Aufkommen des Tourismus im 19. Jahrhundert gerne als „Römerstraße" bezeichnet wird, muß hingegen festgestellt werden, daß sie sicher einen sogar vorgeschichtlichen Verbindungsweg zwischen den Orten auf der rechten Talseite bzw. zum Mittelgebirge südlich von Innsbruck gebildet, nie aber als römische Staatsstraße fungiert hat. Ihre Bedeutung stieg erst mit dem Bau der ersten Haller Innbrücke im Jahre 1303, zumal dann über diese Straße auf verkürzter Strecke – ohne den für den übrigen Verkehr vorgeschriebenen Umweg über Innsbruck – der Transport des Haller Salzes in Richtung Südtirol durchgeführt worden ist. Eine wesentliche Verkürzung dieses Transportweges bzw. der Salzstraße selbst bildete dann in der Mitte des 16. Jahrhunderts die Anlage der direkten Straßenverbindung von Lans nach Patsch (unter Umgehung des Ortskerns von Igls), welche Straße in den Ort Patsch oben beim sogenannten „Altwirt" einmündet, wo dieser Tage ein Teil der betreffenden steingepflasterten Straße mit Spurrillen freigelegt worden ist (vgl. Tiroler Tageszeitung vom 9. Juni 1994, S. 26). Die ältere Straße hingegen, die heutige Dorf- und Kirchgasse, führte unten an der St. Donatus-Pfarrkirche von Patsch vorbei[44].
Bleibt noch daran zu erinnern, daß die VIA CLAUDIA AUGUSTA über den sogenannten Hohlweg beim Bergisel bzw. an der Stelle der heutigen Haymongasse[45] den Innsbrucker Talboden erreicht und in ihrem nach Augsburg gerichteten Hauptast dann über Völs und das Michelfeld (zwischen Völs und Kematen)[46], in irgendeiner Weise den Inn übersetzend, nach TERIOLIS/Martinsbühel (Zirl) und über den Zirlerberg nach Mittenwald/Klais etc. geführt hat, während ein Nebenast an der Stelle der heutigen Wiesengasse – man beachte den dortigen noch in situ befindlichen Meilenstein – über Amras und Ampass dem Unterinntal folgte.[47]

Die Ortschaft Brenner – ihre Entstehung und Entwicklung

Straße, Verkehr, Siedlung und Wirtschaft bildeten bis in die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts vier aufs engste miteinander verbundene und voneinander abhängige Dinge. Dies zeigte sich auch sowohl als nach der bayeri-

Ausschnitt aus der
1920 herausgegebenen
Alpenvereinskarte des
Brennergebietes

schen Landnahme im 6. Jahrhundert nach und nach an der alten Straße teils neue Siedlungen entstanden, als auch als die relativ starke Zunahme der Bevölkerung im Hochmittelalter einen abermaligen Siedlungsschub bewirkt hat. Neue Siedlungsplätze jedoch entstanden in der Regel erst durch das Urbarmachen bzw. Kultivieren von Auen oder durch das Roden von Waldteilen. Letztere Methode war es wohl, die gegen Ende des 13. Jahrhunderts oben im Bereich der Paßhöhe des Brenner-Hochtales



inmitten des eingangs erörterten Wipetwaldes neue Höfe entstehen ließ.

Im landesfürstlichen Gastungsprivileg bzw. Monopol von 1304 für die damals noch ganz junge Stadt Sterzing[48], dessen Gültigkeit sich auf den Raum zwischen den beiden Mittenwald, dem Wipetwald und dem Wald in der Sachsenklemme mit dem heutigen Ort Mittewald bezog, wird in der Reihe jener Orte, denen es verboten wurde, weiterhin Gäste aufzunehmen und zu verköstigen, neben „Gozzensaz" (Gossensaß), „Movls" (Mauls) und „Chalch" (Kalch) am Aufstieg zum Jaufen an erster Stelle vor Gossensaß auch der Ort „Ayterwanch" genannt[49], den Hermann Wopfner zweifellos zurecht mit der Gegend beim Eden- oder Ralser- bzw. beim Wechselhof unterhalb des Brenner-Wolf identifiziert hat.[50] Die Ortschaft Brenner hingegen scheint in dieser Urkunde noch mit keinem Worte auf. Wohl aber nennt das landesfürstliche Urbar von 1288 in dem „Der alte gelt im Wibtal" genannten Amtsbezirk (vgl. oben!) „datz Mittenwalde zwo hube", also im (oberen) Mittenwald bereits zwei Huben, die an den Landesfürsten 24 Pfund Berner jährlich zu zinsen hatten, wobei ein wenig später eingefügter Zusatz die Mitteilung enthält, daß sich beide Huben nun im Besitz eines gewissen „Prennerius de Mittenwalde" befinden, der dafür mehr als das Doppelte, nämlich 55 Pfund zinsen mußte[51]. Ein weiterer, vermutlich gleichzeitiger Zusatz nennt überdies „datz Mittenwalde ein Swaige", also einen landesfürstlichen Schwaighof. Zwei Höfe „datz Schellenberch" folgen erst nach der Aufzählung zweier anderer Liegenschaften, nämlich „datz Vogelweide" und „an dem walde ze Pruenne ein hof". Die zwei Huben des Prenner und der Schwaighof liegen demnach oberhalb des Schellebergs, also im Bereich des Brenner-Hochtales, zu dessen namengebendem Siedlungskern sich die zwei Huben des Prenner-Bauern im Laufe der Zeit entwickelt haben, wobei sich dieser Personennamen wohl von der von seinem Träger vorgenommenen Brandrodung herleitet. Der heutige Ortsname Brenner geht demnach höchstwahrscheinlich auf den Namen dieses hochmittelalterlichen Einöd-Bauern inmitten des oberen Mittenwaldes zurück. Als „Ch(unradus) Prenner de Mittenwalde", und zwar noch immer als Besitzer zweier Huben, erscheint wohl noch derselbe Mann auch in der Steuerliste des Landgerichtes Sterzing vom Jahre 1314[52].

Bezüglich der späteren Geschichte der Ortschaft an dieser viel und von vielen Persönlichkeiten[53] begangenen und befahrenen Straße[54] mag hier der Hinweis auf die wichtigsten Entwicklungsschwerpunkte genügen. So entstand wahrscheinlich noch im 14. Jahrhundert als Stätte religiöser Besinnung bzw. als Filiale der Pfarre Sterzing der um 1787 barockisierte Sakralbau der dortigen St. Valentinskirche,[55] neben der schon früh die Gaststätte der späteren „Post" dem Reisenden offenstand.

Einen gänzlich neuen Akzent erhielt die Ortschaft durch das Bekanntwerden der Heilquelle Brennerbad, zu deren

wirtschaftlichen Nutzung der Sterzinger Unternehmer Uriel und vor allem sein bekannter Vetter Zacharias Geizkofler (1560–1617) um 1606/07 die Initiative ergriffen haben. Damals wurden auch die ersten medizinischen Gutachten über das dortige Quellwasser eingeholt[56].

Noch zum Zeitpunkt der Errichtung der Brennerbahn in den Jahren 1864/67[57] und noch Jahrzehnte später bestand der Ort von Nord nach Süd in einer langgezogenen Streusiedlung vom Vennertal bis einschließlich der Häuser am Giggelberg. Der ebenso bekannte wie verläßliche Landestopograph Johann Jakob Staffler gibt für das Jahr 1844 für den Ort Brenner insgesamt 67 Häuser und 376 Einwohner an. Damals bestanden hier an Gastgewerbebetrieben die Wirtshäuser beim Kerschbaumer, der bereits genannte Post-Gasthof, der Brenner-Wolf, Brennerbad und der Gasthof am Schölleberg.[58]

Dieser Entwicklungsphase entsprach die Ortschaft Brenner noch im Jahre 1919/20, als sie durch die willkürliche Grenzziehung von 1919 zweigeteilt worden und in der damals angefertigten Alpenvereinskarte topographisch exakt dokumentiert worden ist.

Die unerfreuliche weitere Entwicklung zum vorwiegend durch Wohnblöcke militärisch und zivil besiedelten italienischen Grenzort mit großem Eisenbahn-Rangierbahnhof – ausgelöst und veranlaßt durch die unterschiedlichen österreichischen und italienischen Antriebs-Stromsysteme seit 1928 – ist bekannt[59] und muß hier nicht neuerdings im Detail dargestellt werden. Der seither noch verbliebene geringe Freiraum wurde schließlich durch den Bau der in gleichem Maße beschimpften und benötigten

Der (österreichische) Schlagbaum an der 1919 diktierten Brennergrenze (gegen Norden)

Brennerautobahn[60] vollends in Anspruch genommen. Durch einen Beitritt Österreichs zur Europäischen Union wird zwar die militärische Komponente mit der Zollwache usw. im Leben des Ortes erheblich reduziert werden, an der Bahnhofs-Situation hingegen wird sich aus den oben genannten Gründen auch in Zukunft kaum etwas ändern, solange die neuen Zweibereichs-E-Loks nicht in großem Umfang eingesetzt werden können. Ein künftiger Brenner-Basistunnel schließlich würde zwar den Güterverkehr auf Autobahn und Straße reduzieren, diese jedoch niemals völlig unentbehrlich machen.

Anmerkungen

[1] Bezüglich der Ortsnamen südlich des Brenner vgl. *Egon Kühebacher*, Die Ortsnamen Südtirols und ihre Geschichte. Bd. 1, Bozen 1991.

[2] *Ludwig Pauli*, Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter. München 1980, S. 253.

[3] *Anselm Sparber*, Die Quartinus-Urkunde von 827/28. In: Schlern-Schriften Bd. 12, Innsbruck 1927, S. 176–185.

[4] *Franz Huter*, Vom Werden und Wesen Sterzings im Mittelalter. In: Sterzinger Heimatbuch = Schlern-Schriften Bd. 232, Innsbruck 1965, S. 48; sowie derselbe, Die Anfänge der Spitäler von Sterzing. In: Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft Bd. 12, Innsbruck 1966, S. 205; sowie *Franz-Heinz v. Hye*, Auf den Spuren des Deutschen Ordens in Tirol. Bozen 1991, S. 232 f.

[5] *Otto Stolz*, Geschichtskunde der Gewässer Tirols. = Schlern-Schriften Bd. 32, Innsbruck 1936, S. 29.

[6] *Oswald Redlich*, Die Traditionsbücher des Hochstifts Brixen. = Acta Tirolensia Bd. 1, Innsbruck 1886, n. 398; sowie *F. Huter*, Tiroler Urkundenbuch Bd. I/1, Innsbruck 1937, n. 429.

[7] *O. Stolz*, Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol. Schlern-Schriften Bd. 40, Innsbruck 1937 (Neudruck Bozen 1971), S. 455. Dieselbe Auffassung vertritt auch *F. Huter*, Vom Werden und Wesen Sterzings, a. a. O., S. 36.

[8] *O. v. Zingerle*, Meinhards II. Urbare der Grafschaft Tirol. = FRA. II/45, Wien 1890, S. 64, n. XI/2 und S. 72, n. XII/1.

[9] *O. Stolz*, Geschichte von Matrei im Mittelalter. In: Schlern-Schriften Bd. 84, Innsbruck 1950, S. 27.

[10] *F. Huter*, Tiroler Urkundenbuch Bd. I/1, a. a. O., n. 382.

[11] *Franz Gschnitzer*, Tirol – Geschichtliche Einheit. = Österreich-Reihe Bd. 38, 2. Aufl., Wien 1958, S. 54 f.

[12] *Richard Heuberger*, Von Pons Drusi nach Sublavione. In: KLIO. Beiträge zur alten Geschichte Bd. 23/1, Leipzig 1929, S. 59.

[13] Dementsprechend konnten die Fürstbischöfe von Säben/Brixen seit der Verleihung durch Kaiser Konrad II. im Jahre 1028 hier an der Südgrenze ihres Fürstentums bzw. ihrer Grafschaft bis zu deren Säkularisation im Jahre 1803 an ihrer Zollstätte in Klausen ihre bedeutendsten Einnahmen einstreichen. Vgl. dazu *Karl Wolfsgruber*, Der Zoll in Klausen. In: Der Schlern Jg. 46, Bozen 1972, S. 335–341; sowie *F. H. Hye*, Die fürstbischöflich-brixnerische Stadt Klausen am Eisack – Geschichte und Stadtbild. In: Österreich in Geschichte und Literatur Jg. 35, Wien 1991, S. 329–339.

[14] Derselbe, Die Grafen von Andechs und Tirol. In: Schwaben – Tirol (Beiträge), Augsburg – Rosenheim 1989, S. 47–53.

[15] *Josef Riedmann*, Mittelalter. In: Geschichte des Landes Tirol Bd. 1, Bozen 1985, S. 276.

[16] *A. Sparber*, Die Brixner Fürstbischöfe im Mittelalter. Bozen 1968, S. 67.
[17] Siehe oben Anm. 14!
[18] *J. Riedmann*, a. a. O., S. 399–426.
[19] *O. Stolz*, Politisch-historische Landesbeschreibung von Südtirol, a. a. O., S. 458; sowie *Georg Tinkhauser (und Ludwig Rapp)*, Beschreibung der Diöcese Brixen. Bd. 1, Brixen 1855, S. 660 und 684 f.
[20] *L. Pauli*, a. a. O., S. 236. Später hat sich dieser Autor der Theorie von *A. Alpago-Novello* (vgl. unten Anm. 23) angeschlossen: Derselbe, Wege und Reisen über die Alpen von der Urzeit bis ins Frühmittelalter. In: *Uta Lindgren*, Alpenübergänge von Bayern nach Italien 1500–1850. München 1986, S. 14. Vgl. dazu auch *F. H. Hye*, Grundzüge der alten Tiroler Verkehrsgeschichte – dargestellt anhand von Relikten in Sammlungen und im Gelände. In: Alpenübergänge vor 1850, hg. v. U. Lindgren. = Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 83, Stuttgart 1987, S. 147–155, bes. S. 147 f.
[21] *Maria Außerhofer*, Die römischen Meilensteine in Südtirol. In: Der Schlern Jg. 50, Bozen 1976, S. 10 und 17 f.
[22] Siehe oben Anm. 2!
[23] La VIA CLAUDIA AUGUSTA ALTINATE, hg. v. Reale Istituto Veneto di Scienze, Lettere ed Arti, Venezia 1938. Man beache darin vor allem die „Conclusioni storico – topografiche" sowie die beigegebene kartographische Darstellung beider Äste der VIA CLAUDIA AUGUSTA.
[24] *A. Alpago-Novello*, Da Altino a Maia sulla via Claudia Augusta. Milano 1972. Vgl. dazu hinsichtlich älterer Auffassungen und ihrer Wandlungen beispielsweise *P. H. Scheffel*, Verkehrsgeschichte der Alpen Bd. 1, Berlin 1908, S. 94 f.; *Walther Cartellieri*, Die römischen Alpenstraßen über den Brenner, Reschen-Scheideck und Plöckenpaß. Leipzig 1926, S. 56–67; sowie *Karl Völkl*, Der Obere Weg. Die via Claudia Augusta auf der Strecke von Bozen bis Landeck. In: Der Obere Weg = Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes Bd. V/VII, Bozen 1967, S. 89–102.
[25] *L. Pauli*, Wege und Reisen über die Alpen, a. a. O., S. 14.
[26] Vgl. z. B. *Peter W. Haider*, Von der Antike ins frühe Mittelalter. In: Geschichte des Landes Tirol Bd. 1, Bozen 1985, S. 160.
[27] Ebenda.
[28] Ebenda.
[29] Vgl. *M. Außerhofer*, a. a. O., S. 10.
[30] *Hanspaul Menara*, Sterzing und Umgebung. = Südtiroler Gebietsführer 38, Bozen 1983, S. 38.
[31] *W. Cartellieri*, a. a. O., S. 170 und 95.
[32] Siehe oben Anm. 26!
[33] *Antonio Lorenzoni*, Cadore. = Collezione di Monografie illustrate, Serie I: Italia artistica Bd. 33, Bergamo 1907, S. 11.
[34] *J. Riedmann*, a. a. O., S. 289; sowie *F. H. Hye*, Grundzüge der Wirtschaftsgeschichte Tirols im Mittelalter. In: Chronik der Tiroler Wirtschaft, Wien 1992, S. I/29–74, bes. I/35.
[35] Im Widerspruch dazu behauptet nun *L. Pauli*, Wege und Reisen über die Alpen ..., a. a. O., S. 14, – ohne Beispiele hierfür anzuführen – die Römerstraße hätte eine Spurweite von 107 cm gehabt, was ihn jedoch nicht hindert, unmittelbar neben dieser Behauptung auf S. 15 eine Abbildung der „römische(n) Fahrstraße vom Brenner nach Augsburg in einem Hohlweg bei Klais zwischen Mittenwald und Partenkirchen" zu zeigen, welche – wie ich selbst abgemessen habe – eine Spurweite von ca. 100 cm aufweist.
[36] Bis zum Fund dieses Meilensteines neigte man zu der Ansicht, die Römerstraße sei von VIPITENUM aufwärts in westlicher Hanglage über Thuins und Tschöfs (beide unterdessen nach Sterzing eingemeindet) verlaufen. Vgl. *M. Außerhofer*, a. a. O., S. 19.
[37] *Hans Kramer*, Die Siedlung Brenner seit 1918. In: Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum Bd. 26/29, Innsbruck 1949, S. 541.
[38] *O. Stolz*, Geschichte des Zollwesens, Verkehrs und Handels in Tirol und Vorarlberg. = Schlern-Schriften Bd. 108, Innsbruck 1953, S. 120 f.
[39] *H. Wopfner*, a. a. O., S. 44. Ebenso abzulehnen ist auch die Vermutung von *W. Cartellieri*, a. a. O., S. 134 f., wonach „die Straße bei Steinach die Sill überschritten und über Mauern nach Tienzens geführt haben dürfte". Vielmehr ist auch hier an die alte Brennerstraße zu denken, die früher in diesem Abschnitt oberhalb von Matrei rechts der Sill verlaufen ist und heute ebenfalls nur noch als stark verkehrsberuhigte Lokalstraße genutzt wird. An diesem Straßenstück dürfte wohl auch jener Meilenstein des Kaisers Septimius Severus gestanden sein, der später in der Kirche von St. Kathrein/Aufenstein als Opferstock verwendet worden ist.
[40] *F. H. Hye*, Zur Geschichte des Hauptstraßennetzes im Innsbrucker Becken. Das Verkehrsdreieck Matrei – Innsbruck – Ampass/Hall. In: Tiroler Wirtschaftsstudien Bd. 33, Innsbruck 1977, S. 175–198, bes. 179.
[41] In den seiner Landkarte von Tirol (Prag 1604) als Kartenumrahmung beigegebenen Erläuterungen schreibt *Warmund Ygl* ausdrücklich, daß Erzherzog Ferdinand II. sowohl den Meilenstein in Wilten, als auch vier weitere im Jahre 1587 nach Schloß Ambras transferieren habe lassen: „Stetit hac columna ibi (= in Wilten) usque ad annum Domini 1587, quo eam Serenissimus Ferdinandus archidux Austriae inde in arcem suam Ombrasiam, quae non procul abest, transtulit cum 4 aliis columnis."
[42] Vgl. den Katalog der Jubiläumsausstellung des Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum „VELDIDENA – Römisches Militärlager und Zivilsiedlung Nordtirol und die Invasion aus dem Süden vor 2000 Jahren", Innsbruck 1985, S. 78.
[43] *Heinrich Schuler*, Wilten zur Römerzeit. In: Wilten – Nordtirols älteste Kulturstätte, Bd. 1, Wilten 1924, S. 30.
[44] *F. H. Hye*, Die Städte Tirols. 1. Teil = Österreichisches Städtebuch, hg. von der Österr. Akademie der Wissenschaften, Wien 1980, S. 31–51, bes. S. 41; sowie derselbe, Hall i. T. In: Österreichischer Städteatlas, Lieferung 4/2, Wien 1993. Vgl. dazu auch von demselben, Zur Geschichte des Hauptstraßennetzes im Innsbrucker Becken, a. a. O., S. 185 f., – sowie von demselben, Amras – Geschichte und Gegenwart (= Die Stadtteile Innsbrucks, Bd. 4), Innsbruck 1989, S. 36.
[45] *Osmund Menghin*, Das Kastell von Veldidena. In: Ausstellungskatalog „VELDIDENA", a. a. O., S. 23 f.
[46] Ein dort gestanden habender Meilenstein wurde offenbar beim Bau der Arlbergbahn spurlos entfernt. An seinem Standort noch gesehen und beschrieben wurde er von *Franz Karl Zoller*, Geschichte und Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck, 2. Theil, Innsbruck 1825, S. X.
[47] *F. H. Hye*, Amras, a. a. O., S. 31 ff. Vgl. dazu namentlich für den Bereich von Ampass ostwärts auch noch immer *Matthias Mayer*, Die Römerstraße durch das Unterinntal, Kufstein 1927.
[48] *F. Huter*, Vom Werden und Wesen Sterzings, a. a. O., S. 50 ff.; sowie *F. H. Hye*, Tiroler Städte an Etsch und Eisack. Ein stadtgeschichtlicher Exkursionsführer. = Exkursionen des Österreichischen Arbeitskreises für Stadtgeschichtsforschung 9, Linz 1982, S. 50 ff.
[49] Die Wiederentdeckung des Originals dieser wichtigen Urkunde im Museum Carolino Augusteum in Salzburg verdanken wir *Karl Schadelbauer*, Sterzing bis zum Jahre 1363. In: Der Schlern Jg. 37, Bozen 1963, S. 291–296.
[50] *H. Wopfner*, a. a. O., S. 38 f.
[51] *O. v. Zingerle*, Meinhards II. Urbare der Grafschaft Tirol, a. a. O., S. 56.
[52] *O. Stolz*, Steuerliste des Gerichtes Sterzing 1314. In: Quellen zur Steuer-, Bevölkerungs- und Siippengeschichte des Landes Tirol im 13., 14. und 15. Jahrhundert = Schlern-Schriften Bd. 44, Innsbruck 1939, S. 124.
[53] Vgl. dazu unter anderem *Karl Pivec*, Italienwege der mittelalterlichen Kaiser. In: Jahrbuch des Südtiroler Kulturinstitutes Bd. I (= Die Brennerstraße), Bozen 1961, S. 84–110.
[54] *Werner Rutz*, Die Brennerverkehrswege. Straße – Schiene – Autobahn. Verlauf und Leistungsfähigkeit. Bad Godesberg 1970.
[55] *G. Tinkhauser (und L. Rapp)*, a. a. O., S. 684 f.
[56] *K. Schadelbauer*, Die ältesten medizinischen Gutachten über das Brennerbad. In: Veröffentlichungen des Museum Ferdinandeum Bd. 26/29, Innsbruck 1949, S. 419–430. Siehe dazu auch namentlich bezüglich des daran maßgeblich beteiligt gewesenen Innsbrucker Hof- und Pestarztes Dr. Paul Weinhart (1570–1648). *F. H. Hye*, Die Innsbrucker Familie Weinhart im Tiroler Geistesleben (1600–1833). = Schlern-Schriften Bd. 258, Innsbruck 1970, S. 34 ff.
[57] Vgl. dazu *Josef Dultinger*, Die Brennerbahn. Rum 1980.
[58] *Johann Jakob Staffler*, Tirol und Vorarlberg. 2. Theil, 2. Bd., Innsbruck 1844, S. 40–43.
[59] Vgl. *H. Kramer*, a. a. O.
[60] *Leo Feist*, Vom Saumpfad zur Tiroler Autobahn. Innsbruck 1980.

Der geologische Knoten von Sterzing

Über die verzwickte Geologie der Brennerberge

Bernd Lammerer
(Text und Abbildungen)

Als vor gut 200 Jahren der französische Naturforscher Deodat de Dolomieu über den Brenner fuhr, klaubte er nahe Sterzing einen gelblichen Felsbrocken auf, der entgegen seiner Erwartung beim Betropfen mit verdünnter Salzsäure nicht aufschäumte, wie das die kalkigen Gesteine sonst tun. Damit hatte er das später nach ihm benannte Mineral Dolomit gefunden. Damals konnte er noch nicht ahnen, daß er durch eine der geologisch vielfältigsten und kompliziertesten Gegenden der Ostalpen reiste, die noch heute viele Fragen aufwirft (Abb. 1). Vorweg eine kleine Anekdote als Entschuldigung an den Leser für die nun folgende Komplexität, die ich dennoch für einen normalen Sterblichen mundgerecht aufzubereiten versuche: Einer der großen Geologen des amerikanischen Geologischen Dienstes, Warren Hamilton mit der beneidenswerten Amtsbezeichnung „Superscientist", hielt auf einer Tagung in Kingston (Canada) einen Vortrag über die geologische Geschichte eines Gebietes in Indonesien. Die Details habe ich vergessen. Jedenfalls gab es eine heiße Diskussion danach, manch einer konnte nicht glauben, was der Mann sagte, bis er schließlich in einer Mischung von Verzweiflung und Zorn ausrief (ich übersetze gleich): „Verdammt, ich habe die Erde nicht konstruiert, ich beschreibe sie nur!"

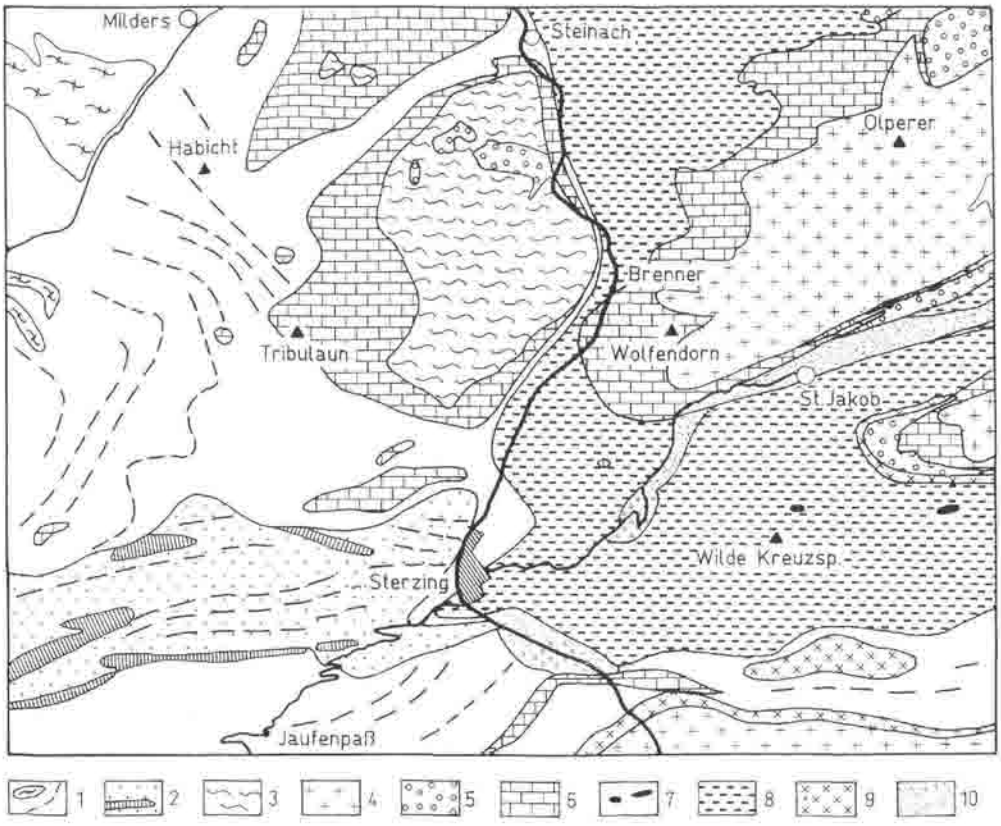


Abb. 1: Die geologischen Einheiten der Brennerberge
Legende (nach dem Gesteinsalter geordnet): 1 = Gneise und Glimmerschiefer mit Strukturlinien der Richtung der Schieferung; 2 = Schneeberger Zug (Marmore, Quarzite, Amphibolite, graue granatführende Gneise des Ötztalkristallins; 3 = Quarzphyllit der Steinacher Decke; 4 = Zentralgneise der Zillertaler Alpen; 5 = Oberkarbon-Konglomerate; 6 = Trias, Jura und kreidezeitliche Gesteine, meist Kalke und Dolomite; 7 = Serpentinite; 8 = Kalkglimmerschiefer; 9 = tertiäre Granite; 10 = nacheiszeitliche Aufschüttungen, Dreiecke: nacheiszeitliche Bergstürze

Doch zurück zum Brenner. Auf den ersten Blick scheint alles halb so schwierig: Westlich des Brenners liegen 250–200 Millionen Jahre alte (= Zeit der Trias bis Beginn der Jurazeit) Kalke und Dolomite der Tribulaungruppe, der Telfer Weißen und der Kalkkögel auf den sehr viel älteren Gneisen und Glimmerschiefern (= „Altkristallingesteine") der Stubaier Alpen (Abb. 2). Die geologische Deutung, wenn man sie auf ihren allereinfachsten Nenner bringt, ist klar: Die alten Gneise und Glimmerschiefer waren vor 250 Millionen Jahren an die Oberfläche gekommen, als die Schichten darüber wegerodierten. Anschließend sank die Region unter den Meeresspiegel ab, so daß sich Kalk und Dolomit ablagern konnten.
Doch es gibt hier schon den ersten „Schönheitsfehler": Ganz oben auf den Kalken liegt als „Steinacher Decke" ein häßlich-schwarzgrauer, eintöniger Schiefer („Quarzphyllit"), dem Flöze mit Anthrazit-Kohlen zwischengeschaltet sind, deren Alter man genau kennt: Sie entstammen nach versteinerten Pflanzenresten der Karbonzeit vor 350 Millionen Jahren! Hier liegen also viel ältere Schichten auf jüngeren!
Auf der Ostseite des Brenners hat sich im Prinzip das gleiche abgespielt – am Wolfendorn, der schön vom Pfitschtal bei Kematen zu studieren ist, liegen ebenfalls solche Kalk-Dolomit-Gesteine über älterem Kristallin (Abb. 3). Doch eine Korrelation quer über den Brenner hat gleich mehrere Haken:

☐ Als erstes wurden die Gesteine des Tribulaun vor 80 Millionen Jahren bei einer Temperatur von knapp 500 °C in einer Tiefe von ungefähr 12–15 Kilometern gewissermaßen gegart (die Geologen sprechen von „Metamorphose"), wobei sich neue Minerale wie die schwarzglänzenden Schüppchen von Biotit oder die blauen Stengel des Disthens in bestimmten tonigen Ablagerungen der Trias (Raibler Schichten) gebildet hatten, an denen die Mineralogen die maximal erreichten Drücke und Temperaturen abschätzen können.
Auf der anderen Seite des Brenners dagegen war die Temperatur zwar nicht viel höher, dafür aber der Druck doppelt so groß, das heißt, die Gesteine waren in eine viel größere Tiefe abgesenkt worden – nämlich 25–30 Kilometer. Und das vor nur 40 Millionen Jahren.
War also im ersten Fall mit 33 bis 40 °C/km die Temperaturzunahme mit der Tiefe ungewöhnlich hoch, so war sie im zweiten Fall mit 17–25 °C eher zu niedrig. Die Erdwärme mußte in den beiden Gebieten ungleich verteilt gewesen sein. Das ist erstaunlich, denn unter der isolierenden Hülle von vielen Kilometern Gestein ist die Temperatur normalerweise ziemlich ausgeglichen und nimmt mit 25–30 °C/km zu.
☐ Zweitens sind die Triasschichten im Kalkkögelgebiet etwa 1500 Meter mächtig, die gleichalten Gesteine im Pfitschtal aber nur einige wenige Meter oder Zehnermeter, und sie sehen auch noch anders aus.
☐ Drittens tauchen in einem Ost-West-Profil die Schichten der Zillertaler Alpen am Brenner unter das Stubaier Altkristallin ab.
☐ Und schließlich, viertens, reichen die Schichten der Zillertaler Alpen altersmäßig bis in die Kreidezeit (ca. 100 Millionen Jahre). Dann aber beginnt die Altersfolge quasi noch einmal von vorne: Es liegen noch einmal Jura und Kreidesteine darüber, die aber vollkommen anders aussehen. Es sind eintönige Kalkglimmerschiefer und metamorphe Ozeanbodenbasalte, die als Unterlage überhaupt kein Altkristallin haben, sondern nur einzelne Linsen von Serpentinit – ein Gestein, das eigentlich in den Erdmantel – also in Tiefen von mehr als 30 Kilometern gehört.
Fragen über Fragen stellen sich: Wieso kommt es zu einem Aufsteigen und Absinken der Gesteine um viele Kilometerbeträge? Wieso die großen Unterschiede auf engstem Raum? Wie kommt es zu der gestörten Temperaturschichtung? Wie kommen die Gesteine übereinander? Und damit sind wir bereits mitten drin in dem dynamischen Geschehen der Alpenbildung.

Die vier großen Einheiten – ein kurzer Steckbrief

Die Brennerfurche ist somit nicht nur ein morphologisches Element in den Zentralalpen, es teilt sie auch in zwei ganz verschiedene Teile. In einem Ost-West-Profil über den Brenner (Abb. 6) sehen wir also vier geologische Einheiten übereinander, die alle ihre eigene Charakteristik und teilweise bei gleichem Alter ganz unterschiedliche Position, Wärmestruktur der Erdkruste und Geschichte aufweisen. Von oben nach unten sind dies:
☐ die Quarzphyllite der Steinacher Decke mit ihrer Sedimentauflagerung aus Karbonkonglomeraten und Kohlen,
☐ die altkristallinen Gneise und Schiefer der Ötztal-Stubai-Masse mit ihrer Sedimenthülle aus Trias und Juragesteinen,
☐ die Kalkglimmerschiefer mit Metabasalten und Serpentiniten und schließlich
☐ das Kristallin der Zillertaler Alpen und seine Sedimenthülle.

Die Steinacher Decke
Die Hauptmasse der Gesteine der Steinacher Decke stellen graue Schiefer, die wegen der zahlreichen Ausschwitzungen von Quarz, die als weißliche, unregelmäßige Linsen das Gestein durchziehen, als Quarzphyllite bezeichnet werden (Phyllit ist ein seidig glänzendes, glimmerreiches und dünnschiefriges Gestein). Darin kommen rostbraune Linsen von Eisendolomit vor, wie sie auch aus anderen Quarzphyllitvorkommen, etwa um Innsbruck, Landeck und Brixen bekannt sind. All diese Quarzphyllite stammen aus dem Erdaltertum und waren vor der metamorphen Umwandlung tonige Meeresablagerungen. Ähnlich wie in der Gegend von Waidbruck im Eisacktal liegen auf

den Steinacher Quarzphylliten Konglomerate, also ehemalige Flußgeröll-Schichten, in die am Nößlach-Joch die oben erwähnten Kohlen eingeschaltet sind, die sogar bergmännisch abgebaut worden sind. Genau wie die Kohlen des Ruhrgebietes stammen sie aus der Zeit des Karbon.

Die altkristallinen Gneise und Schiefer der Ötztal-Stubai-Masse mit ihrer Sedimenthülle aus Trias und Juragesteinen

In den westlichen Ötztaler und Stubaier Alpen herrschen relativ dunkle, häufig rostig anwitternde Glimmerschiefer vor. Neben den namengebenden Glimmern (schwarz = Biotit, silbrig-weiß-glänzend = Muskowit und grünlich = Chlorit) finden sich an speziellen Mineralen der bräunliche, oft in gekreuzten Stengeln auftretende Staurolith, blauer Disthen, roter Granat, gelegentlich auch feinnadeliger Sillimanit – das sind alles Minerale, die hohe Temperaturen und auch Drucke vertragen (Abb. 4). Es sind aber auch alles Minerale, die sich dann bilden, wenn im Ausgangsgestein genügende Mengen an Aluminium vorhanden sind. Manche dieser Minerale, wie der Granat oder Staurolith, benötigen zudem auch noch Eisen. Diese Elemente sind meist in tonigen Sedimentgesteinen, insbesondere der tropischen und subtropischen Zonen verbreitet, weshalb man annimmt, daß es sich bei den Glimmerschiefern um ehemalige tonige Sedimentgesteine handelt („Parageseine"). Reliktische Anzeichen einer ehemaligen Schichtung unterstützen diese Ansicht. Wann sie allerdings sedimentiert wurden, das weiß niemand so genau, jedenfalls sind sie älter als die ältesten Granite, die in sie eingedrungen sind, und damit älter als 500 Millionen Jahre. Wahrscheinlich sind sie alle insgesamt Präkambrischen Alters, das heißt älter als 550 Millionen Jahre.

Ganz oben (Abbs. 2):
Pflerscher Tribulaun und Weißwandspitze vom Penser Joch aus gesehen: Helle Kalksteine liegen in sedimentärem Kontakt auf dunklem Ötztalkristallin
Darunter (Abb. 3):
Wolfendorn über der Ortschaft Kematen: Mächtige Jurakalke liegen zusammen mit sehr dünner Trias über Zentralgneisen
Ganz links (Abb. 4):
Staurolith-Glimmerschiefer mit Granat aus den Ötztaler Alpen bei Vent
Links (Abb. 5):
Dunkelgrüner Granatamphibolit eng gefaltet im Gneis des Schneeberger Zuges

Abb. 7: Querprofil durch die Brennerberge in Nord-Süd-Richtung. In diesem Sammelprofil sind die Strukturen östlich und westlich des Brenners übereinander projiziert. Der untere Teil entspricht den Tuxer und Zillertaler Alpen, der obere Teil den Bergen westlich des Brenners. Gestrichelt darüber: der Bereich, der noch von dem heute wegerodierten Anteil der Südalpen überschoben war. Der Maßstabsbalken links unten beträgt 10 Kilometer.

Dazu kommen, etwa am Hangfuß zwischen Weißwand und Tribulaun, dunkelgrüne Amphibolite, das sind Gesteine, die aus schwarzgrüner Hornblende und etwas Feldspat (Plagioklas) bestehen. Vor der Metamorphose waren dies meist Basalte. Tiefer im Ötztal (nördlich von Sölden, schon außerhalb des Kartenblattes) kommen sogar Eklogite vor, das sind unter sehr hohem Druck und sehr hoher Temperatur umgewandelte, ehemals basaltische Gesteine, die aber jetzt aus Pyroxen und Granat bestehen. Sie benötigten zu ihrer Bildung eine Überlagerung durch andere Gesteine von mindestens 30–50 Kilometern und sind daher besonders schwer.

In die Glimmerschiefer und Amphibolite sind zu verschiedenen geologischen Zeiten Granite eingedrungen – so verschiedentlich im Gschnitz- und Stubaital. Der Winnebachgranit (knapp westlich des Kartenblattes) beispielsweise vor ca. 580 Millionen Jahren, die meisten anderen vor 300 Millionen Jahren. Spätere Bewegungen formten aus ihnen die hellen und massigen „Orthogneise", die noch die homogene Zusammensetzung des Granites haben, aber bereits ein Parallelgefüge zeigen, das heißt die ganzen Glimmer sind parallel zu der Schieferfläche ausgerichtet, deshalb glänzt die Bruchfläche in der Sonne, und das Gestein sieht von der Seite her streifig aus. Dies belegt, daß die Granite bei erhöhter Temperatur (300–600 °C) verformt wurden, so daß sie nicht zerbrochen sind, sondern nur umkristallisiert und plastisch verformt.

Eine deutlich buntere Gesteinszusammensetzung findet sich in einem Streifen zwischen Sterzing und Laas im Etschtal, dem mineralreichen „Schneeberger Zug". Dunkelgrüne Amphibolite, weiße Quarzite (metamorph umgewandelte Sandsteine) und Glimmerschiefer mit großen Granaten und Staurolith locken immer wieder Mineraliensammler an (Abb. 5). Mächtige weiße Marmorbänder reichen bis ins Ratschingstal und bilden etwa in der Gilfenklamm bei Sterzing die eindrucksvolle Engstelle, durch die sich der Ratschingser Bach hat durchsägen müssen.

Am Schneeberg zwischen Mareit im Ridnauntal und St. Martin am Schneeberg im Passeier Tal sind die Berge von Dutzenden von Erzstollen und Abbaukavernen durchlöchert. Silber und Blei wurden dort mindestens seit dem 13. Jahrhundert in dem lange Zeit höchsten Bergbaurevier Europas gewonnen, die Finanzkraft der Augsburger Fugger ließ ihn im 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts eine Blütezeit erleben, und ein drohender Niedergang im 19. Jahrhundert wurde durch die Erfindung des Weißblechs gestoppt, weil das Zinkerz, das bis dahin auf Halde geworfen wurde, gewonnen und gewinnbringend verkauft werden konnte. Seit 1980 ist aber endgültig Schluß, alle Romantik hilft nicht darüber hinweg, daß ein Hochgebirgsbergbau weder rentabel noch umweltverträglich ist. Nostalgiker können auf einem neu angelegten Knappenweg-Lehrpfad wenigstens mental die Mühen nachvollziehen, mit denen die Bergleute das Erz gewonnen, mit ausgeklügelten Methoden transportiert und aufbereitet haben. (Siehe auch den Beitrag von Walther Dorfmann von Seite 33–44).

Wie alt die Schneeberger Gesteine sind und wie sie dahin gekommen sind, weiß so genau keiner. Die meisten Bearbeiter stellen sie in das jüngere Erdaltertum.

Die Heimat der Kalkalpen

Die Gipfelaufbauten der Moarer- und Telfer Weißen, der Tribulaun- und der Serlesgruppe heben sich weiß oder hellgrau von den dunkleren altkristallinen Serien darunter ab: Sie bestehen aus Kalk- oder Dolomitgestein, das einst die gesamte Region zwischen Inntal und den Dolomiten bedeckte, nur ist es während der Alpenfaltung so hoch in den Himmel gehoben worden, daß es an den mei-

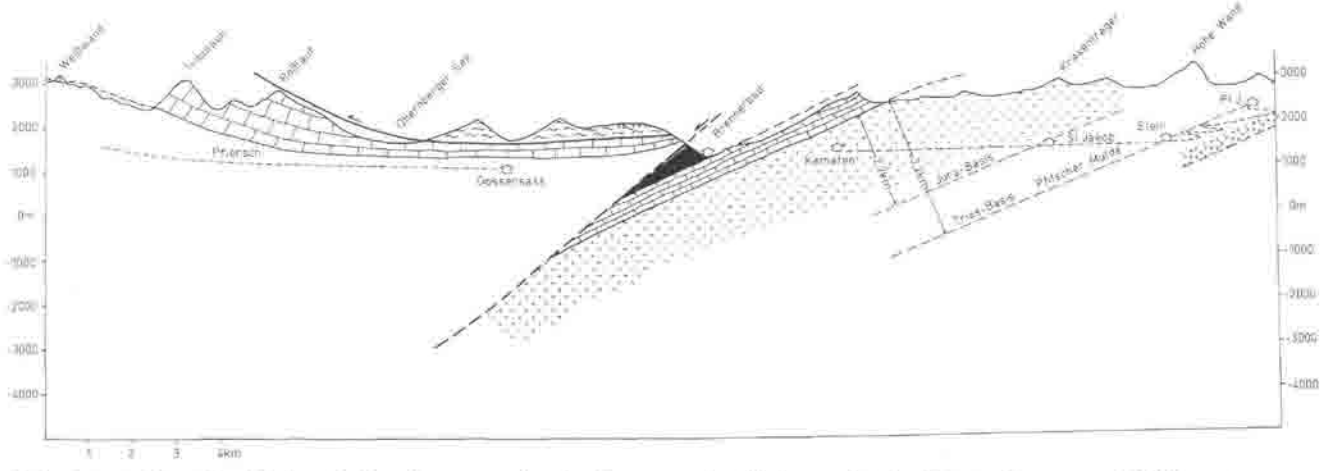
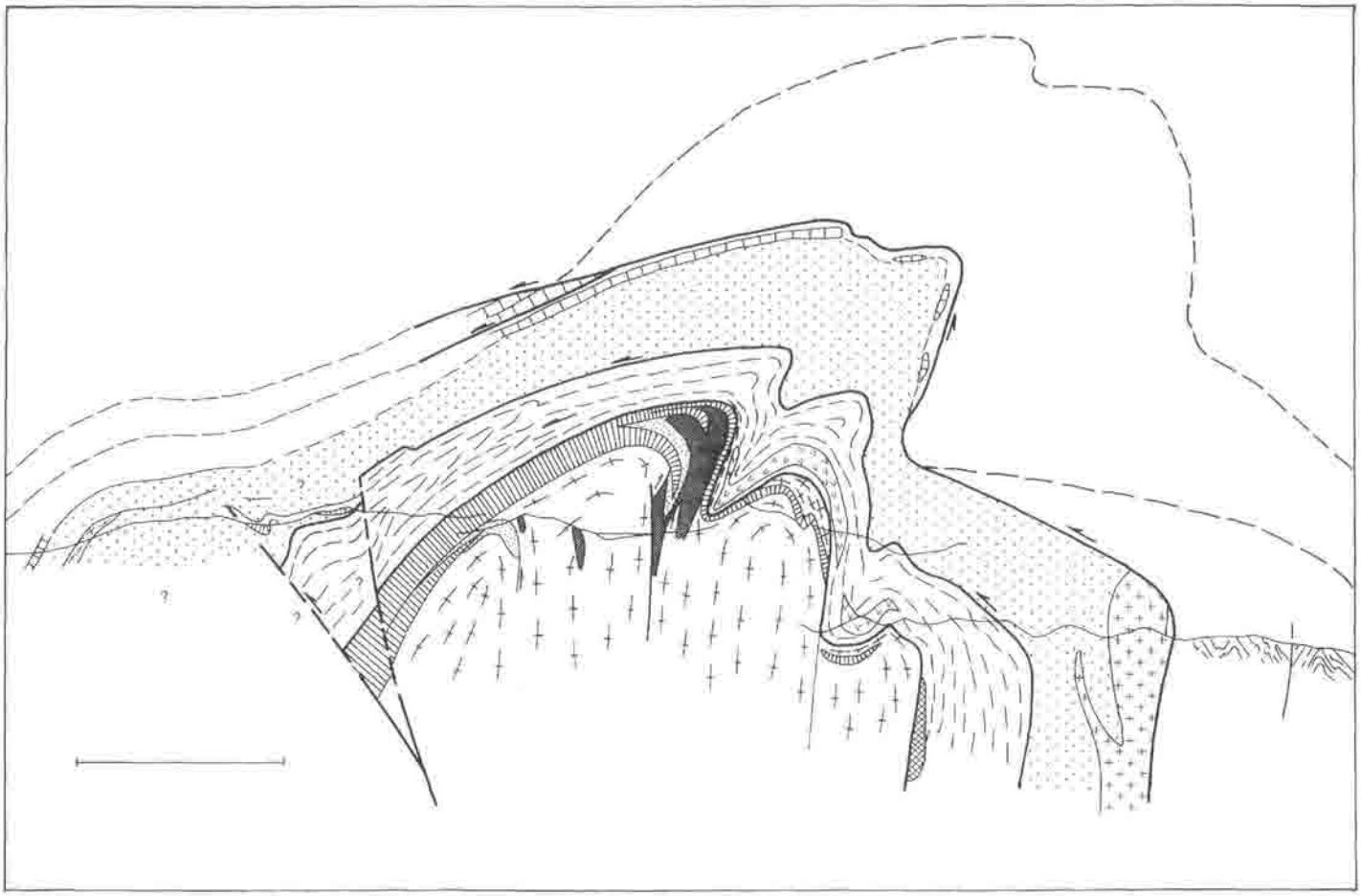


Abb. 6: Ost-West-Profil durch den Brenner. An der Brennerabschiebung ist der Westteil um ca. 10 Kilometer schräg nach unten gerutscht, Zeichen der Querdehnung im Alpenraum

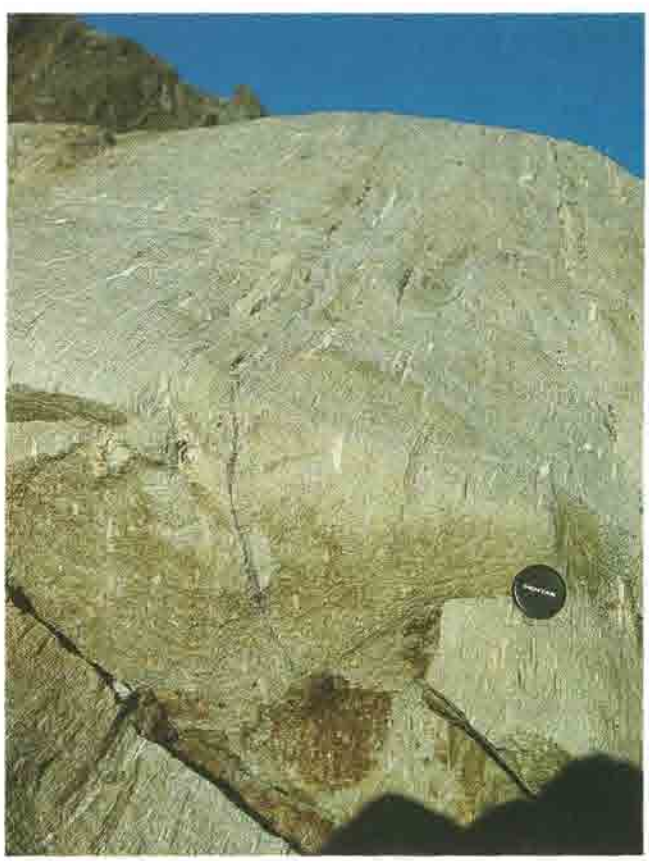


sten Stellen längst wegerodiert wurde. Fossilien sind zwar daraus kaum bekannt, Aufheizung und Faltung haben den Gesteinen so übel mitgespielt, daß ihre Spuren ausgelöscht wurden, doch ist die Ähnlichkeit mit den Gesteinen der Nördlichen Kalkalpen sowie der Dolomiten so groß, daß ohne großen Zweifel die Schichten altersmäßig in die Trias und in den Jura eingestuft werden können.
Die Gesteine liegen hier zwar noch ungefähr auf dem Untergrund, auf dem sie einst abgelagert wurden, doch sind sie um einige Kilometer verschoben – ähnlich wie ein verrutschtes Tischtuch, das aber noch großteils auf dem Tisch liegenbleibt. Der Nordrand des verschobenen Tischtuchs, die Geologen nennen es Decke, taucht im Inntal in die Tiefe ab und formt den tieferen Abschnitt der Nördlichen Kalkalpen. Er kommt am Alpennordrand als „Allgäudecke" wieder hoch.
Doch es gibt noch mehr Vorkommen von Triaskalken. Es sind dies vergleichsweise kleine Körper, die zwischen Mauls, Stilfes und dem Penser Joch aufgereiht sind – nur ein paar Häuser groß oder auch mal einen Kilometer lang, aber geringmächtig und eingequetscht zwischen Massen von Altkristallin: Zunächst ist man vielleicht geneigt, sie als unbedeutend abzutun, doch sind sie im Gegenteil besonders aufschlußreich: Beweisen sie nämlich, daß sich hier einst mächtige Kalkgebirge wie jenseits des Inntales oder in den Dolomiten aufgetürmt hatten, deren Reste sie sind. Wo ist der größte Teil geblieben? Nun, er muß wohl von seinem Untergrund abgeschürft worden sein – nur diesmal viel weiter. Es sieht so aus, als würde er die Hauptmasse der Nördlichen Kalkalpen ausmachen, von denen sonst keine Unterlage bekannt ist, denn die Berge zwischen Nordkette, Karwendel, Wetterstein etc. liegen durchwegs auf den vorhin erwähnten Gesteinen der Allgäudecke – auf denen sie aber nicht ursprünglich abgelagert sein konnten. So markieren die kleinen Reste von Kalksteinen, die man etwa bei der Auffahrt zum Penser Joch direkt oberhalb von Stilfes quert oder vom Penser Joch aus unter dem Gipfelaufbau des Penser Weißhorns erkennt, die Wurzelzone, die ursprüngliche Heimat der Kalkalpen!
Abbildung 11 zeigt schematisch die geologische Entwicklung der Region westlich und östlich des Brenners.

Die Ostseite des Brenners oder: der Grund des Ozeans

Östlich des Brenners empfängt den Geologen zunächst eine ganz andere Welt: Kalkglimmerschiefer, Ozeanbodenbasalte (inzwischen umgewandelt zu grünlichen „Prasiniten") und verschiedene linsenförmige Vorkommen von Serpentiniten, etwa der bei den Mineraliensammlern wegen seiner Zirkonvorkommen bekannte Burgum-Serpentinit zeigen, daß diese Gesteine alle in einem tieferen Meer abgelagert wurden, nicht nur auf einem überspülten Kontinentalrand. Das heißt, im Vergleich mit dem

Oben (Abb. 8):
Blick über die Grabspitze (Mitte rechts) und Wilde Kreuzspitze (links) hinweg nach Westen. Zwischen den bräunlichen Kalkglimmerschiefern liegen grünliche Gesteine – ehemalige Ozeanbasalte



Rechts (Abb. 9):
Geröllgneise südlich des Hohen Rifflers. Die einzelnen Gerölle sind geplättet und wie Kaugummi in die Länge gezogen – wie die gesamten Zentralalpen

Seite 29 (Abb. 10):
Blick vom Wolfendorn gegen die Brennerfurche

Gesteinsuntergrund in einem großen Ozean fehlt eine viele Kilometer mächtige Schicht aus Basalt, Basaltgängen und Gabbro. Was hier dokumentiert ist, ist typisch für einen kleinen und schmalen Ozean ähnlich dem Roten Meer. Durch sehr weite Dehnung der gesamten Kruste ist der Erdmantel freigelegt worden, der im Kontakt mit dem Meerwasser zu Serpentinit wird. Basaltmagmen dringen aus dem tieferen Mantel auf, fließen am Meeresgrund aus und lagern sich zwischen die kalkig-tonigen Sedimente – die durch die Metamorphose zu Kalkglimmerschiefern werden.

Im Tertiär wurde der Ozean wieder zugeschoben, die Sedimente abgeschürft und zusammen mit den Basalten und einzelnen losgelösten Spänen des Ozeanischen Untergrundes zu einem 6 Kilometer hohen Gesteinshaufen zusammengeschoben, der nun die Pfunderer Berge, Hühnerspiel und Rollspitze und die ganzen Berge südlich des Pfitschtales aufbaut (Abb. 8).

Der Südrand von Europa – vor 200 Millionen Jahren

Unter diesen ozeanischen Gesteinen endlich tauchen die tiefsten Gesteine der Ostalpen auf: die des „Tauernfensters". Wiederum, ähnlich wie auf dem Ötztalkristallin, sind es Flachwasserablagerungen aus dem Erdmittelalter (Trias, Jura und Kreide). Doch es gibt einen deutlichen Unterschied: Eine merkliche Absenkung trat erst während der späten Jurazeit ein, fast 100 Millionen Jahre später als westlich des Brenners. Zudem war der Untergrund in mehrere Hoch- und Tiefgebiete zerfallen, Horste und Gräben. In den Gräben lagerten sich zunächst grobe Geröllagen ab (Abb. 9), sie fingen den Schutt aus den Hochgebieten auf und wurden während der jüngeren Trias nur von flachen Ausläufern des Meeres überschwemmt, wo in dem damals herrschenden heißen Klima das Meerwasser zu Salz- und Gips und Dolomit oder Kalk eindampfte. Die Horste ragten noch weit aus dem Meer heraus und lieferten die Gerölle. Erst vor etwa 150 Millionen Jahren war das Land generell so weit abgesunken, daß auch die Horste überschwemmt wurden und sich eine gleichmäßige Kalkschicht darauflegte – der Hochstegenkalk, in dem ein Ammonit und verschiedene Belemniten (alles Tintenfisch-Verwandte) das Oberjuraalter belegen.

Diese Schichten haben nun wieder einen kristallinen Untergrund, die sog. „Zentralgneise", das sind Granite und andere Tiefengesteine (Tonalite, Diorite, Gabbros), die vor 300 Millionen Jahren in noch ältere Gesteine, die „Greinerschiefer" eingedrungen sind.

Sie alle sind bei der Alpenbildung zuunterst geraten. Alle vorher beschriebenen Gesteine lagen einst auf ihnen – ein etwa 25–30 Kilometer hoher Stapel von Gesteinen! Er ist inzwischen abgetragen – jedes Jahr etwa einen Millimeter, das sind pro Jahrmillion ein Kilometer.

Wenn man am Pfitscherjoch die ehemaligen Geröllagen (heute „Konglomeratgneise") betrachtet, fällt auf, daß die früher etwa oval-runden Gerölle heute durchwegs in Ost-West-Richtung in die Länge gezogen sind. Dies gilt aber nicht nur für diese Gesteine, wo es am meisten auffällt,

sondern generell, und es ist eine der erstaunlichen Entdeckungen der vergangenen zehn Jahre, daß die gesamten Zentralalpen in Ost-West-Richtung in die Länge gezogen sind, gewissermaßen als Ausgleich für die Einengung in Nord-Süd-Richtung (Abb. 7).
Damit in Zusammenhang steht auch die nach Westen einfallende Bruchlinie am Brenner: die Brennerabschiebung (Abb. 6; 10), an der unter Dehnung die gesamten Kristallinmassen der Ötztaler und Stubaier Alpen in Richtung Westen schräg in die Tiefe gerutscht sind – 10 Kilometer tief! An der Störungsfläche dringen warme eisenhaltige Tiefenwässer auf, die bei Brennerbad an die Oberfläche ausfließen. Das Eisenwasser ist derzeit als Heilquelle nicht in Mode, daher der Niedergang des Bades in diesem Jahrhundert – doch das kann sich wieder ändern.
Es gibt noch mehr große Bruchzonen im Bereich des Kartenblattes Brennerberge: Im Südosten trennt die Ost-West verlaufende Pustertalstörung und die Nordost-Südwest streichende Judikarienstörung den Brixener Granit, der ein Teil des Untergrundes der Dolomiten ist, von den altkristallinen Einheiten nördlich davon, die an diesen Brüchen um viele Kilometer herausgehoben sind, aber auch um noch größere Beträge seitwärts versetzt wurden.
Im Bereich dieser Bruchzonen, die sich bis in den Westalpenbogen fortsetzen, sind vor 40–30 Millionen Jahren Granite und andere Tiefengesteine aufgedrungen, die man mit der Alpenbildung in Zusammenhang sieht. Bergell, Adamello beispielsweise. Im Kartenblatt ist es der Rensengranit nördlich von Vals samt einer ganzen Anzahl von Granitgängen und ein schmaler Streifen von Tonalit (auch ein Tiefengestein, aber mit deutlich mehr dunklen Mineralien als der Granit) direkt an der Störung, der im Kontakt mit dem Brixener Granit steht, mit diesem aber nichts zu tun hat, da er 250 Millionen Jahre älter ist.

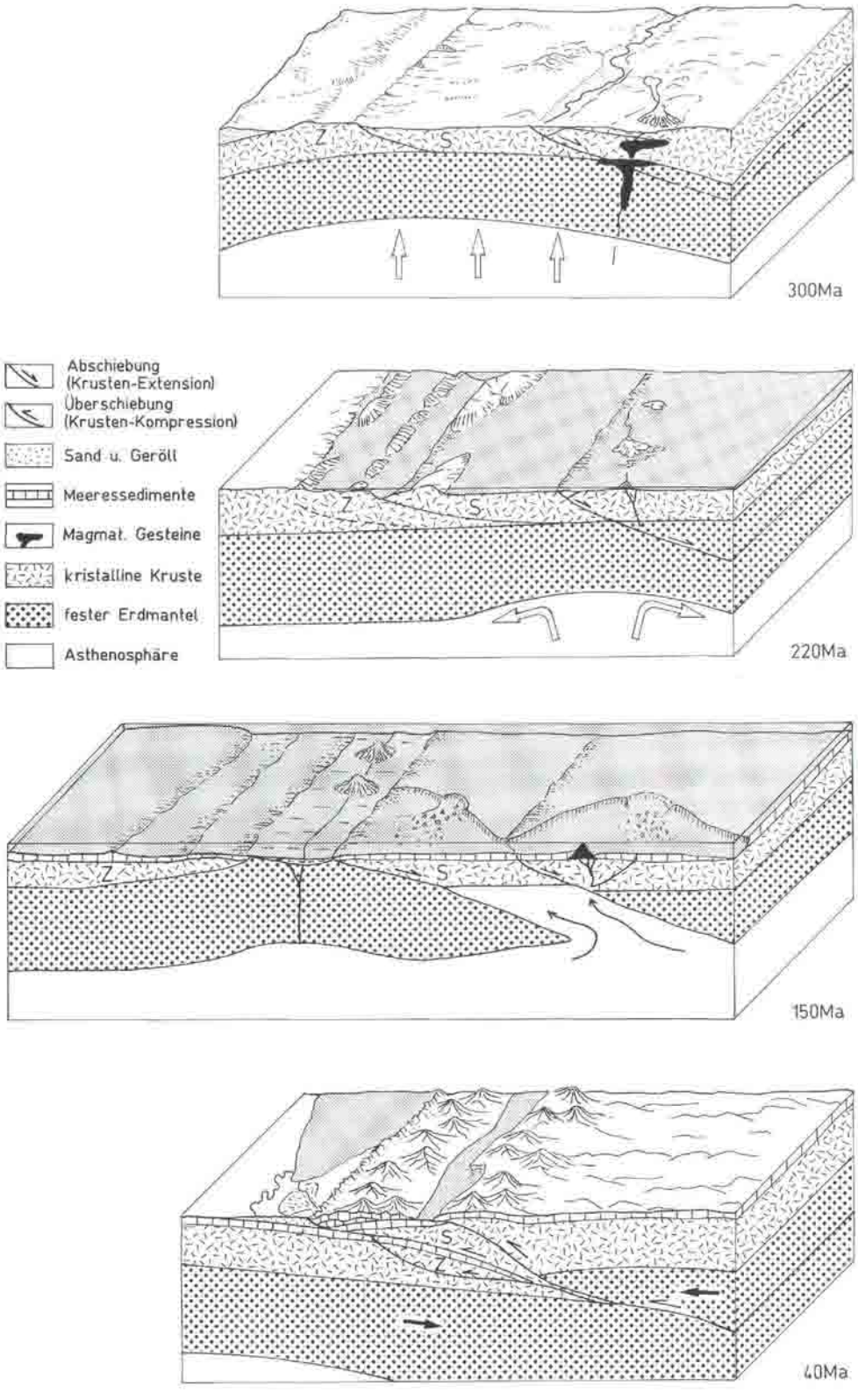
Was schuf die Berge?

Wie ist nun die Erklärung für all die Gesteine und Strukturen, was haben die Geologen nach 100 Jahren der Forschung darüber herausgebracht? Die Szenenfolge der Abb. 11 soll die geologischen Vorgänge verdeutlichen. Es ist die Geschichte des Zerfalles eines großen Kontinents namens Pangäa und der Wiedervereinigung einzelner Bruchstücke. Angetrieben werden solche Vorgänge durch große und dauernde Umwälzungen im tieferen Erdmantel, der fast wie ein Suppentopf auf dem Herd vor sich hinbrodelt – nur entsprechend seiner riesigen Dimension und viel höheren Festigkeit des Materials viel viel langsamer. Die starre, aber in globalen Dimensionen mit 100 Kilometern Dicke fast unbedeutende Außenhaut (die Lithosphäre) wird dabei in einzelne „Platten" zerrissen, umhergeschoben und – wie im Falle der Alpen oder des Himalaya – wieder zusammengefügt. Die Risse, die sich zwischen den Platten auftun, bewirken eine Druckentlastung des Erdmantels darunter, wodurch der heiße Erdmantel sofort teilweise aufschmilzt und diese Schmelze, das Magma, aus der Tiefe hochsteigt und den basaltischen Ozeangrund formt.
Werden andererseits Platten zusammengeschoben, bildet sich eine Art Knautschzone, in der die Ränder der Platten übereinander geschoben und gefaltet werden und die gesamte Erdkruste sich verdickt, wodurch sie höher aufragt – eben als Gebirge.
Im Fall der Brennerberge waren die Ötztal-Stubaier-Alpen die „Oberplatte", die sich über die Gesteine der Tuxer und Zillertaler Alpen schob und sie durch ihr Gewicht allein bis 30 Kilometer in die Tiefe drückte. Zwischen den beiden liegen aber eingeklemmt noch die Reste des einst die beiden Platten trennenden kleinen Ozeans.
So etwa nach diesem Schema laufen viele Gebirgsbildungen und im Prinzip ist dies heute gut verstanden – doch der Teufel steckt auch hier im Detail – und darüber werden die Alpengeologen noch Generationen Stoff für heiße Diskussionen haben.

Die Berge bekommen ihren letzten Schliff

Die jüngste geologische Geschichte ist, wie überall in den Alpen, von der Eiszeit geprägt. Noch vor 20000 Jahren waren alle Berge von einem dicken Eispanzer überzogen, und die Gletscher flossen weit in die Vorländer aus. Das fließende Eis schabte unter Druck alle Ecken und Kanten des Reliefs unter sich glatt, nur weniges ist durch Flüsse oder Wildbäche nacheiszeitlich überformt worden. Am Brenner war die Eismächtigkeit etwa 1000 Meter, sie wurde noch größer (mehr als 2000 Meter) im Inntal oder Eisacktal. Grundmoränenablagerungen füllen noch Teile der Täler. Kurzzeitige Vorstöße während des generellen Rückzuges lassen sich an kleinen Moränenwällen etwa im Gschnitztal erkennen. Als vor 15000 Jahren die Gletscher weitgehend abschmolzen und sich in die Hochlagen der Alpen zurückzogen, wurden die steilen Talflanken der Stütze durch das Eis beraubt und brachen zusammen: Es ging eine Reihe von Bergstürzen nieder – entweder bald danach, manchmal auch erst Jahrtausende später (im einzelnen ist das schwer zu datieren). Der Pfitscher Bergsturz etwa teilt das Pfitschtal in zwei Stockwerke und hatte einst einen riesigen See aufgestaut, der das Tal oberhalb von Kematen füllte. Um das Jahr 1100 ist dieser See ausgelaufen, vermutlich weil ein Teil der Bergsturzmassen seinerseits abgeglitten ist und den Auslauf freigegeben hat. Dieser Bergsturz ist recht gut aufgeschlossen, weil sich der Pfitschbach inzwischen tief in die chaotischen Sturzmassen eingeschnitten hat. Auch die Ebene von Sterzing mit dem einstigen Sterzinger Moos (das längst trockengelegt ist), ist ein verlandeter Seeboden durch einen Bergsturz bei Trens.

Schematische Entwicklung
des Gebietes östlich und westlich
des Brenners (Abb. 11)



Vor 300 Millionen Jahren (Zeit des Oberkarbon) wird die Region vom Erdmantel her aufgeheizt, um Kilometer domförmig gehoben, wobei die obersten Schichten der Kruste abgetragen wurden. Alte, metamorphe Gesteine („Altkristallin") lagen an der Oberfläche sowohl in den Zillertaler Alpen („Z") als auch in den Stubaier und Ötztaler Alpen („S") frei.

Vor 220 Millionen Jahren beginnt die Dehnung des Kontinentes, das Land sinkt langsam von Südosten her unter den Meeresspiegel, der Bereich der Zillertaler Alpen bleibt aber im wesentlichen noch trocken.

Vor 150 Millionen Jahren zerreißt der Kontinent vollständig. Der Erdmantel kommt an der Rißstelle zum Vorschein und bildet den Untergrund eines kleinen Ozeans von der Größe etwa des Roten Meeres. Der Kontinentalrand südlich davon (Stubaier) sinkt in Meerestiefen von einigen tausend Metern ab, der Kontinentalrand im Norden (Zillertaler) nur ins Flachmeerniveau. Jedoch ist die gesamte Region unter Wasser.

Vor 100 bis 40 Millionen Jahren wird die gesamte Region wieder eingeengt. Eine heute fast gänzlich erodierte Verlängerung der Südalpen nach Norden schob sich als „Steinacher Decke" über das Stubai/Ötztalkristallin und schürfte dabei die kalkigen Meeressedimente von ihrem Untergrund ab und schob sie vor sich her und verfrachtete sie bis nördlich des Inntales: als die Kalkalpen. In einem nächsten Stadium wurde dieser immerhin etwa 60 Kilometer dicke Stapel aus Erdkrustenschollen noch weiter zusammengepreßt und plastisch verformt, die Gesteine wurden in Falten gelegt und wie Kaugummi in einer Richtung zerquetscht und in die andere Richtung gedehnt, was zu dem komplexen Bild heute führte.

Von Bremsbergen und Silbergassen

Die Erz-Bergreviere im Brennergebiet

Walther Dorfmann

Ein hochalpines Bergbaugebiet

Die Bergwerke diesseits und jenseits des Brenners zählen zu den ältesten Bergbauen im ganzen Tiroler Raum. Es handelt sich auf Südtiroler Seite um das alte Bergrevier Gossensaß-Pflersch, um den großen Bergbau am Schneeberg, um das Silber-Bleibergwerk von Telfes und um die weniger bedeutenden Bergbaue im Pfitschertal. Auf Nordtiroler Seite gab es Erzabbau im Raume Obernberg-Vinaders und im Navistal. Die Erzreviere gehörten alle zum Berggericht Sterzing-Gossensaß, das, was seine räumliche Ausdehnung betraf, das größte Tirols war.

Der Berggerichtsbezirk Sterzing-Gossensaß ist in Südtirol der einzige, für dessen Umgrenzung eine genauere Beschreibung überliefert ist. Aus einer Anordnung des Landesfürsten König Ferdinand I. vom 17. August 1540 an den Bergrichter Matthias Gärtner erfahren wir, daß sich der Bezirk auf „viele Bergwerke" ausdehnte. Der Sitz des Bergrichters war zunächst in Gossensaß. Der erste Bergrichter war Kunrad Strewn, aus einer alten Sterzinger Familie stammend, der sich im Jahre 1408 als „landesfürstlicher Verweser" und Bergrichter dort niederließ. Herzog Friedrich erließ am 26. Juni 1427 eine eigene Bergordnung für Gossensaß. Sie diente später als Vorbild für die bekannte Bergordnung von Schwaz. In Gossensaß wurde ein eigenes Silberwechselamt eingerichtet. Als sich die Fundbereiche und Erzreviere immer mehr ausdehnten, wurde Sterzing Sitz des Bergrichters und ein bedeutendes Bergbauzentrum.
Über drei Jahrhunderte wurde die Institution des Berggerichtsamtes im Montanrevier beiderseits des Brennerpasses bis zum Jahre 1744 beibehalten. Der Bergdistrikt Sterzing-Gossensaß reichte vom Schneeberg über das Pflerschtal nach Norden über den Brenner bis Obernberg und ins Navistal, nach Süden bis ins hintere Flaggertal und nach Osten vom Pfunderertal bis Mühlbach-Rodeneck. Er umfaßte ein Gebiet von 2400 Quadratkilometern zu beiden Seiten des Brenners. Die Montangebiete auf Nordtiroler Seite machten rund ein Viertel des Gesamtreviers aus.

Bergrichter aus dem Schwazer Bergbuch

Seite 32: Tiefblick auf die Bergknappensiedlung St. Martin (2355 m) aus der Schneebergscharte in Richtung Passeier Berge

Rechts: Die Aufbereitungsanlage Maiern in Ridnaun – heute Bergbaumuseum mit Schaustollen

Die Anfänge des Bergbaues

Der Bergbau im Tiroler Raum reicht vermutlich in prähistorische Zeiten zurück. Zeugnisse dieser Zeit, Spuren uralter Schurfe und Stollen, Funde bergbautypischer Geräte sowie der Nachweis von Schmelz und Schlackenplätzen belegen eindeutig bergbauliche Tätigkeit auf Südtiroler Gebiet mindestens seit der Bronzezeit. Allgemein gibt es aus dem Altertum nur spärliche Hinweise bei verschiedenen Schriftstellern (z. B. Polybios). Sie lassen auf einen weniger bedeutenden Kupferbergbau schließen. Erst aus der Mitte des 12. Jahrhunderts sind urkundliche Belege erhalten. Sie dokumentieren den Beginn der Bergbautätigkeit und reichen bis in unsere Gegenwart. Die älteste Urkunde des Montanrechts des mittelalterlichen Bergbaues gibt der auf Anweisung Friedrichs von Wangen, des Bischofs von Trient, entstandene „Codex Vangianus". Dieses Sammelwerk mit einer Beschreibung der damaligen Betriebsverhältnisse, mit der „Freierklärung" des Bergbaues durch den Landesherren, die den Bergbautreibenden mit Privilegien ausstattete, entstand in den Jahren 1208–1214. Falls nicht noch ältere Urkunden auftauchen, ist das 1140 erstmals genannte „Silberbergwerk zu Villanders" (bei Klausen) der älteste urkundlich erwähnte Bergbaubetrieb Tirols. Graf Arnold von Greifenberg und seine Gemahlin schenkten den Bergbau dem Kloster Neustift. Kaiser Friedrich der Rotbärtige bestätigte 1177 diese Schenkung. Schon im Jahre 1237 ist aber schriftlich bezeugt, daß in Bozen das gute Schneeberger Silber („argentum bonum de Sneberch") als Tausch- und Zahlungsmittel verwendet wurde. Dies weist auf einen ertragreichen Silberbergbau im Erzrevier des Schneebergs und indirekt auch auf jene im gesamten Brennergebiet hin. 1286 ist in Außerpflersch ein Hof „Silberplatte" urkundlich erwähnt, ebenso, daß die Tiroler Grafen Silber abgebaut haben.

Das Berggericht Sterzing-Gossensaß

Von der Hochblüte bis zum Niedergang

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts bildete sich der Bergwerksbezirk Gossensaß-Sterzing, der Bergbaue im Brennergebiet umfaßte. Der Bergbau erreichte für das ganze Gebiet, vor allem aber, wie im übrigen Tirol, für die Könige und Landesfürsten eine enorme wirtschaftliche Bedeutung und Festigung ihrer Position. Zu Beginn des 15. Jahrhunderts ergriff ein wahres „Silberfieber" das Sterzinger Revier. Aus nah und fern kamen Bergknappen, Glücksritter, Händler usw. nach Sterzing. Die Stadt erlebte einen unglaublichen Aufschwung und Wohlstand. Etliche tausend Menschen waren während der Hochblüte des Bergbaues direkt oder indirekt in diesem für Tirol bedeutenden Wirtschaftszweig beschäftigt.

Das Berggericht Sterzing-Gossensaß war zu jener Zeit das größte Tirols. Die Bergknappen, Gewerken (Bergbauunternehmer) und im Bergbau Beschäftigten besaßen besondere Rechte. Sie waren nicht dem Landrichter unterstellt, sondern einer eigenen Bergordnung (die erste wurde im Jahr 1427 für die Silbergruben von Gossensaß-Pflersch geschaffen). Der um 1430 in diesem Raum einsetzende große Aufschwung des Montanwesens kann aber nicht isoliert von den übrigen mitteleuropäischen Erzrevieren betrachtet werden. Die engen Verflechtungen und Beziehungen mit den nördlichen Bergbaugebieten, vor allem mit „Swatz", ist nicht nur auf technische und organisatorische Gemeinsamkeiten zurückzuführen. Das gewonnene Silber wurde für die Münzprägung verwendet. Das gewonnene Blei der Gruben aus dem Südtiroler Raum um Sterzing und Gossensaß benötigte man in Schwaz zum Ausbringen des Silbers aus dem Fahlerz. Zeitweise war das Blei fast wichtiger als das Silber.

Der in der Frühzeit des Bergbaues typische rasche Wechsel von Blütezeit und Niedergang war auch in diesem Gebiet spürbar. Krieg, Krankheiten (Pest), technische Probleme, Kapitalmangel, Nachlassen der Erzausbeute, Transportschwierigkeiten usw. sorgten für ein stetes Auf und Ab im Bergbau. Das alte bergmännische Sprichwort sagt: „Es ist der Bergwerk Sitten, steigt und fällt über Nacht." Als Ursachen für Aufstieg und Niedergang werden im berühmten Schwazer Bergbuch vier Dinge genannt, die ein Bergwerk verderben: Krieg, Sterben, Teuerung, Unlust. Zu einer großen Blütezeit im Bergrevier kam es im 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts.

Tirol zählte damals zu den wichtigsten Bergbaugebieten Mitteleuropas und wurde durch seine bedeutende Produktion von Silber und Kupfer zur „Schatzkammer". Diese goldenen Zeiten im Montanwesen Tirols und somit auch im Raume Sterzing-Gossensaß-Obernberg-Navis kehrten nie mehr wieder. In der Zeit der höchsten Blüte haben nur am Schneeberg in 70 Stollen über 1000 Knappen gearbeitet. Am 12. Dezember 1510 erläßt Kaiser Maximilian I. die „Erfindung und perckwercksordnung zu Gossensaß und Stertzingen". In den Jahrhunderten bis heute konnte man aber nie mehr an die Hochblüte im 15. und 16. Jahrhundert anschließen. Im 17. Jahrhundert traf die allgemeine Bergbaukrise auch das Gebiet diesseits und jenseits des Brenners. Viele Gruben z. B. in Pflersch, um Sterzing, in Navis usw. wurden in jener Zeit aufgelassen. Durch Rationalisierung z. B. am Schneeberg (Kaindlstollen 1726) versuchte man den Rückgang im 18. Jahrhundert aufzuhalten. Über drei Jahrhunderte hat die Institution des Berggerichtsamtes im Erzrevier beiderseits des Brennerpasses (1370 m) bestanden. Im Jahre 1744 wurde es dem Landgericht Sterzing zugeordnet. Einen spürbaren Aufschwung gab es im 19. Jahrhundert durch die Inbetriebnahme der Brennereisenbahn 1867 und die Verbesserung der Erztransporte, aber vor allem durch den Zinkabbau (Schneeberg). Durch die bis dahin nicht verwertete Zinkblende stieg der Schneeberg in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts einige Zeit zum größten und bedeutendsten

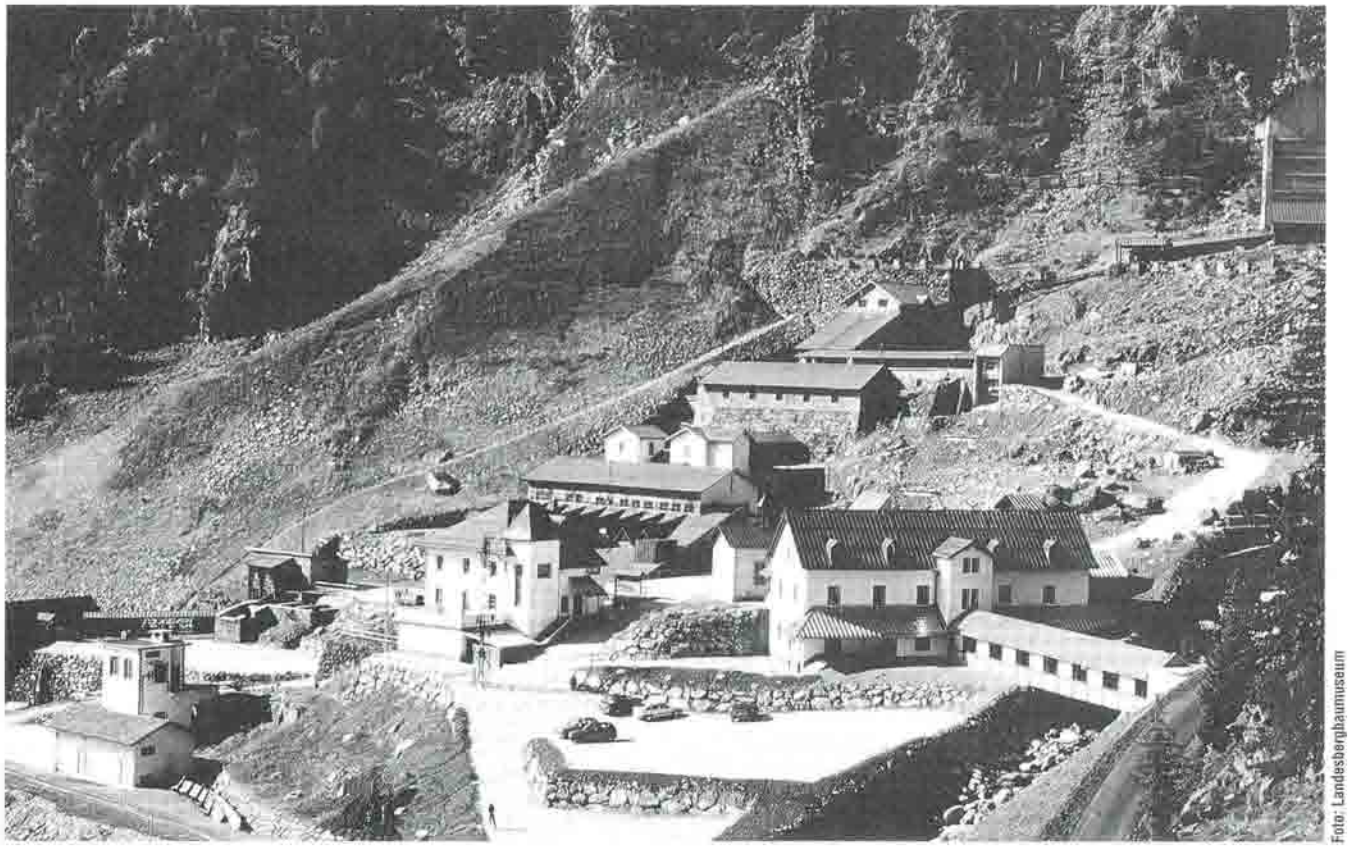


Foto: Landesbergbaumuseum

Bergbau Tirols auf. Die zwei Weltkriege, die Zerreißung Tirols und schnell wechselnde Wirtschaftsereignisse setzten dem Bergbau stark zu. Ende 1979 wurde am Schneeberg nach fast 800jährigem durchgehenden Erzabbau die Bergbautätigkeit eingestellt. Das endgültige Aus kam nach einem mehrjährigen Sondierungsprogramm im Jahre 1985. Der Nachwelt wird dieses in vielerlei Hinsicht interessante Bergbaugebiet mit den vielen einmaligen Spuren und Zeugnissen aber erhalten bleiben.

Das Landesbergbaumuseum entsteht

Schneeberg/Ridnaun
Das Land Südtirol hat in den letzten Jahren umfangreiche Sanierungsarbeiten im Erzrevier um den Schneeberg durchgeführt, um die Zeugnisse dieser acht Jahrhunderte langen Bergbautradition zu erhalten und einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Die meisten Anlagen des Bergwerkes wurden zum Museum ausgebaut und als Teil eines Landesbergbaumuseums eingerichtet. Im Museumsbereich Schneeberg-Ridnaun kann ein Schaustollen besichtigt werden, in dem die Erzabbaumethoden und ihre Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte dargestellt werden. Hochinteressant sind die Erzaufbereitungsanlage sowie mehrere Ausstellungsräume im ehemaligen Arbeiterwohnhaus in Maiern. An der Restaurierung der Bergwerksanlagen und der hochalpinen Knappensiedlung St. Martin wird noch gearbeitet. Die erhaltenen Strukturen im Museumsgelände bieten viel Anschauungsmaterial. Die große Übertage-Förderanlage wurde zu einem Lehrpfad ausgebaut. Die Themen der Ausstellungen im Arbeiterhaus sind der Grubenarbeit, dem Erztransport, dem Leben der Bergknappen und der Geologie des Schneeberges (Mineralienausstellung) gewidmet. Im Medienraum werden Filme und Dias über das Bergwerk vorgeführt.

Jöchlthurn in Sterzing
Er ist der Sitz des Landesbergbaumuseums und beherbergt mehrere Ausstellungen zur Tiroler Bergbaugeschichte. Themenschwerpunkte sind: Die Arbeit in den Bergwerken des Mittelalters und der frühen Neuzeit, Bergrecht und Berggericht, Sterzing und der Bergbau, die Geschichte des Jöchlthurn, eine wertvolle Münz- und Mineraliensammlung.

Der Bergbau im Pflerschtal-Gossensaß

Die Blei-Zink- und Silbergruben im Pflerschtal bildeten mit den Erzlagerstätten am Schneeberg die Grundlage für die Entwicklung des historischen Erzreviers Sterzing-Gossensaß. Es spielte im Mittelalter eine wichtige Rolle für ganz Tirol und zählte mit jenen von Sachsen und Böhmen zu den bedeutendsten und führenden Montangebieten Europas. Der Bergbau in diesem Seitental des Eisacktals prägte und bestimmte viele Jahrhunderte das Wirtschaftsleben der Gegend. Heute erinnern daran nur mehr alte, verfallene Stollen, Steinhalden, alte Bürgerhäuser, Knappen-Gewerkenhäuser und die 1510 von den Bergleuten gestiftete Knappenkapelle St. Barbara am Friedhof in Gossensaß. Sie ist ein beredtes Zeugnis einstiger Blütezeit dieses Ortes. Ihr Glanzstück ist ein Flügelaltar, dessen Mittel-

schrein die Statuen der Hl. Barbara, des Hl. Laurentius und des Hl. Sebastian zieren. Weitere Bergbauheilige wie Vitus, Nikolaus, Barbara, Katharina findet man an den Predellaflügeln. Besonders interessant sind die Darstellungen der Bergarbeit vor Ort und des Hl. Daniel. Von den Knappen- und Gewerkenhäusern haben sich nur wenige, wie z. B. das „Ralserhaus" (oberhalb der Rundbogentür befindet sich eine Erzstufe), erhalten. Noch heute erinnert ein von Gossensaß nach Pflersch führender Weg, „Silbergasse" genannt, an die Bergbauzeit.

In Hinterstein im Pflerschtal gab es einst einen Silberplatterhof (heute Hofpichler). 1288 ist ein „hof zu phlers heizet Silberplatte" erwähnt. Die Geschichte und Entwicklung des gesamten Pflerscher Tales und von Gossensaß ist für immer unlösbar mit dem einst blühenden Bergbau verbunden. Nachweislich wurde im Pflerschtal und um Gossensaß schon im 13. Jahrhundert auf Blei und Silber geschürft. 1299 wird ein Bertholdes Kober als „Erzenboz" zu Gossensaß genannt. Die Bergbautätigkeit dürfte aber schon viel früher eingesetzt haben. Im Jahre 1350 wurden Silbergruben im Pflerschtal auf 2100 m Höhe verliehen. In einem handgeschriebenen Kodex des 15. Jahrhunderts werden sämtliche Verleihungen des Berggerichtes aufgeführt und 1423 der Bergbau im Tale wieder erwähnt. Um die Gruben besser zu schützen, erließ Herzog Friedrich 1427 eine Bergordnung für Gossensaß. 1428 wurde dann in Gossensaß ein eigenes Silberwechselamt eingerichtet. In den Belehnungen des Berggerichtes von 1481–1514 werden in Pflersch folgende Gruben genannt: *Ladurns* drei neue Gruben, elf weitere Gruben, 54 Gruben mit nächstem Recht, 79 verlegene Baue und 9 Halden. Weitere Reviere werden in Ober-, Mitter-, Unterschwarzwald, in Toffring im *Arztal*, in *Allriß, Mühlseiten, Ludofens* in *Unter-Obertagweid, Wasserfall Blynbach* angeführt. Im Tale arbeiteten einige hundert Knappen.
Als angesehenster Gewerke war Landesfürst Sigismund 1485 tätig. Die Grubenbaue gehörten dem Grafen von Tirol, dann den Bischöfen von Brixen und später den Fuggern. Gewerken waren auch der Abt von Wilten, Bürger aus Gossensaß, Sterzing und Schwaz. Zur Hochblüte des Bergbaues sollen in Pflersch und Gossensaß an die 1300 Knappen in die 106 Gruben gefahren sein. Im Jahre 1560 waren viele Gruben im Verbauen (unrentabel). Die Fugger kündeten im Jahre 1617 alle ihre Bergwerksanteile. Der Bergbau erlebte seinen Niedergang. Teils bedingt durch Holzmangel in der Höhenlage, in erster Linie aber durch Erschöpfung der Lagerstätten.
Man versuchte trotz Verfalls vieler Stollen bis 1760, die Bergmannsarbeit zu erhalten. 1818 wurde die Bergbautätigkeit eingestellt. Mit der Wiedereröffnung des Fuchsstollens und der beiden Ambrosistollen in der Zeitspanne von 1871 bis 1883 versuchte man, den Bergbau wieder zu beleben. Diese Erschließungsarbeiten auf Sphalerit im Rückergraben erbrachten aber nicht den erwarteten Erfolg. Während des Zweiten Weltkrieges wurde der Bergbau von 1941–1942 betrieben. Im Jahre 1959 wurden größere Prospektionsarbeiten durchgeführt. Dabei konnte erstmals der Lagerstättenkomplex des Pflerschtales besser untersucht werden. Zu einem Abbau kam es aber nicht. Die Einbauten liegen im Schiefer und werden bald gänzlich verfallen sein.

Zur Geologie des Tales

Vererzung
Das Pflerschtal liegt geologisch gesehen im metamorphen Gestein (vor allem Glimmerschiefer) des Ötztalkristallins. Lokal sind ihm Kalke und Dolomite des Brenner-Mesozoikums in der Tribulaun-Gruppe sowie vortriadische Serien (Roßkopf-Schuppe und Steinacher Decke) aufgelagert. Der rege Erzabbau auf Blei und Zink in der orographisch rechten Talseite befand sich vor allem im Umwandlungsgestein. Die Vererzungen sind an zwei Graphitschieferhorizonte von 2 bis 50 Meter Mächtigkeit gebunden. Dort trat Massiverz mit einer Mächtigkeit von einigen Zentimetern bis zu mehreren Metern linsenförmig auf. Diese Erzführung war den Bergknappen bekannt. Während der Prospektion im Jahre 1959 wurden einige Stollen wiedergewältigt (die Arbeit wurde wieder aufgenommen).
Man findet konkordante Vererzungen und diskordante Verbindungsgänge (Trümer) vor. Auf den zahlreich noch anzutreffenden Halden gibt es reichliche Fundmöglichkeiten von Erzen, die größtenteils aus Bleiglanz (Galenit mit Silbererzen) und Zinkblende (Sphalerit) bestehen. Untergeordnet treten auf: Magnetkies (Pyrrhotin), Magnetit, Schwefelkies (Pyrit), Kupferkies (Chalkopyrit), silberhaltiges Fahlerz (Tennantit), Boulangerit, Arsenopyrit, Ullmannit, Proustit (Silbererz) und Markasit. Gangart: Quarz, Albit mit Biotit, Chlorit, Granat.
Die Verhüttung der Erze erfolgte bis 1590 in Gossensaß, dann wegen Holzmangels in Wiesen. Die Gruben reichten von der Talsohle bis in hochalpine Regionen der Pflerscher Gletscherwelt. Immer wieder werden durch den Rückgang des Feuersteingletschers Stollen frei. Die Hirten holten öfters das Grubenholz zum Feuermachen heraus. Den Namen Stubenferner leiten Volkskundler von einer Knappenbehausung ab. Das Stollensystem in der „Hängenden Wand" sucht seinesgleichen. In einer senkrechten Felswand auf 2300 m findet man Stollen, zu denen in Fels gehauene Stiegen führen. Im Pflerschtal gab es an die 14 Erzreviere: *Alter Berg, Ast, Schreyergraben, Röckengraben, Ladurus, Pocherbrand, Toffring, Pfattenberg, Bodnerberg, Alriß, Silberböden, Stein, Kuchlahner, Schafalpe.* Außer diesen Gruben im Pflerschtal gab es auch einen Bergbau in *Steckholz*. Dort wurde vom Anfang des 15. bis zum 16. Jahrhundert Bleiglanz-Zinkblende im dolomitischen Kalk abgebaut.

Silberbergwerk von Telfes

Am Westhang der Telfer Weißen (Runggenbach) gab es ein Blei- und Silberbergwerk. Im Gelände findet man heute noch Zeugnisse dieser Bergbautätigkeit in Form von Halden und Bergbauruinen. Urkundliche Belege sind nur spärlich vorhanden. Vermutlich wurde der Bergbau Ende des 15. Jahrhunderts aufgenommen. Erst im Jahre 1511 wird von einer St. Barbara-Grube in Telfes berichtet. Spuren alter Bergbautätigkeit (Halden) finden sich auf 1800 m, orografisch rechts sowie zwischen Quote 1870 m und 1925 m orografisch links vom Runggenbach. Die Vererzung in Quarzadern und Gängen: Spalerit (Zinkblende), Galerit (Bleiglanz), Pyrrhotin (Magnetkies), Chalkopyrit (Kupferkies), Freibergit, Bournonit, Boulangerit, Ullumannit, Breithauptit, Dyskrasit, Elektrum, Ilmenit. Zwischen der Quote 2000 m und 2170 m trifft man auf schichtkonkordante Vererzungen im Paragneis des Ötztal-Kristallins, und zwar an der orografisch linken Seite des Runggenbaches. Alte Schürfe, Abraumhalden, verschüttete und verbrochene Mundlöcher weisen auf intensive montanistische Arbeit hin. Auch hier trifft man ähnliche Mineralien. Hauptsächlich sind es Blei, Zink, Mangan und eisenhaltige Mineralien. Zu sehen sind heute auch noch immer Reste von Berghäusern.
Im Verleihbuch des Berggerichtes Sterzing wird 1511 die St. Barbara-Grube genannt. Im Verleihbuch von 1480 bis 1514 sind 17 „Funtgruben" aufgezählt. Es war dies die Zeit, in der das Bergwerk auf dem Schneeberg in höchster Blüte stand. Ergiebig scheint bei Telfes aber nur die Barbara-Grube gewesen zu sein. Geschürft wurde auch in den Fundgruben St. Margarethen, St. Wofgang in Telfes, St. Veit, St. Magdalena, St. Jörgen am Ochsenberg, zum Wolgerat auf Telfes, zu den „Hl. drei Junckfrawen". Die genannten Gruben waren offenbar damals so bekannt, daß nähere Lage- und Ortsbezeichnungen im Verleihbuch unterblieben. Der Silberabbau muß zunächst sehr ergiebig gewesen sein. Das läßt sich aus Überlieferungen und Sagen ableiten. Eine Sage erzählt von hochmütigen und stolzen Knappen, die ihre Schuhe mit silbernen Nägeln beschlugen. Das alte Bergbaugebiet ist am besten vom Roßkopf-Sterzinger Haus (1930 m) aus, zuerst über den Ridnauner Höhenweg (Nr. 23), dann leicht fallend gegen Westen zu erreichen.

Das Bergrevier „Schneeberg" – ein Bergbau der Superlative

„In welche schreckliche Gebirgs-Gegend hat hier Begierde nach Reichthum den gewinnsüchtigen Menschen getrieben." Mit diesen drastischen Worten umschreibt Joseph von Senger, k. k. Gubernialrathe zu Innsbruck, in dem von Karl E. Freyherr von Moll 1799 herausgegebenen Jahrbuch der Berg- und Hüttenkunde seine Eindrücke über einen Besuch im berühmtesten und bedeutendsten Bergbaugebiet des südlichen Tirols. Das Bergrevier Schneeberg liegt in der südwestlichen Ecke der Stubaier Alpen zwischen dem Ridnauner und Passeiertal. Der Schneeberg ist im üblichen Sinne kein Gipfel, sondern eher ein großes Kar, gegliedert durch Stufen, Schuttströme und Felsrücken.
Das Bergbauzentrum befindet sich auf dem südseitig gelegenen Schneebergtal, einem offenen Talkessel. Begrenzt wird das Erzrevier im Westen durch den Felsrücken Schönnarkofel und die Gürtelwand (2858 m), von der Schneeberger Weißen (2903 m) und der Schwarzsee-Spitze (2298 m) im Norden und dem Kamm zwischen Sprinzenwand (2899 m), Schneebergscharte (2726 m) und Sandjoch (2571 m) im Osten. Der Talkessel weist drei Stufen auf. In der obersten liegt der Schwarzensee (2628 m). Die Bergwerkssiedlung St. Martin (2355 m) entstand auf der mittleren Abstufung inmitten der Gruben, Poch- und Waschwerke und großer Halden. St. Martin bestand aus Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäuden, Knappenunterkünften, einer Kirche sowie Nebengebäuden. Auf der tiefsten Stufe befindet sich das Seemoos, ein ehemaliger See. Der Schneebergbach entwässert das Gebiet und fließt ins Passeiertal ab. Der Erzabtransport nahm jahrhundertelang den beschwerlichen und langen Weg vom Abbauort in 2300 m zur Schneebergscharte (2687 m) bzw. zum Sandjoch (2571 m) durch das Lazzacher Tal nach Maiern im Talschluß von Ridnaun.

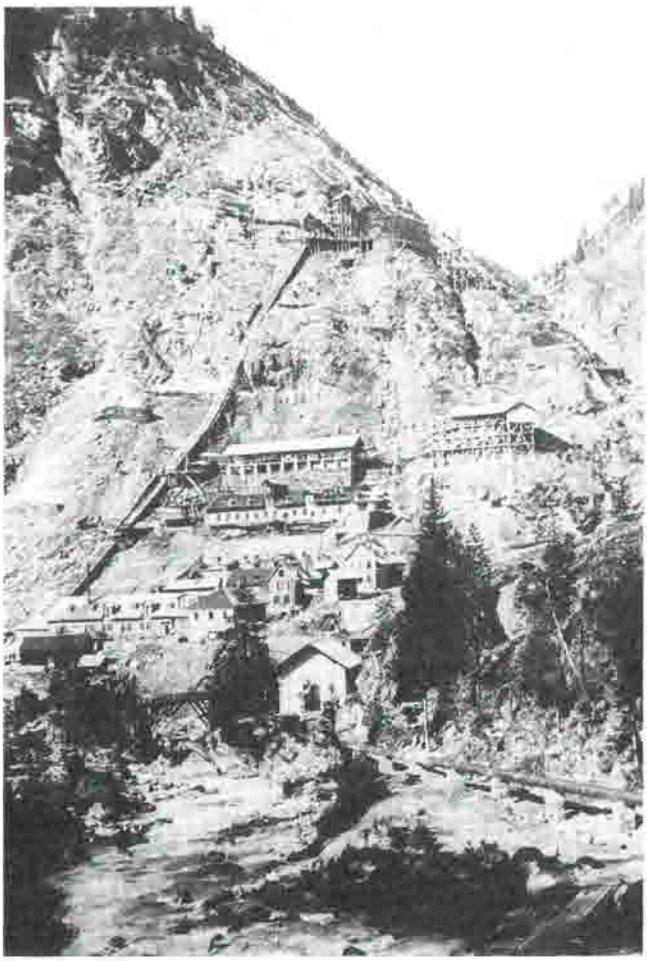
Geologie – Erzlagerstätte – Mineralien
Der Schneeberger Gesteinszug ist besonders interessant wegen seiner Gesteinsvielfalt, sie reicht vom Glimmerschiefer und Gneisen mit Einlagerungen von mächtigen Dolomitlagen (Schneeberger und Moarer Weißen) bis zu Marmor (Gilfenklamm, Marmorbruch Ratschings). Neue radiometrische Altersbestimmungen ergaben eine frühere Metamorphose der Schneeberger Sedimente als jene der Tauerngesteine. Der Schneeberg Zug gehört zum Ötztal-Stubai-Kristallin, in dessen Schieferzone verschiedene Mineralisationen anzutreffen sind. Im engeren Lagerstättenbereich sind auch Amphibolite und Augengneise zu beobachten.
Die Blei-Zink-Erzlagerstätte ist die größte Tirols und zählt zu den bedeutendsten im Alpenraum. Die Erzkörper verlaufen gangförmig. Es werden Hangendgang, Liegend- und Quergang unterschieden. Als wichtigster Erzkörper gilt der sogenannte Hangend-Gang, der dem Glimmerschiefer s-konkordant zwischengelagert ist (streicht ONO bis WSW). Seine Mächtigkeit beträgt im Durchschnitt 1,5 bis 2, maximal 6 bis 8 Meter. Das Erz der Lagerstätten besteht hauptsächlich aus Galenit (Bleiglanz) und eisenschüssiger Zinkblende. Die Gangart bilden Quarz, Karbonate und Silikate.
Der Abbau der Erzkörper erfolgte von mehreren Sohlen aus, die miteinander verbunden waren. Die wichtigsten Stollen waren: Karlstollen (q 2058 m), St. Peter-Stollen

(q 2206 m), St. Martin-Stollen (q 2370 m). Insgesamt wurden rund 70 km lange Strecken vorangetrieben. Das Erz vom Schneeberg enthielt z. B. im Jahre 1891 27% Zink, 7,5% Blei. In unserem Jahrhundert sank der Zink- und Bleigehalt dann ab. (Zink 6,6%, Blei 1,2%, 0,1% Silber im Bleiglanz). Analysen ergaben den Silbergehalt mit 1000 g/t Bleiglanz und 4300 g Cadmium pro Tonne Zinkblende. Die geförderte Roherzmenge betrug in den Jahren um 1960 noch 50 000–60 000 t. Die Gesteine sowie die Erzkörper des Schneeberger Reviers weisen eine selten große Vielfalt an Mineralien auf. Rund 70 Arten konnten nachgewiesen werden, darunter neben den Elementen Silber und Gold über zwei Dutzend Sulfide, 9 Oxide (Hydroxide), Karbonate, Sulfate, Halogenid, Phosphate und 13 Silikate.

Aufarbeitung
Die erste rohe Sondierung der Erze vom tauben Gestein erfolgt in oder vor der Grube. Die Erze wurden am Schneeberg gepocht und mit Bachwasser getrennt (Wasch- oder Pocherze). Bei den Gruben waren 1769 fünf Pochwerke tätig, die für viel Lärm sorgten. Noch 1811 standen drei Poch- und Schlämmwerke in Betrieb. Bis zum Jahre 1851 wurden im Jahresdurchschnitt 938 Zentner Pochschlick erzeugt. Dieser enthielt 32,83 kg Silber und 460 Zentner Blei. 1870 stand am Seemoos eine kleine Aufbereitungsanlage. Die Steinbrecher im Quetschhaus und im Pochhaus hatten 20 Stempel. Das Antriebwasser lieferte der von St. Martin herabfließende Bach. Die später im Ridnauner Tal hinter Maiern errichtete große Aufbereitungsanlage (Flotationsanlage) entsprach dem damaligen modernsten Stand. Ab 1925 wurde die mechanische Aufbereitung (Brecher, Kugelmühle, Siebe) mit der chem-physikal. Flotation kombiniert. Über die Filteranlagen erhielt man Blei und Zinkkonzentrate.

Verhüttung
Obwohl es nicht belegt ist, werden die ersten Schmelzversuche vermutlich vor den Gruben am Berg oder etwas darunter erfolgt sein. Eine Ortsbezeichnung „Hütt" könnte darauf hinweisen. Das Bleierz, der silberhaltige Bleiglanz, wurde ursprünglich am Berg geröstet. Holzmangel nötigte aber zur Errichtung von Schmelzhütten in holzreicheren Gegenden. In Innerridnaun in der Talsohle wurde das Erz in eigenen Erzkästen gesammelt (heute neben Hotel „Sonklarhof"). In Sterzing bestand bereits im 15. Jahrhundert eine landesfürstliche Schmelzhütte. Die Fugger erwarben die Schmelzhütte im Sterzinger Moos und bauten 1535 ein großes Hüttenwerk bei Grasstein. 1560 zwang Holzmangel in Ridnaun zum Einschränken des Schmelzbetriebes. Später wurden die Erze nach Wiesen am Ausgang des Pfitschertales zur Verhüttung gebracht. Ein Großteil des Schneeberger Erzes wurde aber zum Verschmelzen direkt nach Hall, Schwaz, Rattenberg, Jenbach, Brixlegg gebracht. Das Schneeberger Erz diente als „Frischwerk" zum Ausbringen des Silbers aus dem Fahlerz und zur Bleigewinnung. Ab 1880 gelangten die Bleierze mit der Bahn in die Bleihütten nach Pribam in Böhmen. Das erst spät verwendete Zinkerz, die Zinkblende, wurde zuerst nach Frankfurt am Main transportiert. Später kam das Erz in die Zinkhütte Cilli in die Steiermark. 1883 erzeugte der Schneeberg 79% der Zinkerze Tirols. Im 20. Jahrhundert wurden die in der modernisierten Aufbereitung bei Maiern erzeugten Erzkonzentrate nach Bergamo gebracht. Die Roherzförderung betrug 1977 1756 Tonnen Zinkblende.

Erztransport-Nachschub
Dieser zeitweise nicht nur höchstgelegene, sondern auch der am längsten fördernde Erzbau in den gesamten Alpen ist in vielerlei Hinsicht einmalig. Er ist einer der ältesten nicht nur im Brennergebiet bzw. in Tirol. Mit einigen kurzen Unterbrechungen wurde er acht Jahrhunderte lang teils unter extremsten Bedingungen betrieben. Die ganzjährig bewohnte Bergbausiedlung lag auf 2355 m Höhe. Im Winter gab es oft Schneehöhen von mehreren Metern und bis zu 30 Minusgrade). Es gab auch mehrere größere Lawinenunglücke (siehe Geschichte). Das Bau-Grubenholz und Brennholz mußten mühsam aus den Wäldern des Passeiertales zum hochalpinen Bergbau gebracht werden. Ein besonderes Kapitel in der Entwicklung und Geschichte des Bergwerkes stellten aber der Erztransport und Nachschub an Proviant dar.
Das Erz mußte ursprünglich auf Kraxen vom Berg getragen werden. Später wurde es mit Tragtieren befördert. Der Transportweg führte vom Abbauort in rund 2300 m hinauf auf die 2687 m hohe Schneebergscharte bzw. zum Sandjoch (2571 m) und über das Lazzachertal nach Maiern im Ridnauner Tal. Der Erztransport ging durch das Ridnauner Tal mit teilweiser Gegensteigung hinaus nach Sterzing. Über den Brenner wurde es dann nach Nordtirol zu den Schmelzhütten gebracht. Am Berg und in den Bergtälern war dies ein beschwerlicher und oft gefährlicher, vor allem aber teurer Transport. Die Samer brachten nicht nur Erz vom Berg ins Tal, sondern umgekehrt Holz und den gesamten Bedarf für das Bergwerk und die Knappen zum Bergbau bzw. zur Siedlung St. Martin. Im Laufe der Jahrhunderte versuchte man deshalb immer wieder, die Erzwege zu verbessern und neue Transportmethoden einzuführen. Ein Meilenstein in dieser Entwicklung stellte der Bau des „Kaindlstollen" (Transporttunnel) in den Jahren 1720–1726 dar. Er brachte eine große Erleichterung im Erztransport und Personenverkehr. Man mußte nicht mehr die 2687 m hohe Schneebergscharte überwinden. Später baute man mehrere Bremsberge, die mit Pferdebahnstrecken verbunden waren, eine Schienenstrecke, welche die größte Übertage-Förderanlage Europas, ja der ganzen Welt wurde. Dieses technische Wunderwerk mit kilometerlangen Bremsbergen, Wassertonnenaufzügen, Pferdebahnstrecken usw. stellt noch heute ein gewaltiges, eindrucksvolles Bodendenkmal dar. Die trotz Verbesse-



rung immer noch hohen Förderkosten waren 1925 der Grund für den Bau der Lastenseilbahn (8,5 km) von St. Martin nach Maiern (Ridnaun). 1967 wurde parallel zur Erzseilbahn eine Personengondelbahn gebaut. Dadurch konnten die Bergleute im neuen Knappenhaus in Maiern oder im Tale wohnen. Noch heute kann man im gesamten Erzrevier Schneeberg Bergbauspuren sehen. Diese Zeugnisse alter Bergbautechnik und Bergbaukultur versucht man im Rahmen des Programmes „Südtiroler Bergbaumuseum" zu erhalten.

Geschichte des Bergbaues am Schneeberg

Ähnlich wie in anderen Erzrevieren beiderseits des Brenners ist der Beginn der Erzgewinnung am Schneeberg nicht bekannt. Auch die Herkunft und die Namen der ersten Betreiber dieses alpinen Bergbaues sind nicht überliefert. Im Bozener Notariatsbuch von 1237 wird aber schon das „argentum bonum de Sneberch" erwähnt. Es galt damals als Tauschmittel und diente als Zahlungsmittel. Daraus kann man schließen, daß das Bergwerk zu dieser Zeit schon in Betrieb war und silberhaltiges Erz abgebaut wurde. Bekannt ist aber, daß die Inhaber der Landherrschaft, die Grafen von Tirol, gegen Ende des 13. Jahrhunderts auf eigene Rechnung Silberbergbau betrieben. Die Blüte des Bergbaues setzte am Schneeberg wie in Gossensaß bald nach 1420 ein. Ursprünglich gehörte das Bergrevier aufgrund seiner Lage zum Berggericht an der Etsch.

Im Tiroler Bergbau bestand jedes Bergwerk aus neun ideellen Anteilen. Jedes Neuntel konnte in vier Viertel geteilt werden. Dem Landesfürsten gebührte das Recht auf ein Neuntel jeder Grube. Von diesem Abbaurecht hat besonders Herzog Sigmund reichlich Gebrauch gemacht. Man kann ihn deshalb als Gewerken am Schneeberg bezeichnen. Zur Eröffnung eines Bergwerkes oder zur Inbetriebnahme einer alten Grube mußte um Verleihung angesucht werden. Der Bergrichter entschied über die Verleihung. Bei der 1479 abgehaltenen Bergsynode wurde auf Wunsch der Gewerken das Erzrevier zum Berggericht Gossensaß-Sterzing geschlagen, weil die Erze nach Sterzing transportiert und von dort größtenteils der Nachschub an Material und der Proviant für die Knappen ins Bergbaugebiet gebracht werden mußten. Das Verleihbuch enthält ab 1481 alle Verleihungen. In diesem Jahr wurden 34 Verleihungen erteilt. Dies läßt darauf schließen, daß großes Interesse am Bergbau bestand. Es setzte ein regelrechtes „Bergbaufieber" ein. Bis zum Jahre 1514 wurden 541 Verleihungen eingetragen.

Das Jahr 1486 gilt als Höhepunkt in der Bergbaugeschichte. Zu jener Zeit arbeiteten an die 1000 Knappen in 70 Stollen. Die Erzeugung von Silber und Blei war sehr bedeutend. Das Silber wurde zum Schlagen und Prägen der Münzen verwendet und hatte einen hohen Wert. Ab dieser Zeit war Schneeberg neben Schwaz ein Bergwerk von europäischem Rang. Eine besonders große Bedeutung

Fotoarchiv Ridnaun/Schneeberg

Österreichische Bergoffiziere unter Tage vor dem Ersten Weltkrieg

Links oben:
Die Aufbereitungsanlage Maiern in Ridnaun um 1930

kam dem Bergwerk am Schneeberg auch deshalb zu, weil es das in Schwaz zum Ausbringen des Silbers aus dem Fahlerz dringend benötigte Blei lieferte.
Unter den Gewerken am Schneeberg findet man Kaiser Maximilian I., die Sterzinger Kirche, den Brixener Fürstbischof Melchior von Meckau, Hanns Paumgartner und Jacob Tänzl, ab 1524 die Fugger, Hans Stöckl sowie mehrere Sterzinger Bürger. Ein besonders wichtiges Kapitel in der Geschichte des Bergbaues am Schneeberg schrieben die Fugger aus Augsburg. Sie hatten 1553 Eigenbesitz und Beteiligungen an 25 Schneeberger Gruben im Werte von 8000 Gulden. 1558 erwarb auch Landesfürst Kaiser Ferdinand I. größere Anteile. Als Gegenpol gründeten die Gewerken im Jahre 1565 die Jenbacher Gesellschaft als Gemeinschaftsfirma. 1580 wurde am Schneeberg ein Knappe von einer Lawine verschüttet. Bei der Bergung begrub und tötete eine andere Lawine 29 Bergknappen.

Der Niedergang des Bergbaues setzte später immer stärker ein. 1600 wird nur mehr in 40 Stollen gearbeitet. 1621 arbeiten nur mehr 200 Mann im Erzrevier, 1639 sind noch 158 Knappen tätig. 1658 wurde der Jenbacher Handel aufgelöst. 1660 wurde der Carl-Unterbaustollen 380 Höhenmeter unter dem Hauptrevier angeschlagen. Mit diesem Erzstollen sollte das oben zusitzende Wasser abgeleitet werden. Trotz des Einsatzes von Sprengmitteln stieß man erst nach 90 Jahren (1750) auf Erz mit geringem Bleigehalt. Im Winter 1693 tötete eine große Staublawine 27 schlafende Bergleute in ihrem Wohngebäude. Zu ihrem Andenken wurde die Kirche gebaut und am 30. Mai 1722 eingeweiht. Von 1720 bis 1726 baute man den 730 Meter langen Kaindlstollen unterhalb der Schneebergscharte, um den mühsamen und gefährlichen Erztransport und Personenverkehr über die Scharte abzukürzen. Bis 1760 war Erzabbau noch lohnend. 1798 wurden die Grubenbaue eingestellt. 1826 wurde das Berggericht Sterzing aufgelöst und zur k. u. k. Hüttenverwaltung Klausen geschlagen. Ab den Jahren 1850 bis 1875 bekam die Erzgewinnung wieder enormen Auftrieb durch den Abbau des Zinks. Positiv wirkte sich auch der Bau der Brennerbahn (1876) aus, da die Verhüttung zum Großteil in Nordtirol erfolgte. Im Jahre 1875 wurde die Strecke von den Stollen bis nach Maiern durch ein großartiges Transportsystem in Form von Bremsbergen, Wassertonnenaufzügen und Flachrollbahnen ausgebaut. 1900 arbeitete eine Belegschaft von 200 Knappen und 70 Frauen (Erzsortieren) im Bergrevier. 1925/26 baute ein italienisches Bergbauunternehmen eine 8,5 km lange Seilbahn über die Schneebergscharte und errichtete eine Flotationsanlage in Maiern. Nach einer vorübergehenden Betriebsschließung 1931 arbeiteten 1940 wieder 350 Mann im Bergwerk. 1967 wird der Bergbau St. Martin eingestellt und der Bau eines Unterfahrungsstollen im Lazzacher Tal (1980 m) begonnen sowie die Materialbahn modernisiert. Zum „Neuen Stollen" wird ein wintersicherer Schneestollen gebaut. Die Personalseilbahn, Stromversorgung, Flotationsanlage, Werkstätten und Personalhäuser in Maiern werden verbessert. 1979 wird der Bergbau eingestellt, die Untertageanlagen aber instandgehalten. 1985 finden Aufräumungsarbeiten statt und der Kaindlstollen wird gesprengt. Im Jahre 1986 beschließt die Südtiroler Landesregierung die museale Aufarbeitung des Bergbaues Schneeberg.

Ratschingser Marmor

Wie schon im geologischen Teil erwähnt, sind dem Schneeberger Gesteinszug stellenweise mächtige Dolomitlagen zwischengeschaltet. Am Mareiter Stein oberhalb von Pardaun und bei Flading findet man schönen Marmor, der auch abgebaut wird. Der Marmorbruch am Mareiter Stein liegt auf 1800 m Höhe. Ein weiterer Bruch liegt einen Kilometer nordwestlich der Kirche von Ratschings und ein dritter im Talschluß bei Flading. Immer noch ungeklärt ist, wann mit dem Abbruch des schönen weißen Steines begonnen wurde. Ein sehr altes Zeugnis des Ratschingser Marmors ist der „Victorina-Stein", der im Inneren der Sterzinger Pfarrkirche angebracht ist. Er stammt aus der römischen Besatzungszeit etwa um 200 bis 300 Jahre n. Chr. Auch ein großer römischer Meilenstein aus Ratschingser Marmor wurde gefunden. Der kulturgeschichtlich höchst interessante Mithrasstein ist ein weiterer Beweis schon früher Tätigkeit im Marmorbruch. Ratschingser Marmor wurde nicht nur in Gebäuden, Bürgerhäusern, im Stadtturm und in der Pfarrkirche von Sterzing verbaut, sondern fand Verwendung für Skulpturen, Treppen, Pfeiler, Portale, Altäre, Brunnen, Denkmäler usw. Lieferungen gab es in die ganze k. und k. Donaumonarchie, nach London, Warschau, München, Augsburg usw. In Wien sind unter anderem die Denkmäler von Bruckner, Grillparzer, Mozart, die Statuen in Schönbrunn, das Burgtheater, das neue Rathaus, die Prunktreppen des Parlamentsgebäudes, der Universität und das Naturhistorische Museum aus Ratschingser Marmor. Problematisch war, vor allem beim Mareiter Marmor, der Abtransport über den 34 % Gefälle aufweisenden Fuhrweg.

Bergbau im Pfitscher Tal

Das Tal ist ein berühmtes Fundgebiet für eine Vielfalt an ausgezeichnet kristallisierten und zum Teil sehr seltenen Mineralien. Im Tal sind aber auch einige Zeugnisse alter Bergbautätigkeit zu finden. Einen bedeutenden Bergbau mit größeren abbauwürdigen Bodenschätzen hat es aber nicht gegeben. In Wiesen am Taleingang stand einst eine Schmelzhütte (siehe Geschichte des Schneeberges). Vorher wurde das Pfitscher Erz in Gossensaß geschmolzen. Kurz nach dem Taleingang an der orographisch linken

Folgende Doppelseite: Das breite Sterzinger Talbecken aus der Luft in Richtung Südosten (aufgenommen etwa über dem Roßkopf). Links unten die Autobahn von Gossensaß, darüber die Einmündung des Pfitscher Tales, in Bildmitte das Eisacktal, rechts unten der Ridnaunbach und die lange gerade Straße nach Mareit und Ratschings

Luftaufnahme Jakob Tappeiner; Genehmigungsnummer SMA 450

Seite wurde im Bereich des Weilers Tulfer (1229 m) und Afens im *Plerch- und Leitnerwald* Schwefel- und Kupferkies im Kalk- und Chloritschiefer abgebaut. Die Baue standen von 1436 bis 1630 in Betrieb. Mitte des 18. Jahrhunderts wurden Wiedergewältigungsversuche unternommen. Weiter taleinwärts gab es in *Fußendraß* am orografisch rechten Talhang des Großberbaches im Zeitraum von 1636 bis 1705 Bergbau. Bei den erschürften Erzen soll es sich um Chalkopyrit (Kupferkies), Pyrit (Schwefelkies), Galenit (Bleiglanz) und Molybdänit gehandelt haben. An der anderen Talseite gab es auf 1750 m Höhe eine Talkgrube. Die Lagerstätte war 1959 erschöpft. Dann baute man Talk auf der Burgumer Seite ab. Man fand eine abbauwürdige Lagerstätte mit einer Mächtigkeit von bis zu 20 Metern. Im Jahre 1969 wurde der Bergbau eingestellt. Im *Pletzengraben* westlich des Gliederganges wurden im 16. Jahrhundert Chalkopyrit, Pyrit und Magnetit abgebaut. Die Minen wurden im Jahre 1713 wegen Erschöpfung aufgelassen. Spuren in Form von Erzschlacken weisen auf einen kaum bekannten Schwefelbergbau in der Gegend der *„Öfen"* auf 2500 m Höhe östlich vom Pfitscher Joch-Sattel hin. Heute existiert im Talschluß ein großer Quarzit-Steinbruch.

Der Bergbau auf Nordtiroler Seite

Der Bergbau auf Nordtiroler Seite beschränkte sich im Brennergebiet auf einige wenige kleinere Erzreviere. Er erreichte nie die große Bedeutung der Bergbaue bei Sterzing am Schneeberg und Pflersch/Gossensaß auf Südtiroler Seite. Erze wurden vor allem im *Navistal* und in *Obernberg* abgebaut, die beide zum Berggerichtsbezirk Sterzing-Gossensaß gehörten. Schon Ende des 15. Jahrhunderts kamen im Navistal viele Belehnungen vor. Dort befand sich ein landesfürstlicher Bergbau. Da der Abbau aber nicht sehr ergiebig war, wurde den dortigen Gewerken eine mehrjährige Fronfreiheit und der „ringe Wechsel" von 20 Kreuzern für jede Mark Silber zugestanden. Im Jahre 1514 scheint der Abbau aber ertragreicher geworden zu sein, da das Bergwerk die üblichen Bergfreiheiten erhielt. Die Gewerken erbaten auch, die Lostrennung vom zu weit entfernten Sterzinger Revier und einen Bergrichter nach Matrei zu verordnen. Im Jahre 1655 begann der Schwazer Georg Tonnauer in den 12 Naviser Gruben Erz abzubauen. Die Erzstufen, welche er dem Sterzinger Bergrichter übersandte, waren schöne Kies- und Fahlerzstufen. Der Ertrag dieser Erzbaue war aber, wie man aus Unterlagen über die Fron weiß, nicht sehr bedeutend. In vier Jahren lieferte er nur rund 20 Kübel Fron an Fahlerz und Kiesen ab, was annähernd 200 Kübeln Erzförderung entsprach. Die Gruben standen bis Ende des 17. Jahrhunderts im Betrieb. Der Bergbau in Obernberg wurde zuletzt während des Zweiten Weltkrieges versuchsweise betrieben.

Navistal: Östlich der Klammalm in der sogenannten Knappenkuchel (2150 m, Griffalm) liegen die aufgelassenen Silber- und Kupferminen. Die Vererzung besteht hauptsächlich aus Fahlerz, Chalkopyrit und Pyrit mit glasig durchscheinender Quarzgangart. Weiters findet man: Bonerit, Baryt, Siderit, Ankerit, Antimonerz, Galenit, Hämatit und andere. Die Vererzungen liegen in einer Scholle von paläozoischem Dolomit, welcher den Phylliten der oberen Schieferhülle eingelagert ist. Ein kleines Fahlerzvorkommen befindet sich nordöstlich der Griffalm auf halber Höhe am Grat Salzscharte-Torwand.
Bergbau Alpeiner Scharte: Auf 2800 m Höhe knapp unterhalb der Alpeiner Scharte zwischen Olperer und Schrammacher befindet sich ein aufgelassener Molybdänitbergbau. Er wurde im Zweiten Weltkrieg eröffnet und war kurze Zeit in Betrieb. Auf der Nocken-Alm (1311 m) sieht man heute noch die Ruinen der Aufbereitungsanlage. Die Vererzung ist an bis zu 25 Zentimeter mächtige OW streichende Quarzgänge gebunden, welche von Granit und Augengneisen umgeben sind (Aplite).
Obernberg: Der noch probeweise im Zweiten Weltkrieg betriebene Bergbau Obernberg befindet sich annähernd 6 km südwestlich von Gries am Brenner am orografisch linken Talhang des Obernberger Innertales. Heute trifft man dort noch alte Einbauten an. Die Vererzung von Obernberg, vorrangig Sphalerit (Zinkblende) und Galenit (Bleiglanz) treten in Form saiger (senkrecht) stehender NNW und WNW streichender Erzgänge und -schläuche auf. Sie durchsetzen den hellgrauen Wettersteinkalk des Brenner-Mesozoikums.

Schlußbemerkung

Von dem viele Jahrhunderte das wirtschaftliche und soziale Leben prägenden Bergbau im Brennergebiet auf Nord- und Südtiroler Seite künden heute im Gelände alte Stollen, Halden, interessante bergbautechnische Anlagen (Aufbereitungs-, Transport- und Förderanlagen), die hochgelegene Bergbausiedlung St. Martin am Schneeberg. Altehrwürdige Kirchen, Kapellen, alte Bürgerhäuser, ehemalige Gewerkengebäude usw. erzählen besonders in Sterzing, der „Fuggerstadt" und in Gossensaß immer noch von der hohen Bergbauzeit früherer Jahrhunderte. Wanderungen durch die ehemaligen Erzreviere, der Besuch des Landesbergbaumuseums Schneeberg-Ridnaun und Sterzing mit dem Jöchelturn vermitteln einen tiefen Einblick in das Bergbauwesen im Brennergebiet und ein alpines Erlebnis besonderer Art. Über den Bergbau in diesem Raum, in erster Linie über jenen am Schneeberg, gibt es verschiedene interessante Publikationen. Das neueste und umfassendste Werk, „Das Bergwerk am Südtiroler Schneeberg", ist heuer im Verlag Athesia (Bozen) aus der Feder des Direktors des Bergbaumuseums, Dr. Rudolf Tasser, erschienen.

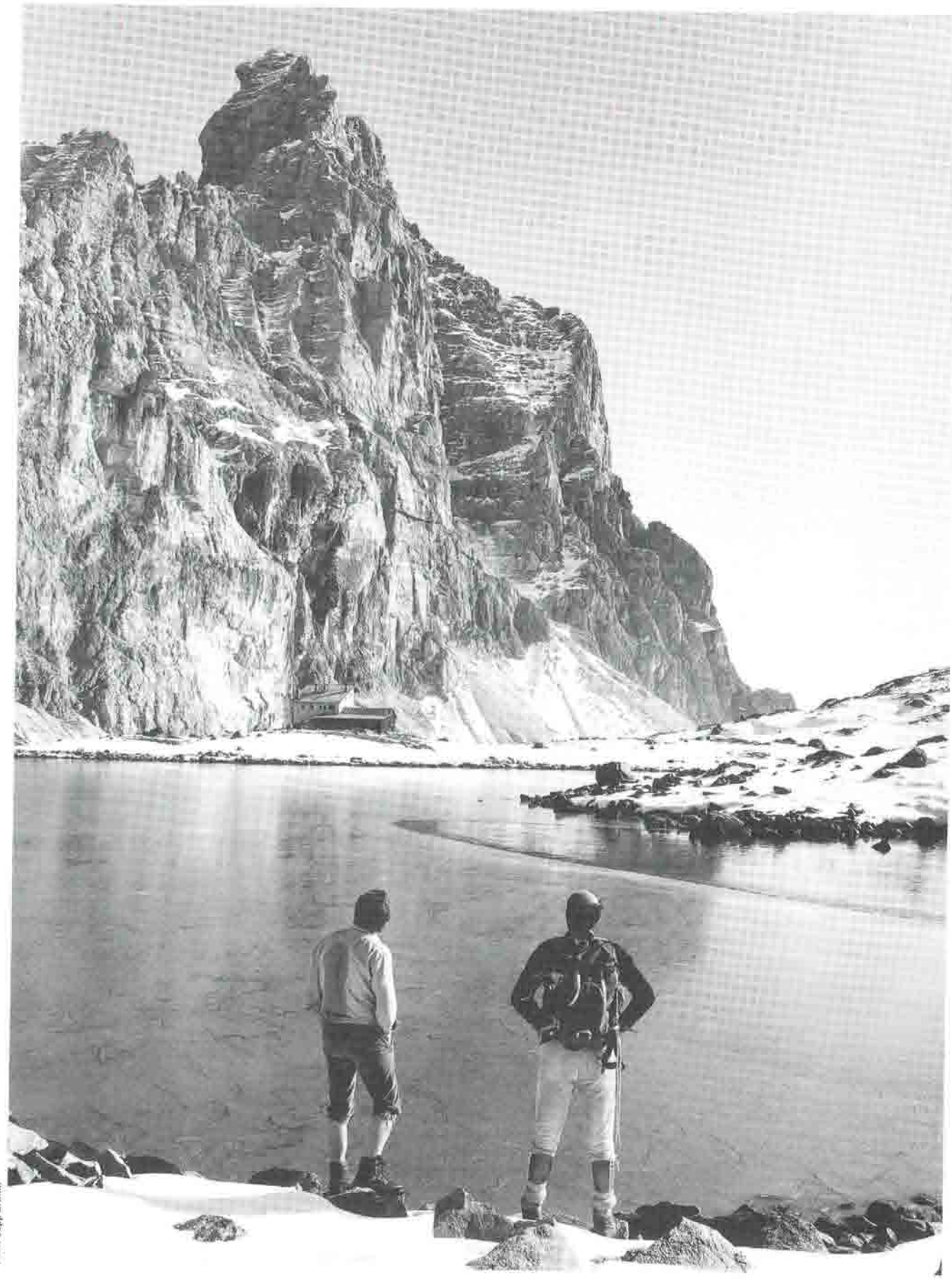


Foto: Sepp Brandl

Karge Täler, grüne Kämme, morsche Zinnen

Bergsteigen im Brennergebiet

Walter Klier

Links: Pflerscher Tribulaun über dem Sandessee und der italienischen Tribulaunhütte

Die Brennerberge sind nach Meinung des durchschnittlichen Innsbrucker Bergsteigers ein Skigebiet, einerseits. Oder aber, dort wo der Kalk im Westen und das Urgestein im Osten sich steiler auftürmen, ein Bruchhaufen, schön anzusehen, aber zu meiden, wenn einem das eigene Leben lieb ist und das von Gefährten und sonstwie Anvertrauten. Seien es die Wände von Sagzahn, Sagwand und Schrammacher oder jene der Tribulaune und des Goldkappls, alle miteinander geradezu durchtränkt von heroischer Alpingeschichte, im Alltag der Tourenplanung fallen sie in der Regel unter den Tisch, weil sie ein allzu krasses Mißverhältnis zwischen Bergerlebnis (wozu auch Genuß gehört) und Gefahr versprechen. Der durchschnittliche Bergsteiger wird also beim Gedanken an diese Region im Geiste aufs Gas steigen und weiter gen Süden brausen, wenn bei der Suche nach neuen Tourenzielen diese Region rund um den Brennerpaß auf Lohnendes untersucht wird. Knapp jenseits des Brenners locken viele, viele tolle Dolomitenberge (bei meinem letzten Versuch an der Sella, der nun auch schon Jahre zurückliegt, verbrachte ich allerdings zwei Stunden im Stau auf der Autobahn und zwei Stunden im Stau in der Tour, aber das steht auf einem anderen Blatt), gleich nebenan locken die Zillertaler mit hochalpinem Eis, beinahe Westalpenqualität, auf der anderen Seite die Stubaier mit klassischen Dreitausenderanstiegen. Dazwischen, und in der ehernen Gebietseinteilung des Alpenvereins auch kein eigenes Gebirge, also topographisch aufgeteilt unter Stubaier- und Zillertaler Alpen, politisch aufgeteilt seit 1919 zwischen Österreich und Italien (was allerdings heute fast keine Rolle mehr spielt), ziehen sich also diese teils lieblich grünen, teils schroffen Kämme dahin, die nun die neue Brennerkarte löblicherweise auf einen Blick darbietet.

Bergsteigen oder Geige spielen?

Das vorerwähnte Image der schroffen Tribulaun-Zinnen besteht ja nicht ganz zu Unrecht. Seit dort geklettert wird, dringen eigentlich nur schauerliche Nachrichten an des Interessierten Ohr. Einen speziellen Nachhall haben die inzwischen klassischen Berichte aus der Goldkappl-Südwand, die ihre schweißtreibende Wirkung auf die Handflächen des Lesenden selten verfehlen. Ein ehrwürdiger alter Musiker hier in Innsbruck erzählt immer gern vom frühen Ende seiner alpinistischen Laufbahn, wobei der Pflerscher Tribulaun die Hauptrolle gespielt hatte. Er beschreibt das so, daß er dort in einer steilen Felswand gestanden sei (vermutlich am Normalweg durch die Süd- und Westseite) und sich etwas verkrampft an einer Leiste in Kopfhöhe festgeklammert habe. Dann sei ein ziemlich kleiner Stein von ziemlich weit oben mit diesem charakteristischen, unsympathischen Sirren herabgesaust und habe unmittelbar neben seiner linken, der für den Geiger wichtigen, Hand eingeschlagen. Da habe er sich gedacht: will ich nun Bergsteigen oder Geige spielen, und entschied sich für das Geigenspiel. Aber das kann einem schließlich auf jedem Berg passieren, nicht nur auf dem Pflerscher Tribulaun, der im übrigen, nach Aussagen von Augenzeugen, besser als sein Ruf sein soll, zumindest auf den üblichen Wegen, dem Westgrat und dem süd/westseitigen Anstieg. Sie sind in der Schwierigkeit etwa gleich, so um den III. Grad, der Gratanstieg sei weniger brüchig und steinschlaggefährdet, also insgesamt lohnender. Warum ich hier den Konjunktiv des Hörensagens verwende? Ich muß gestehen, daß es mir bislang nicht gelungen ist, diesen stolzen Gipfel zu bezwingen und die Probe aufs Exempel zu machen, aufgrund jener Unwägbarkeiten, die ein jedes Bergsteigerleben kennzeichnen. Es wird wohl so gewesen sein, daß der jeweilige Weggefährte im Stadium der Tourenplanung nie so richtig begeistert war, wenn die Rede auf die Tribulaune kam, und auch meine Begeisterung sich in Grenzen hielt und schließlich komischerweise immer dann das Wetter etwas unsicher war und man kein Risiko eingehen wollte und ein bescheideneres Ziel ansteuerte ...

So ragt also dieser Pflerscher Tribulaun, von mir weiterhin unbezwungen, schon von aller Ferne sichtbar und eindrucksvoll zugespitzt, ein wenig mahnend, schließlich gibt es gewisse Pflichten eines Führerbearbeiters, aber schließlich kann man nicht alles auf einmal machen und soll sich einiges für den Lebensabend aufsparen, damit auch dieser ein erfüllter werde.

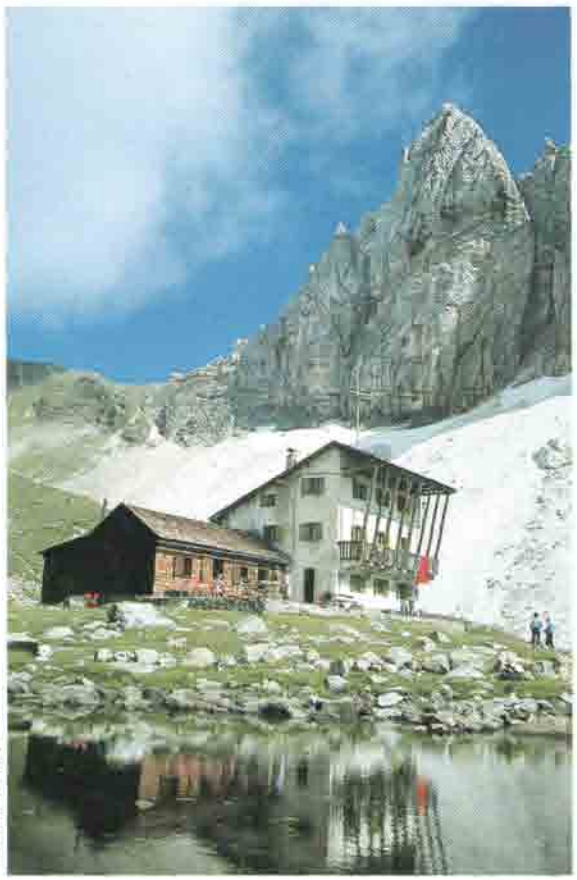


Foto: Andreas Orgler

Oben:
Die Tribulaunhütte des CAI Sterzing, darüber das Goldkappl

Rechts:
Die Tribulaungruppe vom Habicht aus (links Schwarze Wand, in Bildmitte Gschnitzer-, rechts Pflerscher Tribulaun; am Horizont die Dolomiten); aufgenommen im Herbst bei Sonnenuntergang

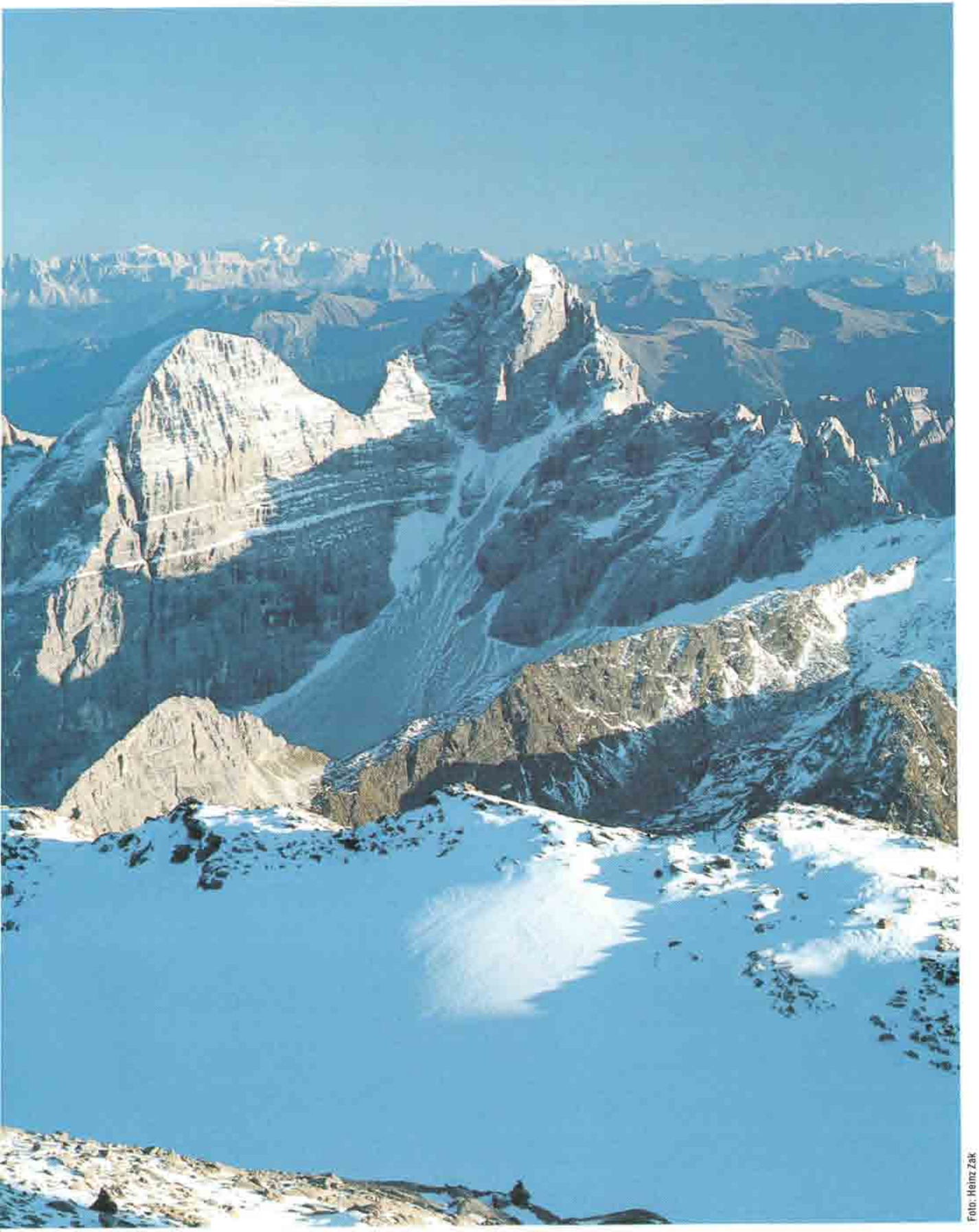


Foto: Heinz Zak

Foto: Max Heidwein

Auf dem Pflerscher Höhenweg zwischen Portjoch und Rif. Tribulaun mit Pflerscher- (links) und Gschnitzer Tribulaun

Wege für Normalverbraucher

Von den halsbrecherischen und im engeren Sinn abenteuerlichen Möglichkeiten, die sich dem Felskletterer in dieser Region bieten, soll hier ohnehin nicht die Rede sein, dies wird einem berufeneren Kollegen überlassen. Wir bleiben bei den Wegen, die sich dem alpinen Normalverbraucher (im weitesten Sinn) anbieten. Die zwei anderen Tribulaune, der Gschnitzer und der Obernberger, plumper und weniger spektakulär von Gestalt, dennoch mit einigen düsteren und irgendwie ungemütlich wirkenden Wandfluchten gesegnet, verfügen über unschwierige Normalanstiege, die zwar etwas Ausdauer und fallweise Trittsicherheit erfordern – und schließlich bewegt man sich hier auf knapp unter 3000 m –, doch auf jeden Fall lohnen, egal von welcher Seite man die Sache angeht. Der Gschnitzer, als breit und behäbig geratener Zwilling des gabeligen Pflerscher Zackens, wird am günstigsten von jenem Tal und Ort aus bestiegen, der ihm den Namen lieh, zum Obernberger, der weiter östlich unmittelbar über dem lieblichen Tal gleichen Namens aufragt, bricht man von diesem auf. Zwei Tribulaunhütten, eine auf der italienischen Seite knapp westlich unter dem Pflerscher, die andere unter dem Gschnitzer auf der Nordseite, bieten Unterkunft und Verpflegung, und mit ihrer und der Hilfe der westlich über dem Talschluß von Pflersch gelegenen Magdeburger Hütte lassen sich hervorragende Kammwanderungen von etlichen Tagen unternehmen – ein Höhenweg, genannt der Pflerscher, führt nämlich von der Magdeburger Hütte (2423 m) empor auf die Höhe des Alpenhauptkamms zur Weißwandspitze, deren auffälliger Gipfelaufbau aus kristallinem Kalk auf einem Urgesteinssockel aufsitzt, weiter am Kamm zum Hohen Zahn und südlich unterhalb des Pflerscher Pinggls (Pinggl ist ein tirolisches Wort für Pickel, kleiner Auswuchs) gegen das Sandesjöchl und hinab zur italienischen Tribulaunhütte, weiter durch die weiten Südflanken von Pflerscher und Gschnitzer Tribulaun unter die Schneetalscharte. Beide genannten Jöcher dienen dem Übergang zur österreichischen Tribulaunhütte. Weiter durch die steilen Südabfälle des Hauptkamms führt der Pflerscher Höhenweg ostwärts hinüber auf das Portjoch, jenen Punkt, wo der Alpenhauptkamm sich endgültig der Kalkaufsätze entledigt hat, die den westlichen Teil unseres Gebietes prägen, und sich grün, wellig und zahm bis gegen den Brenner hin erstreckt. Je nach dem ursprünglichen Ausgangspunkt kann man an drei Stellen ins Pflerschtal absteigen oder aber nach Gschnitz oder ins Obernbergtal hinüberwechseln.

Auf fast verschlafene Weise

Im folgenden möchte ich von jenen Tourenmöglichkeiten berichten, die mir das Gebiet lieb und wert gemacht haben. Sie erfordern einen speziellen Typ von Bergsteiger, einen, der zeitweise Unterforderung seiner mühsam erworbenen Fähigkeiten genußreich findet. Also jemanden wie mich – ausreichend geländegängig, um gelegentliche Stellen im II. oder gar III. Grad nicht abschreckend zu finden, wenn sie an irgendeinem Punkt (oft überraschend) in zivilisationsfernen Zonen sich in den Weg stellen, um gleich wieder dem charakteristischen grasigen, welligen Gratverlauf Platz zu machen, wo man also in wenigen Stunden ein halbes Dutzend Gipfel überschreiten kann. Allerdings solche, die der klingenden Namen ebenso völlig entbehren wie der beeindruckenden Meereshöhen oder sonstiger Anreize, um sie danach im Tourenbuch rot einrahmen und mit Hallelujahs oder Totenköpfen verzieren zu können.

Die Brennerberge sind von Gott dazu bereitgestellt, sich dort auf eine fast verschlafene, in jedem Fall ganz unspektakuläre Weise wohlzufühlen, das alpinistische Pendant zu einem langweiligen englischen Badeort mit Strandorchester – wobei mir das Orchester eines schönes Tages im Gschnitztal von der örtlichen Blasmusik tatsächlich bereitgestellt wurde, deren musikalisches Wirken, aufgrund der guten Akustik des Tales, weit oben an den unwirtlichen Hängen unter der Zeisspitze und dem Hohen Tor sich höchst beeindruckend entfaltete. Das entschädigte für die hartnäckigen Wolkenfelder, die mein eigentliches Ziel, nämlich Fotos vom gegenüberliegenden südlichen Serleskamm anzufertigen, zunichte machten. Soweit man das von einem Gebirge überhaupt sagen kann, eignet den Brennerbergen etwas Bukolisches – nicht zuletzt dadurch unterstrichen, daß die Kulturlandschaft, in Form von Almen und lichten Lärchenwäldern, sich bis auf die Höhe der niedrigeren Gipfel erstreckt. Die ideale Jahreszeit, um diese Idyllen zu genießen, ist selbstverständlich der Herbst, wenn die Farbenpracht ihren Höhepunkt erreicht, doch auch der Frühsommer mit seinen Blütenmeeren ist nicht zu verachten. Es ermangelt jenen Bergen ganz und gar das Bedrohliche, Unkalkulierbare, Lebensfeindliche, das selbst eine kleine Zinne in den Kalkkögeln noch ausstrahlt, wenn man nur nahe genug auf sie zutritt, oder eine Gletscherspalte, selbst wenn sie, zwanzig Meter neben einer Seilbahnstation, mit Hilfe rotweißer Absperrungsbänder quasi domestiziert erscheint. Nicht ermangeln sie der Ausblicke in die jeweils gegenüberliegenden Wildheiten, ob das die Westseiten von Olperer und Fußstein sind oder die Nordseiten von Schrammacher und Sagzahn oder die erwähnten Tribulaunischen Schrecklichkeiten. Die Brennerberge eignen sich ideal für Leute, die die Weltberge, ja selbst die Westalpenriesen, ja sogar den größten Teil der Ostalpen aus ihrer potentiellen alpinen Briefmarkensammlung ausgeschieden haben aus der Einsicht heraus, daß man ohnehin, und würde man tausend Jahre alt, nicht alle Gipfel wird besteigen können, und andererseits, daß es eigentlich gleich ist, welchen von den vielen man besteigt.

Daraus folgt, daß lange Anreisen zu berühmten Zielen (dort am Ziel wird einen ohnehin der Publikumsandrang überwältigen) von vornherein ein Hinderungsgrund sind. Hier ist Tirol, hier steige auf die Berge.

Fotos: Walter Klier

„Hier ist das Touristische schon so rudimentär, daß man sich danach zu sehnen beginnt."
„Touristenrast" im Valser Tal (oben) und Schmirn (darunter)

Unten:
Die Pfarrkirche von
Obernberg gegen Olperer
und Fußstein

Charme der Täler

Zur Sache. Zu diesen Bergen und ihrer Eigenheit gehören vorderhand und wesentlich die Täler. Und diese sollte man genießen, sie sind dank ihrer höchst ungünstigen naturräumlichen Gegebenheiten für den Massentourismus schwerlich verwendbar und haben sich daher in weiten Teilen als eine Art unfreiwilliger alpiner Natur- und Kulturpark erhalten.

Alle haben sie ihren eigenen Charme: Das **Obernbergtal** mit seinen behäbigen Bauernhöfen am Sonnenhang, seiner allzuoft photographierten schmucken Pfarrkirche außerhalb des Ortes auf einem kleinen Hügel im Angesicht des östlichsten der Tribulaune, dahinter der weite flache Talschluß, weiter gegen Süden der Obernberger See mit seinem Gasthaus und seiner Kapelle, von finsteren Fichtenwäldern umsäumt, kleine knorrige Almdörfer aus Holz und Stein gefügt – und sei es nur Illusion, dann ist sie jedenfalls stark und überzeugend: daß die alpine Kulturlandschaft bei behutsamer Modernisierung weiterhin ein Lebensraum bleiben kann, ohne die Einwohner zu einer Reservatsexistenz zu verdammen oder andererseits urbane Formen in einem Maß dorthin zu exportieren, daß es den Städter, der diesen Formen wenigstens einmal im Jahr zu entkommen versucht, übers Maß erschreckt.

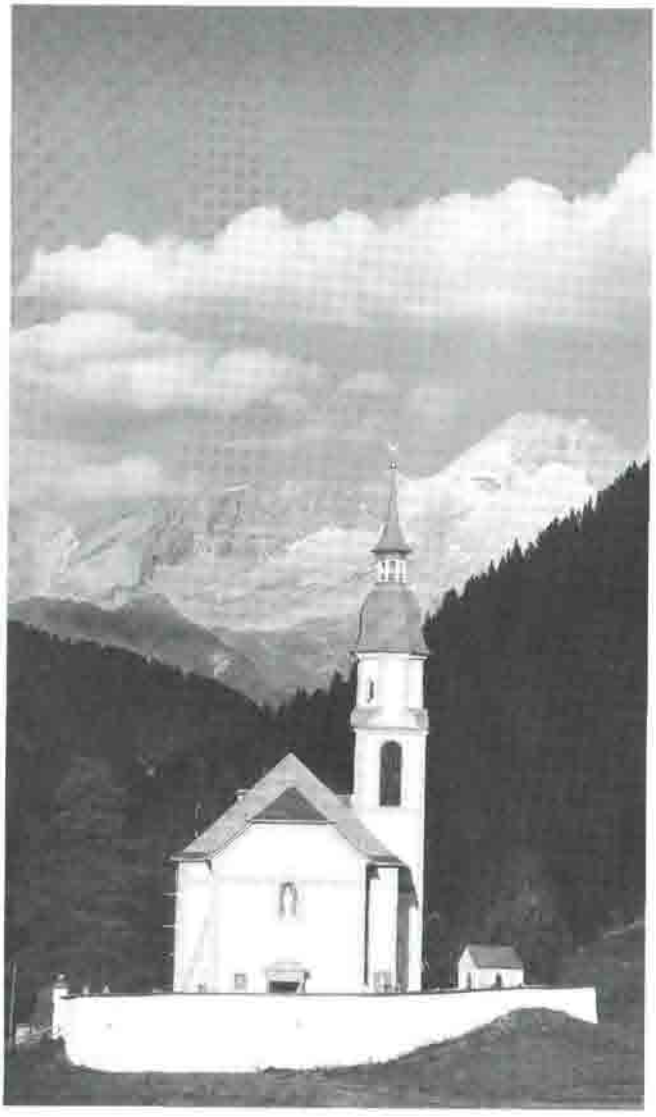


Foto: Wilfried Bahnmüller

Karger und wilder sind die zwei Nebentäler des Wipptals, die sich bei St. Jodok gabeln und parallel nach Osten gegen den Tuxer Hauptkamm hin ziehen: das **Schmirn-** und das **Valser Tal**. Hier ist das Touristische schon so rudimentär, daß man sich danach zu sehnen beginnt. Das ganze Schmirntal bringt es gerade auf drei Gasthäuser, wenn man das kürzlich neu dazugekommene Cafe *Chaos* hinzuzählt, das den Charme einer italienischen Vorstadtbar besitzt, mit Sperrholzmobiliar und MTV, das im Hintergrund nonstop durchläuft, und der lokalen, gerade unbeschäftigten Jugend an der Bar. Dann das alte Dorfgasthaus, das auf den schönen Namen *Jenewein* hört; das dritte, *Kasern* am Talende, ein Holzhaus aus der Gründerzeit des Tourismus, ist nur saisonal geöffnet. Im Valser Tal gibt es überhaupt nur die *Touristenrast*, von wo man auf die Geraer Hütte geht. Das Valser Tal weist nicht einmal die Andeutung eines Ortes auf, bloß weitverstreute Höfe und kleine Weiler mit kleinen Kapellen, die sich den Platz zwischen den Lawinenstrichen teilen.

Das **Pflerschtal** unmittelbar südlich unter dem Hauptkamm ist ein enges, strenges Tal, das **Ridnaun**, als nächstes südlich, wieder weit und einladend. Etwas von früherem Wohlstand, der aus dem Bergbau stammte, ist noch sichtbar, nicht zuletzt in dem schönen spätgotischen Kirchlein St. Magdalena etwa auf halbem Weg ins Tal. Wenn man dort sitzt und talein schaut, den Mäandern des Ridnaunbachs entlang und zu den vergletscherten Südabstürzen der Feuersteine empor, hat man augenblicksweise das Gefühl, die Spätgotik sei noch gar nicht zu Ende. Im Talschluß, wo man zur Teplitzer Hütte ansteigt, steht die aufgelassene Erzaufbereitung, das Erz wurde von St. Martin im Schneeberg mittels einer Materialseilbahn durch das Lazzacher Tal hierher geschafft; jetzt hat das ganze den düsteren Reiz, den verfallende Industrien eben ausstrahlen, um so mehr im Gebirge, am Fuße steiler, schrofendurchsetzter Wälder.

Gleich südlich davon das **Ratschingstal**, das gleich mit einer Schlucht anhebt und nach kurzfristiger Erweiterung beim einzigen Ort, Bichl, wieder enger, karg und waldig wird, im Talschluß, wo der Weiler Flading einen verlorenen Vorposten innehat, wurde früher Marmor abgebaut, der bei kaiserlichen Prachtbauten in Wien Verwendung fand. Ein anderer Steinbruch ist noch zugange, auf 1800 m am Mareiter Stein, hoch über dem Ridnauntal, seinerseits aussichtsreiches Ziel lohnender Wanderungen

Foto: Walter Klier

Blick vom Mareiter Stein (Ridnaun) gegen Nordosten: Links Telfer Weißen mit dem nach rechts abstreichenden Grat zum Roßkopf (über Sterzing); im Hintergrund der Tuxer Hauptkamm

auf diesem Kamm, der von hier weiter nach Westen zur Hochspitze, Hohen Ferse und Gleckspitze zieht, ein schöner, meist einsamer Winkel der südlichsten Stubaier Alpen.

Von dem weiten **Sterzinger Becken**, das an gewissen Tagen und gewissen Stellen, insbesondere den Terrassen und Wiesenhängen der Sonnseite, schon einen Hauch von Süden ausstrahlt, zieht weit nach Nordosten, zuerst sehr flach und weit, dann kurz schluchtartig steil, dann wieder flach und etwas weniger weit als vorhin, das **Pfitscher Tal** bis unter die Eispanzer von Hochferner und Hochfeiler hinauf. Theoretisch kann man per Automobil bis auf die Paßhöhe des Pfitscher Jochs anreisen, der letzte Teil, ab dem Weiler Stein, eine geschotterte Militärstraße aus der Zeit, als Italien den Feind im Norden witterte, ist nur verhärteten Bergstraßenfetischisten zu empfehlen.

Straßen, Lifte, Stützpunkte

Apropos Auto. In alle diese infragestehenden Täler führen ordentliche und größtenteils asphaltierte Straßen, und wenn man nicht zufällig mit einem wochenendlichen lokalen Musikgroßereignis, einem Zeltfest oder Frühschoppen kollidiert, dann beginnt die Beschaulichkeit gleich nach der Abfahrt von der Autobahn oder der Abzweigung von der Bundesstraße, die in Italien Staatsstraße heißt und manchmal breiter, manchmal enger geführt wird, während sie in Österreich durchgehend die gleiche Breite aufweist. Auch fehlen in Österreich die 10 km/h-Geschwindigkeitsbeschränkungen, mit denen in Italien auch Baustellen gesichert werden, die noch gar nicht in Angriff genommen oder schon wieder beendet wurden, Beschränkungen, die überdies gelegentlich nicht wieder aufgehoben werden und daher hypothetisch weiter bis Catania gelten. Idealistischen Nicht-Autofahrern sei mitgeteilt, daß alle Täler mit Post- und sonstigen öffentlichen Autobussen angefahren werden, die allerdings meist, wie auch sonstwo, die unangenehme Eigenschaft besitzen, bereits am mittleren Nachmittag den Betrieb einzustellen, weswegen die Rückreise unter Umständen zu Fuß erfolgen muß bzw. man den Unwägbarkeiten des Autostopps ausgeliefert ist. Meist wird man aber auf dem Land ohne Umstände mitgenommen.

Von den Liften, die unser Gebiet zieren, ist die Sattelbergbahn im Sommer und der Ziroglift überhaupt stillgelegt. In Betrieb sind der Bergeralmlift von Steinach, die Hühnerspielbahn von Gossensaß, die Roßkopfbahn von Sterzing sowie der Lift, der von Bichl im Ratschingstal gegen den Jaufenpaß hinaufführt. Von den jeweiligen Bergstationen aus sind lohnende Rundwanderungen in beliebiger Länge auszuführen.

Ein hochgelegener Stützpunkt auf der östlichen Seite ist die Landshuter Hütte, auf 2693 m direkt am Hauptkamm zwischen Wolfendorn und Kraxentrager gelegen und ein Modell, wo im Kleinen zunächst die Entzweiung, dann die Wiederannäherung der Nationen vorgeführt worden ist. Mitten durch die Hütte läuft die österreichisch-italienische Staatsgrenze, und seit Jahren wird sie von der DAV-Sektion Landshut und der CAI-Sektion Sterzing gemeinsam geführt. Die Landshuter Hütte ist durch schöne Höhenwege mit dem Pfitscherjochhaus, der Touristenrast im Valser Tal und den Hütten auf dem gegen Gossensaß und Sterzing hin abfallenden Tuxer Hauptkamm verbunden, die einen konditionsstarken Wanderer erfordern, will man sie zur Gänze auskosten.

Einige Beispiele nur

Es würde nun zu weit führen und den Rahmen sprengen, wollte man alle möglichen Rundwanderungen und Gratüberschreitungen beschreiben, die im Gebiet der Brennerberge möglich sind. Wir beschränken uns auf einige Hinweise.

Der Padauner Kogel, 2066 m, trotz seiner wenigen Höhenmeter ein außergewöhnlich lohnender Aussichtsberg, ragt unmittelbar östlich über Gries am Brenner auf; der kürzeste Zustieg erfolgt vom Padauner Sattel, einem idyllischen kleinen, etwa 1550 m hoch gelegenen Wiesental, das man vom Valser Tal aus auf schmalem Fahrsträßchen erreicht. Hier das originelle Bauerngasthaus *Steckholzer*. Von Padaun nach Osten gelangt man auf die 2390 m hohe Vennspitze (auch ein beliebter Skiberg); der kurze Kamm weiter nach Osten über den unscheinbaren Gipfel des Roßgrubenkofels, 2450 m, zum Silleskogel, 2418 m, vermittelt etwas von dem Reiz der kleinen grünen Berge, den ich weiter oben zu beschreiben trachtete. Den Weiterweg in derselben Richtung sperrt ein gewaltiger Abbruch im Grat, weswegen man ganz brav auf demselben wieder zurück zur Vennspitze und hinab nach Padaun geht.

Alpinistisch harmlos und voll schöner Nah- und Fernblicke, je nach Kondition beliebig zu verlängern sind die Wege über den Kamm zwischen Gschnitz- und Obernbergtal, also vom Nößlachjoch, 2231 m, über Eggerberg, 2282 m, Leitnerberg, 2309 m, Kastnerberg, 2209 m, Rötenspitze, 2481 m, Am hohen Kreuz, 2485 m, Muttenkopf, 2637 m, und Kreuzjöchl, 2651 m, bis zum Gsträun- oder Gstreinjöchl, dem Übergang zwischen österreichischer Tribulaunhütte und Obernberg. Dasselbe gilt für den Kamm zwischen Portjoch und Sattelberg, also dem bereits erwähnten letzten sanften Stück Alpenhauptkamm vor dem Brennerpaß.

Vielbesucht ist naturgemäß das Gebiet um die Roßkopfhütte, mit moderner Kleingondelbahn vom nördlichen Ortsrand von Sterzing zu erreichen. In einer knappen Stunde ist man auf dem Trampelpfad zum Roßkopf (2189 m) gelangt und hat damit den größten Teil des Gewimmels aus fröhlich schnatternden und schwitzenden Halbschuhtouristen bereits hinter sich gebracht. Schon der Abstieg am Grat weiter nach Westen erfordert Trittsicherheit, und so ist man auf dem Weg zum Telfer Weißen, 2588 m, wieder weniger von Miniaturmodellen der Welt-Überbevölkerung geplagt.

Weißer Fleck nur teilweise getilgt

Sehnt man sich aber nach der totalen, absoluten und geländemäßig mit richtiger Mühsal gepflasterten Einsamkeit, so sei folgender Weg empfohlen, den der Verfasser einst nahm, um einen weißen Fleck, das heißt fehlende Beschreibungen, aus dem Alpenvereinsführer Stubaier Alpen zu tilgen, was nur teilweise gelungen ist: Von Stein im innersten Pflerschtal steige man linkshaltend durch Wald, über Blößen und sumpfige Weideböden auf teils recht undeutlichem Steig hinan zur Halterhütte, 1893 m, einer kleinen Almhütte, wie sie knapp vor dem Ende der Welt noch herumstehen. Über steile, staudige Hänge steigt man nun gegen den Nordwestgrat der Putzenspitze hinan, über ihn sodann in leichter Blockkletterei auf diese (2363 m). Man hält sich weiter direkt am Grat gegen Süden, Stellen II sind zu überwinden, ein Abbruch wird westlich umgangen. Aus der Scharte gelangt man unschwierig nach Süden empor auf die Maratschspitze, 2648 m. Dort wirft man einen verwunderten Blick nach allen Seiten: Der Weiterweg am Grat nach Süden zur Maurerspitze erscheint dem Alleingeher nicht ratsam, das heißt dieser Grat bricht, so scheint es oder soviel kann man ausmachen, eher senkrecht bis überhängend ab, und schließlich ist man nicht der junge Messner; daher fehlt diese Beschreibung bis heute – denn der Verfasser kennt auch sonst niemanden, der sich dort je umgetan hätte. Der Abstieg nach Osten, den er schließlich wählte, um nicht (weil das so langweilig ist) auf demselben Weg zurückkehren zu müssen, ist nicht ratsam. Es handelt sich hierbei um die steilsten Grashänge (von Schrofen durchsetzt), die man sich vorstellen kann und die sinnvollerweise nur dazu benützt werden, um an ihnen erschauernd hinabzublicken und sich über die Gemsen zu wundern, die für- und aberwitzig dort herumspringen. Das Gefühl der Geborgenheit, das den Verfasser allerdings bei Erreichen des Talbodens auf der inneren Allrißalm erfaßte, war unbeschreiblich schön. Dort werkten zwei Männer beim Bau einer neuen Almhütte (es war Herbst und das Vieh schon fort), die Sonne neigte sich gegen Westen, und bei der Vorderen Allrißalm, von wo es steil nach Pflersch hinuntergeht, konnte der Verfasser sogar noch einige stimmungsvolle Fotos von den Südabstürzen des Pflerscher Tribulaun schießen. Drunten im Tal empfing ihn die Dämmerung.

Berge brauchen keine Menschen

Abenteuerkletterein nahe dem Brennerpaß

Andreas Orgler

„Hallo, was macht ihr schon wieder hier?" Spöttisch lacht die große Nase zu uns herunter. Mit ihrem schrillen Gelb und ihrem großen Überhang ist sie alles andere denn freundlich.
Der Wechsel vom Motorradleder zu den Kletterhosen fällt schwer. Alles ist noch leicht feucht vom Morgentau. Das einzig freundliche, warme ist der Motorblock meiner XT. Ausgerechnet von ihm müssen wir uns trennen und das Motorrad im feuchten Wald zurücklassen. Nach 100 Metern Gehen über die Wiesen sind unsere Turnpatschen naß. Es gäbe so viele Gründe, unser Vorhaben abzubrechen. Nein, heute wollen wir uns nicht schon alle Chancen vor dem Einstieg nehmen.
Gegensätzliche Gedanken wechseln in Windeseile. „Wie fein wär's jetzt zu Hause im warmen Bett?!" wird nach fünf Minuten durch „Vorfreude auf Klettern in endlosen Riß- und Verschneidungsreihen" ersetzt. Gedanken an die Brüchigkeit der Wand schicken mich aber gleich wieder zum Baden an den Lanser See. Im Wechselbad der Gefühle schleppen wir uns ins Hinterennskar.
Grabesstille wird nur durch das Rauschen eines Wasserfalls unterbrochen. Leichter Fallwind macht jede noch so kurze Stehrast zur unangenehmen Unterbrechung. Und wieder diese Nase. Schwefelgelb baucht sie 400 Meter über uns in den Himmel. Sie ist die östliche Begrenzung der NW-Wand des Obernberger Tribulauns. Bis 600 Meter ist die Wand hoch und ebenso breit, kompakt und steil. Schon von der Ferne ist der Fels unschwer als Bruch zu erkennen. Kalk wechselt mit marmorähnlichen Streifen und Schieferschichten ab, alles horizontal gelagert.
Die vertikale Gliederung beherrschen drei Wasserstreifen, die den großen Schluchten des obersten Wandteils entspringen. Und dann gibt es noch die Rißreihen – fünf Stück an der Zahl. Vier davon lernte ich schon kennen. Die östlichste wurde die bis dahin verwegenste Route der Tribulaune. „Der Himmel kann warten", drückt nur annähernd die Gefühle während der Erstbegehung aus. 20 Meter rechts der gelben Meganase, die auf uns auch heute wieder so zynisch herunterlacht, kletterte ich vor einem Jahr 18 verrückte Seillängen in 12,5 Stunden. Bruchkletterei als Qualität zu erkennen ist nicht jedermanns Sache. Es will gelernt und geübt werden, den Erlebniswert solcher Unternehmungen zu schätzen. Es erschien mir nach der vierten Neutour in dieser Schreckenswand nicht mehr erstrebenswert, auch noch das fünfte Rißsystem zu erklettern.
Aber trotzdem stehen wir heute wieder am Beginn dieser endlosen Schutthalden, die zum Wandfuß leiten. Warum?
Wir wissen es nicht und können trotzdem nicht widerstehen. Immer häufiger werden die Stopps, die zum Wandstudium dienen. Je näher wir kommen, um so erdrückender wird der Anblick. Die gelbe Nase hat schon lange ihre Vorherrschaft über den Blick verloren. Sie ist nur noch eine der Attraktionen dieses Kuriositätenkabinetts. Beim Figln vom gegenüberliegenden Gstreinjöchl ist die Wand düstere Kulisse. Als Kletterer mit der Absicht, hier hinaufzusteigen, gewinnen für Florian und mich alle Details an Bedeutung. Nasen werden zu Himmelsleitern, Dächer verwandeln sich zu drohenden Balkonen, Wasserstreifen bedeuten verbotene Zonen und Wandstellen treiben uns den Angstschweiß auf die Stirn. Einzig und allein Rißreihen versprechen eine Minimalhoffnung auf Absicherbarkeit und die Chance, auch noch im brüchigen Schiefer einen Weiterweg zu finden. Und Bänder? Es gibt nur zwei in der ganzen Wand. Das eine ist ein Schiefereinschluß mitten in „der Himmel kann warten" und am zweiten steigen wir gerade dem Einstieg entgegen. Der Beginn einer Linie, die, hätten wir es zuvor geahnt, besser nicht versucht worden wäre.
Hier stehen wir wie begossene Pudel, sehen wechselweise den Partner und die vor uns liegende Kletterei an und schmecken schon den schalen Beigeschmack von Ausgesetztheit, ohne nur einen Meter schwierig geklettert zu sein. Unter uns liegt eine 50 Meter tiefe Höhle, 100 Meter tiefer das Kar. Hier soll der Erzählung nach Marmor für die Sockel der „Schwarzen Mander" in der Innsbrucker Hofkirche abgebaut worden sein. Ein mystischer Ort vergangener Tage.
Sonne? In diesem Winkel des Hinterennskars gibt es nie wärmendes Licht. Ja, weit oben in den Ausstiegsschluchten, da taut sie den Schnee und bringt die Wand zum

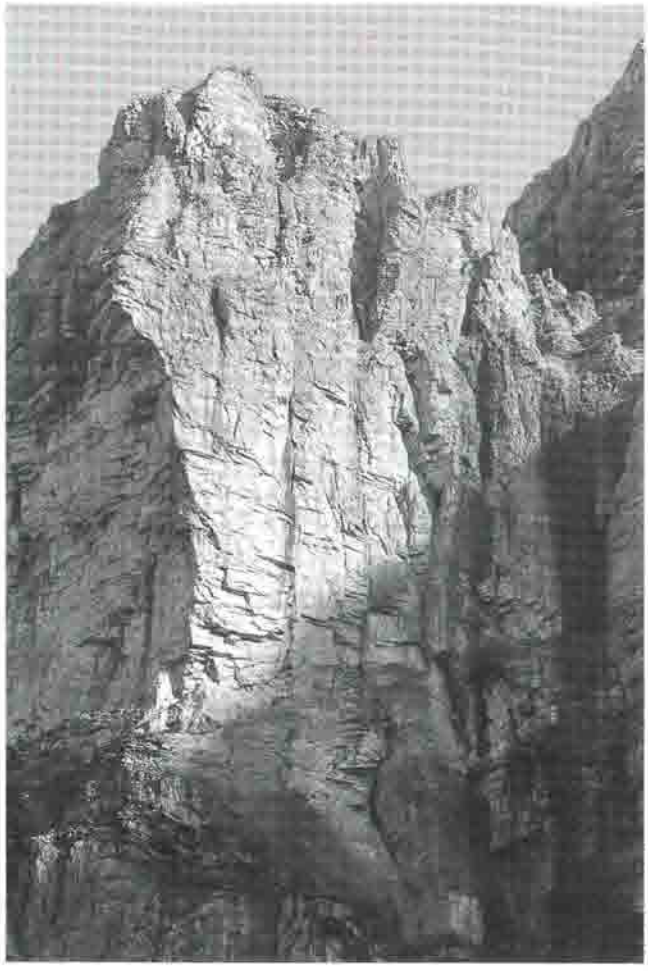


Foto: Andreas Orgler

Die ominöse, die NW-Wand des Obernberger Tribulauns begrenzende gelbe Nase

Leben. Faustgroße Steine schwirren wie Geschosse an uns vorbei. Manche schleudert der Wind herunter, die meisten setzt das Schmelzwasser in Bewegung.

Schon einmal stand ich an diesem Fleck, gemeinsam mit Stefan. Die Angst war zu groß. Eine irrationale Furcht, die alles lähmte, jede Bewegung zu der eines hölzernen Hampelmannes werden ließ.
Was man nicht versteht, vor dem hat man Angst; dagegen muß man kämpfen. Nach den alpinistischen Anfängen aus Neugier wurde auf Kampf umgestellt. Erfolge produzieren Helden. Ruhm und Anerkennung ziehen Nachahmer an. Bergsteigen für gesellschaftliches Ansehen; schon im letzten Jahrhundert eine große Motivation. Tausende sind dabei gestorben, für Kaiser, Führer oder Vaterland. Nicht aus Unwissenheit von Schneemassen verschüttet oder einfach wegen Selbstüberschätzung abgestürzt. Laut Medien sind sie alle heldenhaft im Kampf am Berg gefallen. Keine Niederlage, kein plötzliches Ende. Der Spiegel einer Zeit. Haben wir etwas gelernt?

Nein, sterben wollten wir wirklich nicht. Nach wenigen Metern entschlossen wir uns für Sicherheit, für einen warmen Sommertag auf einer Wiese. Wir waren geheilt von der Anmaßung, diese Diagonale zu versuchen. Ich wollte vor mir selbst ein Held sein und bin desertiert. Gesellschaftliches Ansehen war in dieser Wand bei Gott nicht zu erwerben. Klettern in einem Steinbruch, zwischen Wasser, Steinschlag, Marmor und Schiefer.

Der Traum vom ewigen Leben

Heute stehe ich wieder hier. Die Zeit heilte alle Wunden. Der Blick nach oben wirkt wieder etwas lähmend. In ihrer Gesamtheit betrachtet erweckt diese schiefe Rißreihe wenig Mut. Steilheit, Brüchigkeit und Länge der Kletterei drücken aufs Gemüt. Ich weiß nicht genau, warum ich wiedergekehrt bin. Es war eine Art Fernsteuerung, eine magische Anziehungskraft.
Als ich mich in die Enden des Doppelseils einbinde, kann ich nicht klar feststellen, ob die Klammheit in den Fingern von der morgendlichen Kühle oder von einer inneren Angst ausgelöst wird. Schwerfällig steige ich die ersten leichten Meter empor. Ängstlich quere ich nach links in die erste stumpfe Verschneidung. Langsam beginne ich mich nur mehr auf die jeweiligen drei Meter Fels vor mir zu konzentrieren. Die Beine sind zum Äußersten gespreizt, stehen auf Miniaturleisten, während die Finger in der Ritze im Verschneidungsgrund Halt suchen. Bedächtig ist die Kletterbewegung, aber allmählich löst sich die Beklommenheit. Fünf Zwischenhaken und 40 Meter weiter erreiche ich den Kopf der Schuppe. Der Einstieg in die nicht endenwollende Riß- und Verschneidungsreihe ist geglückt. Die nächste Seillänge ist der blanke Horror. Dunkelgelb und hellgrau, links abdrängend und mit Dächern bewehrt, zieht der Riß im Verschneidungsgrund Richtung Himmel. Zumindest ist er absicherbar, wenn schon schuppig und brüchig, tröste ich mich selbst. Im Stil der Riepenverschneidung in den Kalkkögeln (VI) ähnlich, nur einen Grad schwieriger. Die Steigerung der ernsten Klassiker der dreißiger Jahre. Nach 40 Metern beginnen meine Beine zu verkrampfen. Der endlosen Spreizerei sind sie nicht pausenlos gewachsen. Aber wo ankern, wenn kein Land in Sicht ist? Der Kapitän führt gegen die Meuterei des Fußvolks einen verzweifelten Kampf. Der Aufgabe nahe, spreize ich mich gegen den Strom der Schwerkraft. Im breiter werdenden Riß bekommen nun auch die Arme das ihre zu leisten. Zwei Dächer kennen kein Erbarmen. Das obere kommt einem Offwidth näher als mir lieb ist. Klemmen mit allem, was zur Verfügung steht und Tempo. Bei der Brüchigkeit vergeht einem rasch die Lust auf großzügiges Höherspreizen außerhalb des Risses. Durch ihn geht es sicherer. Der Weiterweg wird dubios. Ein Meer von kleinen Dächern wirkt wie Brandung an der Steilküste. Die Angst vor dem Ertrinken wächst. Zwar zieht die Rißreihe als grober Leitfaden weiter, doch Unterbrechungen, schlechtester Fels und Steilheit wirken beklemmend. Wie ein Schiffbrüchiger halte ich mich die nächsten zwei Seillängen an allem fest, was herumtreibt. Große Blöcke, schlechte Haken, gefinkelte Keile und zwischendurch zwei splittrige Wandstellen fordern maximale Konzentration. Die Grenze des Erträgli-

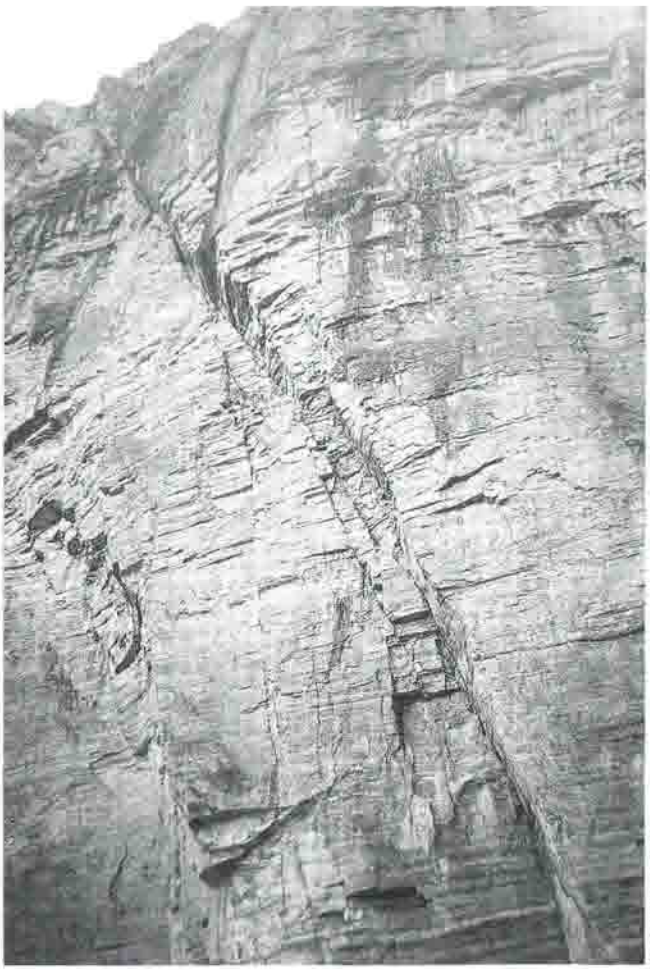


Foto: Andreas Orgler

Die schräge Linie von „Grauen, Gruseln, Gänsehaut" an der NW-Wand des Obernberger Tribulauns

chen ist überschritten. Was machen wir hier eigentlich noch? Florian hat schon lange auf Jümaren umgestellt. Bevor er sich an diesen Zacken und Splittern festhält, schiebt er lieber seine Klemmen Meter für Meter höher. Ich vermisse stark den Vorteil der Wechselführung. Die Überhänge und der Bruch des Weiterwegs werden immer unerträglicher. Seillängen werden zu Stunden. Das vor uns Liegende erscheint mir als Ewigkeit. Nur gut, daß ich fest von der eigenen Unsterblichkeit überzeugt bin.
Es ist noch nicht ganz Mittag. Eine Seillänge möchte ich noch inspizieren, bevor die Entscheidung über Weiterweg oder Rückzug zu fällen ist. Der Riß ist ein Ekel. Ein Verschneidungsgrund, rechts Dächer, links eine glatte Splitterwand; nach 45 Metern erreiche ich das Ende eines dicken Wasserstreifens. Er durchzieht den oberen Wandteil und endet in dieser schiefen Linie. Der mögliche Weiterweg? Bis Florian bei mir ist, habe ich den Mut für senkrechte Wandstellen in der Obernberger Tribulaun-NW-Wand verloren. Ohne die Entscheidung zu treffen, ist sie für uns gefallen. Ich steige den Riß weiter bis in eine große Nische, fast schon eine Höhle. Kalt zieht es aus dem Inneren des Bergs heraus. Die Fortsetzung der Kletterei? Es gibt keine mehr; hoffnungslose Sackgasse. Gemeinsam mit meinem Leidensgenossen versuche ich, das Motiv für den Rückzug zu finden. Wortloses Verstehen auf beiden Seiten und bleiche Gesichter, als die Seile hinunterhängen. Sie weisen den Weg in die schrecklichen Überhänge links der Route. Wir sitzen inmitten der Wüste, und der Rückzug ist eine Fata Morgana. Das Ziel muß der Horizont bleiben, doch der ist aussichtslos weit über uns. Mit jedem Meter, den ich weiterklettere, scheint er sich ebenfalls höherzuschieben. Endlos wird das Fürchten. Einsicht ist nicht mehr gefragt. Die Tatsache trifft mich wie ein Keulenschlag.

Momente der Wirklichkeit

In der Zeit nach dem Erscheinen von Helden besonderer Art, von den Killertomaten bis zum Terminator, die sich trotz völliger Zerstückelung wieder regenerieren und in der Fortsetzung sich wieder bester Gesundheit erfreuen, ist es schwer zu glauben, daß durch eine kleine Unachtsamkeit auf einmal alles aus sein kann. Aus; Schluß und Ende. Mitten im Sturz, der alle Zwischensicherungen herausreißt, können wir nicht einfach den Sendekanal wechseln. Genausowenig können wir uns in die warme Dusche „beamen", wenn wir zitternd am Stand auf den Partner warten. Die Realität ist jetzt und ohne Wiederholung; ohne Zeitlupe, dafür endgültig. Diese Tatsache in der Zeit von „Virtual reality", Fernsehen und „Jurassic Parc" zu akzeptieren, ist fast unmöglich. Das Bewußtsein über die eigene Zerbrechlichkeit ist abhandengekommen. Die Zeit als neue Dimension; wir haben es erkannt und versuchen, sie zu beeinflussen, zu beherrschen. Am Berg gehen die Uhren anders. Die Gesellschaft hat ein neues Zeitmaß eingeführt. Das „Ich" wurde zum Zentrum, das Universum zur Umgebung.
Es tut not, an die Darstellung des Physikers Peter Kafka zu erinnern, der einmal die Geschichte des Universums auf ein Jahr zusammendrängte.
„Man stelle sich vor, es sei Silvester. Wie war's vor einem Jahr? Es gab einen gewaltigen Urknall, doch niemand war da, der ihn hörte. Galaxien entstanden, Generationen von Sternen. Erst Mitte August entsteht unser Sonnensystem. Unendlich lange dauert es, bis die ersten Säugetiere erscheinen, es ist der Abend des Weihnachtstages. In der Nacht auf den 30. Dezember beginnt die Auffaltung der Alpen. Erst am 31. Dezember, fünf Minuten vor zwölf, leben die Neandertaler und eine Sekunde vor Mitternacht wird Amerika entdeckt." Wo bleiben in diesem Film die Bergsteiger, geschweige denn wir selbst? Wie wichtig ist für diese Zeitrechnung unser Tun?
In diesem Moment gibt es für mich aber nur die Gegenwart, das Jetzt, das auch über die Zukunft entscheidet. Vier Seillängen äußerster Angespanntheit folgen. Abwechselnd verklemme ich den Körper im überdimensionalen Riß, spreize dann wieder über Überhänge, um schließlich meine Finger in grasigen Erdpolstern zu vergraben. Die Absicherbarkeit läßt viel zu wünschen übrig. Höchste Konzentration ist erforderlich. Zumindest sind die Standplätze vertrauenerweckend. Stundenlang Höherschruppen fordert seinen Tribut. Hose und Finger leiden

arg unter der Prioritätenauswahl. Alle Mittel sind recht, um nicht zu stürzen. Knapp über dem Boden wäre es nicht besonders schwierig. Aber mit dem Zwang zum Erfolg ändert sich der Blickwinkel. Als wir spätabends die letzten Meter durch die mit Schneefeldern gespickte Ausstiegsschlucht klettern, empfinden wir nur Dankbarkeit. Die Erlösung von „Grauen, Gruseln, Gänsehaut".

Die Zeitmaschine

Die Gleichzeitigkeit von 25 Fernsehprogrammen fordert ein erhöhtes Lebenstempo. Die Reprise ist die Zeitung, der Schnee von gestern, Swatch und McDonalds sind die Philosophien von heute. Einfache Inhalte werden mediengerecht transportiert. Der Konsument hat für lange Gedanken keine Zeit zu haben. Er soll unterhalten werden. Senkrecht kennen wir aus allen Zeitungen, überhängend schaudert besser. Ein Sturz ins Bodenlose; was machen wir eigentlich morgen?
Mit meinem Auto rasen wir über den Brenner, diesen bedeutungsvollen Übergang am Alpenhauptkamm; für die Römer die Salzstraße, für Urlauber immer gut für einen Stau. Im selben Maß ist er eine Lebensader für die Wirtschaft als auch eine Plage und Bedrohung für die Bewohner der Täler. Kaum ein Kletterer, der sich auf dem Weg in die Dolomiten befindet, schaut nach links oder rechts, weder ins Valsertal noch zu den Tribulaunen. Seit „Grauen, Gruseln, Gänsehaut" sind Jahre vergangen. Geblieben ist die Erinnerung an Furcht und Einsamkeit. Diese Tribulaunrouten haben ein besonderes Flair. Was mit Melzers Pflerscher Tribulaun N-Wand begonnen hatte, von Rebitsch und Frenademetz in der Goldkappl S-Wand fortgeführt wurde und durch Rainer und Eberharter in der Pflerscher Tribulaun NW-Wand zur Spitze getrieben wurde, haben wir versucht aufzunehmen: Abenteuerklettern in den wildesten und entlegensten Wänden der Tribulaune. Wir sind um viele Erfahrungen bereichert worden und um einen Schritt weitergekommen. Fast unverständlich erscheint uns heute unser Tun von damals, obwohl es nur wenige Jahre zurückliegt. Den damaligen Gefahren und Abenteuern steht heute der Zeitdruck gegenüber. Um 10.45 Uhr vormittags sind wir in die Orgelpfeifenführe der Marmolada S-Wand eingestiegen. Nur 2,5 Stunden später fahren wir nach erfolgreicher Durchsteigung der Wand mit der Seilbahn zum Auto bei der Malga Chiapella ab. In rallyeähnlicher Fahrt geht's nun knapp vorbei an diesen einsamen Kalkbergen, dem zweiten Ziel des Tages entgegen, der Schrammacher NW-Wand. Verrücktheiten und Rekorde sucht unsere Zeit, der sich auch Heli und ich nicht gänzlich entziehen können. Wir fühlen uns gut in Form, wollen uns dies selbst beweisen und benützen die Berge als Turngeräte. Als wir das Auto bei der Touristenrast im hinteren Valstal abstellen, sind kaum zwei Stunden seit den Dolomiten vergangen. Wir sehen keine Bäume, keine Tiere mehr. Die Scheuklappen sind auf die Wände gerichtet. Im Eiltempo steigen wir zur Geraer Hütte auf. Die Zeit kennt keine Gnade. Bei Pausen tickt sie unaufhaltsam weiter. Den Schritt bestimmt die Uhr, diese teuflische Erfindung. Ein unbestechliches Meßgerät für rhythmische Naturabläufe. Und wir sind ihre Sklaven. Gerade läuft der Versuch, mehr Erlebnis in dieselbe Menge Zeit zu pressen, als üblicherweise möglich erscheint. Verdichtung, Steigerung der Produktivität oder sonst so eine pseudointellektuelle Erklärung zu finden, wäre falsch. Die Realisierung einer Verrücktheit macht Pause auf der Hütte. In den Abendstunden wollen wir die „Brankovsky-Fluch"-Führe der Schrammacher NW-Wand klettern. Aber der Plan reicht weiter. Anschließend wollen wir weiter zur Laliderer N-Wand fahren und dort noch vor der 10-Uhr-Marke des Folgetags über die Schmid-Krebs-Route den Gipfel erreichen. 24 Stunden sind unser selbstgewähltes Limit.
Während der Rast genießen wir den Panoramablick. Da der Kessel der Sagwand, des Sagzahnes und des Schrammachers. Beeindruckend alpine Linien wurden dort schon von Hias Rebitsch, Fritz Drasch und Wastl Mariner verwirklicht. Auch wir fanden hier unsere Alpinabenteuer im Winter, solo und auch als Erstbegehungen. Aber heute zählt nur die Zeit. Begleitet von unverständlichem Kopfschütteln der Fußsteinkantenaspiranten verlassen wir die Hütte. Als wir in die 750 Meter hohe Wand einsteigen, ist es bereits 20 Uhr. Im warmen Abendlicht klettern wir meist solo über die Eisfelder und Felsstufen dieser auch schon als „kleine Eigerwand" bezeichneten Alpinkulisse. Ohne Rucksack, ohne Proviant, nur mit dem Minimum an Ausrüstung erreichen wir im letzten Tageslicht nach nur zwei Stunden Kletterei den Gipfelgrat. Kaum etwas bleibt im Kopf zurück, die Landschaft zog unbeteiligt unter uns hindurch. Nur 11 Stunden und 15 Minuten sind seit dem Einstieg in die Marmoladawand vergangen. Heli glänzen vor Freude die Augen. In der Nacht erscheint dieser Kessel von 700–800-Meter-Wänden noch einmal so gewaltig. Langsam verstummt der Steinschlag. Der kühle Wind und die aufkommende Müdigkeit mahnen zur Vorsicht. Im Schein der Stirnlampen klettern wir den Ostgrat ab. Vor Mitternacht sind wir wieder zurück auf der Geraer Hütte. Elsa, die nette Wirtin, hat uns noch ein Abendessen bereitgestellt. Die warme Gemütlichkeit lädt ein zum Bleiben. Aber wir sind ferngesteuert; Kinder unserer Zeit, Gladiatoren des Alpinmarktes. Als würden die Berge zu uns sprechen, so ähnlich kommt es mir einen Moment lang vor. Über Jahre hin liebgewonnene Bekannte lasse ich zurück. Wir hasten weiter zum nächsten Ziel.
200 Kilometer Autofahrt in dunkler Nacht und ein eineinhalbstündiger Aufstieg zum Fuß der Laliderer wand lassen uns aus unserem Alptraum aufwachen. Um fünf Uhr morgens stehen wir unter der Schmid-Krebs-Route. Gut fünf Stunden bleiben uns noch für den Durchstieg. Kurz nur wollen wir uns niedersetzen. Die Hüften schmerzen von

einem Sturz beim Abstieg von der Geraer Hütte. Heli schaut herüber. Er blickt in leere Augen. Auch ich kann kein Feuer mehr in seinen erkennen. Sind wir gescheitert? Ein neuer Morgen, ein neuer Anfang. Wir ziehen ein Frühstück auf der Falkenhütte 800 Metern Kalksprint vor. Wir haben gewonnen. Der Ausstieg aus der Tyrannei der Zeitspirale ist geglückt. Es war nicht freiwillig, aber der Zwang regte zum Nachdenken an.
Wir gratulieren allen Hattrickleuten, Enchaînementlern und Trilogiekämpfern ...
zum medialen Erfolg.

Leben in der Reprise

Das Ziel meiner Erstbegehungen war und ist auch heute noch, die von der Natur vorgegebenen Strukturen sowohl zum Klettern als auch zur Absicherung zu benützen und keine Bohrhaken zu verwenden. Der Bohrhaken ist eine Möglichkeit, Verzicht eine andere. Ich liebe Klettereien, die gut abgesichert sind, und wenn in einer Route Bohrhaken stecken, so hänge ich sie zur Sicherung auch meistens ein. Doch den größeren Erlebniswert hat für mich das Klettern, wenn ich auch meine innere Angstschwelle überwinden muß. In Rissen und Verschneidungen wird dies selten der Fall sein, da man seine Sicherungen je nach Bedarf anbringen kann. Mit dem Bohrhaken hat sich diese scheinbare Annehmlichkeit auch in Platten und glatte Wandstellen übertragen, was zu einer fast vollkommenen Kletterbarkeit jedes Quadratmeters Fels führte. Endpunkt dieser Entwicklung wird vielleicht einmal eine Art Kletterschach. Wenn man eine Wand mit einem Bohrhakenraster mit Hakenabständen von zwei bis drei Metern überzieht, muß man nur noch die horizontalen Reihen mit Buchstaben, die vertikalen mit Zahlen versehen, und alles ist klar. „Kletterst du von Bolt A13 zu B14, und steigst du dann von C12 über D12, E13 nach F13 und machst Stand bei G14 dann ist es 8c" – oder doch Schach matt?
Nichtbewältigtes regt zur Lösung an. Aber es muß nicht immer eine Boulderstelle sein oder die Frage, wieviel Gramm mehr Muskeln muß ich mir für diesen Zug noch antrainieren. Es kann auch einmal der Versuch sein, seine eigene psychische Schwelle zu verschieben. Verwende ich keine Bohrhaken, wird die Natur mit ihren Strukturen zum Maß der Dinge.
Nach 21 Erstbegehungen an den Ilmwänden war es eine logische Folge für mich, auch einmal einen Versuch an der Kastenwand zu unternehmen. 28 000 Quadratmeter leicht überhängender und noch nie durchstiegender Fels standen zur Verfügung, mit insgesamt 250 Metern Höhenunterschied. Keine Rißsysteme, keine Verschneidungsreihen, also eine klare, abzusichernde Linie war erkennbar. Keine Bohrhaken, und möglichst alles frei, machte ich mir zur Selbstauflage, da ich mir von dieser Wand eine tiefe Reise in mein Inneres erwartete.

Unser erster Versuch von 1983 erscheint mir heute fast wie eine Entschuldigung, bis dahin trotz eingehender Suche keine Linie gefunden zu haben. Der „Gegner" war von lähmender Übermacht: Ein psychischer Spiegel erzeugte unerträglichen Überdruck im Gehirn. Es war der falsche Weg, sich mit der Wand messen zu wollen. Der heroische Zugang über eine „Bezwingung" erwies sich nicht gerade als richtiger Ansatz für eine Problemlösung und stellte gewisse Teile meines damaligen Denkens über das Klettern nachhaltig in Frage. Zwei Jahre später war das Ziel die Kletterbarkeit der zweiten Seillänge, nicht mehr der Wanddurchstieg. Zwei Stunden später war die Frage positiv beantwortet. „Rotpunkt" war etwas anderes, aber wir konnten zufrieden nach Hause gehen. Bei zwei weiteren Versuchen gelang der freie Durchstieg bis zur Wandmitte und ein paar Meter noch in verwegener Technokletterei im linken Wandteil, dann sperrten 50 Meter weißer Fels den Weiterweg.

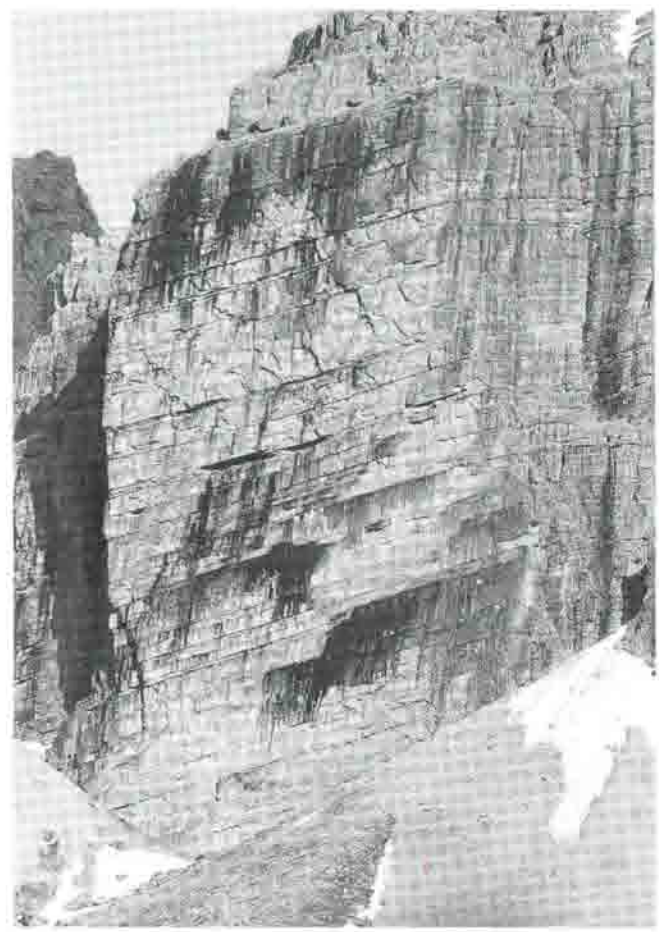


Foto: Andreas Orgler

Die Kastenwand an den Ilmspitzen. Die geschilderte Route „Chaos" verläuft in Wandmitte

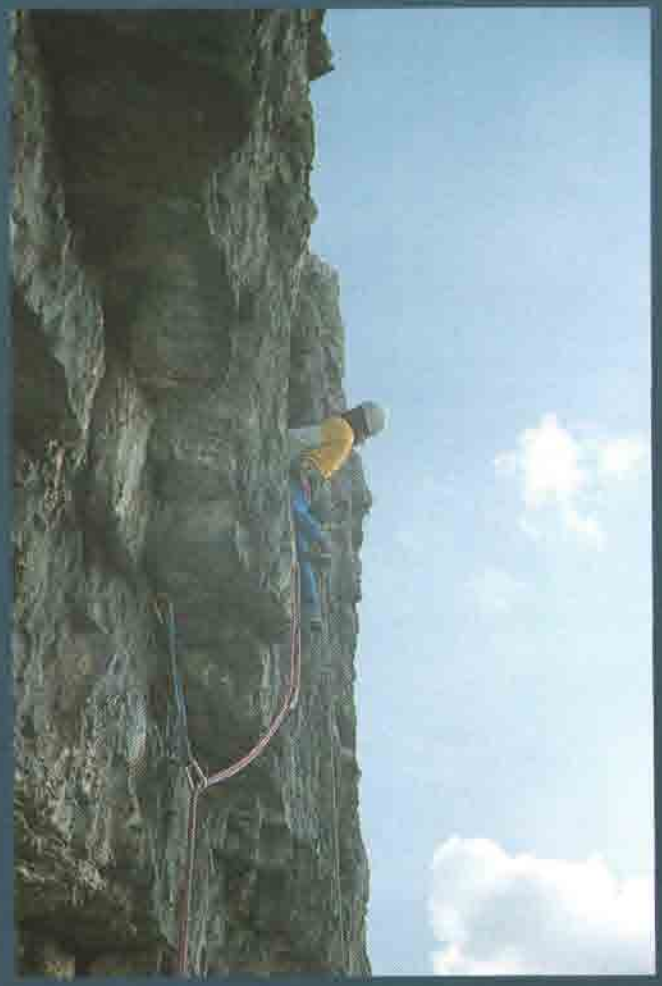
Oben: Die Ilmspitzen überm Pinnistal; ganz links unten: die Kastenwand

Fotos rechts: Andreas Orgler bemüht sich um Ordnung im senkrechten Chaos der Kastenwand

Versuche

Kastenwand

das Chaos zu ordnen



Chaosforscher Andreas Orgler ...

... und Otti Wiedemann, sein Seilgefährte in Aktion

Fotos: H. Eigentler (1); Andreas Orgler (2); Otti Wiedemann (2)

In den folgenden Jahren kamen immer wieder Zweifel über eine bohrhakenlose und freie Kletterbarkeit der Kastenwand auf. Ich befreundete mich mit dem Symbol des „unmöglich für mich" an. Es war angenehm, Abstand zu gewinnen. Die Kernfrage wurde, was besser sei: unten stehen und sich in die Wand hineindenken oder oben hängen unter dem Bröselblock und vom sicheren Unten schwärmen. Beides war nicht zufriedenstellend. Nach langem Wenn und Aber seilten wir uns über den linken Wandteil ab, um den Block zu entfernen. Ich staunte nicht schlecht, als ich fünf Meter von der Wand entfernt am Block vorbeischwebte. Die einzige gewonnene Erkenntnis dieser Aktion war die Sinnlosigkeit eines weiteren Versuchs auf dieser Linie.
Tage später versuchte ich nach der vierten Länge eine neue Hoffnung im rechten Wandteil – eine erfolgversprechende Idee. Bevor wir sie verwirklichen konnten, waren der Tag und bald auch das Jahr bald vorbei. Erst 1990 gelang mir dann gemeinsam mit meinem langjährigen Freund Otti Wiedmann nach einem weiteren Versuch die erste Durchsteigung. Sieben Jahre dauerte die Beschäftigung mit der Wand. Sechs Versuche, Ordnung ins Chaos zu bringen, der siebte erreichte sein Ziel. Doch alles, was ich in der Abendsonne am Ausstiegsband liegend verspürte, war Leere, eine gewisse Traurigkeit, ein so liebgewonnenes Problem gelöst zu haben. Die Kastenwand ist nun zwar kein Fragezeichen mehr, dafür bietet sie jetzt hervorragende Freikletterei in festem Fels, wo alle Haken stecken und wo trotzdem noch viel Platz für Kreativität bleibt.

ISBN 3-926807-21-0 – eine Liebeserklärung

Das Blatt vor mir ist leer, genauso weiß wie die Wände, die Bettdecke, die Mäntel von Schwestern und Doktoren im Krankenhaus. Schon seit drei Wochen liege ich auf der Unfallchirurgie in Innsbruck. Ein Andenken ans Fußballspielen, ein mehrfacher Knochenbruch im Sprunggelenksbereich. Die Folgen sind Metallplatten, Schrauben, Abstinenz vom Klettern für Monate, für Jahre? Ich nehme den Tuschestift zur Hand und beginne zu zeichnen. Die Vorstellung der Räume ist noch da. Ein Stiftwechsel für die große Kante, gleich dahinter setzt ein Riß an. Im Kopf erlebe ich alles noch einmal, begreife jeden Stein, Millimeter für Millimeter, die Hand folgt Strich für Strich. Ich klettere die Route, es ist wie im Fels: Strukturen erkennen, beurteilen, einstufen – die Linie genießen. Tag für Tag entstehen neue Porträts „meiner" Wände. Wenn ich den Zeichenstift aus der Hand lege, bin ich wieder im Spital, bleibe über Nacht, um tags darauf wieder einzusteigen. Monate später kann ich wieder gehen, zuerst mit Krücken, dann mit Stöcken. Die Überprüfung des Gezeichneten mit der Realität fällt zur Zufriedenheit aus. Es hat doch etwas für sich, wenn man jeden Stein zuerst prüft, ehe man sich daran festhält. Das Erlebte bleibt im Kopf.
Diese Zeichnungen füllten die letzten Lücken in meinem 240 Seiten starken Skizzenwerk. Über drei Jahre sorgfältiger Arbeit lagen hinter uns, als Geli und ich die letzten Fotos für den neuen Stubaiführer aussuchten. Viele Jahre gemeinsamer Erlebnisse, verpackt in 0,0003 Quadratmeter Papier für gleichgesinnte, kletternde Naturliebhaber, bildeten das Gepäck auf dem Weg zum Panico-Verlag. Die Übergabe des Manuskripts war wie ein Gipfel, das Erreichen eines Ziels und das gleichzeitige Ende eines Traums. Erst durch das Zeichnen habe ich die Sicht geschärft, die Berge noch viel besser verstanden. Sie sind geheimnisvoll. Vielleicht, weil vieles, was da heut' ist, einmal gelebt hat. Damals, in der Tethys, im Urmeer.

Die Einmaligkeit des Augenblicks

Das Buch ist zugeschlagen. Ganz seltsam kommt es mir vor. Auf einmal wird mir klar, daß mein Leben oft in einem Zimmer stattgefunden hat. Anfangs war es ein Raum mit einem Fenster. Aus der Geborgenheit der Wände beobachtete ich das Draußen durch diese Öffnung, ohne dabei die schützende Hülle zu verlassen. Jede größere Alpinkletterei bedeutete ein Loch in diesen Wänden. Immer mehr wurde mir bewußt, daß ich ein kleiner Teil des Ganzen bin. Der vermeintliche Schutz der Hülle entpuppte sich als Trugschluß. In diesem Raum war auch ein Fernsehapparat und ein Videorekorder. Viele Tätigkeiten meines Alltags waren nur Sendungen in verschiedenen Programmen. Auch manche Klettereien erschienen als Sportnachricht oder als Sportnachmittag. Hatte ich genug davon, konnte ich jederzeit einen sicheren Stand einrichten und abseilen. Es war wie das Betätigen des „EIN/AUS"-Knopfes für den Bildschirm. Bei gewissen Stellen war es mir nicht möglich, das erste Mal schon alles zu verstehen. Der Videorekorder trat in Aktion. Vorlauf – Rücklauf, Zeitlupe oder Standbild; alles ist auf diesem Gerät so oft wiederholbar, bis man es verstanden hat oder bis man es satt hat, immer wieder dasselbe in der Reprise zu sehen. Das BB-Dach oder auch viele schwierige Klettergartenstellen – ich besaß sie mittlerweile alle auf Band. Es waren keine wirklichen Filme, aber sie waren genauso mechanisiert, abrufbereit und archiviert. War dies alles nach Bedarf auf meinem Bildschirm via Videotape konsumierbar. Durch die Löcher, die die Alpinabenteuer in meine vier Wände gerissen hatten, blies kalter Wind herein.
Auf meinem Bildschirm gab es keine Wasserfälle. Die sah ich erstmals durch die Löcher in der Wand. Von meinem Platz aus unerreichbar funkelten die eisigen Säulen märchenhaft schön und zugleich unwirtlich feuchtkalt zu mir herein. Immer öfter begann ich vom Sofa und vom warmen Ofen wegzugehen, hinaus in die eisige Winterlandschaft, um diese gläserne Vergänglichkeit zu begreifen. Unwirkliche Schönheit überstrahlt dort draußen Nässe

und Kälte. Auf der Suche nach neuen Horizonten fand ich eine Art Paradies. Am Vorbereitungsweg zu einer der höchsten und gefährlichsten Karakorumwände lag das Pinnistal. Die Nordwand des Masherbrum war noch ein Traum, da wurde „Männer ohne Nerven" zur Realität. Der Seilschaft Martin und Andi gelang die erste richtig schwere Eiskletterei in den heimischen Brennerbergen. Durch Fotos und Berichte von Schottland, Frankreich und Amerika motiviert, versuchten wir nicht nur Konsumenten dieser Abenteuerberichte zu bleiben. Wir wollten selbst handeln und erleben. Woche für Woche zogen wir zu den Eiszapfen. Das Pinnistal bot Ziele für mehrere Winter. Alle Klassiker waren begangen und mit „Land am Strome" war auch schon der Einstieg in einen neuen Schwierigkeitsbereich geglückt. Eine frei stehende Säule, am Fuß zehn Zentimeter dick, dann eine überhängende, mit einer dünnen Eisglasur bedeckte Verschneidung und ein abschließender Quergang an Zapfen zu einem 20 Meter hohen Stalaktiten war der neue Weg im Eis. In Worten ist es für mich kaum möglich, die inneren Wellen dieser Begehung zu beschreiben. Zurückgekehrt in meine vier Wände – mit mittlerweile vielen Löchern – spielte ich mir das Video dieser Begehung mehrfach ab. Bei jeder Wiederholung konnte ich klarer sehen. Dies war der Weg in die Zukunft. Vor Jahren schon erahnte ich das „Amphitheater" als Spielwiese moderner Eiskletterei, nachdem ich mit Doug Scott den Einstieg in die schwierigen Mixedkletterein erfahren hatte. Aber Winter um Winter verging, und ich konnte wiederum keine kletterbare Linie in diesem Teil des Kirchdachsockels finden. Ich träumte von einem Abenteuer in den schwarzen Platten, hatte aber nicht den Mut, mein Zimmer in diese Richtung zu verlassen. Eineinhalb Wochen lang ging ich nun schon jeden Tag ins Pinnistal zum Eisklettern. Die Form stieg im Gleichmaß mit dem Selbstvertrauen. Eis war überall zu finden, warme Tage und klirrend kalte Nächte zauberten einen Eispalast in die schwarzen Platten des Amphitheaters. Ich spürte einen unwiderstehlichen Zug hin zu diesem Hexenkessel. „Genau in der Mitte zieht ein dünner Überzug aus Eis teilweise unterbrochen bis zum Wandfuß. Es erscheint als die flachste Linie, knapp an der Senkrechten. Christian sichert Millimeter für Millimeter. Schlecht ist es bestellt um gute Felshaken. Für Eisschrauben sind zwei bis drei Zentimeter Eis ohnehin zu wenig. Sie reichen gerade aus, um den scharfen Spitzen der Eisgeräte und Steigeisen Halt zu geben. Der Übergang von einer Schuppe auf die nächste wird jedesmal zu einem Balanceakt auf rohen Eiern. Die Kombination von Krafteinsatz und Gleichgewichtsakrobatik bringt mich an mein Leistungslimit. Ein Grad steiler, und ich würde rückwärts aus der Wand fallen wie eine reife Pflaume. Ich denke an meine schützenden vier Wände, aber von hier gibt es keine Flucht. Hier bin ich. Jetzt, genau in diesem Moment, findet das Leben statt. Die Vergangenheit ist etwas für zu Hause. Die Zukunft ist die nächste Scholle."

Diese Erkenntnis erahnte ich oft beim Klettern. Aber bei der Erstbegehung von „Metamorphose" war sie so hautnah spürbar, daß sie mich in meinem Denken nachhaltig veränderte.

Ein Jahr später stehe ich wieder am selben Einstiegspunkt. Eine zusätzliche Neutour in diesem Kessel lag dazwischen. Gemeinsam mit Darshano und Hanspeter gelang erst wenige Wochen zuvor eine schöne Eislinie an der Kante des Amphitheaters, nur erreichbar über eine verwegene Wandstelle. Der „Magier" hat bis heute alle Wiederholer abgeschüttelt. Vergangenen Winter reichte die „Metamorphose" ganz bis zum Boden. Das Folgejahr war es genau umgekehrt. Der „Magier" und eine Linie links der „Metamorphose" ersetzten das Fehlen der Glasur des Vorjahres. „Der Versuch der Denkmalbildung scheitert, spätestens im Frühjahr, wenn die Sonne das Wasser zu neuem Leben erweckt, wird mir die Vergänglichkeit bewußt. Stunden des Glücks und der Angst stehlen sich dann als unscheinbares Rinnsal aus den Bergen davon. Unwiederbringlich sind die Eisstrukturen und die Erlebnisse. Als ich nach der überhängenden Einstiegswand an nur einem Eisgerät im Balkon über mir verankert bin und die Steigeisen noch unter dem Felsüberhang Halt suchen, wird mir bewußt, dieser Kletterzug an dieser Stelle ist vielleicht einmalig; der kommt nicht so schnell wieder. Nächstes Jahr gibt's hier vielleicht kein Eis, oder vielleicht einen Zapfen. Aber genau dieser Zug aus der Schulter heraus, mit überkopf Einschlagen und Auspendeln am Eisüberhang, der ist nur heute, am 22. März 1992. Auf den 25 Metern der ersten Seillänge bewältige ich vielleicht 50 Kletterzüge. Zehn davon werden für immer in meinem Kopf bleiben. Über ein dünnes Eisschild erreiche ich in senkrechter Kletterei ein Dach. An der Kante hängt ein Stalaktit. Erst ganz hoch am Dachansatz wage ich hinauszuspreizen. Mit einem gezielten Schlag verankere ich das Eisgerät in der Scholle darüber. Den Kopf lege ich weit zurück. Tropfen klatschen in mein Gesicht. Die Eisknollen in meinen Haaren beginnen durch die Wärme des Nackens zu schmelzen. Während ich das linke Gerät höher setze, blockiere ich in der rechten Schulter und im Ellenbogen. Die Spitzen der Steigeisen sind nur wenige Millimeter tief verankert, drinnen unterm Dach. Ein kräftiger Zug, und der Rest zum Stand ist senkrechter Genuß."

Es war ein einmaliges Erlebnis, 25 Meter senkrecht, vier Meter horizontal ausladend; es ist eine Himmelsleiter aus Felsdächern und Eisstrukturen. Ich bin versucht zu sagen, daß im Amphitheater der 7. Grad zu Hause ist. Doch was ist dies schon?

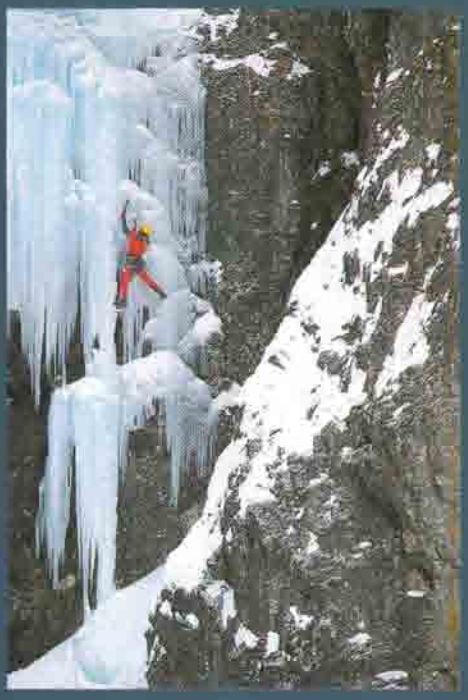
Soll es eine Klassifizierung für Erlebnisse oder gar eine für Berge sein? Es ist wohl ein Trugschluß, wenn ich das menschliche Maß ins Zentrum des eigenen Denkens setze; zumindest am Berg. Hier sollen die Götter wohnen. Wo bleibt da noch Platz für uns Menschen? Aber Berge brauchen keine Menschen.

gläserne

im Amphitheater

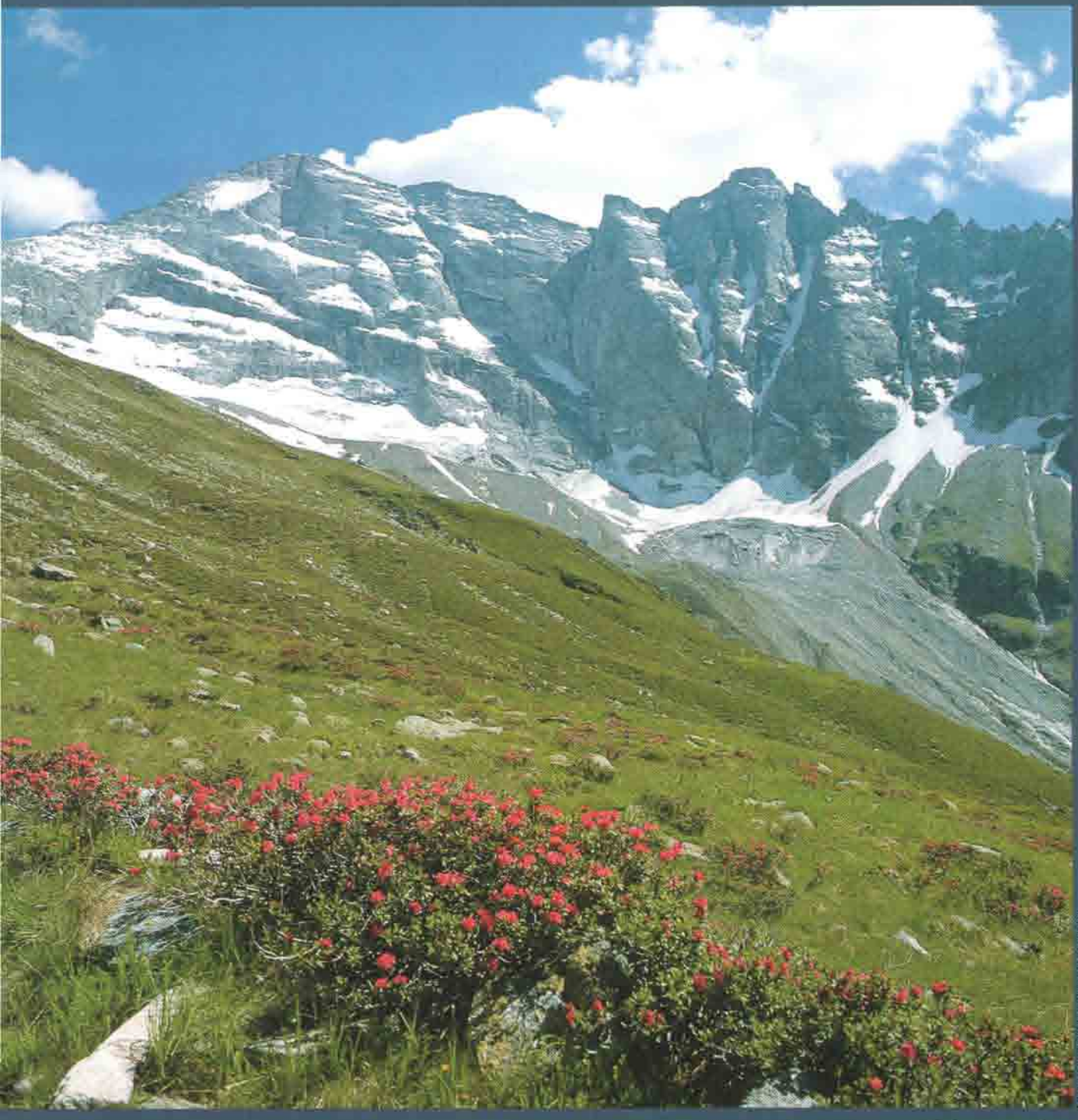
Vergänglichkeit

Andreas Orgler beim Eisklettern im Pinnistal



in der „Rumpelkammer"

An der Kerze (beide Fotos rechts)



Fotos: Reinold Leitner (1); Peter Mathis

Schrammacher, Sagzahn und Sagwandspitze (v. l.) von Norden: Im Gebiet um die Geraer Hütte (Zillertaler Alpen) präsentieren sich die „Brennerberge" am „alpinsten"

Das Bild vom „Baum des Alpinismus" mit seiner gewaltig sich wölbenden Krone von zahlreichen Ästen und Verzweigungen ist unter Bergsteigern inzwischen ebenso zur Redensart geworden wie im allgemeinen Sprachgebrauch der „Wald, den man vor lauter Bäumen nicht mehr sieht". Allerdings scheint es unterdessen auch so, als sei vom Gezweig unterschiedlichster Disziplinen des Bergsteigens aus der Stamm nicht mehr zu erkennen, dem die Baumkrone entwachsen ist. Ganz offensichtlich läßt der Neuigkeitseffekt und die Faszination gewisser Einzeldisziplinen wie Sport-, Wettkampf-, Eisfallklettern, doch auch Klettersteigturnen, Weitwandern oder Höhenbergsteigen leicht vergessen, daß die sich alle von den unterschiedlichen Fertigkeiten und Tauglichkeiten, über die ein Alpinist insgesamt verfügen muß, zur Eigenständigkeit hin entwickelt haben. Eben deshalb wohl hat die Berichterstattung übers Bergsteigen – auch in dieser Publikation – zuletzt sehr stark den Anschein erweckt, als gäbe es nur noch Zweigformen des Bergsteigens und nicht mehr – oder lediglich noch ein kümmerliches Schattendasein fristend – den Alpinismus als Stammdisziplin. Das spiegelt insofern die Wirklichkeit, als die Zahl der Ausübenden gewisser Einzeldisziplinen die der bergsteigerischen „Multiathleten" deutlich überflügelt hat.

Doch es gibt diesen Stamm natürlich weiterhin; und mit allen Ästen, die er je ausgetrieben hat, ist er selbst auch weitergewachsen. Zudem vollzieht sich dieses Wachstum bis heute zwar gewiß weit weniger auffällig als das des Sportkletterns etwa, doch auch weniger sprunghaft und zu Wildwuchs neigend, gerade seiner Kontinuität und Kompaktheit wegen aber beeindruckend.

Dies freilich besonders auch infolge der spürbar belebenden Rückwirkungen von der Entwicklung des Sport- und Eisfallkletterns auf die des Alpinismus!

Unverkennbar haben außerdem neue Errungenschaften der Bergsportartikel- und -bekleidungsindustrie die Gesamtentwicklung sehr gefördert und teilweise eine ganz neue Logistik alpinistischer Vorgehensweisen ermöglicht. Oder uralte wieder in Erinnerung gebracht? Letzteres scheint namentlich im Hinblick auf die Bereitschaft und Befähigung zu gelten, winterliche Verhältnisse am Berg als Herausforderung anzunehmen, doch gegebenenfalls auch als strategischen oder sogar wegbereitenden Vorzug zu erkennen.

Wie von Anfang an, so noch heute fordert, doch fördert der Alpinismus indessen wie kaum eine der ihm entwachsenen bergsteigerischen Zweigformen das Vermögen, mit Risiken umzugehen – letztlich also: sich auf Abenteuer einzulassen und diese zu bestehen. Dies ist und bleibt sein markantestes Kriterium; und es wirkt als Hemmschwelle sowohl wie auch als Anreiz, Alpinismus zu betreiben. Andreas Orgler belegt das mit seinen Psychogramm-Skizzen aus einem wahren Eldorado der Abenteuerkletterei in unmittelbarer Nachbarschaft zur Hauptverkehrsschlagader Brenner (s. S. 53).

Und als recht aufschlußreich gerade diesbezüglich zeigt sich auch der bergsportliche Werdegang des Stefan Glowacz: Der, über ein Jahrzehnt hinweg einer der leistungsstärksten Sport- und bislang erfolgreichster Wettkampfkletterer Deutschlands, hatte bereits Kletterwege achten Grades im Oberreintal (Wetterstein) eröffnet, ehe ihm Besuche außeralpiner Klettergebiete erst so richtig in die Sportkletterszene haben hineinfinden lassen. Doch er hat sich von der alpinistischen Spielart des Kletterns nie gänzlich abgewendet; selbst während der Jahre seiner größten Wettkampferfolge nicht. Und jetzt, nach seinem Abschied aus dem Wettkampfzirkus, erhofft er sich insbesondere wieder intensives Erleben vermittelt durch seinen Bergsport – also erneut durch eine mehr alpinistisch geprägte Spielart desselben (s. S. 85)

Doch aus der Schule des Alpinismus von heute zu plaudern, Aufschlüsse zu geben über dessen gegenwärtige Entwicklungsphasen und -tendenzen, vermag am zutreffendsten jemand, der seit Jahren selbst aktiv mitmischt in dieser Entwicklung. Daß das uneingeschränkt auf Malte Roeper, den Autor des folgenden „Versuchs zum Stand der Dinge im extremen Alpinismus" zutrifft, wissen Beobachter des alpinistischen Geschehens seit Jahren.

Am Ende seines Beitrags läßt Malte Roeper die Frage nach „öffentlicher, zum Beispiel vom Alpenverein gelenkter Förderung" auch für den Spitzenalpinismus anklingen. Das könnte, so hofft Roeper, „die leidige Vermarktung [...] auf dem freien Markt [...]", wo „oft genug das Marktschreierprinzip herrscht [...], vielleicht sogar ein wenig aushebeln".

Mag sein, daß diese Idee manchen unbescheiden anmutet. Immerhin spricht aus ihr einiges Vertrauen in den Alpenverein. Außerdem spricht viel dafür, daß, auch von einem etwas anderen Standpunkt aus betrachtet, plausible Aspekte es nahelegen, das ohnehin sehr vorsichtig formulierte Anliegen nicht von vornherein zu verwerfen. Bekanntlich gibt es ja bereits Wettbewerbe für Ski- und Höhenbergsteiger, Mountainbiker und andere Alpinsportarten. Solche Wettbewerbe „liegen im Trend"; und dies auch innerhalb der UIAA. Von deren Mitgliederverbänden drängt eine deutliche Mehrheit namentlich aus Ländern des romanischen Sprachraums und des ehemaligen Ostblocks danach, Weltcupserien auch für diese Disziplinen durchzuziehen. Nur wenige Verbände, darunter Alpine Club, SAC, AVS, ÖAV und DAV, lehnen derartige Veranstaltungen, die aus begreiflichen Gründen nicht in der Halle oder im Stadion stattfinden können, wegen der zu erwartenden Schädigungen der Natur strikt ab. Nun ist es eine Erfahrungstatsache, daß die Bereitschaft von Sponsoren aus Industrie und Wirtschaft zur Sportförderung von werbewirksamen Leistungsnachweisen der Geförderten abhängt. Am besten zu verkaufen nach dem „Marktschreierprinzip" sind aber eben Wettbewerbserfolge. Deshalb könnte sich, auch dafür spricht einiges Erfahrungswissen, mancher Spitzenalpinist dazu genötigt sehen, an Wettkämpfen oben geschilderter Art teilzunehmen, um auf diesem Umweg Förderung für seine eigentlichen alpinistischen Ziele ebenfalls zu erlangen. Ein „lenkender" Eingriff des Alpenvereins im Sinne Malte Roepers könnte demnach wohl einiges wider den genannten Trend ausrichten: zugunsten einer wünschenswerten Weiterentwicklung des Stammes aller Zweigformen des Bergsports.

Elmar Landes

„Wo soll das alles enden?“

Ein Versuch zum Stand der Dinge im extremen Alpinismus

Malte Roeper

Bergsteigen ist – um zunächst zu betrachten, „wo das alles herkommt“ – eine Form des Freizeitverhaltens in der Industriegesellschaft. Genau daher rührt auch der gegenwärtige Boom in allen Zweigen des Alpinismus. Ohne bestimmte materielle und gesellschaftliche Rahmenbedingungen ist Alpinismus praktisch so unmöglich wie ohne Schwerkraft. Die ersten, die aus reinem Selbstzweck Gipfel bestiegen, die ihnen eigentlich zu schwer waren, und die daher einheimische Führer nehmen mußten, waren Touristen aus gebirgsfernen Gebieten. Sie – und nicht die Einheimischen – hatten die Idee und das Bedürfnis nach dem besonderen Erlebnis, verspürten Lust, Berge zu besteigen: nicht obwohl, sondern *weil* es ihnen schwerfiel. Der in einer arbeitsteiligen Gesellschaft erlangte Wohlstand ermöglichte ihnen Urlaub; ein Wort, das die Bergbauern des 19. Jahrhunderts aus eigener Erfahrung gar nicht kannten. Das zunehmend naturentfremdete Leben in der Stadt legte den Grundstein für ein Bedürfnis nach intensiviertem Erlebnis von Natur. Den Einheimischen der Gebirgsregionen, die man als Führer nahm, waren Natur und Berge so alltäglich, daß sie wenig Bedarf verspürten, dies Erlebnis noch zu steigern. Die Laune der Städter schuf einen neuen Beruf: den Bergführer.

Wer diese Grille bei steigender Konkurrenz Gleichgesinnter auch noch sportlich ernst nahm, durfte sich natürlich keines Führers mehr bedienen. Zwei Klassen von Bergsteigern entstanden: die Gäste der Bergführer und die Führerlosen, wobei uns hier ausschließlich die letzte Gruppe interessiert.

Die uns zur Verfügung stehende Freizeit ist so beständig gewachsen, wie sich unser Alltag immer weiter von Natur und jeglichen wie auch immer zu definierenden natürlichen Zuständen und Rhythmen entfernt hat. Der aufgeklärte Mensch, der sich in Sicherheit vor Hunger, Erdbeben und zuwenig Rente weiß, scheint ein steigendes Bedürfnis nach Intensität zu verspüren. Und je technisierter, klimatisierter, rationalisierter unsere tägliche Realität wird, desto stärker wächst offensichtlich der instinktive Drang nach einem irrationalen, nicht an Effizienz und Produktivität orientierten Ausgleich. Die outdoor-Sportarten boomen. Getragen wird dieser Boom von einer Generation, die seit sie denken kann, in Supermärkten einkauft, in denen es nicht nur von allem genug, sondern von allem zuviel gibt. Das Ausmaß des Wohlstands äußert sich unter anderem in dem privilegierten Problem, statt an Hunger an Übergewicht zu leiden.

Dieser industrielle Überfluß ermöglicht und fördert Bergsteigen unter mehreren Aspekten:

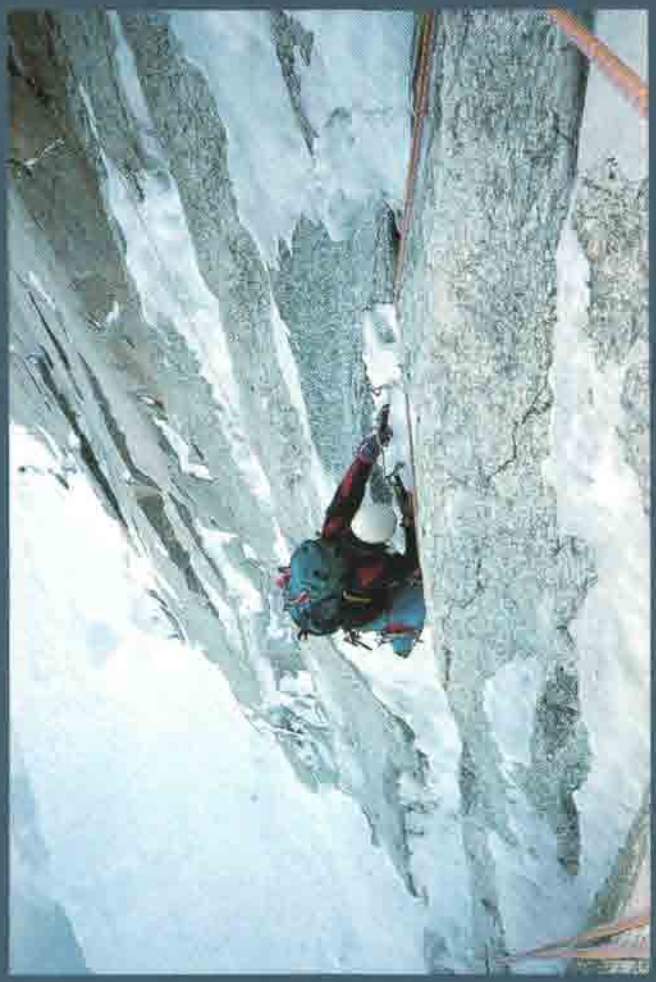
- erstens rein organisatorisch durch wachsende Freizeit;
- zweitens durch Marktwirtschaft, die alles produziert, was der zahlende Kunde für den Müßiggang braucht;
- drittens durch jenen Überdruß und Übermut, der erst im Wohlstand aufkommt. Daß das extrem kletternde Individuum selbst oft eher pleite ist, spielt in diesem Zusammenhang keine Rolle – es ist das Umfeld einer in Übersättigung begriffenen Gesellschaft, welches den Mechanismus für diese Motivation vorgibt. In seinen Grundzügen existiert dieses Umfeld nicht erst, seit es Geldautomaten gibt, sondern seit dem letzten Jahrhundert. Mit seinem Ausbau wächst das Bedürfnis nach anderen Erlebniswelten.

Nur weil nun gerade das extreme Bergsteigen mit seiner Suche nach Grenzbereichen und Selbsterfahrung eine Reaktion auf die mittlerweile als zerstörerisch erkannte Überflußgesellschaft und somit ohne sie kaum möglich ist, bedeutet dies nicht, daß Bergsteigen deswegen zu kritisieren oder zu rechtfertigen wäre. Der Hunger nach Erlebnis unter freiem Himmel hängt ja auch mit dem Wunsch zusammen, Mutter Erde wieder einmal anders zu erleben als jeden Abend in den „tagesthemen“, einmal nicht als grausam geschändete Patientin unseres selbstsüchtigen Operierens auf diesem Planeten. Die Tankerkatastrophen und die aussterbenden Arten, das Ozonloch und die globale Erwärmung – welch eine Erholung, beim Bergsteigen gegenüber der Umwelt einmal wieder der Schwächere zu sein! Beim Ersteigen einer großen Alpenwand empfinden

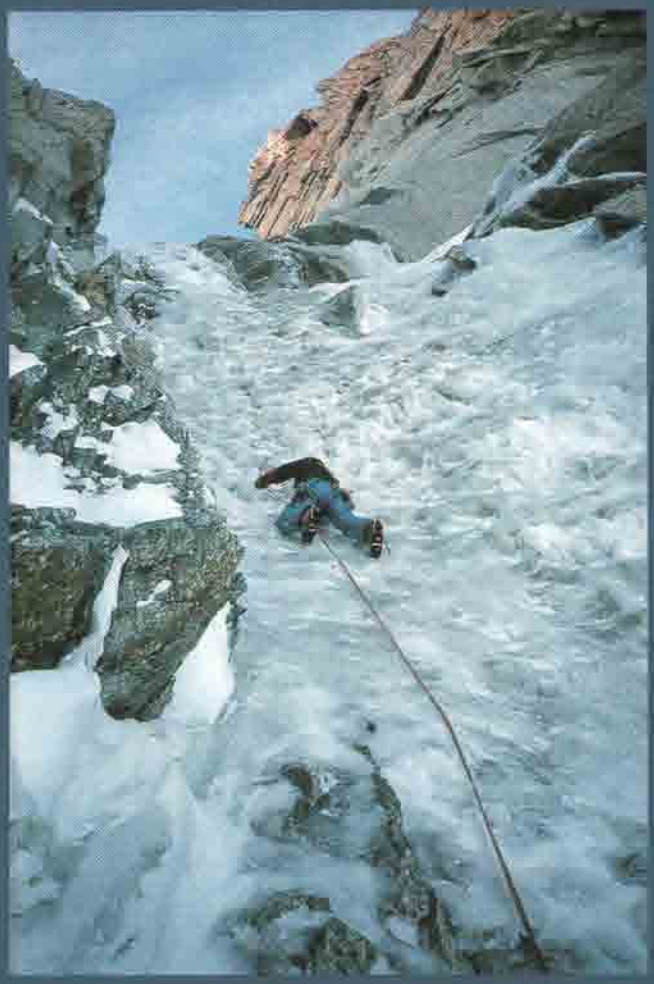
gegenüber der Umwelt

Alpinismus heute

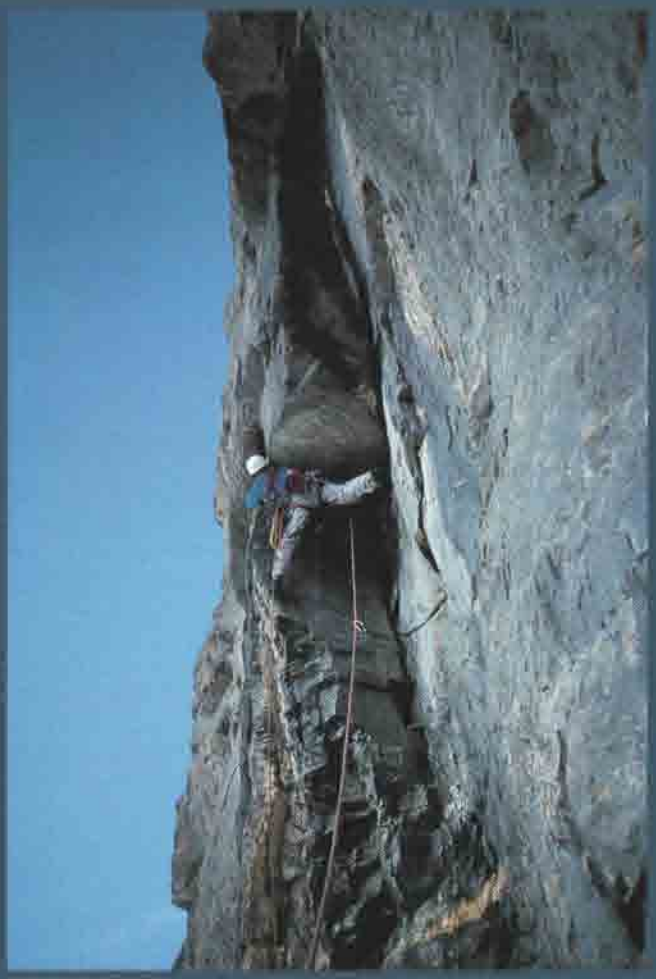
einmal wieder der Schwächere



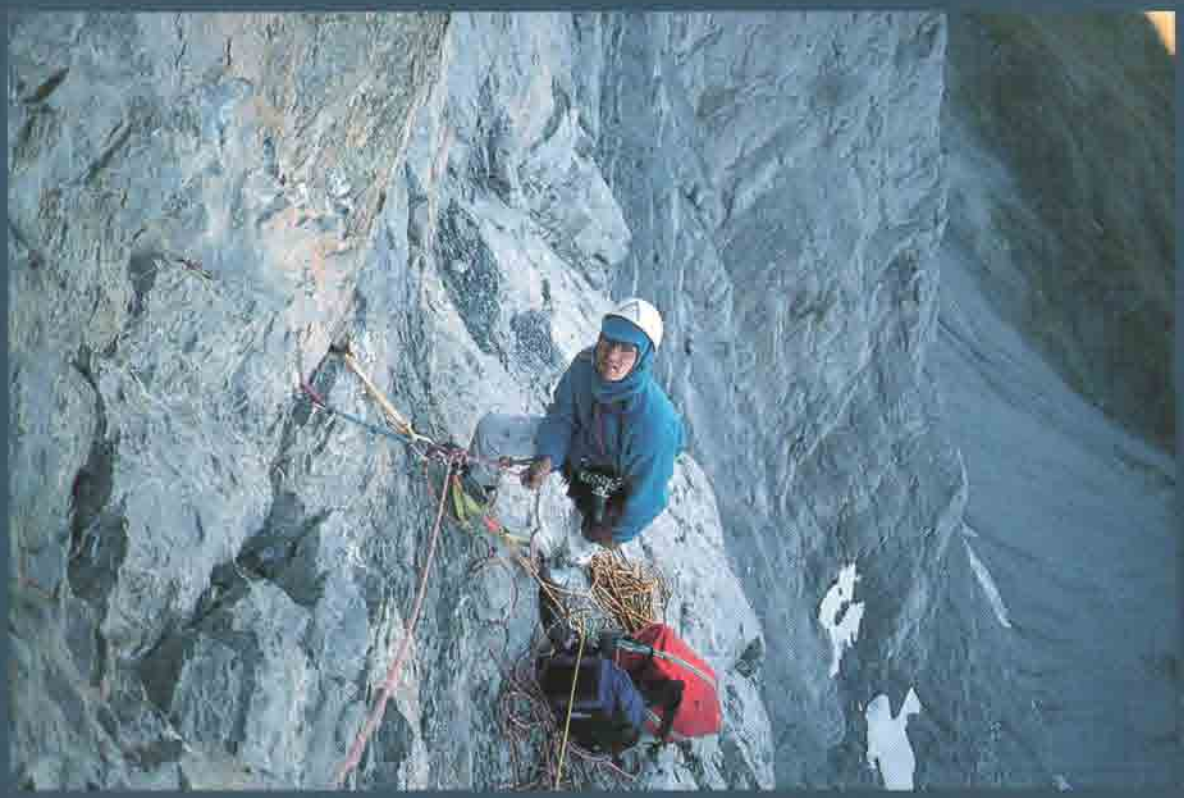
Jörg Steinsberger
im direkten Einstieg
des Supercouloirs
am Montblanc du Tacul
(Winterbegehung)



Im Supercouloir
des Montblanc du Tacul
(Jörg Steinsberger)
„... ist Bergsteigen gewiß
eine der weniger
neurotischen Reaktionen
auf die Zustände
im ausgehenden
zwanzigsten
Jahrhundert"



Links und unten: Hans-Christian Hocke während eines Versuchs an der Piola-Ghilini-Route am Eiger



Fotos: Malte Roeper

wir Natur anders, nämlich als einen mächtigen, monumentalen Garten, in dem wir durchaus verlorengehen können anstatt ständig aufpassen zu müssen, daß wir nicht noch mehr zertrampeln. Unsere Schuldgefühle münden in der Sehnsucht, uns klein und verletzlich gegenüber derselben Natur zu fühlen, deren zunehmend irreparable Beschädigung wir letzten Endes apathisch akzeptieren.
Diese Schlußfolgerungen bedeuten nicht, daß der extreme Kletterer von heute ein Zivilisationsneurotiker sei. Erstens ist Bergsteigen gewiß eine der weniger neurotischen Reaktionen auf die Zustände im ausgehenden 20. Jahrhundert. Zweitens: Die gute alte Lust aufs Abenteuer – sie lebe dreimal hoch! (bei der Gelegenheit) – wird durch neuere Motivaspekte ja nicht abgelöst, sondern nur ergänzt und stellenweise überlagert. Wir alle sind Kinder unserer Zeit und reagieren auf sie. Wir alle haben Angst vor der Umweltzerstörung, aber wir lieben unsere Anrufbeantworter, Mobiltelefone, Computer, Mountainbikes und freuen uns über den Preisverfall bei Kaffee und den Überseeflügen.
Ein anderer, sehr aktueller Aspekt der Ursachenforschung ist eine Hormongruppe namens Endorphine. Forscher haben nachgewiesen, daß diese bei Ausübung von Ausdauersportarten ausgeschütteten Hormone Suchtsymptome hervorrufen können. Sie haben damit ein Symptom entdeckt, aber keine Ursache. Nun geistern jedoch die Endorphine durch die Medien, und alle Ausdauersportler vom Rennradler bis zum Bergsteiger werden mit erstaunlicher Einfalt über denselben Kamm geschoren: „Süchtig san's! Kein Wunder, daß wir nie begreifen, warum die das tun!"
Doch auch bei Menschen, die gerade flirten, läßt sich wahrscheinlich ein Ausstoß übereinstimmender Hormone feststellen. Aber die hier eigentlich einzig interessierende Frage, *warum* sich da in diesem Augenblick jemand in *ausgerechnet diesen* Menschen verliebt, wird damit ebensowenig geklärt wie die Frage, warum jemand täglich radfährt. Das kausale Umfeld für extremes Bergsteigen sei einer Betrachtung und die verbrauchten Zeilen wert gewesen, die Psyche und präzisen Gründe des einzelnen brauchen uns nicht zu interessieren.

Wo laufen sie denn?

Als die französischen Kletterer Alain Ghersen und Thierry Renault am 13. Juli 1990 in die Nordostwand des Grand Pilier d'Angle (4244 m) im Montblancgebiet einstiegen, hatten sie mit der gewählten Route einen der heute begehrtesten modernen Extremklassiker der Alpen vor sich: „Divine Providence", erste Begehung durch Patrick Gabarrou und François Marsigny vom 5. – 8. August 1984, 7. Grad obligatorisch, diverse Passagen A2/A3, Wandhöhe 900 Meter, Gesamthöhendifferenz bis zum Montblancgipfel 1500 Meter.
Den beiden Profibergsteigern ging es nicht um die zweite Wiederholung, sondern um die erste freie Begehung. In einer der ohnehin schwersten Wände der Alpen kletterten sie den französischen Grad 7c, was einer 9+ entspricht. Es wurden keine zusätzlichen Bohrhaken als Zwischensicherung geschlagen, einige der Zwischensicherungen in der Schlüssellänge waren RP's*) und abgebundene Messerhaken. Ghersen begann die Schlüssellänge, da er Haken würde schlagen müssen, mit einem Eisbeil am Sitzgurt (!), gab aber nach sieben Metern anhaltender Schwierigkeiten erschöpft auf. Renault ließ ihn wieder zum Stand herunter, zog die Seile ab (!) und kletterte die 7c-Länge auf knapp 4000 Meter Höhe on sight (!!).
Zwei Jahre später erscheint der Solobergsteiger Jean-Christophe Lafaille am Fuß des Pilier d'Angle. In drei einsamen Tagen eröffnet er eine neue Tour rechts von „Divine Providence": „Un autre monde", 8-/8, A3/A4. Anstatt danach gleich weiter in Richtung Montblanc aufzusteigen, traversiert er hinüber zu den Freneypfeilern und legt noch eine zweitägige Erstbegehung nach: „L'écume des Jours" zwischen dem klassischen Zentralpfeiler und Piolas „Direttissima Jöri Bardill". Um in dem kompakten Pfeilerausstieg keine Bohrhaken schlagen zu müssen, verzichtet er auf ein eigenes Finish und steigt an der „Chandelle" über die klassische Route aus. Vom Gipfel des Montblanc marschiert er den langen Weg hinüber bis zur Seilbahnstation auf der Aiguille du Midi, wo er sich für die Talfahrt geduldig in die lange Warteschlange der Touristen einreiht.
Die Zeiten, sich ständig über Bohrhaken zu ereifern, sind Gott sei Dank vorüber. Wenn man allerdings wie in diesen Beispielen ohne sie auskommt, ist der Stil im Zweifelsfalle besser, daran hat sich nichts geändert. Da der *Verzicht* – z. B. auf Fortbewegungshilfen, auf künstlichen Sauerstoff etc. – eine wichtige Komponente ist, bleiben auch Verzicht oder Anwendung von Bohrhaken ein sportlicher Faktor. Übrigens lieferte bereits Bonatti einen für immer gültigen Maßstab für Bohrhaken: Sie sollten in einem vernünftigen Verhältnis zur sportlichen und menschlichen Leistung stehen – nicht mehr und nicht weniger.
Die beiden beschriebenen Aktionen, die sich zufällig am gleichen Berg ereigneten, sind zwei Kulminationspunkte der wichtigsten Tendenzen des modernen Extrembergsteigens: Freiklettern in großen Wänden und schwierigste Erstbegehungen im Alleingang. Vor allem wurden sie dort durchgeführt, wo das sportliche Bergsteigen herkommt und wo es vielleicht auch am ehesten „hingehört": in die Alpen.
Ganz allgemein verlagert sich der Schwerpunkt des Geschehens offensichtlich wieder mehr in die Alpen. Das Aneinanderreihen von diversen Routen ist offensichtlich völlig out; was reizt, ist wieder das Neue, das Logische (was immer logisch daran sein mag, einen Berg zu bestei-

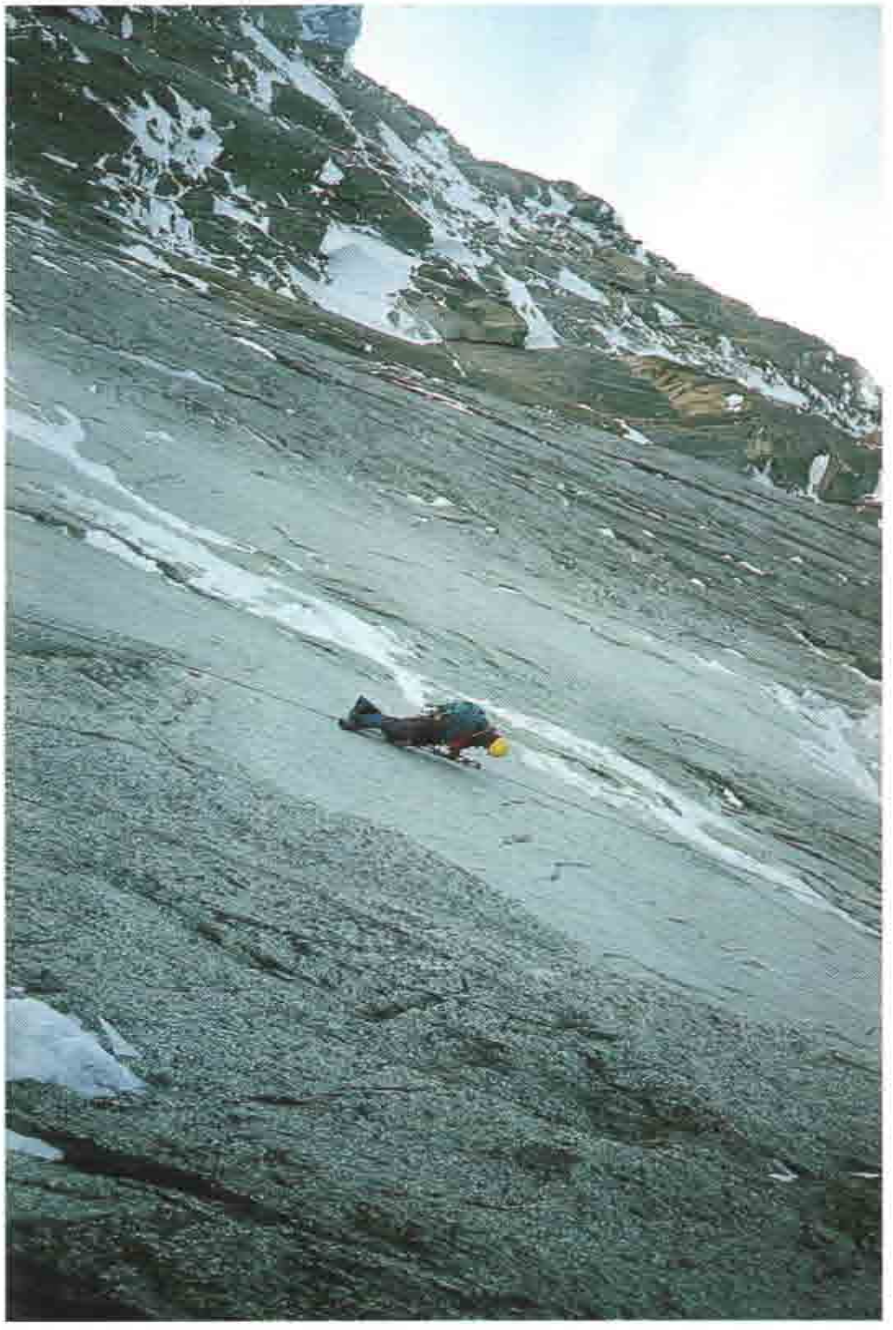
*) Kleine Messingkeile mit geringer Haltekraft.

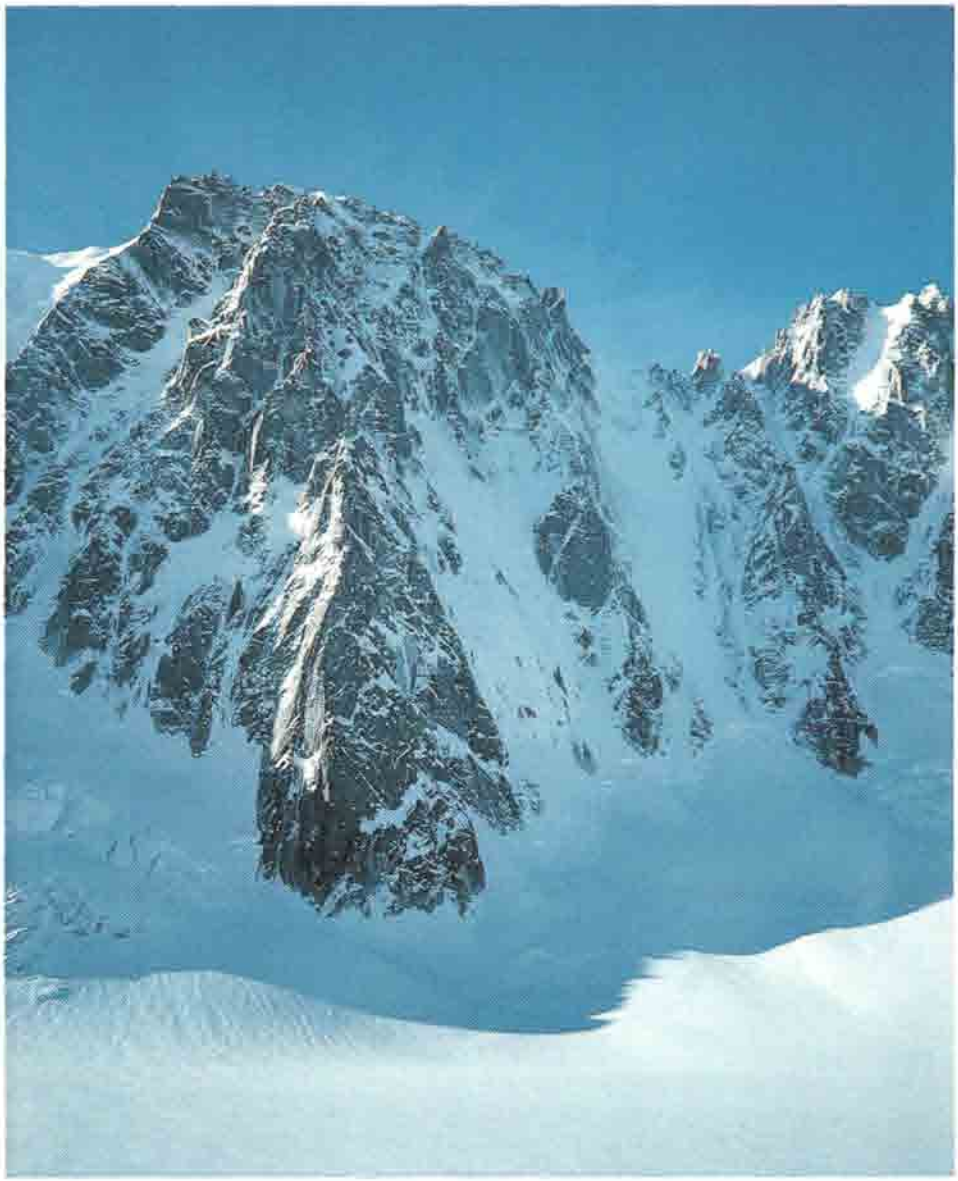
gen ...). Der Trend geht in die Richtung, die Fähigkeiten aus dem Sportklettern und auch aus dem Wasserfallklettern im alpinen, großzügigen Stil umzusetzen. In Italien ebenso wie in Spanien kommen die kühnen Erstbegehungen von unten auch an kleineren Massiven wieder in Mode. Man versucht, die Schwierigkeit mit möglichst gutem Stil zu würzen. In den Dolomiten hat sich mit klassisch erstbegangenen Routen und ersten freien Begehungen Roland Mittersteiner an die Spitze gesetzt. So gelang ihm der zunächst wegen seiner Techno-Passagen, dann wegen seiner Freikletterschwierigkeiten legendäre „Weg durch den Fisch" (9-/9) erstmals on sight. Währenddessen zieht Beat Kammerlander mit seinen desparaten harten Sportkletter-Erstbegehungen im Rätikon einsame Kreise auf eigenem Niveau. Der glatte zehnte Grad im Gebirge mit riesigen Bohrhakenabständen ist vorläufig noch klar seine Domäne.
Robert Jasper ist als Solokletterer und Extrem-allrounder die Entdeckung der letzten Jahre. Daß ein Deutschsprachiger sich ausgerechnet im Hausgebiet der tonangebenden Franzosen erste Alleinbegehungen sichert, ist ein Novum für sich; verschiedene extrem schwere Neutouren kommen noch hinzu.
Extremes Freiklettern unter Expeditionsbedingungen, die Idee von Kurt Albert und dem unvergessenen Wolfgang Güllich, scheint sich allgemein nicht recht durchzusetzen. Erstens kommt es nur für sehr wenige überhaupt Befähigte in Betracht, zweitens ist diese Variante wohl stärker den Launen der Witterung ausgesetzt als alle anderen Formen des Expeditionsalpinismus. Der neunte Grad an den Wänden des Karakorum oder in Patagonien läßt sich nur unter – den Umständen entsprechend! – günstigen Wetterverhältnissen, am besten in sonnenbeschienenen Wandteilen realisieren. Die Profibergsteigerin und vormalige Weltcup-Kletterin Catherine Destivelle fuhr an den Nameless Tower of Trango, um die erste freie Begehung der Kurtyka-Loretan-Route zu versuchen. Es blieb beim Versuch – diese Route war zu schattig. Statt dessen glückte ihr die zweite freie Begehung der sonnigeren Jugoslawen-Route. Bei zu starker Kälte und/oder Vereisung geht es einfach nicht rotpunkt. Übersehen werden sollte freilich dabei nicht, daß die Expeditionen der *Sportkletterer* Albert/Güllich der Jahre 1988, 1989 und 1990/91 die wohl größten Erfolge des deutschen Alpinismus der letzten Jahrzehnte darstellen.
Daß an allen Fronten des Geschehens die Bestmarken seit Jahren nur so purzeln, ist bekannt. Die Franzosen klettern an Wasserfällen den siebten Grad der Eis-Skala – man mag sich gar nicht ausmalen, was das im einzelnen bedeutet ... Eine detaillierte Aufzählung weiterer haarsträubender, gleichwohl vergänglicher Rekorde würde langweilen. Jedoch erreichen mittlerweile bemerkenswert viele Kletterer ein Niveau, das bis vor kurzem nur einer kleinen, überwiegend professionellen Elite vorbehalten war. So glückte die zweite freie Begehung von „Divine Providence" im folgenden Jahr den relativ unbekannten Engländern Andy Cave und Paul Jenkinson als Abschluß einer wahren *tour de force:* vorher kletterten sie frei durch die Hasse-Brandler an der Großen Zinne, den „Fisch" an der Marmolada (mit drei Punkten A1, da sie die freie Variante nicht kannten) und die Amerikanische Direttissima an den Drus.
Die Zeiten, in denen einzelne dem Rest einsam davonkletterten, sind offensichtlich genau wie beim Sportklettern vorläufig vorbei. Oder wie es Fußball-Bundestrainer Berti Vogts über seine Branche so unnachahmlich formulierte: „Die Spitze ist unheimlich breit geworden."

Zurück in die Alpen!

Gegen Expeditionen als scheinbar logische Steigerung des alpinen Tuns spricht vieles. Unter dem rein alpinistischen Aspekt, also nicht dem einer ganz allgemein reizvollen Abenteuerreise, machen Expeditionen nur unter drei Bedingungen Sinn: Entweder man findet in den Alpen keine Ziele mehr zur persönlichen Steigerung – was nur auf wenige zutrifft – oder man sucht eine Art des Bergsteigens, die es in den Alpen nicht gibt – das ist meistens das Höhenbergsteigen – oder man sucht drittens eine Erstbegehung.
Achttausender, also das klassische Höhenbergsteigen und einst Inbegriff des Nonplusultra, haben einen zwiespältigen Ruf erlangt: Auf den harten Routen lassen jährlich mit abschreckender Regelmäßigkeit auch zahlreiche Spitzenleute und Routiniers ihr Leben, auf den Normalwegen drängeln sich oft unterqualifizierte Expeditionstouristen. Wenn ein Cho Oyu oder ein Mt. Everest auf dem Normalweg wirklich so schwierig wären, dann könnte man sie nicht buchen. Der elitäre, absolute Anspruch der Ziffer „8000" hat durch seine Käuflichkeit enorm an Wert verloren. Die Besteigung eines auch noch so berühmten Berges im klassischen Stil über den Normalweg ist als alpinistische Leistung heute nicht mehr relevant. Und wer die unheilvollen Folgen des Expeditions- und Trekkingtourismus in den Himalayastaaten kennt, fragt sich, wieso eigentlich so viele Menschen aus Europa zielstrebig die eigentlichen Schönheiten Nepals oder Pakistans auslassen und wochenlang in diesen langweiligen Basislagern herumsitzen, um einen bereits x-fach bestiegenen Normalweg im Expeditionsstil zu wiederholen.
Logische Steigerung ist nicht die Gipfelhöhe, sondern die Schwierigkeit. Die Winterbegehung auch einer der kürzeren Routen an der Eigernordwand ist gewiß schwerer als jeder Achttausender im Expeditionsstil über den Normalweg. Und wohl jeder Achttausender, mit Ausnahme höchstens des K2, wird jährlich weit häufiger bestiegen als die Eigernordwand im Winter. Abgesehen davon gibt es auf Expeditionen zahlreiche Todesfälle, und über die Hälfte aller Expeditionen erreicht nicht einmal den Gipfel.
In Nepal wurden die Gebühren für Achttausender drastisch erhöht, gleichzeitig läßt man dort jetzt fast beliebig

Fotos: Malte Roeper (2); Robert Jasper





Links: Die Droites-Nordwand. Über den kompakten Felsschild oberhalb des langen Einstiegseisfeldes im rechten Wandteil verläuft die „Maria-Callas-Gedächtnisroute"; links daneben (Seite 70 oben): Aufstieg am Fixseil mit Jümarbügeln am zweiten Tag der Erstbegehung (Routentopo Seite 74)

Links: Die Nordostabbrüche vom Jungfraujoch (Berner Alpen); über deren felsigen Mittelteil verläuft Robert Jaspers Route „Knockin' on heaven's door" (siehe dazu auch Seite 75–77) Links daneben (Seite 70 unten): zwei Fotos aus der Route

viele Expeditionen an ein und dieselbe Flanke eines Berges. Und je mehr Expeditionen unterwegs sind, desto mehr Träger werden angeheuert, die nun zeitweise oder möglichst ganz ihre Landwirtschaft aufgeben. Verödung und Bodenerosion sind die Folge. Im pakistanischen Karakorum wurde vom letzten Städtchen Skardu schließlich und endlich die Straße ins allerletzte Dörfchen Askole fertiggestellt. Vor dem Bau dieser Straße gab es in Askole keinen Kunstdünger, mittlerweile hat der Kunstdünger Askole mit Sicherheit erreicht. Diese Straße wurde nicht zufällig gebaut, sondern weil dort alljährlich der Hauptstrom des pakistanischen Trekking- und Expeditionstourismus durchzieht.

Ich möchte keinesfalls Noten verteilen, nur Denkanstöße. Für mich persönlich war die Teilnahme an der Expedition 1990 zum Ogre in Pakistan ein großartiges Erlebnis. Wir waren zehn Wochen unterwegs, geklettert bin ich davon allerdings ganze neun Tage. Den Gipfel hat keiner von uns erreicht. Wäre ich erst nach Chamonix gefahren und hinterher auf einen konventionellen Urlaub nach Pakistan, wäre das Gesamterlebnis jenes Sommers vielleicht gar nicht so viel schlechter.

Für Erstbegehungen als dritten genannten Anlaß für eine Expedition gibt es im Himalaya, im Karakorum, auf Baffin Island oder in Patagonien freilich bedeutend mehr Raum als in den Alpen, und sie sind ja das eigentliche Salz in der Suppe. Aber auch für Erstbegehungen ist in den Alpen, soviel größer das „Angebot" woanders auch sein mag, durchaus noch Platz. Und der Fehlversuch zum Beispiel einer Rotpunktbegehung am Pilier d'Angle ist weder vom Zeitaufwand noch materiell so ein Schlag ins Wasser wie eine gescheiterte Expedition. In den Westalpen wurden viele wichtige Techno-Routen noch gar nicht frei probiert, zum Beispiel die Direttissima Piola-Ghilini an der Eigernordwand oder die Französische Direttissima an den Drus, beides reine Felstouren. Zahlreiche extreme Routen sind noch ohne Winter- und ohne Solobegehung oder überhaupt nicht wiederholt.

Wer das Abenteuer sucht, braucht nicht in ein Flugzeug zu steigen.

Alles nur wegen der Kohle?

Profibergsteigen existiert vor allem aus einem ökonomischen Grund: Bei der steigenden Zahl von Aktiven ist der Absatzmarkt für Ausrüstung so groß geworden, daß die Hersteller prominente Zugpferde benötigen, um den Absatz ihrer Produkte zu steigern. Das mag schön oder häßlich finden, wer will – wer Sponsorenverträge für Sportler ablehnt, lehnt damit ziemlich unvermeidlich die gesamte bestehende Wirtschaftsordnung ab, die ohne Werbung nicht existieren kann. Der Kritiker müßte konsequenterweise auf jede Fußballübertragung im Fernsehen verzichten (und es gibt Ideale, die wurden um weit Geringeres verraten ...). Wir leben nicht zur Zeit Andreas Hofers, sondern im Zeitalter der Satellitenkommunikation, der Werbespots und des Spätkapitalismus. Natürlich hat Werbung in unserer Gesellschaft einen beängstigenden Stellenwert erreicht. Manche Experten meinen sogar, Werbung wird in der Zukunft die einzig überlebende Kunstform sein, eine wahrhaft alptraumhafte Vision. Doch um es zwischendrin zu betonen: Dieser Aufsatz ist nicht pro oder contra irgend etwas, er ist lediglich ein Versuch, die Dinge so nüchtern wie möglich darzustellen.

Der Profisportler ist Werbeträger, daher müssen seine Aktionen das Publikum erreichen. Gegenüber dem Bergsteigen ist das Sportklettern hier enorm im Vorteil. Der Fotograf, mittlerweile oft selbst ein Profi, kann sich im Klettergarten abseilend mühelos in die beste Position bringen. Am Berg dagegen müssen die Aktiven in der Regel selbst fotografieren, wenn sie gerade eine Hand frei haben. Bei Kletterwettkämpfen wiederum sitzen die Zuschauer in der vielzitierten ersten Reihe. In ihrer Rolle als Verbraucher und Werbeadressaten sehen sie die Logos auf den Hemden der Sportler und die Transparente in der künstlichen Wand. Bei Christophe Profits Aneinanderreihung der Drei Großen Nordwände stellten die Kameras in den Begleithubschraubern die Anwesenheit des Publikums mit zeitlicher Verzögerung her.

Die Sponsoren haben bei solch aufwendigen Veranstaltungen die gleiche Rolle wie der Fiat-Konzern für den Fußballverein Juventus Turin: Ohne sie könnte die Sache gar nicht stattfinden – darum kicken die Fußballer auch vor laufenden Kameras im Stadion und nicht irgendwo am Strand. Für die kommerziellen Aspekte von Sportklettern und Alpinismus gelten im wesentlichen die gleichen Rahmenbedingungen wie im Fußball oder im Tennis: Der Marktwert des Sportlers hängt ab vom Publikumsinteresse und der Verwertbarkeit dieses Interesses in Eintrittsgelder und/oder verkaufsfördernder Werbewirkung.

Die Zahl der Aktiven in sämtlichen Zweigen des Bergsports hat sich vervielfacht. Wir Kletterer sind schon lange nicht mehr dieser kleine Haufen Verrückter, wir sind ein ziemlich großer Haufen Verrückter. Durch unsere gewachsene und geballte Kaufkraft hat der schale Geruch des Geldes Einzug in die klare Gebirgsluft gehalten – nicht durch die etwaige Geldgier einer kleinen gesponserten Minderheit. Wenn Kletterer Geld für ihre Touren bekommen, ob an Kunstharzgriffen oder an Achttausendern, gibt es nichts Vernünftiges dagegen einzuwenden. Kein Sonnenuntergang im Elbsandstein oder auf dem Matterhorn verliert dadurch an Glanz.

Die Frage, welche Formen der Vermarktung zu akzeptieren sind und welche nicht, ist dagegen berechtigterweise ein ergiebiges Thema. Der Österreicher Thomas Bubendorfer hat sich mit seinen auf Medienwirkung orientierten Auftritten in der Szene ins Abseits manövriert. Bei ihm kommt manchmal der Verdacht auf, daß die Publicity ihm erheblich mehr als der Berg bedeutet.

Als Negativbeispiel für die Folgen des Kommerz im Spitzenalpinismus scheint sich ausgerechnet der einst so umjubelte Slowene Tomo Česen zu entwickeln. Seit den späten 80er Jahren wurde er wegen seiner atemberaubenden Solobegehungen gefeiert wie kaum jemand vor ihm. Česen selbst sprach nie viel – er kam, stieg ein und siegte. Gerade diese Mischung aus Verschwiegenheit, Selbstbewußtsein und spektakulären Erfolgen gab ihm seinen Platz in unseren Herzen. Allein schon diese unnachahmliche Antwort auf die Frage, warum er denn immer allein klettere: „Ich will nicht durch den Fehler eines anderen sterben." (!!) Als er 1990 als erster die 3000 Meter hohe Südwand des Everest-Nachbargipfels Lhotse (8516 m) bezwang, die Messner erst kurz zuvor als „Problem des Jahres 2000" bezeichnet hatte, war dies keine geringere sportliche Sensation als seinerzeit der Wimbledonsieg eines 17jährigen Nobodys namens Boris B. In seiner Kombination von wortkargem Abenteurer und innovativem Leistungssportler war er kaum zu überbieten. Zweifel kamen auf, die ein Sturm entrüsteter Solidarität zum Schweigen brachte. 1993 jedoch erwies sich sein Gipfelfoto als „Leihgabe" eines Landsmannes, und schlagartig fiel es allen wieder ein: Auch für keine einzige seiner anderen großen Touren existierte irgendein wirklich überzeugender Beweis. Ist Česen ein alpiner Ben Johnson, der alles für seine Sponsoren gefälscht hat? Und ist dieses unvergessen ausdrucksvolle Gesicht mit jenem Blick irgendwo zwischen Charles Bronson und Che Guevara am Ende ein slowenischer Ikarus? Oder war die Sache mit den Lhotse-Fotos „nur" eine Notlüge? Zu Redaktionsschluß dieses Jahrbuchs kann keine definitive Antwort gegeben werden, bis zu seinem Erscheinen ist die Frage möglicherweise geklärt. Einen schlechten Geschmack im Mund hinterläßt die Geschichte allemal. Dadurch, daß alpine Rekorde heute mehr Geld einbringen können als früher – und doch Galaxien weit von den Erfolgsprämien anderer Sportarten entfernt bleiben – ist das alleinige Wort des Bergsteigers über seine Leistungen am Berg abgewertet worden. Damit müssen wir uns abfinden.

Von diesen Gesichtspunkten abgesehen und unabhängig davon, was immer es für den einzelnen bedeutet, ist extremes Bergsteigen immer auch eines: Sport, Leistungssport, Hochleistungssport. Und genau wie jeder andere Leistungssport auch erfordert besonders schwieriges Bergsteigen bestimmte Rahmenbedingungen von Training, Material, Erfahrung usw. Jeder Leistungssport ist dabei vor allem eines: zeitintensiv. Die Menge der ihm zur Verfügung stehenden *Zeit* ist einer der maßgeblichen Unterschiede zwischen Amateur und Profi.

Wenn Leute leidenschaftlich klettern, was werden manche von ihnen nach einer gelungenen Tour oder nach einem guten Wochenende wollen? Nicht zurück in den Job, sondern weiterklettern. Da die Woche aber nur sieben Tage hat, von denen man im Regelfall fünf für die Beschaffung des Lebensunterhaltes benötigt, müßten sie idealerweise ihr Geld verdienen, *während* sie klettern, also mit Klettern selbst. Hier gilt nicht „Zeit ist Geld", sondern „Geld ist Zeit", Zeit zum Klettern. Wer fürs Klettern Geld bekommt, kann von den dreißig Tagen, die ihm pro Monat zur Verfügung stehen, wesentlich mehr Zeit fürs Klettern, fürs Training, fürs Besserwerden aufbringen. Die derzeitigen Bestmarken im Sportklettern und im klassischen Bergsteigen wurden von Profis aufgestellt, sie waren das Resultat nicht nur von Talent, sondern von professioneller Vorbereitung. Die bekannt gewordenen Enchaînements von Jean-Marc Boivin und Christophe Profit waren allein in der Vorbereitung so zeitaufwendig, daß sie von einem normal arbeitenden Menschen nie hätten bewältigt werden können.

In den Staaten Osteuropas, woher noch immer die stärksten Expeditionsbergsteiger kommen, zählten die jeweils besten Alpinisten zu den erfolgreichsten Sportlern ihres Landes, standen also in der Konkurrenz ums öffentliche Interesse gut da. Im Jugoslawien vor dem Bürgerkrieg besaß eine kleine Elite durch die Förderung von Sportverbänden beinahe so etwas wie den Status eines „kleinen Staatsamateurs". In Frankreich gibt es verschiedene Alpin-Profis im allermodernsten Sinne: Sie haben Werbeverträge, weil sie zu den Besten gehören. Christophe Profit zum Beispiel klettert unter anderem mit dem Logo einer Sparkasse am Anorak. In Frankreich gibt es auch Nachwuchsförderung. Beide großen alpinen Vereine, der Club Alpin Française und die Fédération Française de la Montagne et de l'Escalade, fördern die besten Nachwuchsbergsteiger in eigenen Abteilungen, den „Groupe de Jeunes Alpinistes" mit Kursen unter Spitzenausbildern. Die Ausrüstungsindustrie unterstützt diese Gruppen mit gesponsertem Material.

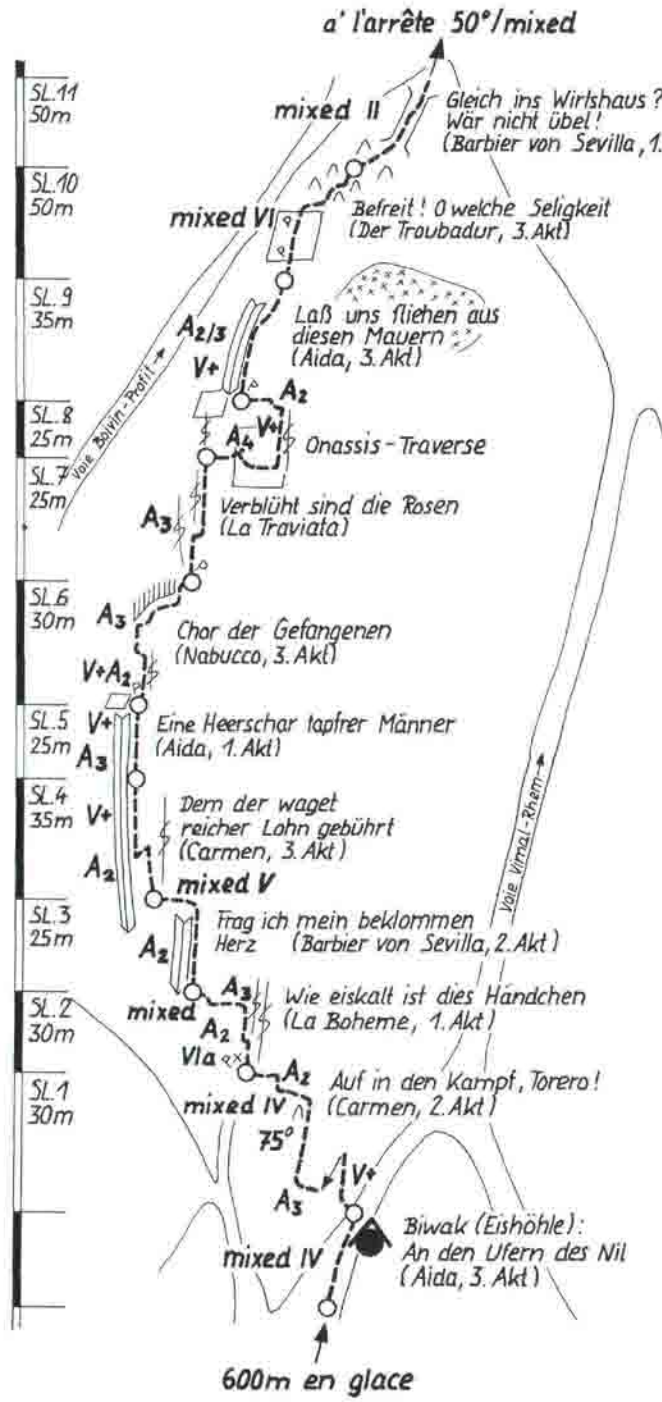
In Deutschland steckt die Professionalisierung des Bergsteigens noch in den Kinderschuhen. Erstens stehen die Arenen, in denen das Unmögliche möglich gemacht wird, nicht hier, so daß das öffentliche Interesse an Alpinismus relativ gering bleibt. Zweitens steckt das Image des Bergsteigens in Deutschland in einem unglücklichen Dreieck:

- das Folklore-Image: die schwindelfreien Verteidiger von Glauben und Heimat, geprägt vor allem durch die alten Luis-Trenker-Filme;
- das Messner-Image: die rastlosen Sucher nach einem wahreren Ich;
- das fatale Klischee: Bergsteigen entspringt einem Drang zum Heldentum. In der jüngeren deutschen Geschichte wurde der Begriff des Heldentums gründlich mißbraucht und diskreditiert. Was immer mit „Heldentum" assoziiert wird, wird man schwer als wirklich zeitgemäß ansehen.

Das Bild des Alpinismus in der deutschen Öffentlichkeit ist falsch, verkrustet, veraltet. Zu Werbezwecken – und das *ist* professioneller Sport – taugt Bergsteigen bei uns daher nur begrenzt.

Typisches Topo (Routenverlaufskizze) einer modernen Führe im Montblancgebiet mit Angaben zu Schwierigkeit und Ernsthaftigkeit der Route und deren Charakter (z. B. „schottisch", d. h. kombiniertes Klettern in teilweise eisverkrustetem Fels). Die beziehungsreiche Bezeichnung für einzelne Seillängen ist allerdings eine besondere Spezialität unseres Autors

(Fotos aus der Route Seite 70/71)



Droites-Nordwand:

„Maria-Callas Gedächtnisroute"

1.Beg. Robert Jasper, Malte Roeper und Jörg Steinsberger am 14./15.3.1994

Die Route verläuft durch den kompakten Felsschild rechts des Boivin-Profit-Couloirs

Gesamtlänge 1000 m

ED+ 6a/A4, Schottisch VI

Material: 2 Sätze Friends, 2 Sätze Stopper, viele Messerhaken, Skyhooks, 1 Bohrhakenlasche 8mm, Eisausrüstung, Biwak

Auch und gerade wenn einem der vertrackte Kommerz am Berg nicht so eng am Herzen liegt – wäre eine verstärkte öffentliche Förderung besonders der jüngeren Bergsteiger in Deutschland nicht wünschenswert?
Durch den Beitritt zum Deutschen Sportbund erhofft der Alpenverein sich staatliche Fördermittel. Während auf dem freien Markt oft genug das Marktschreierprinzip herrscht, ließe sich mit öffentlicher, zum Beispiel vom Alpenverein gelenkter Förderung die leidige Vermarktung vielleicht sogar ein wenig aushebeln.

„Knockin' on heaven's door"

„Shooting-Star der deutschen Bergsteigerszene" wurde Robert Jasper einmal genannt. Der 26jährige Bergführer aus Waldshut im Südschwarzwald hat als erster Deutscher das Niveau der absoluten europäischen Spitze erreicht. Ausgerechnet im Montblancstock, dem Hausgebiet der tonangebenden Franzosen, gelangen ihm diverse erste Solobegehungen von extrem schweren Routen, unter anderem der berühmten „Ginat-Rinne" (ED) an der Droites-Nordwand und eine Neutour an der Nordwand des Grand Pilier d'Angle sowie mit Partnern sehr harte Erstbegehungen an der Grand Rocheuse (Nachbargipfel der Aiguille Verte) und an der Droites-Nordwand. Allein die berüchtigte Droites-Nordwand hat er viermal durchstiegen. Jasper ist der Prototyp des modernen Allrounders, der neben dem großen Alpenabenteuer das Sportklettern nie vernachlässigt – er klettert im zehnten Schwierigkeitsgrad – und im extremen Wasserfallklettern eine weitere Leidenschaft hat. Seine wachsende Bekanntheit brachte ihm neben Sponsoren auch so viele Führungsgäste ein, daß er in der eigentlichen alpinen Hauptsaison im Sommer kaum selbst zum Klettern kommt. Weitere Highlights waren die erste Alleinbegehung von Spit Verdonesque (8-, A1) an der Eigernordwand (an dieser Wand kletterte er sechs verschiedene Routen) und eine Winterbegehung der Boivin-Profit-Route (ED) an der Droites-Nordwand mit Manfred Maier in nur sieben Stunden mit anschließendem Solo der Courtes-Nordwand. Bemerkenswert auch der gelegentlich nonchalante Zeitplan: er steigt abends um 19 Uhr solo in die Triolet-Nordwand ein, um am nächsten Morgen mit Ski auf dem Rucksack das Lagarde-Couloir an der Droites nachzulegen. Als er das Leichentuch an der Grandes Jorasses machen wollte, wählte er als „Zustieg" die erste Solobegehung der Route Visagel (ED–) an der Grande Rocheuse mit anschließendem Abstieg Richtung Leschaux-Hütte (Stützpunkt für die Jorasses).
Nachfolgend Robert Jaspers Schilderung einer extremen Solo-Erstbegehung im Mai 1993. *Malte Roeper*

Die Wildheit des Berner Oberlands, knapp zwei Autostunden von meiner Heimat entfernt, hat mich schon immer besonders in ihren Bann gezogen. Im Winter sind diese Regionen nahezu menschenleer. In dieser Abgelegenheit und Stille, während der Anstrengung und der Konzentration im Alleingang ist das Naturerlebnis für mich am größten. Die Urgewalten, die in unserer Wohlstandsgesellschaft nicht mehr viel bedeuten, sind hier noch entscheidend. Es kommt darauf an, mit der Natur in Einklang zu gelangen, die äußeren Kräfte wie Sturm und Kälte mit den eigenen in Einklang zu bringen, sich und seine Fähigkeiten kennen und einschätzen zu lernen. Die Zeichen der Natur richtig zu deuten und möglichen Gefahren vorzubeugen, erfordert langjährige Erfahrung, Disziplin und ständiges Training.

Nur eine Idee

Bei Solobegehungen des Faden- und des Zentralcouloirs an der Mönch-Westwand hatte mich der Guggikessel unter dem Nordabbruch des Jungfraujochs sehr beeindruckt. Seine Wildheit und Abgeschiedenheit waren einfach überwältigend. Eine Linie durch die kombinierte Wand unter dem Nordostabbruch des Jungfraujochs ist schnell zurechtgelegt, aber welche Taktik soll ich einschlagen? Auf Schnelligkeit setzen und es ohne Seil und Haken wagen? In diesem Stil hatte ich die meisten großen Nordwände durchstiegen. Aber die Kletterschwierigkeiten in der gut 500 Meter hohen Wand würden sicher den vollen Einsatz fordern, ohne Selbstsicherung ein Russisches Roulette. Also doch mit Sicherung? Aber bei dem Gedanken, mit der gesamten Kletterausrüstung seilfrei durchs spröde Wintereis des Chouiacouloirs abzuklettern, läuft es mir kalt den Rücken hinunter. Und ein anderer Zustieg kommt wegen Lawinengefahr kaum in Frage. Das Chouiacouloir an Eisschrauben abseilen ist einfach zu teuer: Die rund 15 erforderlichen Eisschrauben würden ein Vermögen kosten. Normalhaken aber lassen sich in den kompakten Begrenzungsfelsen des Couloirs kaum schlagen. Schließlich die rettende Idee – einfach mit der Akkubohrmaschine die fehlenden Haken anbringen.
Am 20. April beginne ich mit einem fürchterlich schweren Rucksack, zwei Akkus, der Bohrmaschine, 50 Meter Doppelseil und der ganzen Kletterausrüstung die Abseilfahrt zum Wandfuß. Nach kurzer Pause wühle ich mich durch tiefen Schnee hinauf zum Einstieg. Über kombiniertes Gelände erreiche ich ein Rinnensystem, das sich aber bald in den glatten, kompakten Platten verliert. Das sieht ja lustig aus! Vergeblich suche ich in dem kompakten Fels nach einem Riß für ein paar Standhaken. Schließlich lege ich den Rucksack, am Seilende befestigt, auf eine kleine Plattform. Ich werde nun die Sicherungskette erst während des Kletterns aufbauen. In einer kleinen Verschneidung kann ich zwei sehr gute Haken schlagen. In heikler Reibungskletterei mit Steigeisen auf diesen nur zum Teil eisbedeckten Platten kämpfe ich mich höher. Mit den Frontalzacken auf einer Leiste stehend, finde ich keinen Griff oder Tritt mehr. Mein Ziel, zu der Eisrinne links von diesem Plattenschuß zu gelangen, über die ich schnell und sicher das Eisfeld in Wandmitte erreichen könnte, rückt in unendliche Ferne.
Was tun? Ein Abseilhaken muß her. Mit dem Eisbeil kratze ich den Schnee vom Fels – da, ein Riß! Der Haken fährt singend in den Fels. Der wird halten! Aufgeben?

Nein, so schnell nicht! An die Möglichkeit eines Pendelquergangs hatte ich zuerst gar nicht gedacht. Nach einem überwindungsvollen Pendler gelingt es mir, eines der beiden Eisbeile in einem breiten Riß zu verklemmen. Hätte ich nur die Keile und die Friends eingepackt! Langsam wird es dunkel. Mein Klettermaterial ist zu Ende. Mir bleiben lediglich ein Rohreishaken und eine Bandschlinge. Die Lage wird nun langsam brenzlig. Jetzt heißt es überlegt handeln. Den Schnee von der Platte gefegt, einen Fuß im Riß verklemmt – geschafft... von wegen! Erst nach einem weiteren Kampf läßt mich die Platte in der hereingebrochenen Nacht in die Rinne flüchten. Zum Glück hatte ich mir noch die Stirnlampe an den Gurt gehängt. Doch in der Rinne stoße ich auf Schnee statt auf Eis. Das darf doch nicht wahr sein! Das hatte wirklich wie Eis ausgesehen! Auch verzweifeltes Graben hilft nicht weiter. Ich stoße immer wieder auf Fels. Wenn ich doch nur den Rucksack mit der Bohrmaschine hochziehen könnte! Dummerweise aber habe ich den Rucksack als Standsicherung verbaut. Ich Idiot! Da schleppe ich die ganze Zeit die schwere Maschine mit, und jetzt, wo ich sie wirklich brauche, hängt sie unerreichbar 50 Meter tiefer. Es ist wie verhext! Nun bin ich endlich in der relativ leichten Rinne, aber es will mir nicht gelingen, Stand zu machen. Endlich findet sich ein Felsriß, in dem das Eisbeil klemmt. Hält super! Dann schlage ich den Rohreishaken platt zusammen und verwende ihn als Felshaken. Der mit einem Kräftedreieck abgeschlossene Stand sieht zwar recht exotisch aus, aber ich vertraue ihm voll. Dann abseilen, Rucksack holen, wieder hochjümarn und die Sicherungskette abbauen. Als ich den Stand endlich erreiche, ist es tief in der Nacht. Da ich keine Biwakausrüstung dabeihabe, seile ich ab, um auf der nahen Guggihütte zu übernachten. Mit dem letzten Saft aus den Akkus kann ich noch einen Bohrhaken setzen, um mein Eisbeil wieder mitnehmen zu können, und seile endlich ab. Um Mitternacht liege ich auf der Hütte in den Decken.

Am nächsten Tag stelle ich fest, daß die Eisverhältnisse im oberen Wandteil, den man nur von der Hütte aus einsehen kann, viel schlechter sind als im Vorjahr. Ich entschließe mich zum Rückzug. Ich steige hinauf, baue mein Fixseil ab und muß am Ende nochmal das gesamte Chouiacouloir hinauf zum Jungfraujoch. Um die letzte Bahn sicher zu erwischen, muß ich die zwölf Seillängen mit all meinem Gepäck je unter zehn Minuten gehen. Als ich schließlich über die Absperrung der Aussichtsterrassen aufs Jungfraujoch steige, bestaunen mich einige Touristen wie einen Außerirdischen.

Entscheidender Versuch

Es dauert fast einen ganzen Monat, bis das Wetter endlich wieder gut genug ist. Am 18. Mai seile ich noch im Dunkeln wieder meine Abseilpiste hinunter in den Guggikessel. Mit dem ersten Licht stehe ich am Einstieg. Hoffentlich wird dieser Traum nicht noch zum Alptraum. Die Kletterei bis zum Umkehrpunkt ist kein allzu großes Hindernis, auch wenn ich die dumme Plattenlänge wiederholen muß. Von meinem höchsten erreichten Punkt steige ich seilfrei durch das Rinnensystem weiter. Bald verengt es sich. Kombinierte, schottische Kletterei zwingt erneut zur Sicherung. Am späten Vormittag liegt das große Schneefeld in Wandmitte unter mir. Der abschließende Eisabbruch müßte eigentlich auch über ein Kaminsystem zu erreichen sein. Im Vorjahr hatte ich gedacht, man könnte hier rechts der Kamine in Eisrinnen klettern. Doch dieses Jahr gibt's hier kein Eis, schade! So bleiben nur diese brüchigen Kamine. Die dritte Länge in den Kaminen erweist sich als widerspenstig, sogar recht grimmig. Vom festen Fels des unteren Wandteils ist hier nicht einmal mehr etwas zu erahnen. Zu guter Letzt endet der Kamin auch noch in einem Überhang, der in eine steile Wandstufe übergeht. Auweia, wenn ich da hinauf muß! Zwei gute Messerhaken habe ich am Stand, einige Friends im Kamin. Man kann gar nicht gut genug gesichert sein. Nach diesen Vorbereitungen und in diesem Sinne wage ich das Spiel mit dem Überhang. Doch der brüchige Überhang hat keine Lust auf mich. Der Fels ist komisch – entweder total brüchig oder keine Risse. Ich baumle an zwei schlechten Messerhaken im Überhang und sehe mich gezwungen, den Joker zu setzen. Vorsichtig steige ich in der Trittschlinge höher und plaziere hastig den Skyhook auf einer kleinen Leiste. Hoffentlich löst sie sich nicht in Sand auf. Um aus der kompakten Abschlußwand nach rechts in eine leicht aussehende Rinne zu gelangen, muß ich zunächst einmal queren. Ich habe die Steigeisen die ganze Zeit anbehalten, um nicht plötzlich im kombinierten Gelände gewissermaßen ohne Hose dazustehen. Doch mit den Steigeisen wird die Querung im Fels zum Marathon. Hier kann man nicht mogeln, man muß freiklettern. Gottseidank bin ich gut gesichert, es wäre nur ein Pendler. Mit eiskalten, gefühllosen Fingern und kratzenden Steigeisen schummle ich mich hinüber. Huch, war das schwer!

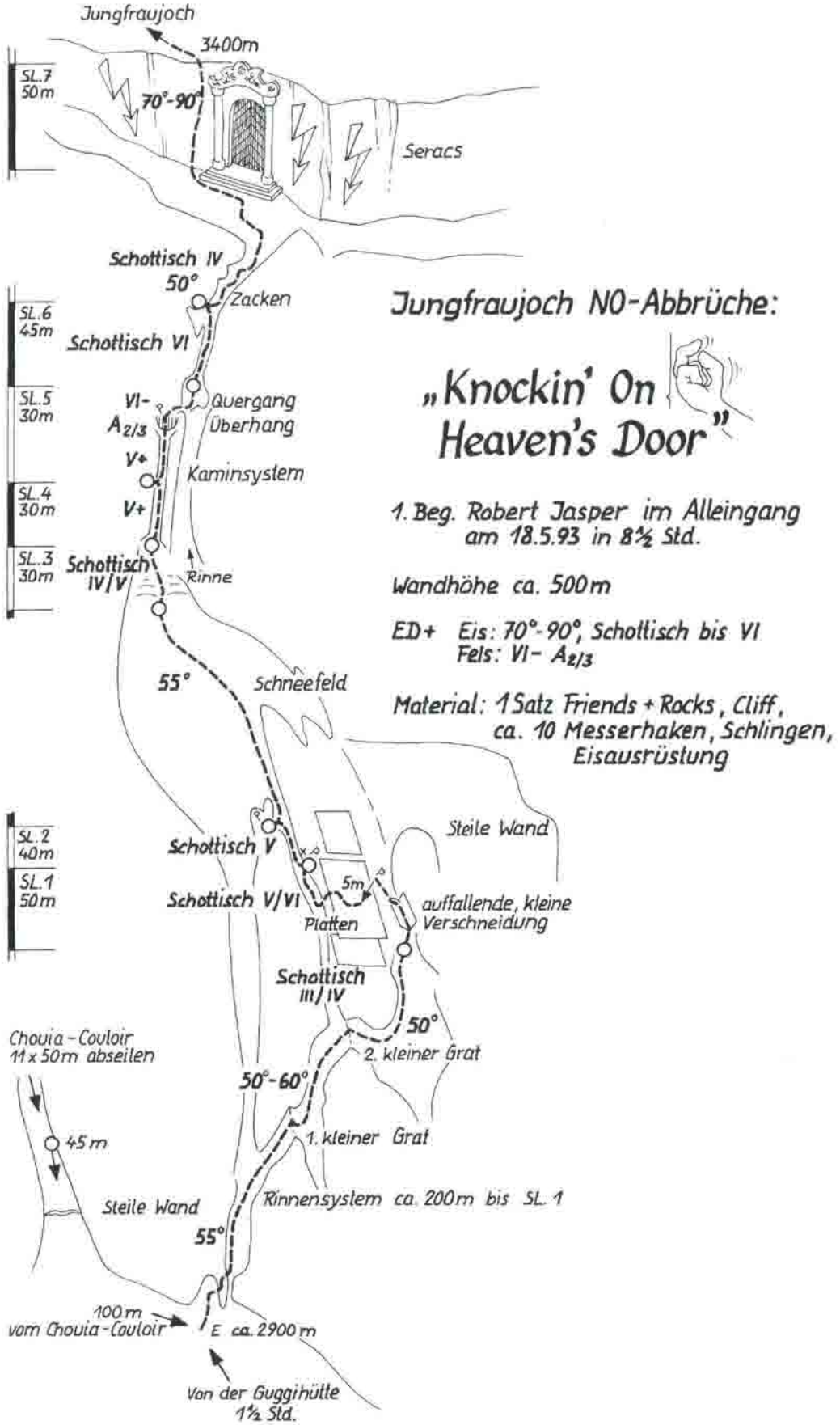
Die so leicht aussehende Rinne entpuppt sich als schneegefüllter, senkrechter Kamin. Die Schotten hätten sicher ihre Freude dran. Ich bin heilfroh, als ich endlich die Ausstiegsrinne erreiche. Aber noch versperrt ein Serác den endgültigen Ausstieg aus der 500 Meter hohen Wand. Es kommt mir vor, als stünde ich vor dem Tor zum Himmel. Das senkrechte Eis schimmert weiß, bläulich, unheimlich über mir auf. „Knockin' on heaven's door"! Nur nicht zu laut mit den Eisgeräten klopfen, sonst hört es noch jemand im Himmel und öffnet das Tor. Jetzt eine Eislawine... Obwohl ich so schnell wie möglich hier heraus will, greife ich nochmals zur Selbstsicherung. In dem spröden senkrechten Eis will ich nicht noch am Schluß zuviel riskieren. Aber dann bin ich oben – der Himmel muß warten...

Robert Jasper

Foto: Manfred Maier

Robert Jasper

(Fotos aus der Route Seite 70/71)



Jungfraujoch NO-Abbrüche:

„Knockin' On Heaven's Door"

1. Beg. Robert Jasper im Alleingang am 18.5.93 in 8½ Std.

Wandhöhe ca. 500m

ED+ Eis: 70°-90°, Schottisch bis VI
Fels: VI- A2/3

Material: 1 Satz Friends + Rocks, Cliff, ca. 10 Messerhaken, Schlingen, Eisausrüstung

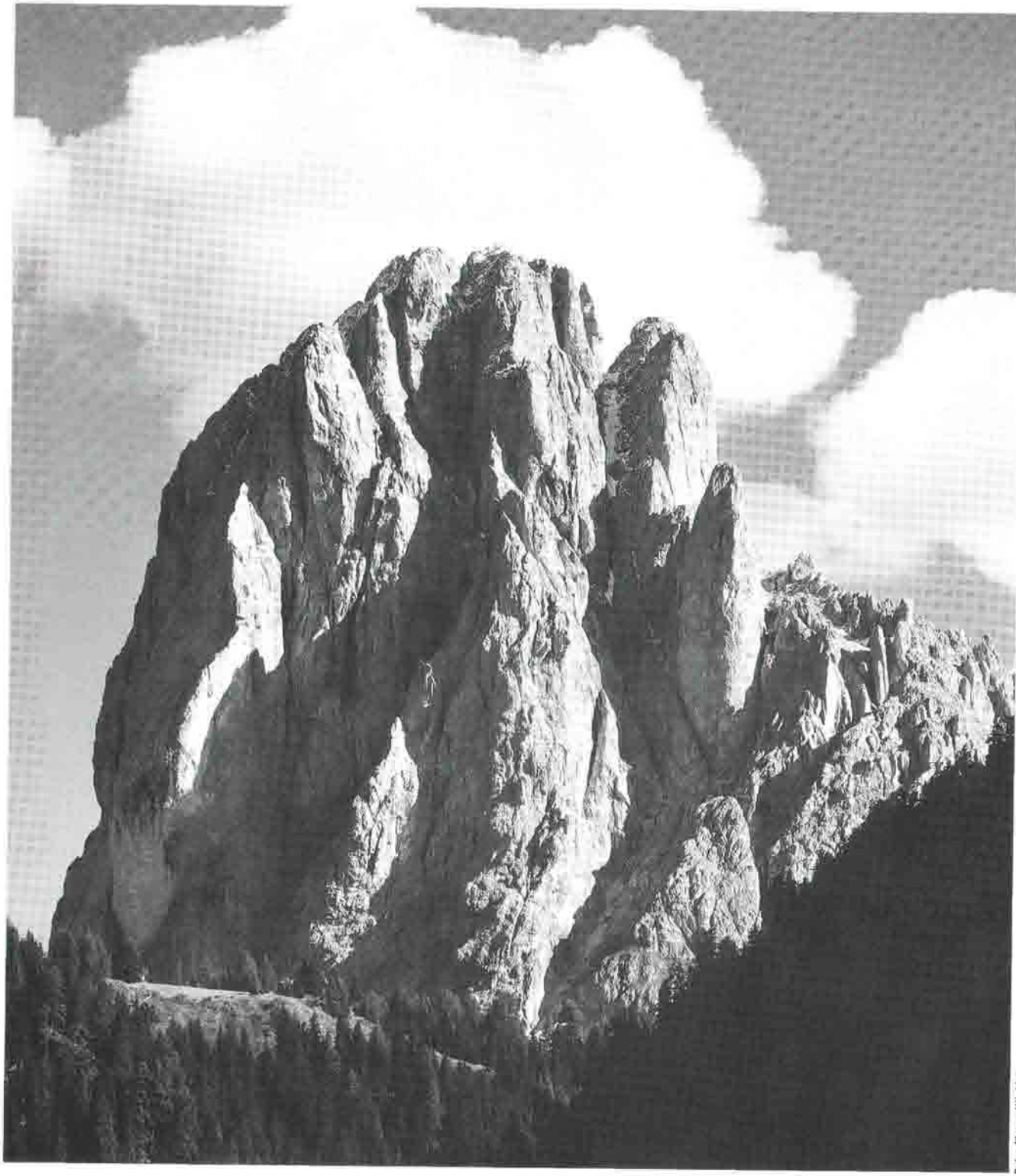


Foto: Jürgen Winkler

Der Langkofel;
in Bildmitte der
Nordwestpfeiler
(Routentopo
siehe Seite 81)

Der Riesenpfeiler in die Sonne

Erste Begehung des direkten Nordwestpfeilers am Langkofel

Richard Goedeke

Malte Roeper hat seinem „Versuch zum Stand der Dinge im extremen Alpinismus" Robert Jaspers Schilderung einer Soloerstbegehung angehängt, die diesen Stand beispielhaft markiert. Im folgenden schildert Richard Goedeke ebenfalls eine seiner jüngsten Erstbegehungen; allerdings eine, die durch eine Seilschaft und in deutlich geringeren Schwierigkeitsbereichen erfolgte. Richard Goedeke ist allerdings auch kein Profialpinist. Schon darum bleiben ihm Leistungsbereiche, in welchen sich die heutigen Spitzenalpinisten bewegen, verwehrt. Doch Richard Goedeke verkörpert wie kein anderer den Prototyp eines „Ferienbergsteigers" von übersprudelnder und dennoch seit Jahrzehnten nicht vom Versiegen bedrohter Begeisterungsfähigkeit. Und auch einem wie ihm bieten die Alpen also noch Neuland zur Bewährung in großem Stil – und das unmittelbar überm stark verkehrsbeunruhigten Sellajoch! Darum zum einen scheint uns Richard Goedekes Schilderung nicht weniger beispielhaft als die des Robert Jasper. Dies zum anderen und im besonderen aber auch, weil die Qualität des Erschauens, Planens und schließlich der Erfahrung, wenn das Erschaute und Geplante Seillänge für Seillänge Wirklichkeit wird, für den Profi und den hochmotivierten Ferienbergsteiger wohl die gleiche ist. Em

---

Wecker 2.35 Uhr. Etwas Müsli löffeln, die bereitgelegten Sachen anziehen, hinaus und hinüber zum Sellajochhaus, wo wir uns verabredet haben.

Draußen ist es sternenklar, kalt, Wind von Norden. Dies wird mit Sicherheit ein schöner Tag, ohne Gewitter. In mir ist große Ruhe. Wir werden einen herrlichen Weg gehen. Ich freue mich auf diese Tour mit Ivo, mit diesem begeisterungsfähigen und begeisterten jungen Kletterer, der mit seinen 22 Jahren schon eine alpinistische Autorität ist hier im Tal.

Eineinhalb Stunden später. Als dunkle Masse ragt die Felsmauer über uns in den Nochnachthimmel, verdeckt die Sternenpracht und läßt der Phantasie viel Spielraum. Und auch wenn wir einige Konzentration brauchen, um in der Finsternis nicht den Steig zu verfehlen und eben mal in den Schutt zu kollern, so bleibt doch noch allerlei Platz im Hinterkopf für Bedenken, ob es nicht allmählich etwas dreist ist, immer noch Neutouren über Tausendmeterwände anzugehen.

Ich beruhige mich, daß ich diesmal mit einem starken Partner unterwegs bin und daß es am scharfen Ende des Seils nicht allein auf mich ankommen wird. Immerhin ist Ivo schon seit Jahren einer der stärksten Kletterer des Grödner Tales, und ihm sind in diesem Sommer bereits wieder zwei schwierige Neutouren durch die Riesenmauer des Langkofels gelungen. Eigentlich ergibt sich damit fast von selbst, daß ich der Hinterhersteiger für diesen Steilfelsjungsiegfried sein würde. Ich bin zufrieden damit und fühle mich ein wenig geehrt, zumal er gleich nach der Wiederholung meines „Pfeilers über den Wolken" mit einer Postkarte die Schönheit jener Route bejubelt und unsere Verabredung für unser Projekt noch einmal erneuert hatte. Und ich bin neugierig, den Ivo jetzt „live" im steilen Fels zu erleben. Wir hatten im vorigen Sommer beide unabhängig voneinander die gleiche Neutourenidee gehabt, über die Stirn dieses mächtigen Nordwestpfeilers hinaufzusteigen zum Westgipfel. Die Kletterführermacherei hatte uns zusammengeführt, weil ich seit Jahren für den neuen Alpenvereinsführer recherchiere und Ivo neuerdings eine Neubearbeitung des CAI-Führers übernommen hat. Und als wir das bei einem Palaver über unser beider Arbeitsgebiet merkten, da war es nur noch ein Schrittchen zum Entschluß, ihn gemeinsam zu probieren. Was heißt probieren, wir zweifelten keinen Augenblick, daß die Route möglich war. Aber sie zu entdecken, aus den verschiedenen Möglichkeiten einen schönen Anstieg zu komponieren, das würde wieder ein schöpferischer Akt sein. Eine schöne Route im klassischen Stil versprach das zu werden: Da war viel Platz für die Linie, und der Fels müßte eigentlich fest sein und griffig und überhaupt würdig einer Gegend, in der sich Leute mit so klingenden Namen wie Dibona, Haupt und Comici kletterkreativ betätigt hatten ... Und in der Erinnerung an den vor einer Woche beim Treffen des Club Alpino Accademico Italiano

ernsthaft diskutierten Ausspruch, in den Alpen gäbe es keine lohnenen Neutourenmöglichkeiten mehr – zu dem wir beide uns nur vielsagend angesehen und geschwiegen hatten – mußten wir beide lachen. Dies hier würde auf jeden Fall ein Gegenbeweis ...

Immerhin blieben genug offene Fragen. Würden wir uns auch unterwegs verstehen, der Eingeborene aus diesem Dolomitental und der Saisonbergsteiger aus dem alpenfernen Hügelland hoch im Norden, der jugendliche Felsheld und der mehr als doppelt so alte Veteran? Würden unsere Klettergewohnheiten und Sicherungsbedürfnisse zu Konflikten führen oder harmonieren? Vor allem, würden auch jenseits der zwanzigsten Seillänge meine Gelenke, Bandscheiben, Muskeln und sonstigen Körperteile Ärger bereiten oder würden sie brav mitmachen? Zumal ich vor dieser Riesentour trotz dreier Tourentage nicht einmal einen Rasttag eingelegt habe? ...

Wir sind da. In dieser schwarzen Verschneidung rechts von Angelo Dibonas Einstieg könnten wir einen logischen, naturgegebenen Beginn unserer neuen Linie finden. Meint Ivo, und ich stimme zu. Wir entrollen die Seile, schnüren die Kletterpatschen, seilen uns ein. Im Nordosten der erste Streifen Licht des neuen Tages. Die Italiener haben so schöne Worte dafür. Ist das nun „prima luce" oder „all'alba"? Ja, beides könnte man sagen, „sole nascente" dagegen noch lange nicht. Und jetzt, wo wir nicht mehr über Gehgelände traben, da kriecht uns die Kälte an.

Ivo bekämpft sie mit Freiübungen, faßt die erste Seillänge an, schimpft über die Finsternis, fängt an zu holzen und Fingerwärmpausen zu machen, daß ich mich schon beim Sichern für das Nachsteigen mit dem sparsam gepackten, aber doch spürbaren Rucksack in Schwierigkeiten sehe. Die dann auch promt eintreten. Widerlich kalt ist der Fels, widerlich lästig auch ein Blümchenpolster. Bloß gut, daß der Ivo nicht auf Schlappseil sichert. Und ich muß wohl ziemlich käsig aussehen, daß er mir anbietet, gleich auch die nächste Seillänge vorzusteigen. Was mir angesichts der graspolsterbesetzten Plattenwülste ganz sympathisch ist, aber zugleich dafür sorgt, daß ich noch weniger Gelegenheit habe, mich warmzubewegen.

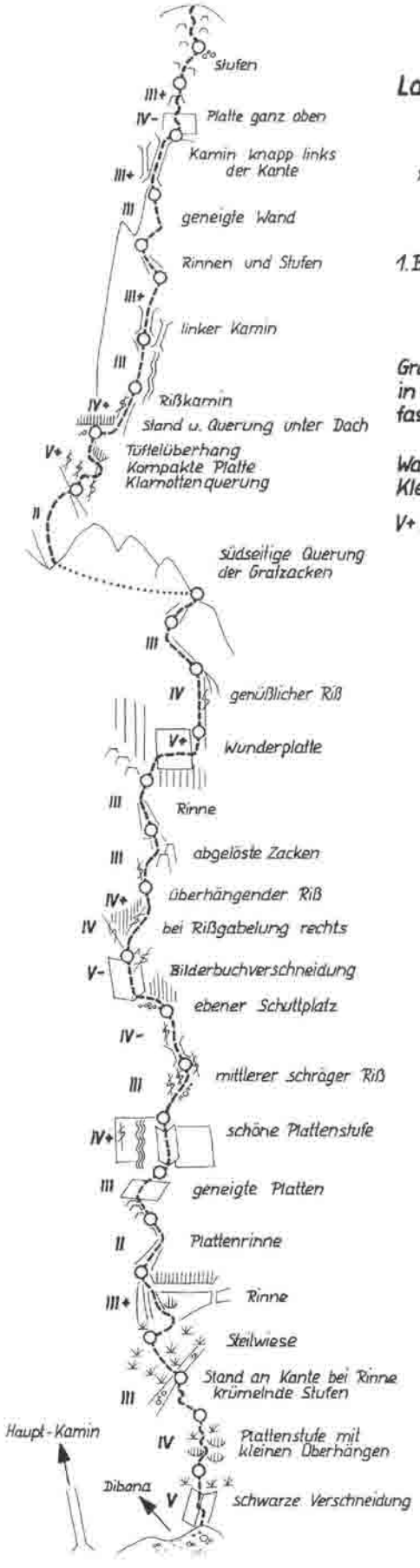
Wieder höre ich oben Hammerschläge. In dieser Etage des Berges, auf den grasigen, splittrigen Bändern, da gibt es keine Klemmkeilrisse und keine Sanduhren. Da müssen zum Sichern schon Haken her. Und ich habe nachträglich fast ein schlechtes Gewissen, daß ich vorgestern bei der Materialdiskussion eine Weile – wenn auch letztlich erfolglos – hinhaltenden Widerstand gegen Ivos Forderung geübt habe, zusätzlich zu den Klemmkeilen auf jeden Fall zwanzig Haken mitzuschleppen.

Das Seil ist eingezogen, ein Pfiff von Ivo lädt mich zum Nachkommen ein. Hoffentlich gibt es hier oben keine Murmeltiere, die zur Unzeit pfeifen. Ich lasse den Hammer wirbeln und hole die beruhigend solide geschlagenen Haken heraus, nehme den Überhang und das Zickzack durch die Plattenwülste, hänge dann Ivo den Rucksack hin, um nicht ganz in die Rolle des Seilzweiten zu rutschen.

Die Kletterei ist hier nicht besonders schwierig, aber der Fels grasdurchsetzt und teilweise anhänglich und sparsam mit Sicherungsmöglichkeiten. Immerhin gelingt es mir, nach 20 Metern doch einen Keil unterzubringen, gehe dann die Seillänge bis zum letzten Zipfel aus, ehe sich Stand findet. Ivos nächste Länge ist noch grüner, teilweise eine Steilwiese. Aber danach wird es steiler werden und das große Spiel erst richtig beginnen. Die Route von Haupt verläuft dort hinten links in einer großen Rinne, die Dibonaroute noch weiter entfernt hinter einer Kante, und die „Unendliche Geschichte" von Ivo rechts weit drüben. Dazwischen ist viel Platz, unsere Route zu suchen, großzügig, ohne das Lineal im Kopf, dem klassischen Ideal der leichtesten Linie folgend.

Vor jeder Seillänge beraten wir ganz partnerschaftlich, wie es weitergehen soll, und meistens sind wir uns sehr rasch einig. Nach der Wiese allerdings ausnahmsweise mal nicht. „Da rauf über die Überhänge in die Kaminrinne", meint Ivo. Die Blümchenpolster sehen zwar hübsch aus, aber drin klettern mag ich nicht. „Rechts drüben die andere Rinne ist leichter", melde ich an. „Das ist doch so ein Umweg", mault Ivo. Stimmt zwar, aber ich bin dran mit dem Vorstieg, und ich mag nun mal keine Klimmzüge an Blümchen und suche mich weiter rechts hoch. Es geht dann ganz gut auch ohne den Riesenumweg zur leichten Rinne, mit einer „echt dolomitischen Lösung", zwischen einigen grünpolsterfreien Überhängen durch hinauf in die direkte Rinne und darin zügig empor, ran an den ersten Plattengürtel. Bis wir ihn tatsächlich erreichen, das kostet allerdings noch zwei von unseren raumgreifenden Fünfzigmeterseillängen, und etwas neidisch sehe ich zu, wie der Vorstieg in dieser herrlichen Plattenverschneidung an Ivo fällt. Die sieht fast so ähnlich aus wie der Rebuffatriß am Walkerpfeiler, ist aber hier im jetzt herrlich griffigen und festen Dolomit natürlich viel leichter zu klettern. Mit Grazie spreizt Ivo im Licht der um die Nordkante mal eben hierher lugenden Sonne hinauf, die dem Fels fast einen Hauch von Wärme gibt, obwohl der kalte Nordwestwind nicht aufgehört hat.

Die Kletterei ist großzügig, nicht besonders schwierig, zunehmend luftig und in großartiger landschaftlicher Position. Aber in dem ungeputzten Fels fordert sie natürlich Wachsamkeit, nicht einen auf dem griffigen Prachtfels herumliegenden Stein als Griff zu nehmen oder zu lösen. Wir haben unseren Rhythmus gefunden, steigen sorgfältig prüfend wie bei einer Solotour, aber trotzdem flott, meist nur mit einer oder zwei Zwischensicherungen pro Seillänge, dort wo sich ein Klemmkeilriß oder eine Sanduhr oder ein Zacken anbietet. Denn natürlich wissen wir, daß in so einer langen Route über diesen meist etwas geneigten Fels ein Sturz eine Katastrophe wäre und die Hauptsicherheit im zuverlässigen Steigen liegen muß, und



Langkofel NW-Pfeiler:

„Riesenpfeiler in die Sonne"

1. Beg. Richard Goedeke und Ivo Rabanser am 7.7.1993 in 9¼ Std.

Großzügige klassische Freikletterei in beeindruckender Position an fast überall festem, griffigem Fels

Wandhöhe ca. 1000 m
Kletterstecke ca. 1400 m

V+ (in 2 Seillängen), meist IV+, IV u. III

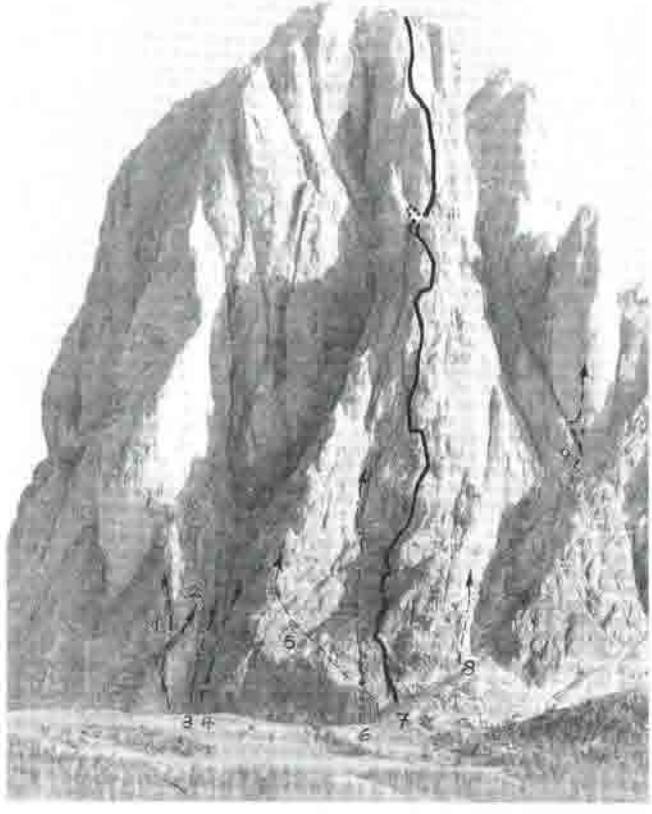


Foto: Ivo Rabanser

Langkofel-Nordabstürze:
1 = Direkte Nordkante (Esposito)
2 = Nordwand (Soldà)
3 = Direkte Nordwand „Monuments" (Rabanser/Comploi)
4 = Nordwand (Messner)
5 = Nordwestwand (Dibona)
6 = Nordwestwand (Hauptkamine)
7 = „Riesenpfeiler in die Sonne" (Goedeke/Rabanser)
8 = „Unendliche Geschichte" (Rabanser/Zueck)
9 = „Salami" (Comici)

daß hier Schnelligkeit zugleich Sicherheit bedeutet, schon ganz und gar bei diesem kalten Wetter. Auch das Absichern der Standplätze braucht nie lange, und es ist mir eine Beruhigung, daß es trotzdem immer verläßlich gelingt – die Routine aus vielen alpinen Touren, rasch die günstigsten Möglichkeiten zu erkennen und zu nutzen, die haben wir beide, und wechselseitig erkennen wir sie an. Was noch wichtiger ist, sie so zu spüren, das verstärkt in uns wechselseitig das Vertrauen, uns aufeinander verlassen zu können, im Steigen wie im Sichern. Und dieses Vertrauen ermöglicht eine heitere, gelöste Stimmung, in der wir die Entdeckung dieser herrlichen Route so richtig genießen.

Wir folgen Rissen und Kaminen, teils wieder im Schatten und lausig kalt, teils auch direkt gegen die uns blendende, aber mit ihrer Wärme fern bleibende Sonne. Einmal findet Ivo einen Standplatz kurz vor einer großen ebenen Schuttplattform. „Ein idealer Platz für das erste Biwak der Erstbegeher", schlage ich vor. Ivo zieht ein Gesicht. Um acht Uhr früh ist das ja auch nicht so dringlich. „Sag lieber, wie es weitergeht." Jedoch ich kann nicht recht Überblick gewinnen, und obendrein blendet mich wieder der grelle Stern dort oben, wo wir hinwollen. So quere ich erst einmal auf Bändern eine halbe Seillänge nach links, tüftele einen Weiterweg durch die nächsten 100 Meter aus. Doch, von jener schönen Bilderbuchverschneidung aus müßte man weiter oben unter angemessenen Schwierigkeiten nach rechts durchkommen und damit unsere Linie ideal halten. Also die Bilderbuchverschneidung. Genußkletterei zum Stöhnen genüßlich, in Idealfels, mit Klemmkeilen gut zu sichern, eine von den Längen, die einer großen Route ihr Gesicht geben. Und mit dem letzten Seilmeter erbettele ich mir auch einen wieder mal mit Keilen perfekt abzusichernden Stand.

Ivo erreicht die Rißgabelung, spreizt rechts hinauf, doch, es geht gut, oben an einem überhängenden Riß, wieder weit spreizend himmelwärts. Und am Stand eifert er dem „Keilkönig", zu dem er mich befördert hat, darin nach, die Haken am Gurt zu lassen und nur mit Klemmkeilen Standsicherungen zu bauen, die sowohl nach unten wie nach oben perfekt halten würden.

Stunden vergehen so, wir gewinnen an Höhe, sehen das auch an den benachbarten Wandteilen und ihren markanten Stellen. Den Gipfel sehen wir jedoch noch lange nicht, und auch vom Gipfel der Pfeilerschulter trennen uns immer noch ganz schön hohe Wände. Die Verkürzung in der Ansicht von unten täuscht leicht über die tatsächlichen Entfernungen. In einer richtigen Tausendmeterwand kann man eben rennen und ist trotzdem so rasch nicht oben ...

Bei einigen abgelösten Zacken gewinne ich Einblick in den gelbgrauen Riß, den Ivo als Schlüssel für diesen letzten prallen Wandgürtel der Pfeilerschulter ausgeguckt hatte. Er ist off-width, überhängend und an der Rißkante bröckelnd. Fies sieht er aus. Wie kann ich den Ivo bloß

Oben: Bei der Rißgabelung

Rechts: Im Wunderquergang

Fotos: Richard Goedeke

In den Platten des unteren Teils des Pfeilers

davon überzeugen, daß wir davon die Finger lassen sollten – eine so unangenehme, wuzeligschwierige und obendrein schlecht abzusichernde Stelle wie dieser Riß, das wäre doch ein Stilbruch gegenüber dem flüssigen, eleganten Steigen in der übrigen Tour. Ich hatte da im vorigen Sommer beim Studium der Wand weiter links oben eine ganz andere Idee mit einem schönen Quergang.

Die Überzeugungsarbeit ist nicht nötig, ein Blick von diesem Standplatz aus, und Ivo hat die gleiche Einschätzung wie ich. Wir gehen links. Aber eine Seillänge höher runzelt er an seinem Standplatz über meine Quergangsidee genauso die Stirne. Das ist alles kompakt und wahnsinnig ausgesetzt oberhalb von einem Überhang, und wir haben kein Bohrzeug mitgenommen. Doch noch links weiter? Aber das wäre keine schöne Linie und vermutlich auch weniger guter Fels. Und ich habe von diesem Quergang schon vor einem Jahr geträumt, und am „Pfeiler über den Wolken" gab es doch auch die ganz unwahrscheinliche kompakte Platte, und die hatte sich dann sogar als Ketterhimmel entpuppt. Immerhin ist der Fels nicht ganz lotrecht. Das Klettern wird nicht vorrangig Kraft fordern, sondern Gleichgewichtssinn und Einfallsreichtum – und Moral. Ich bin mit dem Vorsteigen dran und möchte zumindest mal gucken ...

Zehn Meter über dem Stand und immer noch keine Sicherung, und hier müßte man mit dem Queren beginnen. Tatsächlich, völlig kompakter Fels über die gut zehn, fünfzehn Meter bis hinüber zu einem nach oben führenden Riß. Vor diesem keine Rißchen, keine Löcher, keine Chance für Sicherung. Wenn ich mich darauf einlasse und nicht durchkomme, muß ich alles zurückklettern. Ich fasse trotzdem mal probeweise an – edelster rauher Fels, kleine Haltepunkte. Kletterbar ist das wohl. Ein Schritt hinüber. Noch einer. Doch, hier und da eine Leiste, ganz kleine Griffe, geneigte Rauhigkeiten zum Stehen. Ich ertappe mich dabei, daß ich ganz still geworden bin. Wieder ein Zug. Ein weiterer. An einer lose angepappten Felsschuppe vorbei. Und dahinter im gesunden Fels die Möglichkeit für einen winzigen Keil. Behutsam die Balance haltend löse ich ihn vom Karabiner, drücke ihn an der einzigen möglichen Stelle in das Rißchen, ziehe ihn fest. „Keilkönig!" wird Ivo hier wieder grinsen. Rechts an der Kante eine kleine Sanduhr, die ich aber nicht fädeln kann, weil die einzige dünne Kevlarschlinge, die wir dabeihaben, bei Ivo geblieben ist. Ich steige trotzdem weiter, in voller Konzentration, höher, bringe noch einen Keil etwas exotisch unter, taste mich weiter, komme dem Riß näher, erreiche eine Leiste, die ganz hinüberleitet, erreiche den Riß, fühle, wie die Hand im Riß klemmt. Ich platze fast vor Erleichterung und Freude, bin ganz aus dem Häuschen. Ich habe diese unwahrscheinliche, verrückte Stelle gepackt, genau wie ich es mir im vorigen Sommer dort unten auf der Wiese vorgestellt habe! Wieder diese wunderbaren Noch-geht-es-Gefühle ...

Vom Keilestandplatz einige Meter höher am Riß aus hole ich das Seil ein, ganz gespannt darauf, was Ivo sagen wird. Und der kommt langsam und sagt zuerst gar nichts und dann „Das ist ja schwieriger als die Kletterhimmelplatte" und dann „Daß du noch sowas machst!" Und sein Tonfall sagt, daß es nicht als bloßes Kompliment gemeint ist, und das macht mich ganz verlegen. „Ich wünsche dir, daß du auch noch sowas kannst, wenn du so alt bist." Und auch das ist ganz ernst gemeint, und ich weiß, daß das ein geradezu unverschämter Wunsch ist, denn wie viel Glück gehört dazu, daß einem so etwas vergönnt ist.

Wir taufen die Platte dann „Wunderplatte", weil „Kletterhimmelplatte Zwei" zu sehr ein Abklatsch wäre und „Old Man's Dream" zu englisch, und danach spreizt Ivo genüßlich den herrlich griffigen Riß die ganze lange Seillänge hinauf bis zu seinem Ende. Noch 60 Meter in Rinnen weiter, und wir stehen nach der siebzehnten Seillänge auf dem Grat der Pfeilerschulter in der Sonne. Und die Uhr zeigt erst 100 Minuten vor Mittag. Und ich wage erstmals zu hoffen, daß wir die nächste Nacht doch nicht in der Biwakschachtel oder auf irgendeinem zwar romantischen, aber elend kalten und unbequemen Band verbringen werden, sondern im Bett.

Vor derartigen Erfreulichkeiten gibt es allerdings noch einiges zu tun. Die Flanke der Pfeilerschulter zu queren zum Beispiel. Und von der Scharte den Grat hinauf zu der Rinne und zu der gelben Wand, wo der Zugang zum oberen Teil des Pfeilers zu erobern ist, und wo wir die ruppig-

sten Passagen erwarten. Wir gucken wieder gegen die Sonne, sehen jetzt den Westgipfel als Kopf unseres Pfeilers, unverschämt weit oben noch, und können kaum Einzelheiten erkennen. Es dürfte schon eine ganz schöne Rauferei werden, über die brüchigen Risse hinauf zu dem großen Dach. Und darunter nach rechts hinaus, das wird wilde Nagelei sein. Das soll man der Ivo machen. Wenn einer von uns beiden dort frei raufkommt, dann er. Meinen wir. Also übernehme ich die Risse.

Wir erreichen sie nach seilfreiem Klettern über die Flanke und die Scharte und die wieder im eisigen Schatten liegende geneigte Wand zur großen Rinne. Jetzt aus der Nähe sehen die Risse wüst aus. Da hängen Klamotten, da wird es krachen. Ivo bringt sich seitlich an einem guten Keilstand unter und versammelt dort auch die Seile. Ich zitiere Georges Livanos: „Das ist nicht klettern, das ist demolieren." Und schubse die ersten Trümmer von der Rißkante. Dann kann ich im Riß Fuß fassen, lege nach einigen Metern einen Keil, verlängere die Schlinge und quere unter Getöse zum Parallelriß. Immerhin fallen die Steine jetzt noch etwas weiter von Ivo entfernt, und erfreulicherweise ist der so freigelegte Fels durchaus brauchbar. Wiederholer werden hier die geräumte Schneise weniger laut benutzen können. Der Parallelriß hat eine kompakte Seitenwand, und auf der könnte es zwar schwierig, aber im Vergleich zur vorigen Passage auf geradezu luxuriösem Fels weitergehen. Wenn da nicht so ein gut mannshohes altersschwaches Türmchen davorstünde. Sollte sich das Seil verhängen und das Türmchen fallen, das würde ungemütlich. Kleine Vorwarnung an Ivo, daß der nicht einen Schreck kriegt, einmal schön vorsichtig von der Seite dagegentreten, und dann neigt sich das Türmchen majestätisch gen Abrund. Im Klettergarten würde man von einem mittleren Bergsturz sprechen ... Die seitliche Wand und der folgende Tüfelüberhang sind schwierig, aber fest und gut kletterbar, mit einfallsreich anzubringenden Klemmkeilen perfekt abgesichert, und der nächste Stand unter dem großen Dach erhält zusätzlich zu den prächtigen Klemmkeilen nur deshalb einen Haken, weil wir mal einen als Andenken steckenlassen wollen. Und als ich mir die nun fällige Schlüsselseillänge ansehe, wo wir die große Nagelei und Akrobatik erwarteten, da sind plötzlich Vorsprünge und Griffe vorhanden. Nein, das wird nicht die Schlüsselstelle des oberen Pfeilerteils, denn die habe ich eben schon aus Versehen erledigt. Ivo ist es recht. Er friert auch nach dem Nachsteigen noch wie ein Schneider, hier oben bei dem Wind und bei Lufttemperaturen, die dafür gesorgt haben, daß auch in dieser Mittagsstunde die Eiszapfen im Dach pulvertrocken bleiben. Und er büßt obendrein dafür, daß er nur im Faserpelz klettert und den Überanorak zu Hause gelassen hat. Um so größer der Jubel, als er nach der luftigen Querung hinter einer Ecke wieder aus dem eisigen Schatten ins Licht der Sonne auftaucht. Aber selbst dort haben sich noch Eisglasuren gehalten, die sorgsam zu überspreizen sind. Wir klettern immer noch schnell, am Stand jeweils ausgeruht, beim überschlagenden Führen jeweils die 100 Meter zügig hinauf. Meine knieweichen Gedanken angesichts der Dimensionen dieser Route waren also doch noch nicht begründet. Die Schwierigkeiten haben nachgelassen, streifen nur noch gelegentlich den vierten Grad. Und der Gipfel kann so ganz weit entfernt nicht mehr sein, wo doch schon der Plattkofelgipfel deutlich unter uns liegt, und der Wesseleyturm auf gleicher Höhe.

Wir erreichen die oberste Pfeilerkante, folgen einem Kamin unmittelbar auf ihr, zu einer Terrasse, über der sich noch einmal eine Wand aufbaut, ganz oben, in der Sonne. Wir haben ihre Wärme und Lichtfülle endgültig erreicht. Ivo zickzackt hinauf, irgendwann sein Pfiff, den nachmachen zu wollen ich aufgegeben habe. Irgendwo auf einem Schuttband steht er an einer Zacke. Und die nächste Seillänge verendet schon nach 15 Metern am Gipfelgrat des Westgipfels. Wir sind durch. Diese endlosen 1400 Klettermeter sind zu Ende. Wir klopfen einander auf die Schultern, strahlen uns an, glücklich, vertraut, der Steilwandjungsiegfried und der Veteran, sind gestiegen in einem herrlich selbstverständlichen Zusammenspiel, als seien wir schon seit Jahren miteinander unterwegs. Wir seilen uns aus, keine zweieinhalb Stunden nach Mittag dieses makellos klaren Tages, unglaubliche neuneinviertel Stunden nach unserem frühmorgendlichen Einstieg dort unten bei den weltentief sich dehnenden Wiesen. Denen wir bald über den Normalweg entgegeneilen werden in einem wilden Tempo, über die wir schon zwei Stunden später wieder lustwandeln werden.

Unser Pfeiler in die Sonne bietet keine extremen Schwierigkeiten, aber lange, großzügige Kletterei, die Wiederholer – von einem hinterlassenen Standhaken und einigen hinabgeworfenen Trümmern abgesehen – völlig im natürlichen Zustand vorfinden werden und deren Begehungszeit von einer solide sichernden Seilschaft nicht viel gedrückt werden kann. Wer hier nicht den Riecher für die leichteste Linie hat, der verläuft sich rasch. Wer nicht den Riecher für die Nutzung der naturgegebenen Sicherungsmöglichkeiten hat, der verplötert zu viel Zeit im Rumbasteln. Wer nicht die Gelassenheit hat, auch lange Runouts im vierten Grad ohne Zwischensicherung zu steigen, der wird demoralisiert werden. Aber wer allen diesen aus der großen Dimension des Berges erwachsenden Schwierigkeiten souverän gewachsen ist, der kann hier etwas erleben, wie es Lionel Terray einmal – in etwas anderem Zusammenhang – in Worte gefaßt hat: „Was wir beim Klettern so liebten, war das Gefühl, Herr über die Schwere zu sein, über den Abgrund zu tanzen, senkrecht emporzulaufen. In diesen Momenten fühlt sich der Mensch wie der Flieger im Raum. Er ist kein erdgebundener Wurm mehr, sondern wird zur Gemse, fast zum Vogel."

An diesem Tag auf dem langen Weg bei unserem Rush über unseren Riesenpfeiler hinauf in die Sonne haben wir so empfunden.

Zurück zu den Ursprüngen

Zwischenbilanz einer erfolgreichen Kletterkarriere

Stefan Glowacz

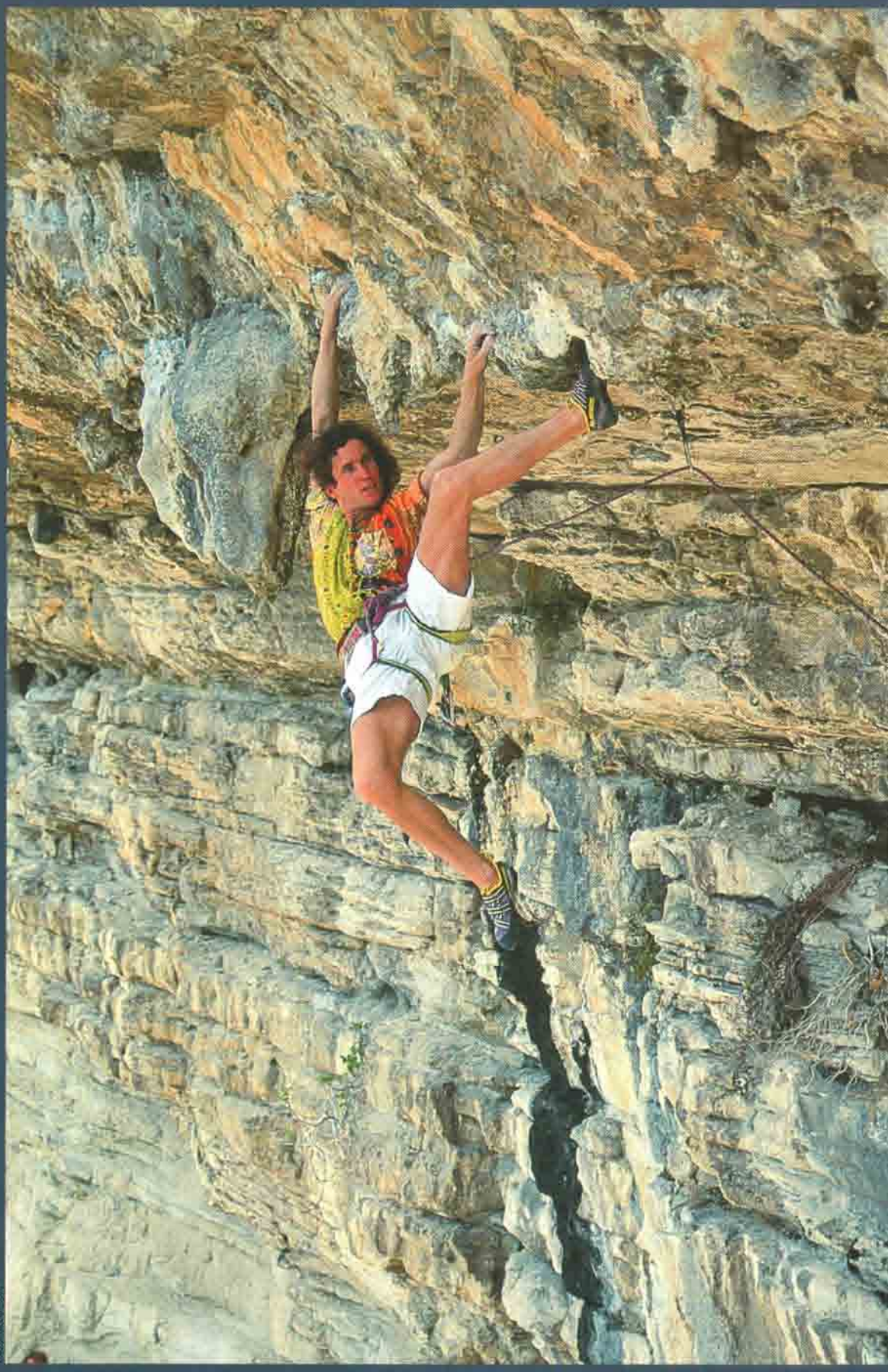
Vor ein paar Tagen hatte ich ein merkwürdiges Erlebnis. Ich saß in der DAV-Geschäftsstelle zusammen mit Nico Mailänder. Er schilderte mir den neuesten Stand der Gebietssperrungen. Immer düsterer wurden seine Ausführungen, es glich der Schilderung eines schlimmen Alptraums. Ich zwickte mich in den Arm, um aufzuwachen, doch es tat nur weh und ich saß immer noch Nico gegenüber. Er ging in seiner Peinigung sogar soweit, daß er als durchaus realistische Zukunftsvision den Untergang des Kletterns in den deutschen Mittelgebirgen ankündigte. Das konnte wirklich nur noch ein schlimmer Traum sein. An diesem Tag wurde ich aus meiner Klettertraumwelt gerissen, in der ich mich so sicher und geborgen fühlte. Warum ausgerechnet meine geliebten Felsen, an denen ich mit die schönste Zeit meines Lebens verbrachte, warum wollen diese übergewichtigen, erbsenzählenden Schreibtischraubritter meine Lebensphilosophie zerstören?

Als ich mit dem Bergsteigen begann, konnte ich noch gar nicht richtig laufen. Jedes Wochenende verbrachte ich auf irgendwelchen Hütten, mein Spielplatz bestand aus Felsblöcken und Latschenfeldern. Ich lernte die Berge als natürlichen Bestandteil meines Lebens kennen und schätzen, entwickelte eine besondere Beziehung zur Natur und einen Instinkt, der mir bei meinen späteren Unternehmungen half, in brenzlichen Situationen richtig zu reagieren. Wann ich mit der Kletterei anfing war nur eine Frage der Zeit, die Faszination für diesen Sport erfaßte mich bereits im Kindesalter. Als ich mit 15 Jahren meine ersten richtigen Klettermeter machte, erschloß sich für mich eine neue Welt. Meine Vorbilder hießen auf einmal nicht mehr Jagger oder Hendrix sondern Bachar und Güllich. Meine Bibel war „Zeit zum Atmen" und „Yosemite Climber", und ich konnte daraus sicherlich besser zitieren als so mancher Pfarrer aus der heiligen Schrift in seiner Sonntagspredigt. Kletterpositionen, die wir bei unseren Stars abschauten, wurden unter größtem Sturzrisiko versucht nachzuahmen, und die sagenhaften Gerüchte von Einfingerklimmzügen brachten uns so manche Zerrung der Mittelfinger ein. Das Oberreintal im Wettersteingebirge wurde für einige Jahre mein zweites Zuhause, der Wirt Charly Wehrle mein Lehrmeister. Der Ehrgeiz war grenzenlos, und schon damals suchten wir nach einer Form, unsere Leistung zu vergleichen. Verbissen kämpften wir um jeden Zentimeter am Trainings-Quergang, hingen an Fingerleisten bis die Haut aufsprang. Der direkte Leistungsvergleich war für uns die beste Motivation, die Trainingslustlosigkeit zu überwinden. Auf eine spielerische Art erzielten wir unglaubliche Leistungssteigerungen. Wir waren eine neue Klettergeneration , die eine leistungsorientierte Einstellung zum Klettern verkörperte. Ich wuchs als Kletterer in der Blütezeit des revolutionären Sportklettergedankens auf.

„Rotpunkt" wurde zu einem magischen Wort, und das rote Farbdöschen, mit dem wir unsere Freikletterereroberungen am Einstieg stolz markierten, so wichtig wie das Klopapier im Deckelfach unseres Rucksacks.

Neues Zeitalter

1985 sollte das Jahr werden, in dem endgültig ein völlig neues Zeitalter im Alpinismus anbrach. Ich sage ganz bewußt im Alpinismus, weil der erste offizielle Sportkletterwettkampf „Sport Roccia" in Bardonecchia auf alle Bereiche Auswirkungen hatte. Dieser Wettbewerb, der noch an natürlichen Felsen ausgetragen wurde, war ein grandioser Erfolg. Sponsoren, Medien und Zuschauer waren begeistert, endlich ist in den vielen Jahren des Alpinismus eine Möglichkeit für den direkten Leistungsvergleich gefunden worden. Vorbei sind die tragischen Auseinandersetzungen um die Vormachtstellung an den großen Wänden der französischen und italienischen Alpen, jetzt entscheiden Funktionäre, wer der Beste ist. Es ging Schlag auf Schlag, in Italien und Frankreich jagte ein Wettkampf den anderen. Was am Anfang noch unbeholfen und unprofessionell ablief, wurde schnell perfektioniert, und die Fachleute waren sich einig, daß es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis Klettern olympisch werde. Der Kletterhippie hatte ausgedient, gefragt und von den Medien umworben war der strahlende Athlet, die Verkörperung einer neuen Generation. Klettern als Lebensphilo-



Stefan Glowacz in der Route „Belle Marquise" (8a+), Sugitons, Frankreich

Foto: Heinz Zak

vom Fels zur Kunstwand

Ein neues Zeitalter

und zurück

Fotos: Wolfgang Pohl

Stefan Glowacz beim „Rockmaster '92" in Arco, das er gewann

„Es war für mich ein wichtiger Lebensabschnitt, eine gute Erfahrung und im großen und ganzen eine sehr schöne Zeit, aber auf die Dauer nicht mit meinen Träumen und Vorstellungen vereinbar ..."

sophie zählte nicht mehr, nur noch das Wettkampfergebnis war aussagekräftig. Über Nacht hat sich die Kletterwelt verändert. Auch für mich brach nach Bardonecchia ein neuer Abschnitt meines Lebens an. Ich gewann zwar diesen Wettbewerb, war aber nach diesem Erfolg völlig verwirrt und orientierungslos. Ich konnte nicht einschätzen, was da passiert ist, und in meiner ganzen Hilflosigkeit wertete ich diese neue Disziplin erst einmal als negativ.

Interessant war, daß es den meisten Kletterern, die an „Sport Roccia" teilnahmen, ebenso erging. In einer großen Umfrage sprachen sich einhellig die gesamten internationalen Spitzenkletterer gegen die Wettkämpfe aus. Noch erstaunlicher ist die Tatsache, daß fast alle Kletterer von dieser Liste beim nächsten Wettkampf wieder dabeiwaren. Die Wettkämpfe entwickelten eine Eigendynamik, die von uns Kletterern nicht mehr zu beeinflussen war. Der direkte Leistungsvergleich, den wir vorher alle suchten, ist Realität geworden und diktierte von nun an die Regeln. Insgeheim ahnten wahrscheinlich viele Teilnehmer, welche Auswirkungen diese Wettkämpfe haben könnten und erschraken vor den persönlichen Konsequenzen. Für einige war es die einmalige Möglichkeit, ins Profigeschäft einzusteigen, für die anderen das Ende ihrer Kletterkarriere. Jetzt mußte jeder Kletterer, der was auf sich hielt, die Karten auf den Tisch legen, sich dem Vergleich mit den anderen stellen. Nur die wenigen bereits etablierten Stars der Szene konnten es sich erlauben, nicht an den Wettkämpfen teilzunehmen. Auch für mich bedeutete eine weitere Teilnahme die große Freiheit. Ich witterte die einmalige Chance, endlich von dieser gehaßten Drehbank wegzukommen, meinen erlernten Beruf als Werkzeugmacher wenigstens vorübergehend an den Nagel zu hängen.

Direkt in die Halle

Aufgrund dieser paradiesisch anmutenden Möglichkeit änderte auch ich meine Aussage und stellte mich hinter die neue Entwicklung. Die Wettkämpfe feierten einen weltweiten Siegeszug, und auch die Umstellung von natürlichen auf künstliche Wände bereitete keine großen Schwierigkeiten. Dies war die einzige Gefahr, die den Wettkämpfen drohte. Das natürliche Felspotential, das sich für einen Wettbewerb eignete, war sehr beschränkt. Die auftretende Umweltzerstörung rief berechtigterweise sofort die Umweltschützer auf den Plan. Die logische Konsequenz führte direkt in die Hallen. Es gibt kaum eine Sportart, die sich so rasend schnell entwickelte wie das Wettkampfklettern. Selbst der bis dahin eher träge und konservative DAV sprang über seinen eigenen Schatten und befürwortete die weitere Entwicklung. Die Kunstwand markierte den Beginn eines neuen Zeitalters im Klettersport. Erst jetzt kam der Stein so richtig ins Rollen. Ein neuer Industriezweig entstand, überall auf der Welt konnte man sich seine Fingerlöcher und Griffleisten, in Plastiktüten verpackt, mit nach Hause nehmen. Für wohnungssuchende Kletterer gab es nur noch ein Auswahlkriterium: Wie eignen sich die neuen Räume zum Einbau einer künstlichen Kletterwand? Für mich stand fest, daß die Kunstwände früher oder später das ursprüngliche, natürliche Klettern ins Abseits schieben würden. Immer monströser und gewaltiger wurden die Wandkonstruktionen bei den Wettbewerben. Die Medien waren begeistert von dieser neuen exotischen Spielart, man prophezeite diesem Sport eine großartige Fernsehzukunft. Für mich lief alles bestens. Ich hatte Erfolg, gewann einige Wettkämpfe und konnte mit der Zeit tatsächlich von den Preisgeldern und den Sponsoreinnahmen leben. So lang die Wettkämpfe an natürlichen Felsen ausgetragen wurden, hatte ich keine Probleme. Auch die Umstellung auf die Kunstwände bereitete mir am Anfang keine Schwierigkeiten. Doch dieser Zustand dauerte nicht sehr lange. Die notwendige Spezialisierung war vorprogrammiert. Die Plastikwände veränderten grundlegend die Einstellung zum Klettersport. Für mich gehört die Natur zum Klettern wie das Salz in die Suppe. Die nachfolgende Klettergeneration sah dies jedoch ganz anders. Unbelastet von einschränkenden Traditionen wuchs ein neuer Klettertypus heran. Nie zuvor vollzog sich der Generationswechsel so offensichtlich. Ich brauchte damals drei Jahre, bis ich mich an den sechsten Schwierigkeitsgrad herantraute, zu groß war der Respekt vor diesen Schwierigkeiten. Heutzu-

Seite 89: Stefan Glowacz bei Versuchen an seiner Route „Des Kaisers neue Kleider"; die Route ist von unten erschlossen und erreicht frei geklettert die Schwierigkeit 10+. (Bewertungsvorschlag Glowacz) Die erste Rotpunktbegehung gelang Stefan Glowacz nach vielen Versuchen am 12. September 1994

Fotos: Heinz Zak

tage ist für die Youngsters der sechste Grad gerade einmal die Einstiegsschwierigkeit, viele von ihnen klettern nach ihrem ersten Jahr bereits den achten oder neunten Grad. Ich war ein Wettkampfkletterer und hielt mich an die Spielregeln, doch zur letzten Konsequenz war ich vom Herzen her nicht bereit. Ich sträubte mich mit aller Macht gegen die Notwendigkeit, mein ganzes Training und meine Grundeinstellung auf die Plastikwände abzustimmen. Ich klammerte mich an meine Überzeugung, daß die Ansprüche bei den Wettbewerben auch mit einem Training im natürlichen Fels zu bewältigen sind. Es stellte sich mit der Zeit eine gewisse Monotonie ein. Jedes zweite Wochenende reiste ich zu irgendeinem Wettbewerb. Gewann ich, war's gut, wenn nicht, klappte es vielleicht das nächste Mal.
Genausogut hätte ich Kunstturner oder Tischtennisspieler werden können; ich bin zu einem Hallensportler geworden, der ich eigentlich gar nicht sein wollte. Um mich herum waren auf einmal Trainer und Funktionäre, Schiedsrichter mit Minderwertigkeitskomplexen und Wettkampfstätten, die ich nie freiwillig besuchen würde. Einzig und allein der Erfolg hielt mich bei der Stange. Ich verdrängte den Gedanken ans Aufhören, obwohl einer nach dem anderen aus meiner Generation seinen Rücktritt erklärte. Ob Jerry Moffatt oder Didier Raboutou, sie alle kehrten zu ihren Ursprüngen zurück. Sie sind an natürlichen Felsen groß geworden, und kaum einen hielt es auf Dauer in der Halle. Ich war 1993 einer der letzten, der einen Schlußstrich unter das Kapitel Wettkämpfe zog. Es war für mich ein wichtiger Lebensabschnitt, eine gute Erfahrung und im großen und ganzen eine sehr schöne Zeit, aber auf Dauer nicht mit meinen Träumen und Vorstellungen vereinbar. Als Sieganwärter braucht man den Tiger in den Augen, ich hatte zum Schluß nur noch ein träges Faultier. Ich war auf dem Höhepunkt meiner Wettkampfkarriere angelangt, mehr konnte ich nicht mehr erreichen.

Ultimative Linie

Den endgültigen Entschluß zum Ausstieg faßte ich schon 1992. Wolfgang Müller überredete mich zu dem Versuch einer Erstbegehung am Fleischbankpfeiler im Wilden Kaiser. Rechts neben den Pumprissen, im zentralen Pfeilerteil, wartete die ultimative Linie. Mit dem bloßem Auge sind keine Anzeichen, die auf eine freie Durchstiegsmöglichkeit hindeuten, erkennbar, die besten Voraussetzungen für höchste, klettertechnische Schwierigkeiten. Dieses sagenhafte Unternehmen gab letztendlich den endgültigen Ausschlag zur Beendigung der Wettkampfkarriere. Für uns war es selbstverständlich, die Route im fürs Gebirgsklettern traditionellen Stil von unten anzugehen. Die ungeschriebenen Regeln des Felskletterns definieren sich aus der Tradition. In ihr ist die Ethik und sind die sportlichen Regeln verankert. Der Fortschritt in den einzelnen Disziplinen des Alpinismus ist nur durch den Vergleich mit vergangenen Leistungen erkennbar, aber es ist nur eine Leistung vergleichbar, die bei gleichen Rahmenbedingungen erbracht wird. Daher sind gewisse Grundregeln und absolute Ehrlichkeit zum Vergleich der sportlichen Leistung im Alpinismus unablässig. In Gebirgswänden ist das Abseilen und Schlagen der Bohrhaken von oben für mich Ausdruck eigenen Unvermögens und mangelnden Könnens. Es ist die Zerstörung von Routenpotential für bessere Kletterer und die nächste Klettergeneration. Ebenso ist das Schlagen künstlicher Griffe in Routen Mord an der Kreativität und ein nicht wiedergutzumachender Rückschritt. Nicht der Fels darf auf das persönliche Leistungsvermögen abgestimmt werden, sondern der Kletterer selbst muß sich mit gezieltem Training auf die bevorstehende Aufgabe vorbereiten. Einzig und allein die natürliche Struktur der Felsoberfläche darf den Weg und die Richtung vorgeben. Alles andere bedeutet den Weg in eine neue Sackgasse. Diese negativen Einflüsse sind sicher auch auf die Wettbewerbe und die dadurch veränderte Grundeinstellung zum natürlichen Felsen zurückzuführen.
Der Felsen wird zum Trainingsobjekt degradiert und wie eine Kunstwand behandelt. Es darf nicht zu einer Untergrabung der langjährigen Tradition des natürlichen Kletterns durch die negativen Einflüsse aus dem Wettkampf- und Kunstwandbereich kommen. Es sollte vielmehr ein Anreiz für die nächsten Generationen sein, die Trainingserfahrung und die enorme Leistungssteigerung durch die Kunstwände in zukünftige, nie für möglich gehaltene Erstbegehungen im traditionellen Stil umzusetzen.
Die Erstbegehung am Fleischbankpfeiler war für mich ein einschneidendes Erlebnis. Unter uns pilgerten Scharen von Wanderern in die Steinerne Rinne, doch wir bewegten uns in einer völlig eigenen Welt. Jeder Millimeter, den wir uns hocharbeiteten, war für uns Neuland, wir befanden uns auf der Entdeckungsreise in ein steinernes Meer und fühlten uns dabei wie Kolumbus. Jeder Meter, bis auf zwei kurze Abschnitte, wurde frei geklettert, nur zum Bohren der Sicherungspunkte fixierten wir uns an Cliffhängern. Am Ende tauften wir die Route „Des Kaisers neue Kleider". Sie dürfte mit Sicherheit eine der schwierigsten Gebirgsrouten der Welt sein, doch dies ist für mich nicht so entscheidend. Bei dieser Unternehmung wurde mir klar, welchen Weg ich in Zukunft gehen möchte. Ich erlernte das Klettern in der Natur, und dahin kehre ich auch wieder zurück. Ich werde mich verstärkt für den Erhalt meiner geliebten Felsen einsetzen, kämpfen gegen alle negativen Einflüsse. Ich sehe mich als Bestandteil der Natur und als aktiven Umweltschützer. Ich weiß im Gegensatz zu vielen Schreibtischumweltschützern, was ich schützen möchte und was ich vor anderen schützen muß. Dazu zählt auch der Schutz der Felsen vor inkompetenten und bornierten Umweltschützern.

Kaukasus redivivus?

Plädoyer für die Wiederentdeckung eines großen Gebirges

Horst Heller
(Text und Fotos)

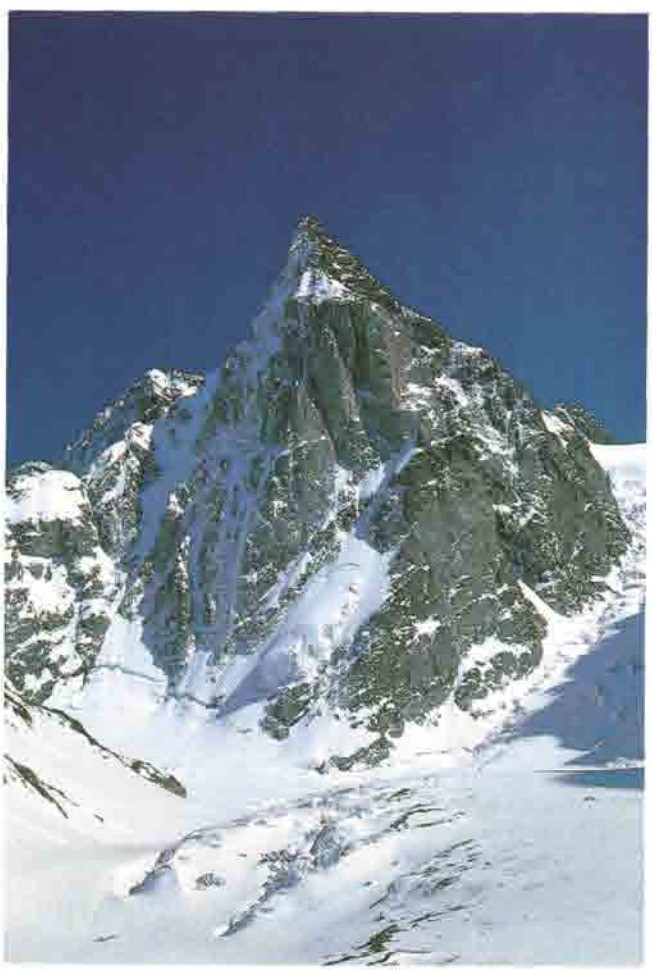
Malte Roeper hat gewiß recht: Der Alpinismus ist in den Alpen zu Hause. Dort, an seinem „Hauptwohnsitz" gewissermaßen, ist er in all seinen Eigenarten – und gelegentlichen Unarten – zur heutigen Erscheinungsform herangewachsen. Und prägende Neuentwicklungen erfährt er weiterhin von dort aus. Doch die Alpen sind nicht das einzige Gebirge dieser Erde. Und die Alpinisten sind seit jeher eine neu(-land-)gierige und eben deshalb meist recht reiselustige Spezies. Folglich hat sich der Alpinismus weltweit in alle namhaften Gebirge der Erde zunächst besuchsweise vorgetastet und nach und nach sodann dort eingenistet: sich sozusagen „Zweitwohnsitze" geschaffen.
Sehr früh schon beginnt er, wie auch die Geographie das nahelegt, im Kaukasus und darüber hinaus in den anderen Hochgebirgen Eurasiens nördlich des Himalaya Fuß zu fassen. Daß er dort allerdings in dem Maß und in der Eigenart, wie die Geographie das eigentlich ebenfalls nahelegte, heimisch werden kann, verhindert jahrzehntelang die annähernd fugenlose Abschottung des „Ostens" vom „Westen". Nun aber, nach der Öffnung dieser materiell und ideell einmal so wuchtig dastehenden Grenzbefestigung, zeigt sich der einstige „Ostblock" als alles andere denn als monolithisch: vielmehr als höchst bruch-, verwerfungs- und entsprechend krisenanfällig. Das ist sicher mit ein Grund dafür, daß die „alpinistische Dependancebildung" in jenen Gebirgen weiterhin nicht so voranschreiten will, wie manche beidseits der ehemaligen Blockgrenze – auch wir – das wohl erwartet haben.
Und doch: Trotz der mancherorts im ehemaligen Ostblock instabilen politischen Verhältnisse stünden den Alpinisten dort große Ausweichräume für die teilweise ja schon einigermaßen beengten „Wohnverhältnisse" im „Stammhaus Alpen" offen. Horst Hellers folgender Beitrag belegt das. Zum zeitweiligen „Tapetenwechsel" entschlossenen Alpinisten bieten Hellers Auskünfte über den Kaukasus sowie Günter Jungs daran anschließende Notizen zur Erschließungsgeschichte des Pamir zudem eine schöne Fülle an anregender Vorinformation. Em

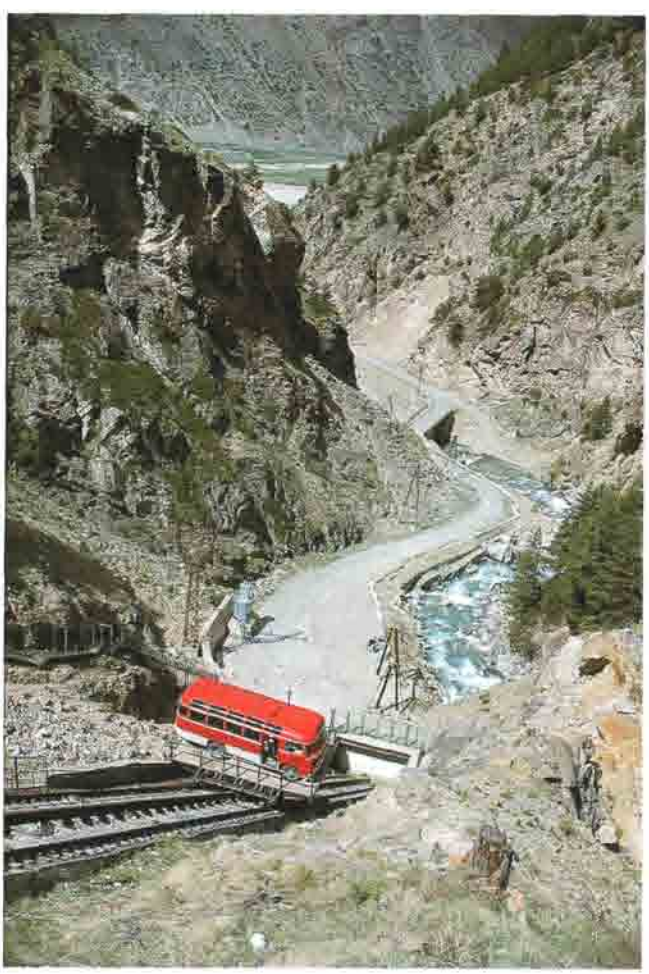
---

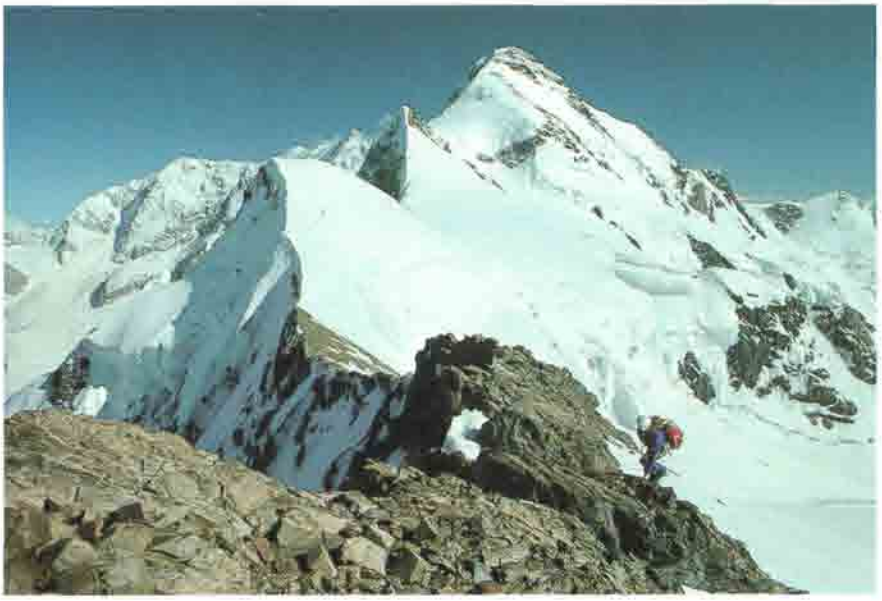
Vier Jahre zuvor

Wie erwachen die Visionen von neuen Zielen? Beim Lesen von Büchern, aus den Erzählungen der Freunde, bei der Betrachtung von Karten oder Atlanten?
Manchmal tauchen die neuen Ziele auch selbst am Horizont auf – am Horizont eines solchen Tages, wie es jener 1. Mai 1989 war: weit, frei und licht. Kaukasusgipfel, so weit das Auge reichte. Ich kannte sie kaum, ich sah nur, daß die höchsten und stolzesten weit am östlichen Horizont standen, und ich wußte: das war das Besingi-Gebiet, der Glanzpunkt des ganzen Kaukasus. Eines Tages würde ich es aus der Nähe sehen.

Nicht etwa, daß unser Gebiet fad gewesen wäre; im Gegenteil! Elf Uhr vormittags, ich saß auf dem Pik Schtschurowski, 4295 m hoch, und schaute auf die Uschba gleich gegenüber, auf den Schchelda Tau, in die schwarze Nordwand des Tschatyn Tau und zum riesigen, weißen Vulkankegel des Elbrus im Westen. Hinter uns lag der Anstieg durch den zerrissenen Uschba-Eisbruch mit Ski und zu Fuß und vor uns der Abstieg durch denselben – die abenteuerlichste, exotischste, einsamste und schönste Skitour, die ich je unternommen habe.
So hätte es gewesen sein können, mit den neuen Zielen, doch in Wirklichkeit trug es sich viel prosaischer zu: Das Reich der Roten Zaren war zusammengebrochen, und niemand wußte, was ihm folgen würde. Unversehens war der Kaukasus zum Grenzgebirge geworden. Immer wieder las man von Unruhen und Nationalitätenkonflikten in diesem Vielvölkerland. Wer weiß, vielleicht würde man in drei, vier Jahren, ach was, vielleicht schon im nächsten Jahr überhaupt nicht mehr hinfahren können? Und wann wieder? In fünf Jahren? In 50 Jahren? Ich schrieb an meine russischen Freunde, und Elena antwortete: „Die Situation ist ganz normal."
Leider aber glaubten mir das die potentiellen Tourenpartner nicht. Einer nach dem anderen winkte ab, und auch dort, wo vielleicht andere Gründe den Ausschlag gaben, blieb das Mißtrauen unüberhörbar: Kaukasus? Das ist doch Kriegsgebiet! Nur bei Walter überwog das Interesse für die Berge jenseits des ehemaligen Eisernen Vorhangs, und er ließ sich spontan für den Kaukasus, fürs Besingi-Gebiet begeistern.







Links:
An der Gestola
(Besingigebiet)

Seite 92 oben:
Dych Tau und
Besingigletscher
von der Gestola
gesehen

Unter der
Besingimauer
mit Dschangi Tau
und Katyn Tau

Untere
Bildreihe: Im
Baksangebiet

Von links:
Pik Schtschurowski
NO-Wand

Schrägaufzug
im Adyr-Su-Tal

Schchelda-Mauer

Gebiete im Überblick

Der Kaukasus ist eine 1000 Kilometer lange Kette; das entspricht ungefähr der Länge des gesamten Alpenbogens. Wer im Leben ein-, zweimal hierherkommt, wird auswählen müssen.
Meist wird er sich wohl für das Baksan-Tal entscheiden, welches westlich der großen Stadt Naltschik nach SW ins Gebirge zieht. Es ist mit seinen Nebentälern das besterschlossene Gebiet des ganzen Gebirges. Hier liegen nicht nur viele Alpinistenlager, sondern auch diverse Hotels und Ferienheime, ein Pistenskigebiet bis 3700 m an den Südhängen (!) des Elbrus, und alle Einrichtungen sind auf sehr guten bis passablen Fahrstraßen erreichbar. Die Alpinistenlager sind übrigens der vollwertige Ersatz für unsere Schutzhütten, die es in dieser Form im Kaukasus (fast) nicht gibt.
Die meisten Bergsteiger kommen natürlich des Elbrus (5633 m) wegen, der mit den Vulkanen in Mexiko oder Ostafrika vergleichbar sein dürfte. Von den anderen, wesentlich interessanteren aber auch „schwereren" Bergen sind vor allem die Uschba (4711 m), die Schcheldа-Mauer (4310 m), der Pik Schtschurowski (4295 m), der Tschatyn Tau (4368 m), der Dongusorun (4468 m) sowie in den Nebentälern der Dschailyk (4533 m), der Ullu Tau (4207 m) und der Tjutju Baschi (4460 m) zu erwähnen. Im Baksan-Gebiet finden sich aber auch „leichte", skitourentaugliche Dreitausender.
Als alpiner Glanzpunkt des Kaukasus gilt jedoch das Besingi-Gebiet. Es liegt oberhalb Naltschik, zwei Täler östlich des Baksan-Tales und ist mit letzterem gar nicht zu vergleichen. Hier gibt es nur ein einziges Alpinlager, welches 18 km hinter dem letzten Dorf des Tales liegt und nur per Gelände- oder Lastwagen erreichbar ist. Trotzdem ist es perfekt versorgt und ausgebaut, und es fehlt an nichts.
Die Russen nennen das Besingi-Gebiet den „Kleinen Himalaya", und da dürfte was dran sein. Von den sechs Fünftausendern des Kaukasus stehen vier (und zwar alle vier Nicht-Vulkane) im Besingi-Gebiet. Sie sind natürlich auch die Hauptattraktionen hier: die Schchara (5200 m), der Dych Tau (5198 m), der Koschtan Tau (5150 m) und der Dschangi Tau (5051 m), mit ihren oft kaum niedrigeren Nebengipfeln. Schchara und Dschangi Tau bilden zusammen mit drei Viertausendern jenen 13 km langen Hauptkammabschnitt, der als Besingi-Mauer berühmt geworden ist. Auch ist das ganze Gebiet überaus schroff und steil, und obwohl extreme Felstouren eher die Minderheit sind, läßt sich kein repräsentativer Gipfel auf die gemütliche Tour ersteigen.
95 von 100 Kaukasusbesuchern werden in diese beiden Täler – Baksan oder Besingi – fahren, und das mit Recht. In die anderen Gebiete werden sich nur wenige verirren: Zum Beispiel ins sehr gut erschlossene Dombai-Teberda-Tal, gleich westlich des Baksan-Tales, mit seinen schroffen Fels-Eisgipfeln, die allerdings kaum die Viertausendergrenze erreichen. Oder in die abgelegenen Täler von Tschegem, zwischen Baksan und Besingi und Digoria, östlich von Besingi ...
Nur der nochmals 100 Kilometer weiter östlich gelegene, isolierte Vulkan Kasbek, 5047 m, dürfte vielleicht in Zukunft mehr Ausländer anziehen, denn er ist neben dem Elbrus der einzige „leichte" Fünftausender des Kaukasus.
Dies sind die wichtigsten und bekanntesten Tourengebiete, aber beileibe nicht alle. Wie sagte doch einst, zu fortgeschrittener Stunde auf der Prijut-Hütte unterm Elbrus, ein Bergsteiger aus Baku zu mir: „Jarij Dag is like El Capitan, and you could be the first German to climb him." Auch wenn ihn da vielleicht sein aserbeidschanischer Patriotismus beflügelt haben mag – jenseits des Kasbek stehen noch Berge, soweit das Auge reicht ...

Kaukasusbergsteigen früher

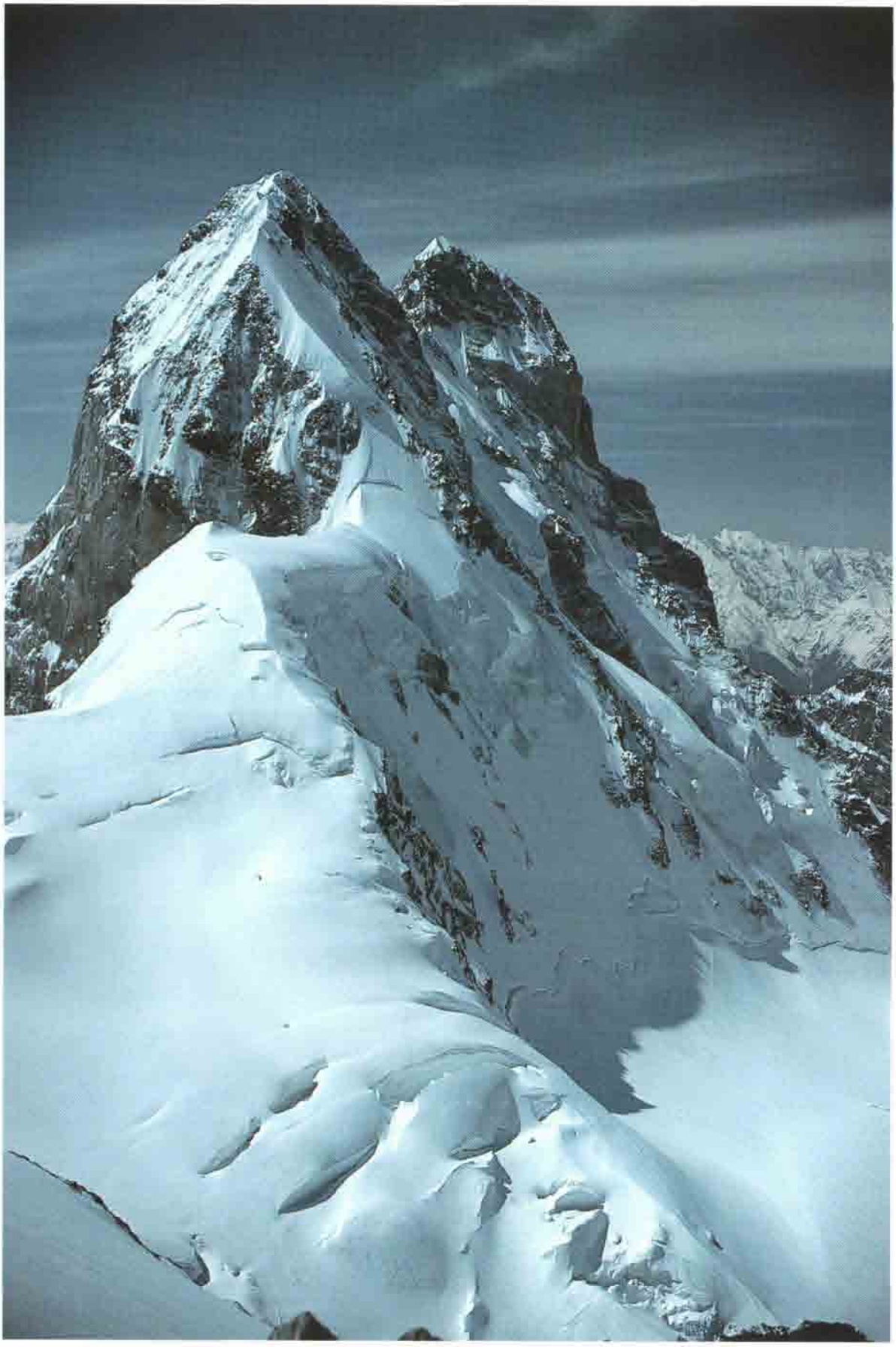
Gerade die deutsch-österreichischen Bergsteiger waren früher viel im Kaukasus unterwegs und haben dort sehr bedeutende Begehungen ausgeführt.
Doch wie in den Alpen, so waren auch im Kaukasus die Engländer die Ersten. Ihre Fahrten führten ins Ungewisse, denn noch im Jahr 1865, als das Matterhorn erstbestiegen wurde, wußte man noch nicht einmal genau, inwieweit der Kaukasus überhaupt vergletschert war! Auf einer neunmonatigen Reise (Januar bis Oktober 1868) durch den Nahen Osten, die Türkei und Rußland erkundete der spätere Präsident des Alpine Club, Douglas W. Freshfield, erstmals den ganzen Zentralkaukasus und bestieg mit dem Führer François Devouassoud den Elbrus und den Kasbek.
Einen alpinistischen Höhepunkt brachte der sehr schöne Sommer des Jahres 1888: Cockin erstieg mit den Führern Almer und Roth Schchara, Dych Tau, Dschangi Tau und den Uschba-Nordgipfel. Mummery eröffnete mit Zurflüh gleich eine zweite Route auf den Dych Tau. Eine dritte englische Gruppe blieb am Koschtan Tau verschollen; der Gipfel wurde im folgenden Jahr von Mitgliedern einer Suchexpedition erstiegen.
Im deutschen Sprachraum wurde der Kaukasus um die Jahrhundertwende durch die Reisen und Veröffentlichungen von Gottfried Merzbacher und Willi Rickmer-Rickmers bekannt. Im Brennpunkt des Interesses stand der Uschba-Südgipfel, der bisher schon einem Dutzend Besteigungsversuchen getrotzt hatte. Sie gelang im Juni 1903 einer deutsch-schweizerischen Gruppe mit dem draufgängerischen Adolf Schulze als Seilerstem, und zwar von Süden (Swanetien) her. Keine zwei Monate später traf eine weitere deutsche Partie ein, die das gleiche Ziel gehabt hätte: Georg Leuchs, Ludwig Distel und Hans Pfann. Als sie erfuhren, daß ihnen die anderen zuvorgekommen waren, setzten sie noch eins drauf: Sie überschritten in viertägiger Fahrt beide Uschba-Gipfel von

Nord nach Süd. 33 Jahre vergingen, bevor ihre Tour wiederholt wurde.
In den 20er und 30er Jahren tummelte sich alles, was in der deutsch-österreichischen Alpinszene Rang und Namen hatte, auch im Kaukasus. Göttner, Schmaderer, Vörg, Bauer, Herzog, Tomaschek, Bechtold, Merkl und andere waren dort unterwegs. Der Kaukasus war größer als die Westalpen und erschwinglicher als der Himalaya. Seine Routen galten als Qualifikationsrunden für potentielle Expeditionsteilnehmer. Die herausragende Erstbegehung jener Zeit stellte zweifellos die Überschreitung der Besingimauer durch die Wiener Frank, Moldan, Poppinger und Schintlmeister dar (1931). Fünf Tage dauerte ihre Mega-Tour, und auch hier ließ die zweite Begehung Jahrzehnte auf sich warten.
Nach dem Krieg und dem Fallen des Eisernen Vorhangs ging auch die Dominanz der Alpenbergsteiger im Kaukasus zu Ende. Von der internationalen Szene weitgehend unbemerkt und isoliert wuchsen die sowjetischen Alpinisten in den 50er und 60er Jahren an das Weltniveau heran. Allerdings standen bei ihnen nicht so sehr die einzelnen Kletterstars im Vordergrund, so daß nur wenige Namen einen größeren Bekanntheitsgrad erreichten, wie etwa Witalij Abalakow oder Michail Chergiani. Ihre Routen standen den vergleichbaren Alpentouren jener Zeit in keiner Weise nach.
Die 70er und 80er Jahre brachten bemerkenswerte Aktivitäten vor allem von seiten der tschechischen, slowakischen und polnischen Bergsteiger. Vereinzelt gelang es auch Gruppen aus den westlichen Ländern wieder, in den Kaukasus zu kommen. Doch obwohl dieser Trend anhielt und sich stabilisierte, blieben die Besucher aus dem „kapitalistischen Ausland" insgesamt doch relativ wenige.
Heute, wo die Tore zum Kaukasus wieder für alle offen stehen, wartet dieses große, stolze Gebirge noch auf seine angemessene Wiederentdeckung und -belebung. Kaukasus redivivus? Und wenn ja, wann?

Kaukasusbergsteigen heute

Wer nach Rußland fährt, der muß auch Hochprozentiges hinunterkippen können, denn ohne dieses ist russische Gastlichkeit gar nicht vorstellbar. Doch spätestens wenn es gilt, einen Trinkspruch darzubringen, wird der Wodka zum wahrhaft „geistigen Getränk", das Gedanken und Beredsamkeit beflügelt. Ein Trinkspruch ist kein Geschwätz, er ist eine Ansprache. Was mit dem Glas in der Hand ausgesprochen wird, das ist auch so gemeint, wie es gesagt wird.
Der Gastgeber macht den Anfang. Er erhebt sein Glas und alle Anwesenden verstummen und folgen seinem Beispiel. Seine Rede gibt das Thema vor, das die Gäste später in ihren eigenen Toasts als erstes aufzugreifen haben, wollen sie sich nicht der Unhöflichkeit schuldig machen. Erst nach dieser Pflicht haben die Redner dann die Kür frei für Themen ihrer Wahl. Als die Reihe an unseren persönlichen Betreuer – Verbindungsoffizier zu sagen wäre ungerecht – kam, hielt er sich genau an diese Vorgabe. Er wünschte zunächst den Kindern unseres Gastgebers, zu deren Geburtstag das Festmahl veranstaltet worden war, alles Gute im Leben. Dann kam er auf den Kaukasus zu sprechen. Damit die Gäste aus Deutschland auch ja verstanden, sprach er so einfach wie möglich, ohne ganze Sätze zu bilden, mit Gesten und sogar einzelnen deutschen Brocken: Der Kaukasus sei ein großes Gebirge und Heimat vieler Völker. Sie alle lebten hier friedlich nebeneinander. Er sei Russe, sein Freund hier, der Chef des Alpinlagers, Balkare. Gemeinsam gingen sie auf die Jagd oder zum Trinken. Doch die Zeitungen schrieben immer wieder von blutigen Kriegen im Kaukasus. Ob wir hier Kriegshandlungen gesehen hätten? Die Bergsteiger aus dem Westen, auf die man hier so dringend angewiesen sei, blieben deswegen aus. Wir sollten ihnen die Wahrheit verkünden: Njet wajna – im Kaukasus gibt es keinen Krieg!
Schenja hatte wieder einmal sein Herz ausgeschüttet und in diesem feierlichen Rahmen nochmals bekräftigt, was er uns schon so oft gepredigt hatte. Ich konnte seine Stimmung angesichts des leerstehenden Alpinistenlagers gut verstehen. Denn eine Reise zum Elbrus ist heute sicher nicht gefährlicher als eine solche zum Kilimandscharo.

Praktisch alle touristisch erschlossenen Gebiete des Kaukasus liegen in dessen nördlichen Tälern, also auf dem Territorium Rußlands. Weder gibt es dort Spannungs- oder gar Bürgerkriegsgebiete, noch führen die Zufahrtswege durch solche. Von Spannungen zwischen den Völkern der Tschetschenen und Inguschen, von denen die Presse 1992 zuweilen berichtete, war 1993 nichts zu hören. Auch liegt das fragliche Gebiet weit im Osten des nördlichen Kaukasus-Vorlandes und wird höchstens auf der Reise zum Kasbek berührt.
Etwas anders stellt sich die Lage auf der Südseite des Gebirges, in Georgien dar: In Abchasien, an der georgischen Schwarzmeerküste wird gekämpft. Trotzdem trafen wir im Juli/August 1993 eine polnische Bergsteigergruppe, die per Charterflugzeug über Suchumi (!) angereist war. Dies sei nicht zur Nachahmung oder als Mutprobe empfohlen, sondern als Argument dafür, daß man für Reisen in heikle Gebiete einen kundigen einheimischen Organisationspartner haben sollte, der die jeweiligen, rasch wechselnden Verhältnisse *wirklich* und nicht nur vom Hörensagen kennt.
Ein weiteres Gebiet mit unklarer Lage ist Süd-Ossetien, politisch zu Georgien gehörig, dessen Bewohner die Vereinigung mit den Osseten auf der russischen Seite des Kaukasus fordern.
So, und was das Kriegsgebiet von Berg-Karabach (angeblich „im Kaukasus") betrifft: Wer einen Blick auf die Karte



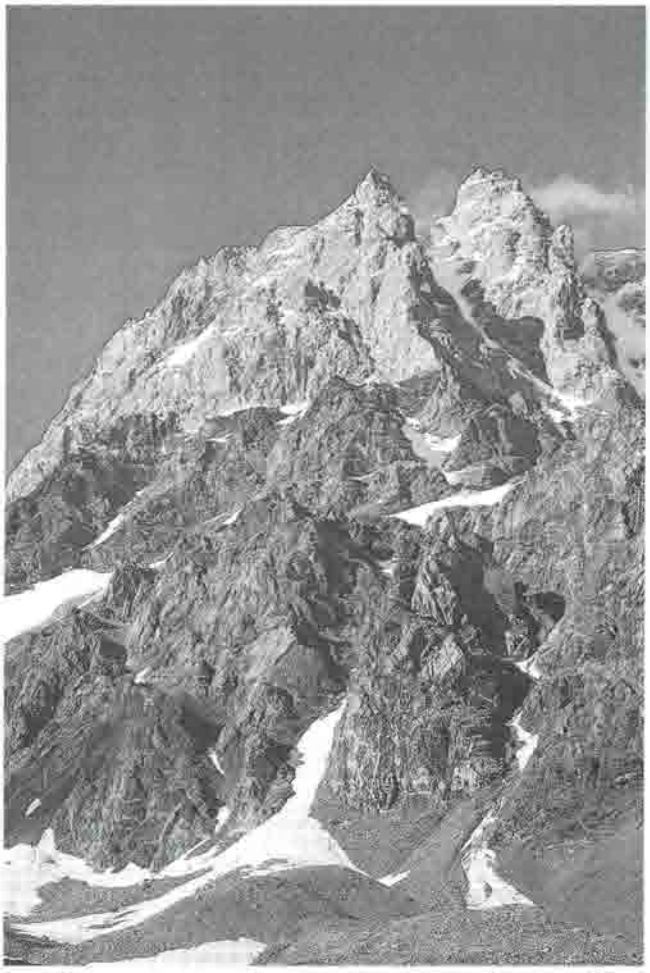
Seite 96: Der Doppelgipfel des Uschba vom Pik Schtschurowski gesehen

verschwendet, der sieht, daß Stepanakert rund 500 km Luftlinie vom Elbrus entfernt liegt!
Um ein russisches Einreisevisum zu erhalten (eine Sache von einer bis zwei Wochen), benötigt man als Tourist nach wie vor eine Einladung aus dem Lande. Man muß dieses Visum an allen Aufenthaltsorten (auch Alpinistenlagern) von den zuständigen Stellen abstempeln lassen, damit man seine Aufenthalte bei der Ausreise lückenlos nachweisen kann. Das ist wichtig, und man muß bei den Lagerverantwortlichen, die das oft nicht wissen, darauf bestehen.
Aber das war's dann auch schon an Formalitäten! Die Zeiten, da der Zugang „westlicher" Alpinisten in bestimmte Lager restriktiv gehandhabt wurde, sind längst vorbei. Sie können hinfahren, wohin ihre Einladung lautet, bleiben, wie lange ihr Visum reicht und hinaufsteigen, wo sie wollen. Die Alpinlager, die früher staatlicher Zuschüsse und voller Auslastung sicher sein konnten, stehen nun vor dem doppelten Problem, kostendeckend wirtschaften zu müssen und gleichzeitig ihr Publikum verloren zu haben, da sich die meisten Russen heute keinen Bergurlaub mehr leisten können. Die Lager schreien deshalb geradezu nach Besuchern, natürlich am lautesten nach solchen, die Dollars mitbringen. Trotzdem ist eine Kaukasusfahrt kein ganz billiger Spaß. Vorbei die Zeiten, als man noch für umgerechnet 80 DM (bzw. zum damaligen Schwarzmarktkurs knapp 10 DM!) von Moskau in den Kaukasus und zurück fliegen konnte! Heute kostet der Flug mit ca. 300 bis 400 DM einen Weltmarktpreis, und für einen Tag im Alpinistenlager muß man mit 50 bis 70 DM rechnen. Berücksichtigt man aber, daß ein normales Doppelzimmer in Moskau auch nicht billiger zu haben ist, daß der Preis Vollpension und Transfer vom und zum Flughafen Mineralnje Wody beinhaltet, daß man dafür sehr komfortabel (mit Warmwasser, Dusche und WC) logiert und daß man für die Tage am Berg reichlich Tourenproviant fassen kann, so erscheint das „Arrangement" zumindest nicht exorbitant teuer.
Wenigstens im Besingi-Gebiet hat man dafür auch das Gebirge fast völlig für sich allein, so daß man sich manchmal geradezu einsam vorkommt. Wo im Alpinistenlager „Besingi" vormals 300 bis 400 Bergsteiger pro Sommer hausten, davon immer ca. 120 bis 150 gleichzeitig, war es im letzten Jahr bedrückend still. Nur wir zwei Wessis, ein Dutzend Polen für eine Woche, ein paar Selbstversorger aus Litauen, eine russische Gruppe aus St. Petersburg und ein paar offensichtlich besser betuchte Sommerfrischler vorwiegend aus dem nahen Naltschik gingen ein und aus. Davon, wie es vor wenigen Jahren hier zugegangen sein muß, erzählen auch die zahllosen schön planierten Biwakplätze in den Hochregionen. Heute herrscht hier keine Wohnungsnot. Kaukasus redivivus – wird der Kaukasus als Tourenziel wiedererstehen?
Immer noch treffen, ist man als Alpenbergsteiger in Rußland unterwegs, zwei grundverschiedene Auffassungen von Taktik aufeinander. Man muß es jedoch anerkennen, daß die Russen die Fremden nach deren eigener Fasson selig werden lassen. Sie können sich völlig frei bewegen und Ihre Touren nach Gutdünken planen. (Eine Versicherung haben Sie doch sowieso, und den Nachweis darüber haben Sie auch dabei, nicht wahr?) Natürlich wird man Sie anfangs mißtrauisch beäugen, da Sie ja keinen „Alpinführerschein Klasse soundsoviel" nachweisen können, wie er unter den russischen Bergsportlern vorausgesetzt wird, und man wird Sie mit warnend erhobenem Zeigefinger darauf hinweisen, daß das Besingi-Gebiet „malij Gimalaj", der „Kleine Himalaya" sei. Wahrscheinlich wird man schon von Haus aus versucht haben, Ihnen einen „Bergführer" aufzudrücken. Das ist aber nach russischem Verständnis im wesentlichen einer, der Sie bis zum Einstieg begleitet und Ihnen dann sagt: „So, da geht's hinauf, bis später!" Hier müssen Sie bei der Organisation für klare Verhältnisse sorgen und darauf bestehen, daß Sie eines Führers nicht bedürfen. Im weiteren Vorgehen ist eine Mischung aus Fingerspitzengefühl und Entschiedenheit ratsam: Der Bergrettungsdienst KSP verfügt über ausführliches Dokumentationsmaterial zu allen offiziellen Routen und gewährt bereitwilligst Einsicht in dieses. Daß man sich einer solchen Möglichkeit bedient und damit im Nebeneffekt gewissenhafte Planung demonstriert, ist selbstverständlich. Auch tun Ihnen eine oder zwei Eingehtouren bestimmt nicht schlecht und beruhigen erst einmal die Verantwortlichen des Lagers und des KSP. Wenn Sie nicht allzuviel zu schleppen haben, packen Sie auch ruhig einmal das Funkgerät ein, das man Ihnen mit Sicherheit allerwärmstens anempfehlen wird. Sehen Sie's als Training oder als Gaudi. Wir haben uns jedesmal köstlich amüsiert, wenn wir auf dem Anstieg zur Gestola zur vorher festgelegten Stunde das Walkie-Talkie auspackten und unsere drei Worte Russisch in das Rauschen sprachen: „Saturn (das war die Basis), ja Saturn trizat (also Saturn 30, das waren wir), wsjo charascho (alles in Ordnung), idjom (wir gehen)." Wäre etwas passiert, wir hätten es unseren Schutzengeln gar nicht erklären können.

Wenn's freilich auf jedes Gramm Gewicht ankommt, kann es schon sein, daß Sie wegen des Funkgerätes einen kleinen Strauß ausfechten müssen. Als wir auf den Dych Tau ansetzten und schon eine gute halbe Stunde vom Lager entfernt über die begrünte Seitenmoräne des Besingigletschers aufstiegen, hörten wir plötzlich jemanden hinter uns rufen. Unsere Befürchtung wurde wahr. Es war aber nicht irgend jemand, der uns da atemlos, ein Funkgerät in der Hand schwenkend nachgelaufen kam, sondern der Vizepräsident der Trägerorganisation für sämtliche Alpinlager in der Kabardino-Balkarischen Teilrepublik. Zufällig weilte er gerade höchstselbst in Besingi.
Das hatten sich die Wessis so gedacht, einfach ohne Funkgerät aus dem Lager fortzuschleichen! Doch diesmal blieben die Wessis hart. Wir bestanden höflich aber entschie-

den darauf, daß wir kein Funkgerät mitzunehmen wünschten, und der gute Mann gab schließlich nach.
Das mehrmalige tägliche Funken ist übrigens ein typisches Ritual im Rahmen der russischen Art bergzusteigen. Mag sein, daß der Alpinstil, nämlich schnell, mit leichtem Gepäck und in kleinen Gruppen zu klettern oder zu gehen, inzwischen auch in Rußland bekannt ist, allgemein üblich ist er deshalb noch lange nicht. Die Regel ist nach wie vor die größere Gruppe (z.B. eine Fünfer- oder zwei Dreierseilschaften), die volle Ausrüstung einschließlich Zelt und Schlafsack und die mehrtägige Dauer der Unternehmung. Dies gilt einerseits für Routen, die nach unserem Verständnis als Tages-Hochtouren einzustufen sind, es gilt aber auch für erfahrene, leistungsstarke Bergsteiger auf schwierigen Routen, also für Leute, die es sehr wohl auch anders könnten! Dabei sind die Nachdenklicheren unter ihnen sich zuweilen sogar der Tatsache bewußt, daß auch das russische Bergsteigen eines Tages die weltweite Entwicklung nachholen wird. „Laß ihn", sagte mir ein Bergsteiger über einen etwas dogmatischen KSP-Mann, „er ist das Kind einer vergangenen Zeit, und seine Vorstellungen vom Bergsteigen werden bald nicht mehr gültig sein." Es ist interessant, wie solche Entwicklungen zuerst in den Köpfen ausreifen müssen, bevor sie in die Praxis umgesetzt werden, wie es seine Zeit braucht, bis etwas als machbar begriffenes Neues auch tatsächlich ausgeführt wird.
Weiterhin ist für das russische Bergsteigen eine eigentümliche Starrheit in der Planung charakteristisch. Das fängt schon mit der Routendefinition an. Als wir uns für das Südcouloir am Dych Tau entschieden, zuckte der erwähnte KSP-Mann der alten Schule die Schultern und befand: „Eto spusk, njet marschrut", das sei ein Abstieg, keine Aufstiegsroute – eine Eistour, die sich mit dem Couloir Couturier oder mit der Courtes-Nordwand vergleichen läßt! Aber sie hat eben das Pech, nicht im offiziellen Tourenkataster klassifiziert zu sein, also gilt sie nicht.
Schwierigkeitsangaben (man verwendet übrigens eine dem französischen System der Gesamtbewertung ähnliche Skala) gelten als absolute Größen, unabhängig von Verhältnissen. Folglich achtet man zwar streng darauf, daß die Aktiven nur in Schwierigkeitsgrade einsteigen, die ihrem Ausbildungsstand entsprechen, doch man kümmert sich wenig um Wetter-, Schnee- oder Eisverhältnisse. Und so wie sich die bergsteigerische Entwicklung in den Alpen seinerzeit in die „Direttissima" verstieg, so verstieg sie sich im Kaukasus – übrigens fast zeitgleich – zu tagelangen, schweren aber oft unlogischen Gratüberschreitungen durch vielköpfige Mannschaften, mit Materialdepots, Zwischenlagern und fixierten Passagen. Durch endlose Aneinanderreihung an sich schon schwieriger Teilabschnitte erhoffte man eine weitere Steigerung der Schwierigkeiten zu erreichen.
Insgesamt kann gesagt werden, daß das Bergsteigen in Rußland nicht als Spiel von einzelnen, mit eigener Regeldefinition, sondern als Mannschaftssportart mit festgelegten Regeln und Konventionen verstanden wird.

Die Biwakschachtel Dschangi Kosch am oberen Besingigletscher



Dych Tau-Südpfeiler und – rechts daneben – Südcouloir

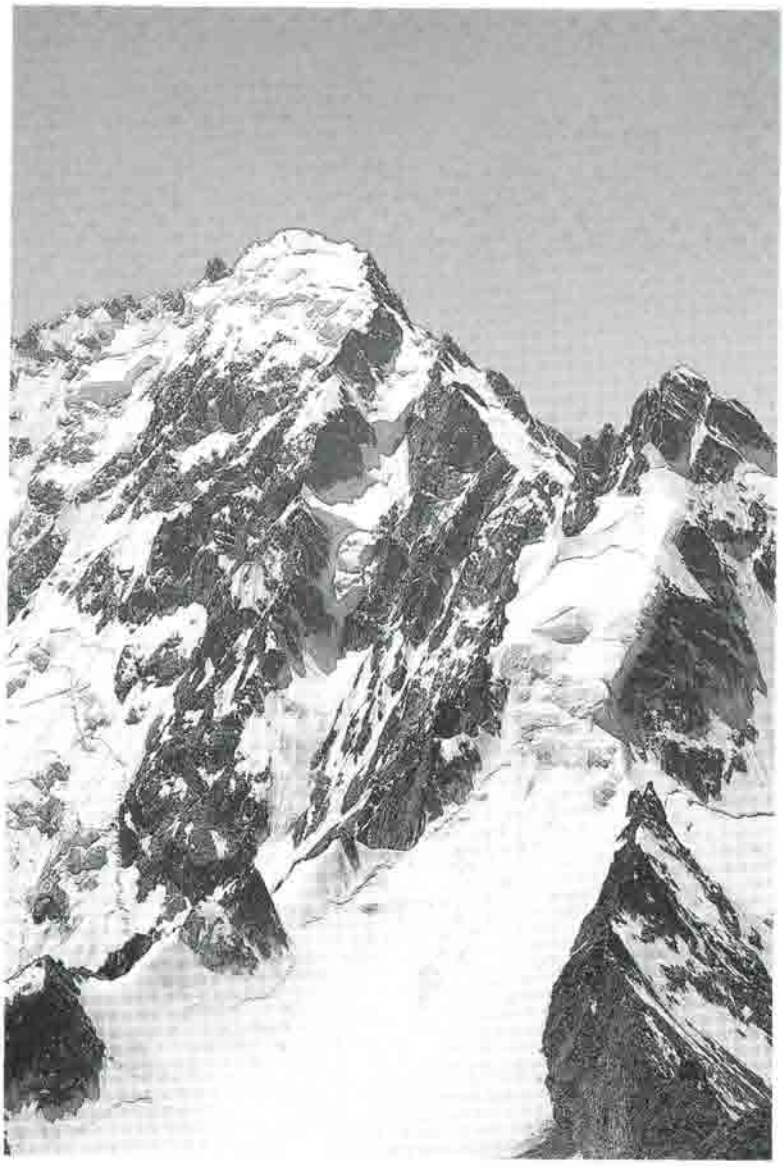
Erlebnis Dych Tau

Wir verließen die Biwakschachtel um Mitternacht.
Leise, um die Schlafenden nicht zu wecken, rafften wir unsere Siebensachen zusammen und schlichen ins Freie. Schlafen hatten wir sowieso nicht richtig können, dazu war die Spannung der letzten Tage zu groß gewesen.
Fünf Tage saßen wir jetzt schon hier im Dschangi Kosch und hatten noch nichts erreicht. Wir wußten, daß das heute unsere vorletzte Chance war.
Als ob sie endlich ein Einsehen gewonnen hätte, empfing uns die Nacht mit hellem Mondlicht und klarem Himmel. Die ewigen Wolken, die sonst immer schon in aller Frühe um die Gipfel spielten, um diese spätestens am Vormittag einzuhüllen, diese Wolken waren abgesunken und lagerten als kompaktes, hellblaues Wattemeer dort unten, wo der West- und der Ostarm des Besingigletschers zusammenfließen. Die weißen Nordwände der Besingimauer glänzten hell, Felsblöcke und Geländestrukturen warfen Schatten. Es war wie in einem Stadion bei Flutlicht, und wir standen als winzige Akteure in der gigantischen Arena.
Wir schnürten Schuhe und Gamaschen, ließen das Frühstück ausfallen und nahmen Kurs auf das Dych-Tau-Südcouloir. Man stelle sich dieses als einen Tausendmeter-Eisschlauch vor, vielleicht 20, 30, vielleicht 50 Meter breit, etwa 50 Grad geneigt und voll südseitig exponiert. Ein Himmelfahrtskommando, völlig indiskutabel für uns, hatten wir noch vor wenigen Tagen gedacht. Eigentlich hatten wir es auf die Schchara abgesehen, und wir hatten uns dazu mit Slawa, einem russischen Bergsteiger aus St. Petersburg verabredet, den wir in den letzten Tagen im Alpinistenlager kennengelernt hatten. Er leitete eine etwa dutzendköpfige Gruppe, welche es – 1993 in Rußland ein seltener Glücksfall – geschafft hatte, einen Betrieb zu finden, der für sie als Sponsor eine dreiwöchige Kaukasustour springen ließ. In seiner Eigenschaft, hatte er uns erklärt, müsse er nicht mehr selbst bergsteigen, sondern bergsteigen lassen: Er war gewissermaßen der Trainer, der seine Aktiven vom Wandfuß aus mit Fernglas und Funkgerät betreut und umsorgt. Sobald die Jungs aber ihre Aufgabe erledigt hätten, würde er gerne mit uns klettern.
Die russischen Bergsteiger waren dann zum Dschangi Kosch aufgebrochen, jener Biwakschachtel am oberen Besingigletscher, die als Ausgangspunkt für alle Touren in diesem Bereich dient. Walter, der seinem lädierten Sprunggelenk noch etwas Ruhe gönnen wollte, und ich folgten ihnen zwei Tage später. Wir wankten, unter Proviant und Brennstoff für eine Woche begraben, den schuttbedeckten Besingigletscher hinauf, erklommen die Randmoräne seines östlichen Seitenzweiges und folgten ihr unter der Besingimauer entlang bis zum Dschangi Kosch.
Unsere neuen russischen Bekannten empfingen uns mit Tee, zeigten uns ihre in der Dschangi-Tau-Nordwand kletternden Gefährten als kleine Pünktchenreihen im Fernglas und luden uns gleich zum Essen ein. Es gab Frischfleisch, und zwar vom Tur (Steinbock). Diese Tiere spazieren herdenweise auf den schneearmen, felsigen Südhängen überm Besingigletscher herum, und sie kommen ohne Scheu bis in unmittelbare Nähe des Dschangi Kosch. Es war den Russen ein Leichtes gewesen, mit Kletterseil und Hirschfänger eine Geiß zu erlegen; sie hatten sie ausgeweidet und in einem Schneefeld kalt gelagert. Ich war froh, die Jagdszene nicht mitangesehen haben zu müssen, doch ich wußte auch, daß Fleisch, gutes Fleisch in dieser Zeit in Rußland kein ganz alltäglicher Genuß war. Im übrigen schmeckte das Steinwild bestens – ausgesprochen mild und viel neutraler als etwa Schaffleisch.

Wir kamen zunächst tagelang nicht vom Dschangi Kosch weg. Gleich in der ersten Nacht rebellierte Walters Magen, und mein Gefährte hing zwei Tage mit kreidebleichem Gesicht in den Seilen. Inzwischen stellte sich heraus, daß Slawa beim Sprung über eine Spalte sein Kreuz lädiert hatte und deswegen nicht mitgehen konnte. Dann zierte sich das Wetter. Schon ab Neun oder Zehn steckten alle Gipfel in Wolken. Unsere Tage vergingen. In einem Anfall von Panik beschlossen wir, statt der Schchara den Dych Tau im Handstreich über sein Südcouloir anzugehen: Nachts hinauf, morgens oben, mittags wieder unten. Biwakieren war nicht vorgesehen. Eine Milchmädchenrechnung. Jedenfalls schien das Couloir doch nicht so ein Himmelfahrtskommando zu sein, wie anfangs befürchtet.

Wir betrachteten es lange durch das Fernglas und sahen nur makellosen Firn ohne eine Spur von Steinschlag.
In dieser Nacht brauchten wir keine Stirnlampen. Der Mond wanderte uns entgegen, und plötzlich standen wir in seinem hellen Licht. Das steile Schneefeld war jetzt hartgefroren und trug uns schnell auf den Südwandsockel des Dych Tau. Erst am Nachmittag waren wir hier gewesen, um den Einstieg aus der Nähe zu erkunden und uns den Zugang zum Couloir genau einzuprägen. Eigentlich hätten wir ja die Schlafsäcke gleich mitnehmen sollen ...
Mit Gänsehaut hasteten wir zu unserem Materialdepot. Natürlich war auch das Getränk kalt geworden, und zum Frühstücken blieb kaum Zeit. Wir legten die Klettergurte an, machten die Eisgeräte zurecht und gingen zum Einstieg. Es war drei Uhr nachts.
Bald ist das Band gefunden, welches breit und bequem in die Südwand hineinführt. Wir queren eine erste, ziemlich breite Schneerinne, dann noch ein Stück und wir haben „unsere" erreicht:
Ein ganz, ganz schmales, unscheinbares Schneecouloir – und der Schnee ist weich wie Speiseeis. Als ernsthaft gebranntem Kind bleibt mir in solchen Rinnen immer ein gewisses Rest-Unwohlsein, auch wenn ich sie vorher einen halben Tag lang beobachtet habe. Ich muß mir einen Ruck geben, als gelte es aus dem Schützengraben zu springen. Anfangs hasten wir noch von Deckung zu Deckung, als aber alles ruhig bleibt, läßt unsere Spannung etwas nach. Der Schnee wird härter, griffiger, je höher wir kommen. Eine halbe, eine Dreiviertelstunde, eine kurze Steilstufe, und wir stehen im eigentlichen, riesigen Südcouloir des Dych Tau. Die bisherige Rinne war nur dessen Wurmfortsatz gewesen.
Schlagartig greifen unsere Steigeisen in beinharten Firn. Ein paarmal rufe ich in die Dunkelheit nach Walter hinunter. Geht schon, antwortet er, aber ich merke, wie er sich zur Ruhe zwingt. Er steigt Siebener im Fels, aber dies ist erst seine dritte alpine Eistour. Sichern? Würde viel zu lange dauern. Also weiter. Ich weiß, daß Walter einen Bruder im Gebirge verloren hat. Wieviele Eltern würden ihre Kinder nach einem solchen Verlust überhaupt noch zum Klettern lassen? Und – was würde ich sagen, wenn ... Ich verdränge das Unvorstellbare und wälze alle Fragen der Verantwortung auf die Intuition ab, die besagt, daß es schon gut gehen wird.
Und es geht tatsächlich nicht schlecht: Unmerklich ist es Tag geworden. Auch im Couloir wird es hell; wir sehen uns in einer beruhigend makellosen, fast 50 Meter breiten Firnrinne zwischen steilen, hohen Wänden aus beruhigend festem Fels. Nach dem ersten fahlen Licht explodiert die Morgensonne drüben auf der Schchara. Ein herrliches Bild, doch die Kamera ist im Rucksack, und das Fleisch ist zu schwach, diesen abzunehmen. Weiter, hinauf! Der Zeitplan sitzt uns im Nacken. Vor Zwölf wollten wir wieder unten auf dem Band stehen, wir Esel: Der Dych Tau ist schließlich nicht die Wildspitze.

Natürlich steigen wir nicht mitten in dem etwa 50 Grad geneigten Couloir auf, sondern haben uns in den linken Randwinkel verkrochen, wo uns die Nähe der Felswand eine Illusion von Halt gibt. Immer wieder finden wir Abseilhaken im Granit. Es sind viel mehr, als wir uns erwartet hätten, was auf einen früher relativ häufig benützten Abstiegsweg hinweist.
Der Eisschlauch führt in die Unendlichkeit. Wir hassen ihn. Ungeduldig halten wir nach der Links-Raus-Rinne Ausschau, die uns die Russen empfohlen hatten. Eine erste erweist sich als Sackgasse, die zweite führt in eine winzige Firnscharte unter abweisenden Felsen. Egal, nur raus aus dem Einerlei!
Da stehen wir nun. Halb Neun, der Gipfel noch sternfern, der Wind saukalt, die Kletterei nach Seilsicherung schreiend. Wir stellen uns taub und schwindeln uns im brüchigen, verschneiten Fels „ohne" höher. Hier oben ist eben doch etwas von den Niederschlägen der letzten Tage liegengeblieben. Irgendwann scheint es nicht mehr weiterzugehen. Eine Vierer- oder Fünfer- oder Wasweißichwievieler-Stelle hält uns auf; der Zeitplan ist sowieso schon Makulatur, ich bin am Tiefpunkt und plädiere für Rückzug. Nur nicht am Nachmittag in diesem furchtbaren Couloir stehen! Aber Walter, der mich sonst immer entscheiden ließ, hält dagegen, protestiert, pfeift auf den Zeitplan, reißt mich wieder hoch. Wir finden eine prekäre Umgehungsmöglichkeit für den Überhang und erreichen eine Rinne. Ihre Steine wissen wohl selbst nicht, nach welcher Richtung sie wegbröckeln sollen, darum bleiben sie aufeinander liegen. Nach ein paar Ewigkeiten ist auch die Rinne zu Ende, und wir stehen auf dem Schneegrat in der Sonne. Über ein ausgesetztes Wandl entern wir den höchsten Punkt.
„Punkt" ist fast wörtlich zu nehmen, denn als echter Besingi-Gipfel beschränkt sich der Dych Tau wirklich auf ein Minimum an Gipfelfläche. Wir konnten gerade noch nebeneinander darauf stehen. Nur ein meterhoher Holzprügel steckte in einem Felsspalt da; sonst fanden wir nichts, auch keine Nachricht etwaiger Besucher vor uns. Die Uhr zeigte auf Zehn. Auch an diesem Tag waren üppige Wolken aus den Tälern aufgestiegen und brodelten an den Bergflanken herum. Das östliche Nachbartal mit dem Dych-Su-Gletscher und -Fluß, das wir gerne einmal wenigstens von oben gesehen hätten, entzog sich unseren Blicken. Nur der spitzige, viereinhalbtausend Meter hohe Ailama stach durch das Wattemeer. Ganz gut war noch die Sicht nach unserer Seite. Eigentlich hatten wir ja ein unverschämtes Wetterglück, denn die letzten Tage herrschte um diese Zeit schon immer die reinste Waschküche.
Wir blieben eine Stunde auf dem Gipfel, rasteten, jausten, fotografierten und hinterlegten die obligatorische Nachricht. Dazu benützten wir einen Vordruck, den uns Slawa vor ein paar Tagen in die Hand gedrückt hatte, und der offenbar speziell für seine diesjährige Besingi-Reise auf-



Links:
Der Nordgrat
des Dych Tau
vom Brno
gesehen

Unten:
Auf dem Gipfel
des Dych Tau

wendig hergestellt worden war. Alles hielten wir minutiös darin fest: Auf- und Abstiegsrouten, Zeiten, Wetter. Nur das Feld „Seilschaftsführer" ließen wir frei und trugen uns in alphabetischer Reihenfolge, in lateinischen wie in kyrillischen Buchstaben als Teilnehmer Nr. 2 und Nr. 3 ein ...

Vielleicht wäre ein Rückweg durch das Südcouloir jetzt noch zu verantworten gewesen, doch ich wollte gar nicht daran denken. Was dann? Die Nacht abwarten? Es gelang mir, Walter für den Abstieg über den Nordgrat zu gewinnen. Wir stellten uns auf einen langen Marsch ein und taten recht daran. Mittag war längst vorbei, bevor der Grat überhaupt begann, sich dem Tal entgegenzusenken. Es war das ganze Figurenrepertoire alpiner Gratkletterei gefragt, vom Ausweichen in die Flanke über den Wächtenschleicher und dem Kriechen auf allen Vieren bis zum Abseilen. Das mußte im Aufstieg die Schlüsselstelle sein; ich schätzte sie auf mindestens Vier. Dazu noch 3000 Höhenmeter, die ganze, bei hartem Firn schwere Eisarbeit und mindestens zwei Biwaks – ein typischer „Normalweg" auf einen typischen Besingigipfel; das alles erstbegangen 1888 ...

Der Tag verging. Längst schon hatten uns die Wolken eingehüllt, und nur selten öffneten sie sich soweit, daß wir sehen konnten, wo wir uns befanden. Wir hatten langsam die Schnauze voll und hielten Ausschau nach der Scharte vor dem Misses Tau, aus der der Nordgrat ansetzt, und die wir von einem ersten Versuch vor einer Woche kannten. Von dort aus war es nur noch eine halbe Ortler-Nordwand (na ja, untere Hälfte) bis zum Russischen Biwak. Im Nebel ließen wir uns dazu verleiten, zu früh nach links abzusteigen, bemerkten aber unseren Irrtum gerade noch rechtzeitig, um ihn zum Preis von einigem Ächzen, Fluchen, Queren und Abseilen rückgängig zu machen.

Plötzlich senkten sich die Wolken um uns ins Tal ab, das Licht nahm eine warme Farbe an und der Himmel war tiefblau. Vor uns lag unsere langersehnte Scharte, aber auch der Abend und die Nacht. An unserem damaligen Umkehrpunkt vorbei stiegen wir langsam, mit furchtbaren Stollen unter den Steigeisen zur Scharte hinab. Auch hier überall diese ganz normal aussehenden, in Wirklich-

keit aber gnadenlos steilen Hänge, die keinen Rastpunkt bieten, kein gemütliches Schlendern erlauben, und die Gesicht-voraus abzusteigen Überwindung erfordert! Und dazu noch Spalten und weicher Firn und was weiß ich was noch!
Als wir das breite Felsband unterm Südgendarm des Misses Tau erreichten, war es schon stockfinster. Bei jedem Schritt stolperten wir über einen bequem ausgebauten Biwakplatz. Wir ließen uns auf den nächstbesten fallen, schmissen das Kletterzeug in einen Winkel und richteten uns mit dem Wenigen, das wir dabei hatten, für die Nacht ein. 22 Stunden Bergfron genügten.
Um sechs Uhr früh weckten mich meine kalten Zehenspitzen und ich weckte meinerseits Walter. Unser vorletzter Tag am Berg: Es blieb uns nur noch der „Knieschnackler" zum Besingigletscher hinunter, der lange, durstige „Hatscher" zum Dschangi-Kosch, um unsere Sachen zu holen, und morgen der Rückmarsch ins Alpinistenlager.
Und ausgerechnet heute war weit und breit keine Wolke zu sehen, weder am Himmel noch unten im Tal. Von unserem Biwakplatz aus konnten wir mitverfolgen, wie die westlich gelegenen Kaukasusgipfel orangerot vor dem zartblauen Morgenhimmel aufleuchteten. Der Lalwer im Vordergrund stand für die frischen, gerade erst erlebten Eindrücke, die Uschba weit hinter ihm für die, die schon Erinnerung waren, aber auch für die Träume von Zielen, die dereinst vielleicht noch Wirklichkeit werden könnten.

Lesestoff

Für ein Gebirge solcher Größe und Bedeutsamkeit ist das, was vom Kaukasus zwischen Buchdeckeln prangt, ziemlich dürftig. Die folgende Auswahl ist rein subjektiv und ohne Anspruch auf Vollständigkeit:
□ Zur Einstimmung zwei Bildbände des bekannten tschechischen Bergfotografen Vilém Heckel:
„Sonne über dem Kaukasus" (Artia, Prag 1960) behandelt die Berge des Baksan- und des Dombai-Teberda-Tales. „Als Bergsteiger im Kaukasus" (Svet Sovetu, Prag 1968) zeigt das Besingi-Gebiet und den Südkaukasus (Swanetien).
Beide Bücher muß man nicht unbedingt lesen (die Texte stammen nicht von Heckel), doch sollte man die Bilder in Ruhe betrachten. Hier war ein Könner in klassischem Schwarzweiß am Werk, einer, der, bei aller Verwurzelung in der Sehweise seiner Zeit, mit kühnen Ausschnitten und Blickwinkeln viel von der alpinen Fotografie unserer Tage vorweggenommen hat.
□ Für Bibliophile, Historiker, Wissenschaftler und Leseratten: Gottfried Merzbacher: „Aus den Hochregionen des Kaukasus. Wanderungen, Erlebnisse, Beobachtungen", 2 Bände, Duncker & Humblot, Leipzig 1901.
Zweimal knapp 1000 Seiten, davon allein 116 Seiten Sachregister, zwischen dicken hölzernen Buchdeckeln – das Riesenwerk eines weltläufigen Reisenden, tüchtigen Bergsteigers und universellen Wissenschaftlers. Mag es heute auch teilweise überholt sein, so bleibt doch sein unschätzbarer historisch-dokumentarischer Wert. Allein die Fotos und die Illustrationen, die der Verfasser nach seinen Lichtbildern von E. T. Compton, E. Platz und M. T. Diemer anfertigen ließ, würden schon dafür genügen.
□ Ein farbiges und sehr informatives Bild der geheimnisvollen südkaukasischen (georgischen) Talschaft Swanetien zeichnet das Buch von Alexander Kusnetzow: „Swanetien. In Bergen und Tälern des Kaukasus" (Brockhaus, Leipzig 1977). Keine Spur von dem formelhaften Gewäsch vieler „sozialistischer" Sachbücher, sondern mitten aus dem wirklichen Leben gegriffen! Es agieren keine Helden der Arbeiterklasse, sondern Urviecher, wie man in Bayern sagen würde. Nicht von ungefähr stammten besonders viele alpine Haudegen der früheren Sowjetunion aus Swanetien; Kusnetzow war ihr Freund und verbrachte mit ihnen viele Wochen in den Bergen, beim Skifahren und auf der Jagd ebenso wie im dörflichen All- und Festtag.
□ Wer was Feines zum Lesen will, dem sei ein kleines Buch des großen norwegischen Erzählers Knut Hamsun empfohlen: „Im Märchenland. Erlebtes und Erträumtes aus Kaukasien" (Langen, München 1903). Obwohl es nur zum geringeren Teil vom Gebirge selbst handelt (Fahrt über die Grusinische Heerstraße per Kutsche) und trotz seiner antisemitischen Ausfälle ist es ein literarisches Meisterstück mit vorwärtsstürmender Handlung und von überragender Bilderkraft.
□ Als erste, kompakte Information kann „Der Bergsteiger" Nr. 11/1985, Verlag F. A. Bruckmann, München, mit dem Gebietsthema Kaukasus dienen. Hier ist besonders auf die kenntnisreichen Beiträge von Fritz Schmitt und Jiri Novák hinzuweisen.
□ Last but not least hat es ein Verlag in unseren Tagen sogar gewagt, einen Kaukasusführer (neu) herauszugeben! Es handelt sich um den Verlag J. Berg, München, in dem 1991 Friedrich Benders „Zentralkaukasus: Swanetische Kette. Bergtouren zwischen Elbrus und Besingi" erschienen ist. Es handelt sich um eine deutsche Bearbeitung des großen russischen Führers von Naumow, die in bescheidener Aufmachung schon zu DDR-Zeiten existierte. Die ansprechend gemachte Neuauflage bringt eine Auswahl von 80 Touren aus dem Baksan- und aus dem Besingi-Gebiet.
Leider haben alle genannten Veröffentlichungen, außer der letzten und vielleicht der vorletzten einen Nachteil gemeinsam: Für den, der keinen Zugriff auf eine hochspezialisierte Alpinbibliothek hat, werden sie so gut wie unzugänglich sein. Welche Möglichkeiten für die alpinen Verlage, schöne Reprints herauszubringen!

Auf den Spuren von Rickmer Rickmers

Deutsche Beiträge zur bergsteigerischen und wissenschaftlichen Erschließung des Pamirgebirges in Mittelasien

Günter Jung
(Text und Fotos)

Zur Geographie des Pamir

Strahlenförmig breiten sich vom Pamir die anderen mächtigen Gebirge Mittelasiens aus: Alai und Transalai nach Nordosten, Tienschan und Kunlun nach Osten, Karakorum und Himalaya nach Südosten, Hindukusch nach Südwesten. Das Hochland des Pamir (aus dem Türkischen, zu übersetzen mit „kalte Steppenweide") wird deshalb auch häufig als das „Dach der Welt" bezeichnet. Das Gebirge liegt zwischen dem 37. und 40. Grad nördlicher Breite und dem 71. und 76. Grad östlicher Länge und grenzt an mehrere Staaten: Afghanistan, China, Indien, Pakistan und die Nachfolgestaaten der ehemaligen UdSSR. Der größte Flächenanteil des Pamir liegt auf dem Territorium der ehemaligen Sowjetunion, in den neuen Staaten Tadshikistan, Kirgistan und Usbekistan. Gewaltige Gebirgsketten türmen sich auf, meist in Ost-West-Richtung verlaufend und kulminierend in den drei Bergen, die die Siebentausend-Meter-Grenze überschreiten: Pik Korshenewskaja, 7105 m, in der nördlichen Akademiekette; Pik Lenin, 7134 m, im Transalai und Pik Kommunismus, 7495 m, im Schnittpunkt von Peter des Großen- und Akademiekette. Sie sind natürlich Hauptanziehungspunkte für in- und ausländische Bergsteiger. Aber es gibt auch eine große Anzahl weiterer attraktiver, selten bestiegener und schwieriger Sechstausender, z. B. Pik Dshershinski, 6713 m; Pik Moskwa, 6785 m; Pik Garmo, 6595 m; Pik Achmadi-Donish, 6665 m; Pik Moskau-Peking, 6860 m. Die höchsten Gipfel des gesamten Pamir liegen allerdings in China (Kungur Tag, 7719 m und Mustagh-Ata, 7546 m), und beim Kungur Tag gibt es keine gesicherten Erkenntnisse über eine erfolgreiche Besteigung.

Der Pamir ist ein Land der Kontraste. Neben Eiswüsten existieren Kieswüsten, Gletscher dringen in fruchtbares Kulturland vor, große Seen grenzen an wasserlose Fels- und Geröllhalden. Etwa auf der geographischen Länge des Fedtschenko-Gletschers kann man sich eine Trennlinie in einen westlichen und einen östlichen Pamir vorstellen, die völlig verschiedene Landschaftscharaktere aufweisen.

Der Ostpamir stellt eine wüstenhafte Hochebene dar mit etwa 4000 m durchschnittlicher Höhe, die von den umgebenden Bergkämmen nur wenig überragt wird. Typisch sind abflußlose Kessel mit großen Salzseen (z. B. Karakul-See, 384 Quadratkilometer, über 200 Meter tief und während der Hälfte des Jahres zugefroren). Diese Hochgebirgswüste ist durch ein extrem trockenes Höhenklima mit krassen Temperaturgegensätzen geprägt.

Der westliche Pamir zeigt dagegen ein stark gegliedertes Relief. Zwischen die gewaltigen Bergketten haben sich reißende Flüsse ihr tiefes Flußbett gegraben. Alle diese Flüsse entsenden ihre Wassermassen in westliche Richtung zum Pjandsh und weiter zum Amudarja, dem Oxus der alten Griechen. Von den relativ reichlichen Niederschlägen im westlichen Pamir profitieren vor allem die nach Westen und Süden gelegenen Hänge. Hier und entlang der flacheren Flußufer hat sich eine reichhaltige Vegetation angesiedelt. Die meisten Flußtäler aber besitzen cañonartigen Charakter und sind zu Fuß unpassierbar bzw. nur mit außergewöhnlichen Schwierigkeiten zu begehen. In den letzten 60 Jahren ist es durch erzwungene Aussiedlung und den Wunsch vieler Bewohner nach mehr Zivilisation, Bildung und Bequemlichkeit zur weitgehenden Entvölkerung ganzer Gebiete gekommen. So wurde man beispielsweise Ende der 20er/Anfang der 30er Jahre der „islamischen Konterrevolution" gegen die Einführung der sozialistischen Gesellschaftsordnung erst Herr, als man den von Afghanistan aus operierenden alten Machthabern den wirtschaftlichen und moralischen Rückhalt bei der nun nicht mehr existenten Bevölkerung entzog. Seitdem viele Kischlaks (Ortschaften) unbewohnt sind, bestand kein Anlaß zur Erhaltung der alten Pfade mit ihren abenteuerlichen Owringis und Balkenbrücken. Lawinen, Erdrutsche, Hochwasser und Erdbeben haben ihr Zerstörungswerk gründlich getan. In den 50er und 60er Jahren haben Expeditionen die fehlenden Brücken oft durch Stahlseile ersetzt, über deren Zustand und Vorhandensein am Beginn einer Tour heute kein Mensch mehr Auskunft geben kann. Außer in den teilweise befahrenen Tälern des Obichingou und des Wantsch ist somit der Helikopter eine notwendige Voraussetzung für das Erreichen des geplanten Basislagers für Bergbesteigungen.

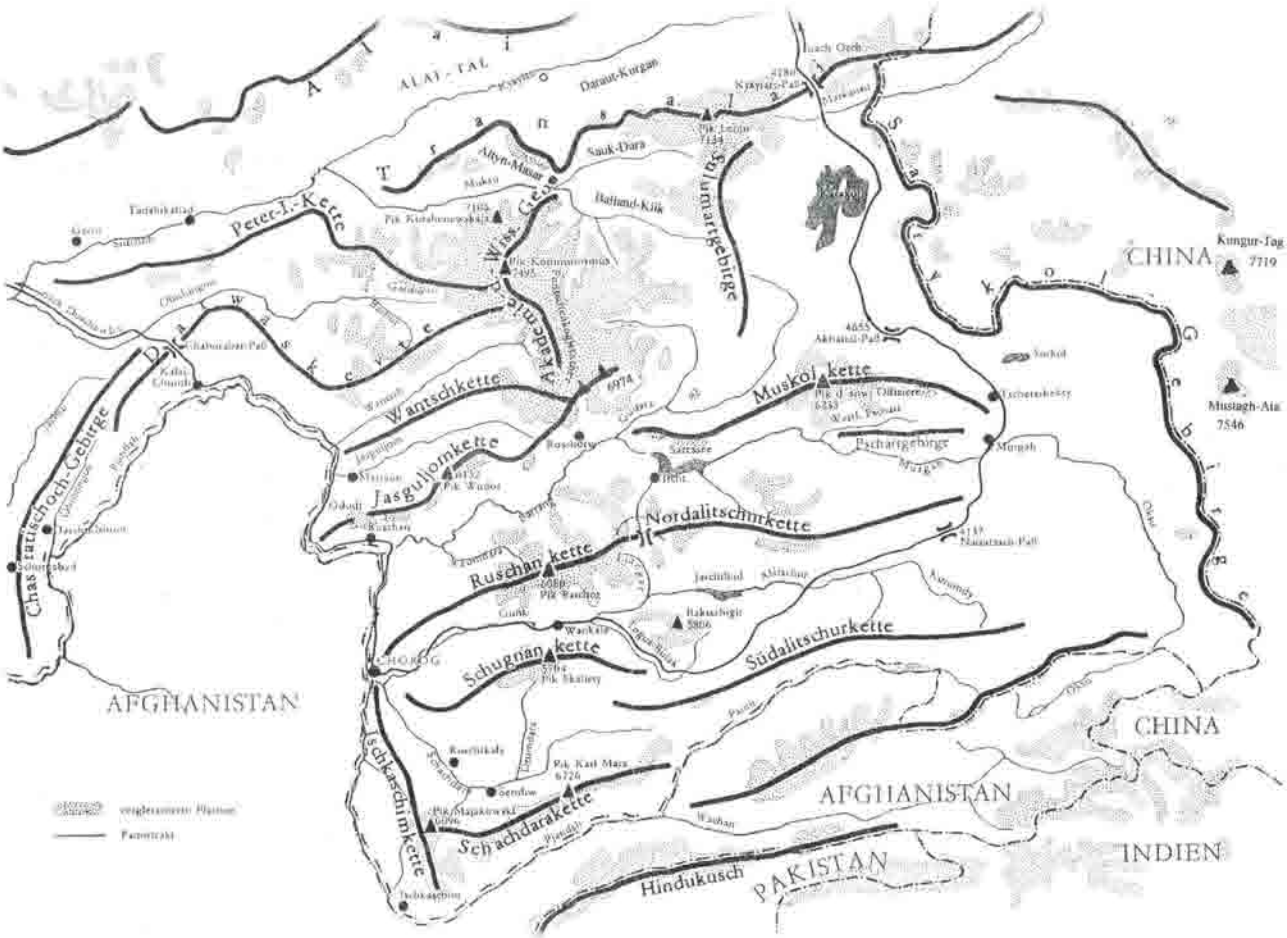
Unten:
Die Gebirgsketten
des Pamir

Diesen Erfordernissen und dem Wunsch ausländischer Alpinisten nach der Besteigung hoher Berge Rechnung tragend, wurden und werden Basecamps im Pamir betrieben. Die frühere staatlich unterstützte Alpinistenföderation wird dabei zunehmend durch private Trekkingunternehmen ersetzt. Die Lager an der Sulojewwiese am Fortambek-Gletscher (für Pik Kommunismus), am Moskwin-Gletscher (für Pik Korshenewskaja und Pik Kommunismus) sowie am Fedtschenko-Gletscher (für Pik Revolution, 6974 m) werden ausnahmslos mit Hubschrauber angeflogen, nur das Lager am Atschik-Tasch-Fluß (für die Pik Lenin-Besteigung) ist auch mit LKW erreichbar.

Erste Vorstöße in die Berge des Pamir

Über einer Fülle von aktuellen Informationen sind einige Jubiläen, die den Beitrag deutscher Bergsteiger und Geowissenschaftler bei der Erforschung Mittelasiens, speziell der Berge des Pamir, geleistet haben, fast in Vergessenheit geraten. Diese Erschließer- und Forschertätigkeit konzentriert sich vorwiegend auf die Zeit zwischen Jahrhundertwende und 1928. Aus deutscher Sicht sind es heuer 81 Jahre, daß eine vom DuOeAV unterstützte Expedition in einem Randgebirge des Pamir tätig war (1913), und vor 66 Jahren (1928) war eine deutsch-sowjetische Expedition im zentralen Pamir sehr erfolgreich. Bei Gesprächen mit russischen Geowissenschaftlern und Bergsteigern wurden die Namen von Expeditionsleiter Rickmers, von Finsterwalder und den anderen deutschen Teilnehmern mit Hochachtung und Sachkenntnis genannt. Das sollte auch in deutschen Bergsteigerkreisen Anlaß und Verpflichtung sein, die Leistungen dieser Pioniere zu würdigen. Bergsteigerische Ziele und Erfolge waren dabei fast nie Selbstzweck, sondern meist „Abfallprodukt" wissenschaftlicher Tätigkeit oder wissenschaftlicher Hilfsdienste für Geologen, Geographen, Glaziologen, Kartographen u. a.

Allererste Forschungsreisen in den Pamir unternahmen etwa ab 1870 bis zum Beginn des ersten Weltkrieges russische Forscher, von denen stellvertretend Fedtschenko, Muschketov, Oschanin, Korshenewski und Kostenko



Beim Aufstieg über den Borodkinpfeiler zum Pik Kommunismus beherrscht der nur 13 Kilometer entfernte Pik Korshenewskaja die Szenerie

genannt seien. Dabei verzeichnen Korshenewski und Oschanin die spektakulärsten und für spätere Bergsteigergenerationen bedeutungsvollsten Entdeckungen. Der Entomologe (Insektenforscher) Oschanin entdeckt und benennt 1878 den Fedtschenko-Gletscher, ahnt aber nichts von den ungewöhnlichen Dimensionen dieses längsten außerpolaren Gletschers der Erde. N. L. Korshenewski unternimmt mehrere Expeditionen in den Nordwest- und Zentralpamir und entdeckt 1910 den Siebentausender Pik Korshenewskaja, den er nach seiner Frau benennt (der 7105 m hohe Gipfel wird erst im Jahre 1953 bestiegen).

Rickmers sucht neue Herausforderungen

Aus deutscher Sicht ist der erste bedeutende Mittelasienreisende Willi Rickmer Rickmers (1. 5. 1873–15. 6. 1965). Aus Abenteuerlust und Forscherdrang, ausgestattet mit russischen Sprachkenntnissen und bergsteigerischen Fähigkeiten, besucht er vor und nach der Jahrhundertwende sowohl die Berge des Kaukasus (die Uschba-Südgipfel-Erstbesteigung im Juli 1903 geht auf seine Initiative zurück; seine Kenntnisse von Sprache, Land, Leuten und des Berges sind entscheidend für diesen und andere Erfolge) als auch die Berge des Pamir. Anfangs sind es die

Blick vom Gipfel des Pik Kommunismus Richtung Südosten. Die „Autobahn" in Bildmitte ist der Fedtschenkogletscher mit seiner riesigen Mittelmoräne. Die Gletscher zum Betrachter hin fließen ins Wantsch- und Jasgulemtal ab. Ganz rechts die hohen Sechstausender (u. a. Pik Revolution, 6974 m) am Beginn des Nährbeckens des Fedtschenkogletschers

relativ harmlosen Vorberge im Emirat Buchara, in denen er 1896 und 1898 mit Erfolg unterwegs ist. Aber schon 1906 dringt er auf Oschanins Spuren in Begleitung seiner Frau Mabel, des Bergführers Albert Lorenz aus Galtür und des „Uschba-Mädels" Cenzi von Ficker bis in die Peter des Großen-Kette vor und besteigt einen der höchsten Gipfel am westlichen Rand des Pamir. Der Große Atschik, von Rickmers mit 6100 m Höhe angegeben, ist nach heutigen Vermessungen allerdings „nur" noch 5300 m hoch. Trotzdem ist dies als Pionierleistung zu bewerten. Möglicherweise erkennt Rickmers hier schon, daß der Pamir ein weites Betätigungsfeld für Expeditionen ist und daß Wissenschaftler auch Bergsteiger sein müssen oder bergsteigende Hilfskräfte in die Mannschaft integriert sein müssen.

Die Expedition von 1913

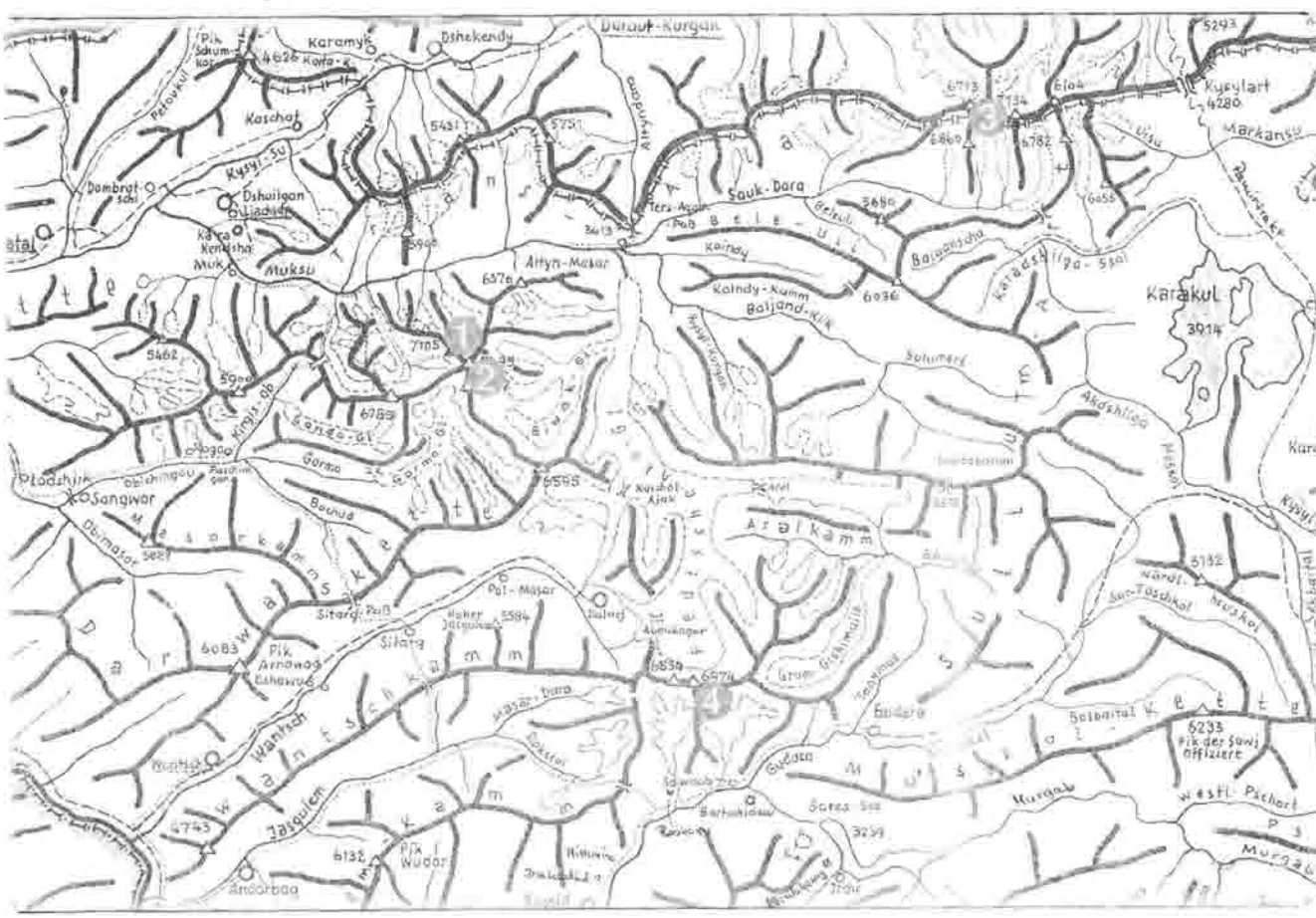
Im Jahre 1913 ist Rickmers Leiter der ersten vom DuOeAV auch finanziell unterstützten Expedition, die ein außereuropäisches Gebiet zum Ziel hat. Politisch gehört dieses Gebiet zwischen den Flüssen Surchob und Obichingou zum Emirat Buchara, das unter russischem Schutz steht. Aufgaben der Expedition sind topographische und gletscherkundliche Forschungen. Vor allem die großen Moränen der Tuptschak-Hochebene, von Rickmers schon 1906 erkannt, versprechen reiche wissenschaftliche Ausbeute. Teilnehmer ist neben Rickmers noch Dr. Wilhelm Deimler, der sich der Kartenaufnahme, der Ortsbestimmung und der Höhenmessung widmet. Im Ergebnis entsteht eine Karte, mit der wir rund 75 Jahre später im Expeditionsgebiet unterwegs waren (siehe auch Beitrag im AV-Jahrbuch 1993 „Obichingou"). Berge, Pässe, Flüsse und Ortschaften tragen auf dieser Karte schon weitgehend ihre auch heute gebräuchlichen Namen. Einige Umbenennungen hat es natürlich in der Sowjetzeit gegeben. Dadurch wird das Studium der Originalberichte erschwert, denn auf sowjetischen Karten sucht man vergebens z. B. nach Brückner- oder Finsterwalder-Gletscher (umbenannt in Sugran- und Dawlachan-Gletscher). Dr. Richard von Klebelsberg (tätig als wissenschaftlicher Berater im Alpinen Museum München) widmet sich als gelernter Geologe 1913 den gletscherkundlichen Forschungen, wobei er von Prof. Heinz von Ficker tatkräftig unterstützt wird. Klebelsberg schafft ein geologisches Übersichtsmodell über das Expeditionsgebiet, erkennt den Wachsch-Bruch als eine der wichtig-

sten tektonischen Leitlinien und großen Tiefenbrüche Mittelasiens und als Grenze zwischen den erdgeschichtlichen jungen Pamir- und den älteren Tien-Schan-Gebirgssystemen. Diesem Bruch folgt eine Thermalquellen- und Erdbebenlinie. Von größter Bedeutung sind die gletscherkundlichen Ergebnisse: An Hand der Lage alter Endmoränen werden die Dimensionen der eiszeitlichen Talgletscher bestimmt. So hatte der heute 77 km lange Fedtschenko-Gletscher in der Eiszeit eine Länge von 170 km und füllte das gesamte Muksutal mit einer Mächtigkeit von einigen hundert Metern aus. Der Turkestanische Gletschertyp wird erkannt und später – da sein Vorkommen nicht nur auf Pamir/Turkestan beschränkt ist – als Lawinenkesseltyp definiert. Teilnehmer auf eigene Kosten sind 1913 außerdem Dr. Kaltenbach (Arzt), Frau Kaltenbach (Malerin), der Fotograf Erich Kuhlmann und Frau Rickmers. Die bergsteigerische Ausbeute sind etwa 30 Gipfel bis zu einer maximalen Höhe von 5300 m. Die Besteigungen sind aber meist nur Mittel zum Zweck der Vermessung, der Orientierung und der Übersicht.

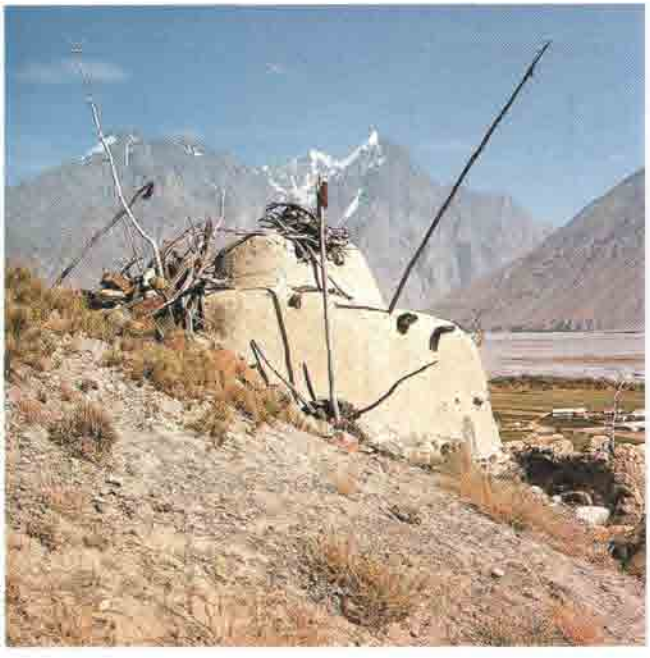
Die Expedition von 1928

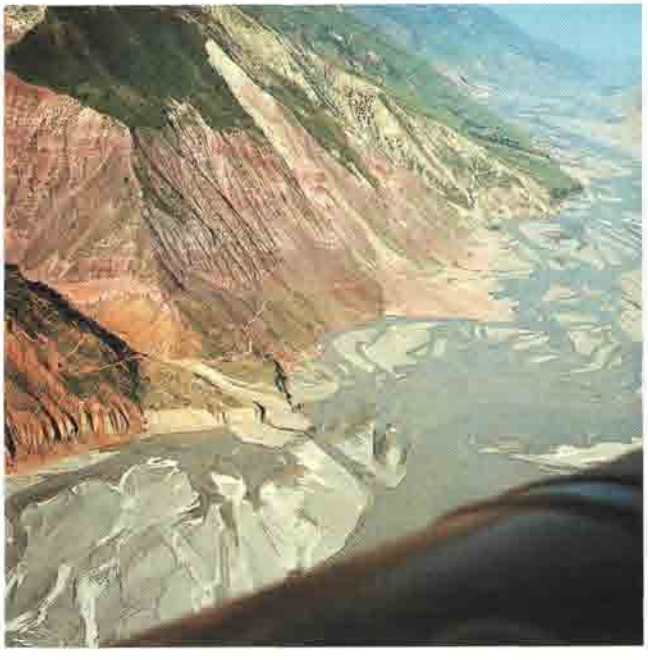
Die Pamir-Alai-Expedition 1928 war die unmittelbare Fortsetzung der Alpenvereinsfahrt von 1913. Veranstaltet wurde sie von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und dem Alpenverein. Anreger und Befürworter waren in erster Linie N. L. Korshenewski auf russischer Seite und Prof. Heinz von Ficker auf deutscher Seite. Mit der Leitung der elfköpfigen deutschen Gruppe wurde wiederum der erfahrene Rickmer Rickmers betraut, mit 55 Jahren nun schon ein alter Hase. Elf namhafte sowjetische Wissenschaftler, einige Bergsteiger und ein ganzer Troß von Hilfskräften – insgesamt 107 Teilnehmer – ergänzen das deutsche Kontingent. Ziele der Gemeinschaftsexpedition sind die Fortsetzung der Forschungen von 1913, nun aber weiter östlich: Tilgung weißer Flecken auf den Pamirkarten, exakte Vermessung der wichtigsten Gebirgsketten und Gipfel, Vermessungsarbeiten an Gletschern, Auffinden und Begehung des Fedtschenko-Gletschers in ganzer

Die Expeditionsgebiete von 1913 (linke Hälfte) und 1928 (um den Fedtschenkogletscher)
1 = Pik Korshenewskaja; 2 = Pik Kommunismus; 3 = Pik Lenin; 4 = Pik Revolution



Unten: Das riesige Massiv des Pik Lenin (7134 m) von Norden, aus dem Atschik-Tasch-Tal. Die deutschen Erstbegeher kamen von Süden auf den Krylenko-Paß (links der Bildmitte) und mußten über den endlos langen Grat aufsteigen. Der heute übliche Normalaufstieg erfolgt von Norden über den Leningletscher (hinter dem felsigen Grat im Vordergrund rechts) und erreicht den Gipfel von Westen





Oben: Übergang über den Karakasyk-Paß
ins Alai-Tal
Seite 108 ganz links: Altyn-Masar (Goldenes Grab)
war im September 1928 Treffpunkt der verschiedenen
Gruppen der Rickmersexpedition. Von hier aus
starteten die Bergsteiger zur Erstbesteigung
des Pik Lenin
Links: Am Kysylsu-Fluß (Alai-Tal)

Ausdehnung, Klarheit über topografischen und geologischen Aufbau der Gebirgsketten und deren Zusammenhänge untereinander. Teilnehmer auf deutscher Seite sind neben Rickmers, der die organisatorischen Fäden in der Hand hat, die Wissenschaftler Finsterwalder (Geodät), Biersack (Topograf), Nöth (Geologe), Reinig (Zoologe), Lentz (Sprachforscher) und Kohlhaupt (Arzt). Zur Bergsteigergruppe gehören Eugen Allwein, Erwin Schneider, Philipp Borchers und Karlo Wien.

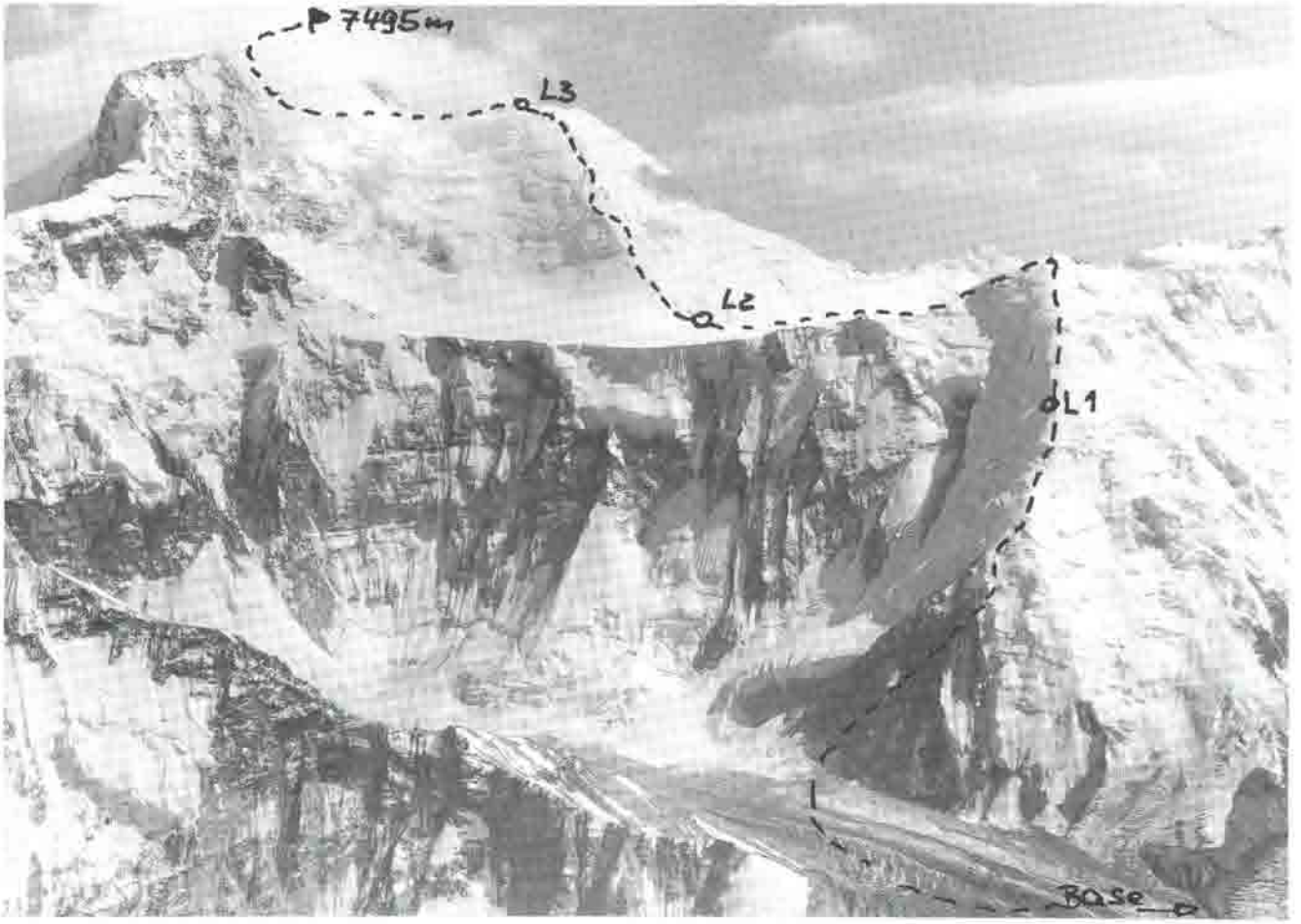
Wer sich die Mühe macht, die Originalberichte zu lesen und den „Reiseweg" auf einer (wenn vorhanden, dann wie ein Heiligtum hüten!) Karte zu verfolgen, kann nur mit Hochachtung von der Leistung der Fahrtteilnehmer sprechen. Was in diesen sechs Monaten, davon fünf Monate im Gebirge, an wissenschaftlichen und bergsteigerischen Leistungen vollbracht wird, ist auch aus heutiger Sicht und mit heutigen Maßstäben als einmalig zu bezeichnen. Wenn Rickmers dann schreibt, daß er dem Leser (seines phantastischen Buches „Alai – Alai", Brockhaus Verlag 1930, und der Beiträge in der Zeitschrift des DuOeAV 1929) nichts Aufregendes mitzuteilen habe – da möge so mancher der heutigen Berichterstatter den Erlebnisgehalt seiner Berichte daran messen. Als wir nach 1988 bei zwei Versuchen vor dem Fedtschenko-Gletscher saßen und wegen der Wasserführung des Muksu nicht auf den Gletscher kamen und dann die entsprechenden Passagen in den Rickmers-Berichten nachlasen, relativierte sich vieles wieder (die Rickmers-Expedition besaß Empfehlungsschreiben, örtliche Behörden und Beamte waren zur Unterstützung verpflichtet; der Muksu wurde Mitte September bei niedrigstem Wasserstand überschritten, und zwar mit Hilfe orts- und geländekundiger Einheimischer, die auch Pferde zur Verfügung stellen konnten). Was wir im Pamir und an anderen Stellen im Wilden Osten „auf den Spuren von Rickmer Rickmers" erlebt haben, wird immer zu unseren großen Erlebnissen und Abenteuern gehören.

Bergsteigerische Erfolge

Die umfangreichen wissenschaftlichen und bergsteigerischen Aufgabenstellungen ließen sich aufgrund der personellen Zusammensetzung und der Einsatzbereitschaft aller Expeditionsteilnehmer gut miteinander verbinden. Ziel der vier Bergsteiger, die auf Kosten des DuOeAV an der Fahrt teilnehmen, sind natürlich die hohen Gipfel, darunter nach Möglichkeit auch der höchste Berg der Sowjetunion. Wo dieser liegt, ist vorerst unbekannt und führt später zu überraschenden Erkenntnissen. Das Aufspüren der Berge, der Pässe und der Anmarschwege ist verbunden mit der Lösung sowohl bergsteigerischer als auch wissenschaftlicher Aufgabenstellungen. So stehen die Bergsteiger im Dienste der Wissenschaft, ohne gänzlich auf Gipfelbesteigungen verzichten zu müssen. Im Gegenteil, es werden ganz hervorragende Erfolge erzielt: Durch die Bergsteigergruppe werden 14 Gipfel unter 4000 m Höhe bestiegen, vier Gipfel zwischen 4000 und 5000 m Höhe, 29 Gipfel zwischen 5000 und 6000 m Höhe, acht Gipfel zwischen 6000 und 7000 m Höhe. Höhepunkt ist zweifellos die Erstbesteigung des 7134 m hohen Pik Lenin (früher Pik Kaufmann) von Süden aus dem Sauk-Dara-Tal am 25. 9. 1928. Dieser Weg ist aufgrund seiner schwierigen Anmarschverhältnisse heute nicht mehr üblich (problematische Flußdurchquerungen, langer Anmarschweg durch völlig menschenleeres Gebiet, damit Gepäcktransport nur aus eigener Kraft u. a.). Der Pik Lenin gilt zu diesem Zeitpunkt als höchster Berg der Sowjetunion und zusammen mit den Himalaya-Siebentausendern Trisul und Kabru als höchster bisher bestiegener Gipfel (an Achttausendern war man schon wesentlich höher gekommen, aber eben nicht bis auf den Gipfel). Aber auch Finsterwalder und Biersack besteigen während ihrer wissenschaftlichen Arbeiten fleißig Gipfel, darunter schwierige Sechstausender (Pik Gorbunow, 6030 m, am Ostrand des Fedtschenko-Gletschers u. a.). Andere deutsche sowie auch die russischen Teilnehmer besteigen ebenfalls Vier- und Fünftausender.

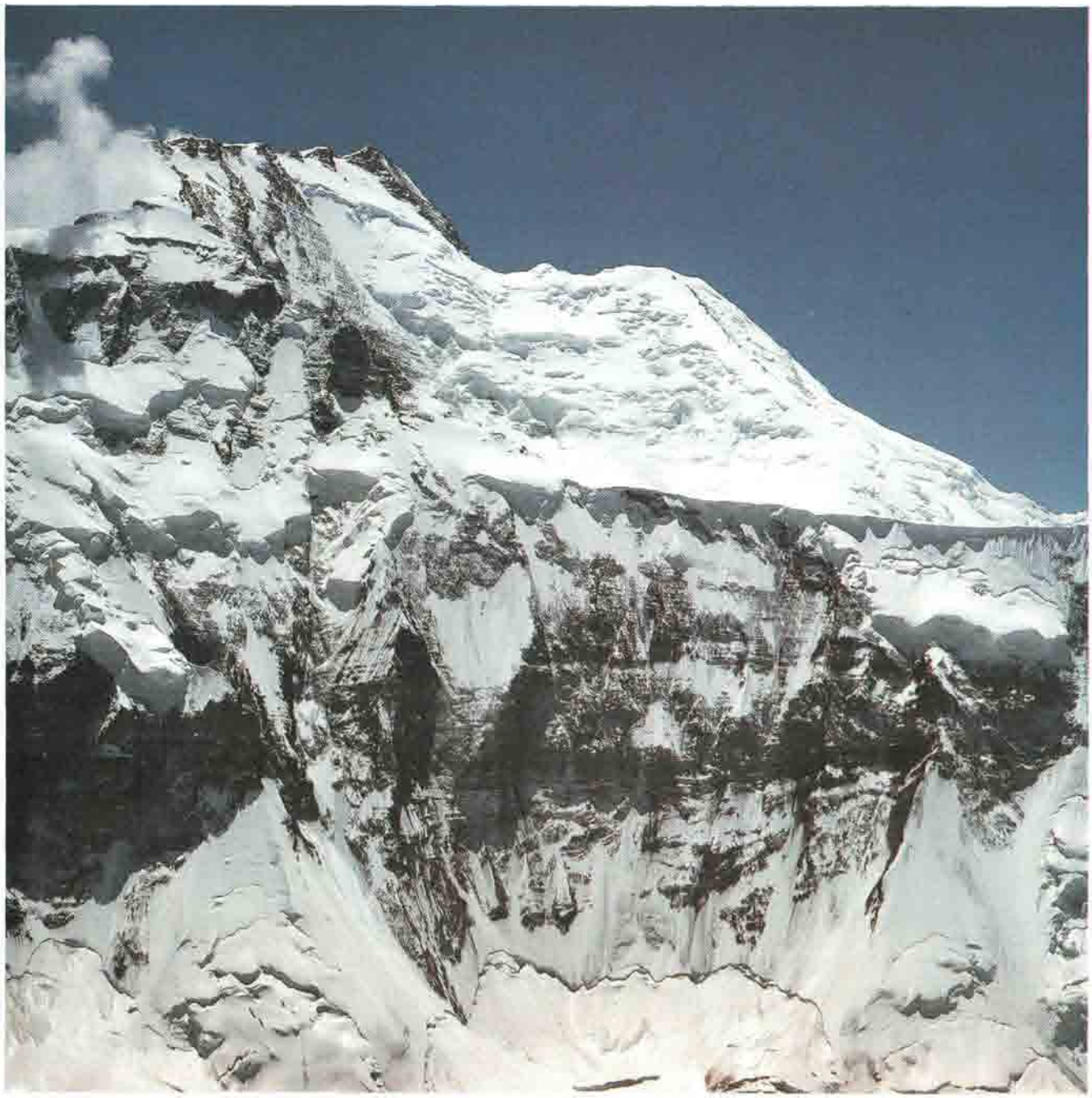
Wissenschaftliche Erfolgsbilanz als Ergebnis einmaligen Teamworks

Wichtiger als die bergsteigerischen sind die wissenschaftlichen Ergebnisse der Pamir-Alai-Expedition von 1928.
Zum ersten Mal wird der Fedtschenko-Gletscher begangen (und zwar in voller Länge) und Klarheit über seinen Verlauf und seine Dimensionen geschaffen. Mit 77 km Länge ist er der längste außerpolare Talgletscher der Erde. Sein Einzugsgebiet ist riesig (1375 Quadratkilometer). Das Firnbecken, in dem er sich bildet, liegt in 5000 m Höhe und ist von hohen Sechstausendern umstanden. Erstbestiegen werden davon das Breithorn (heute Pik der 26 Bakuer Kommissare, 6850 m) am 30. 8. 1928 durch Allwein, Schneider und Wien und Pik Ficker, 6725 m, am 29. 8. 1928 durch Schneider und Wien. Ein Versuch am Dreispitz (heute Pik Revolution, 6974 m, Erstbesteigung 1954) scheitert. Die Gletscherzunge des Fedtschenko-Gletschers liegt in 2900 m Höhe. Der Abfluß des Gletschers, der Sel Dara, bildet zusammen mit den anderen Gletscherflüssen Biland-Kiik, Kaindy und Sauk-Dara (letzterer entwässert die gesamte Pik Lenin-Südseite) den Muksu. Die Wasserführung ist so gewaltig, daß man wenig Chancen hat, die etwa 8 km (Luftlinie) zwischen Altyn-Masar und Gletscherzunge ohne Hubschrauberhilfe unfallfrei zu überwinden. Etwa 100 Flußarme, deren Verlauf und Tiefe fast täglichen Veränderungen unterliegen, machen schon den Versuch zu einem Lotteriespiel mit ungewissem Ausgang.



Pik Kommunismus (7495 m; Gipfel in Wolken) mit der Aufstiegsroute über den Borodkinpfeiler. Waagerecht durch die Bildmitte zieht sich nach rechts die Abbruchkante des auf 6000 m Höhe gelegenen Pamir-Plateaus. Dieses Plateau verläuft 12 km lang nach rechts, hat eine Breite von ca. 2,5 km und bricht ringsum mit bis zu 2000 m hohen Wänden zu den Gletschern ab

Der Fedtschenko-Gletscher wurde vollständig vermessen, und es entstand eine Karte im Maßstab 1 : 50 000 über die Gletschergebiete der Seltau-Gruppe (heute als nördliche Akademiekette bezeichnet) mit dem Fedtschenko-Gletscher, seinen Nebengletschern, dem 40 km langen Notgemeinschafts-Gletscher(heute:Grum-Grshimailo-Gletscher) sowie den vielen reich gegliederten Gebirgsketten am östlichen und westlichen Rand des Fedtschenko-Gletschers.
Diese Karte stellt ein bisher völlig unbekanntes Gebiet von ca. 1000 Quadratkilometer Fläche fast lückenlos und in so hervorragender Qualität dar, daß es bis heute darüber nichts besseres gibt. Die heutigen Untersuchungen sowjetischer Glaziologen über Strömungsverhältnisse, Eishaushalt und Oberflächenveränderungen basieren auf dieser Finsterwalder-Karte. 1958 – nur 30 Jahre nach Finsterwalder – war eine Expedition der Usbekischen Akademie der Wissenschaften wieder am Fedtschenko-Gletscher tätig. Teilnehmen konnten auch vier DDR-Geowissenschaftler (Dittrich, Haedicke, Mitschke und Regensburger), die eine photogrammetrische Neuvermessung des Gletschers vornahmen (die Meßpunkte von 1928 wurden verwendet, durch große Steinmänner markiert und die Messungen auf 1928 noch nicht erfaßte Gebiete ausgedehnt) und interessante Veränderungen im Laufe von nur 30 Jahren feststellten: Die Gletscherzunge hatte sich um 430 m zurückgezogen, der Gletscher hatte einen Eisvolumenverlust von rund einem Kubikkilometer, Profilmessungen und -vergleiche ergaben eine Fließgeschwindigkeit des Eises an der Gletscheroberfläche von maximal 80 cm/Tag und eine maximale Eisdicke im Mittelteil von ca. 700 Metern. Die auf Richard Finsterwalder zurückgehende 1 : 50 000er-Karte macht den Fedtschenko-Gletscher zu einem der bestuntersuchten Gletscher, so daß Veränderungen im Gletscherhaushalt der Erde immer durch Messungen an diesem längsten kontinentalen Eisgebilde feststellbar sein werden. Dazu dient auch eine ständig besetzte Forschungsstation auf einer Felsinsel im Mittelteil des Fedtschenko-Gletschers.
Eine weitere wichtige Karte ist eine Kammverlaufskarte des ca. 15 000 Quadratkilometer großen Gebietes der Seltau- und der Transalai-Gruppen. Sie stellt den westlichen Rand des bisher völlig unbekannten Pamir-Hochlandes dar und schafft Anschluß an das 1913 erforschte Gebiet. Aber auch der östliche Teil der Karte mit den heute nur schwer zugänglichen Tälern (z. B. Kaindy, Sauk-Dara, Biland Kiik, Tanimas u. a.) ist sehr genau dargestellt.
Einige Spezialkarten für gletscherkundliche Messungen und Beobachtungen werden geschaffen.



Bei der Auswertung der photogrammetrischen Aufnahmen wird nach der Expedition festgestellt, daß der Pik Lenin nicht der höchste Berg der UdSSR ist, sondern dieses Attribut dem 7495 m hohen Pik Garmo (westlich über dem Fedtschenko-Gletscher gelegen, 1933 durch Jewgeni Abalakow erstbestiegen, später in Pik Stalin umbenannt, heute [noch] als Pik Kommunismus bezeichnet) zukommt. Es wird ganz richtig vermutet, daß seine Besteigung vom Fedtschenko-Gletscher äußerst schwierig, gefährlich (Stein- und Eisschlag) und zeitraubend sein dürfte. Die heute üblichen Aufstiegsrouten liegen auch vorwiegend auf der Nord- und Südseite dieses gewaltigen Berges.

Ebenfalls erst die Auswertung der Messungen von 1913 und 1928 ergibt die Aufklärung eines Irrtums: Im Hintergrund des Garmotales entfaltet sich die östliche Peter des Großen-Kette zu eindrucksvoller Größe, von Süden stößt die Darwas-Kette zu ihr. Am Knotenpunkt beider Gebirgsketten liegt der höchste Gipfel, den Deimler 1913 mit 7050 m Höhe angibt und als Sandal bezeichnet. In Wirklichkeit liegt der Sandal viel nördlicher (bei Altyn Masar am Muksu) und mißt nur 6100 m Höhe. Deimler hatte die sogenannte Schulter (heute Pik Duschanbe, 7050 m), einen Vorgipfel des Pik Garmo angepeilt und vermessen. Der Hauptgipfel des Pik Garmo war Deimler in Wolken verborgen geblieben. Erst die nachträgliche Auswertung der Messungen von hohen Standpunkten aus (Kaindykette und Pik Gorbunow, 6030 m) ergibt die Lösung für das „Rätsel des Garmoknotens", das auch später noch jahrzehntelang durch die Pamirliteratur geistert.

Links: Über dem Pamir-Plateau erhebt sich der Gipfel des Pik Kommunismus (siehe dazu auch die Bilderklärung auf Seite 111)

Der Geologe Dr. Nörth, aus der Schule von Prof. von Klebelsberg kommend, sammelt eine Fülle geologischer Daten, die erst als Karte ein aussagekräftiges Gesamtbild ergeben und in einem zweibändigen Werk zur Geologie und Tektonik des Pamir veröffentlicht werden.
Der Zoologe Dr. Reinig bereist alleine und losgelöst von der übrigen Expedition den gesamten Pamir und bringt wertvolle Ausbeute zum verabredeten Treffpunkt der Expedition (Altyn Masar bzw. Daraut Kurgan) mit.
Der Sprachforscher Dr. Lentz ist im oberen Bartangtal, ebenfalls monatelang alleine, tätig.
Eine wesentliche wissenschaftliche Aufgabe ist die Klärung der Frage, ob die in alten Karten und Beschreibungen erwähnten Paßübergänge Tanimaspaß (ca. 4000 m) und Kaschal Ajak Paß (4350 m) aus dem Tanimastal über den Fedtschenko-Gletscher hinweg in die westlichen Pamirtäler (Jasgulem- und Wantschtal) existieren und begehbar sind. Die Pässe werden durch deutsche und russische Teilnehmer gefunden und begangen, sind aber mit erheblichen alpinen Schwierigkeiten gewürzt. Die Pässe haben keinerlei verkehrstechnische oder sonstige Bedeutung, interessant sind sie nur für Bergsteiger.

Nach 50 Jahren auf Rickmers Spuren

Im Gegensatz zum Kaukasus, der vor allem Ende der 20er Jahre bis zum Kriegsausbruch durch deutsche und österreichische Bergsteiger frequentiert und erschlossen wird (u. a. Paul Bauer, Willy Merkl, Hugo Tomaschek, Ludwig Schmaderer, Georg Schintelmeister), endet leider mit der überaus erfolgreichen Pamir-Alai-Expedition von 1928 vorerst jede Aktivität im Pamir durch Bergsteiger und Wissenschaftler aus dem deutschsprachigen Raum. Erst 1958 beteiligen sich wieder vier DDR-Wissenschaftler sehr erfolgreich an einer Gemeinschaftsexpedition zum Fedtschenko-Gletscher (siehe S. 111).

Private Kontakte zu sowjetischen Bergsteigern und Touristenorganisationen ermöglichen DDR-Bergsteigern ab 1970 vereinzelte, meist mit viel Risiko verbundene Bergfahrten zum Pamir. Die Hauptschwierigkeiten liegen nicht in den Bergen, sondern in der Überlistung der Behörden. Meist müssen Behördenverbote umgangen und Anmarschwege improvisiert werden. Zufalls-Fahrt- und -Flugmöglichkeiten führen dazu, daß manche Gruppe in Gebieten bergsteigerisch tätig werden kann, an die sie vorher nicht in den kühnsten Träumen gedacht hat. Fast alle dieser Gruppen leben völlig autark, versorgen sich wochenlang nur aus dem eigenen Rucksack – der zu Beginn der Tour meist 50 kg und mehr wiegt – tauchen nach wochenlangem Gebirgsaufenthalt halbverhungert, aber oft mit spektakulären Erfolgen an für sowjetische Behörden unfaßbaren Stellen wieder aus der Wildnis der Berge auf. Die Behörden sind froh, das Problem schnell und ohne Aufsehen aus der Welt zu schaffen – der schnelle Rückflug der Mannschaft ist gesichert! Aber Versteckspiel und Zeitnot führen auch zu einer Reihe tödlicher Unfälle, die aus alpiner Sicht vermeidbar gewesen wären. Was Anfang und Mitte der 70er Jahre geleistet wird, ist spektakulär und nahezu unglaublich: Eine Mannschaft unter Renner und Mäder bezwingt mehrfach die „eigentlich unbegehbare" Muksu-Schlucht (eine Woche Zeitdauer mit Schwerstgepäck, Flußübergänge im Dutzend an rostigen Stahlseilen und selbstinstallierten Seilbahnen) und hat im dritten Anlauf 1974 noch genügend Kraft zur ersten ausländischen Besteigung des 7105 m hohen Pik Korshenewskaja. 1975 wird mit gleicher Mannschaft der Pik Lenin (7134 m) von Norden bestiegen, und eine kleine Gruppe Dresdener Alpinisten ist am Pik Kommunismus (7495 m) erfolgreich. Aber beide Fahrten werden von tödlichen Unfällen überschattet, die zu weiteren behördlichen Verboten und Repressalien in den Sport- und Bergsteigerorganisationen der DDR und der UdSSR führen. Für einige Jahre ist der Tatendrang ostdeutscher Bergsteiger weitgehend an die Kette gelegt und beschränkt sich auf die Teilnahme an den offiziell unterstützten internationalen Pamirlagern, die rein sportliche Zielsetzungen haben. Aber schon 1979/80 sind wieder kleine Gruppen illegal im Pamir unterwegs, werden private Kontakte zu Siebentausenderbesteigungen genutzt. Beliebt ist die Variante, sich ein Transitvisum nach Rumänien über die UdSSR zu besorgen und damit „irrtümlich" bis nach Mittelasien, in die Berge des Pamir, zu gelangen. So ist auch eine Fünf-Personen-Gruppe aus Thüringen und Dresden unterwegs, der auch der Verfasser dieses Berichtes angehört. Unser ursprüngliches Ziel war „eigentlich" der Pik Lenin. Aber der Zufall bescherte uns einen Hubschrauberflug von Dschirgatal zum Moskwin-Gletscher. Und da saßen wir nun auf einmal zwischen den beiden Siebentausendern Pik Korshenewskaja und Pik Kommunismus, ohne Kartenmaterial und ohne die geringste Ahnung über die Aufstiegsmöglichkeiten. Mit Informationen von Österreichern (Erich Vanis), Schweizern (Ruth Steinmann) und Russen „wissend gemacht", wurden beide Siebentausender bestiegen, der Fedtschenko-Gletscher mit seinen riesigen Dimensionen gesichtet und zum Wunschtraum der nächsten Jahre gekürt. In den folgenden Jahren nehmen die Aktivitäten so stark zu, daß der Verfasser nur noch den Überblick über seinen Freundeskreis behält. Vielen Unternehmungen ist gemeinsam: auf z. T. schwierigen und abenteuerlichen Anmarschwegen mit schwerstem Gepäck wird viel Kraft verbraucht; zu bemerkenswerten Gipfelbesteigungen kommt es aus Zeit-, Kraft-, Brennstoff- und Nahrungsmangel oder wegen Wetterkapriolen nur relativ selten. Zu wissenschaftlichen Arbeiten reicht die knapp bemessene Zeit nicht. Es entsteht viel gutes Bildmaterial (vorwiegend im 6 x 6-Format), für ein Pamirbuch aber interessiert sich im deutschsprachigen Raum kein Verlag.

Willi Rickmer Rickmers

Der Mensch Rickmers war ungewöhnlich. Schon zu Lebzeiten hat er seine sehr lesenswerte Biographie „Querschnitt durch mich" (Gesellschaft alpiner Bücherfreunde, München 1930) geschrieben. Zu einem Zeitpunkt, da er noch 35 turbulente und ereignisreiche Lebensjahre vor sich hatte. Er beschreibt neben seinem Äußeren auch seine Tätigkeiten als Bergsteiger, Forschungsreisender, Sammler, Skipionier und -lehrer, Schriftsteller, Dolmetscher, Philosoph, Expeditionsleiter und vieles andere mehr.
Willi Rickmer Rickmers wurde am 1. Mai 1873 in Lehe bei Hannover geboren. Seine väterlichen Vorfahren stammten von Helgoland. Die schulische und berufliche Ausbildung erfolgte in Deutschland, der Schweiz und in England. Ab 1894 studierte er in Wien Naturwissenschaften und trat der Akademischen Sektion Wien des DuOeAV bei. Zuvor hatte er aber in der Schweiz schon bergsteigerische Erfahrungen gesammelt. Ihn faszinierte das Gewaltige und Erhabene des Hochgebirges ebenso wie das Weite der Wüste. Und wenn das alles noch unbezwungen, unbekannt und unberührt war, dann kam sein angeborener Forscherdrang zur Geltung. Diese genannten Interessen führten dazu, daß er sich schon sehr frühzeitig nach dem europäischen Osten und nach Mittelasien orientierte.

Von 1894 (Reise nach Transkaukasien; Besteigung des Ararat) bis 1913 (erste Alpenvereinsexpedition in ein nichteuropäisches Gebiet) unternahm er acht Kundfahrten in den Kaukasus und das mittelasiatische Pamirgebirge. Seine dabei erworbenen Kenntnisse von Sprache, Land und Mentalität seiner Bewohner waren Grundlage für erzielte Erfolge. Größter Erfolg im Kaukasus war die Erstbesteigung des Uschba-Südgipfels im Sommer 1903 durch eine von ihm geführte Mannschaft. Außerdem wurden alle Fünftausender des Kaukasus bestiegen. 1894, 1896 und 1898 weilt er im mittelasiatischen Emirat Buchara, 1906 besteigt er dort den Großen Atschik (5400 m).
1913 kommt durch seine Anregung und durch die Unterstützung des Alpenvereins die erste deutsche Pamirexpedition zustande. Ziel sind vor allem gletscherkundliche Forschungen, „nebenbei" erfolgen einige Vier- und Fünftausenderbesteigungen in der Peter-I.-Kette. 15 Jahre später – den Krieg hat Rickmers zumindest körperlich unbeschadet überstanden – überträgt ihm der Alpenverein und die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaften die Leitung der aus 11 Bergsteigern und Wissenschaftlern bestehenden deutschen Gruppe der Deutsch-Sowjetischen Pamir-Alai-Expedition 1928. Es wird die bis heute erfolgreichste Pamirexpedition: der längste Gletscher der Erde (Fedtschenko-Gletscher, 77 km lang) wird entdeckt, vollständig begangen und vermessen; der älteste Paßübergang Kaschal-Ajak wird wiederentdeckt und begangen; der höchste Pamirgipfel (Garmo, heute noch Pik Kommunismus, 7495 m) wird entdeckt und vermessen; der Pik Lenin (7134 m, bis 1928 als höchster Gipfel der Sowjetunion angesehen) wird durch drei Expeditionsmitglieder erstbestiegen. Rickmers ist Organisator, Koordinator, Dolmetscher, Zahlmeister, Pferdeknecht, „Mädchen für alles" und damit der Vater aller Erfolge. Unter russischen Geologen, Glaziologen und Geographen, die „draußen im Feld" arbeiten, ist sein Name auch heute noch mit der Pamirerschließung untrennbar verbunden. Sein großartiges Buch „Alai! Alai!" (Brockhausverlag 1930) liest sich wie ein Krimi. Aber man sollte das Expeditionsgeschehen anhand einer Pamirkarte (falls vorhanden) nachvollziehen können. Nur so kann man die Leistungen der Teilnehmer richtig einschätzen und würdigen. Mit der 28er-Expedition – nach 34 erfolgreichen Jahren – geht die Rickmers-Ära in Mittelasien zu Ende. Aber durch Europa zigeunert Rickmers auch noch in den 30er Jahren: mit Pfadfindern, mit Kletterfreunden, mit seiner Frau Mabel. Der Kriegsausbruch zwingt den fast 70jährigen zur Ruhe. Ihm wird der Ausspruch „wer einmal auf Asiens Boden schlief, kehrt immer wieder dorthin zurück" zugeschrieben.

Hervorheben muß man das Engagement Rickmers' als Skipionier. In den Wintern von 1903 bis 1912 hält er in Deutschland und Österreich Skikurse ab und propagiert die Schule von Matthias Zdarsky. Ständig ist er auf der Suche nach geeignetem Skigelände. Manches Bergdorf hat ihm seinen „Aufschwung" zum Wintersportplatz „zu verdanken".
Aber nicht nur als Bergsteiger und Skifahrer betätigt sich Rickmers. Er schrieb einige ungewöhnliche und lesenswerte Bücher. Neben den oben erwähnten Titeln erschien „The Duab of Turkestan" (Cambridge 1913), „Die Wallfahrt zum Wahren Jacob" (Brockhaus 1930) sowie einige philosophische Betrachtungen.

Die umfangreichen Sammlungen seiner Reisen und Studien stellte er der Allgemeinheit zur Verfügung. Ca. 5000 Bände stiftete er dem Alpenverein und schuf damit schon 1901 den Grundstock für die Alpenvereinsbibliothek in München. Seine Buchara-Sammlungen schenkte Rickmers dem Museum für Völkerkunde in Berlin.
Rickmers sprach fünf Sprachen und war als Dolmetscher und Übersetzer tätig. Von geographischen Gesellschaften und alpinen Vereinen wurde er mit Medaillen und Ehrungen bedacht, die Uni Innsbruck verlieh ihm den Ehrendoktor-Titel.
So ungewöhnlich wie er gelebt hatte, so ungewöhnlich verabschiedete er sich auch von der Welt mit einer kleinen unscheinbaren Todesanzeige: „Dr. Willi Rickmer Rickmers, gestorben am 15. 6. 65. Er läßt Euch grüßen!" Als er in München verstarb, war Rickmers 92 Jahre alt geworden.

Auf der Treppe zum Himmel

Unterwegs in Patagonien, Brasilien und Venezuela

Bernd Arnold
(Text und Fotos)

Auch die Gefährten sollten ihren Platz haben in Bernd Arnolds Erinnerungsmosaik von einer Südamerikareise im Winter '93/94. Das gilt besonders für Kurt Albert, dessen Rolle innerhalb der international zuletzt erfolgreichsten deutschen Seilschaft mit Wolfgang Güllich häufig unterbewertet wird. Als Garant für die Meisterung alpinistischer Herausforderungen hat Kurt darin jedenfalls nicht lediglich untergeordnete Dienste geleistet. Den Bernd Arnold aber kennt er von regelmäßigen Besuchen im Elbsandsteingebirge schon seit jenen Jahren, als letzteres für die meisten Kletterer der damaligen DDR noch auf unabsehbare Zeit ihr „goldener Käfig" gewesen ist. Und bis heute, also über die dem „Fall der Mauer" folgenden Umwälzungen hinaus, hat beider Gefährtenschaft so selbstverständlichen Bestand, wie das ja leider nicht immer als selbstverständlich gelten kann.
Über die gemeinsamen Unternehmungen – noch mit Wolfgang Güllich zusammen – im Karakorum und in Patagonien haben Bernd Arnold in „BERG '90" und Wolfgang Güllich in „Berg '92" berichtet. Anfang 1993 sind Bernd und Kurt miteinander auf Klettersafari in Mali (Westafrika). Von ihrer letzten „Winterreise" ('93/94) nach Patagonien, Brasilien und Venezuela aber erzählt Bernd auf den folgenden Seiten. Dazu von den Gefährten dieser Reise; von solchen, die wie sie als Besucher unterwegs, und denen, die ihnen allen Gastgeber gewesen sind. Wie andere Beiträge in diesem Buch belegen auch Bernd Arnolds Schilderungen dies nicht zuletzt: Die Verkehrsmittel, über die wir heute verfügen, lassen die Welt tatsächlich ständig kleiner werden, bringen auch entfernteste Länder und Menschen in immer nähere Nachbarschaft zueinander. Woraus eigentlich nur folgen kann, daß sich selbst mehr und mehr an den Pranger des Außenseiters gerade der gestellt sehen wird, der im Fremden nur das Befremdliche, Abzuweisende erkennen will, nicht die Eigenarten eines Nachbarn, der an uns vermutlich seinerseits verblüffende Eigenarten entdecken wird. Em

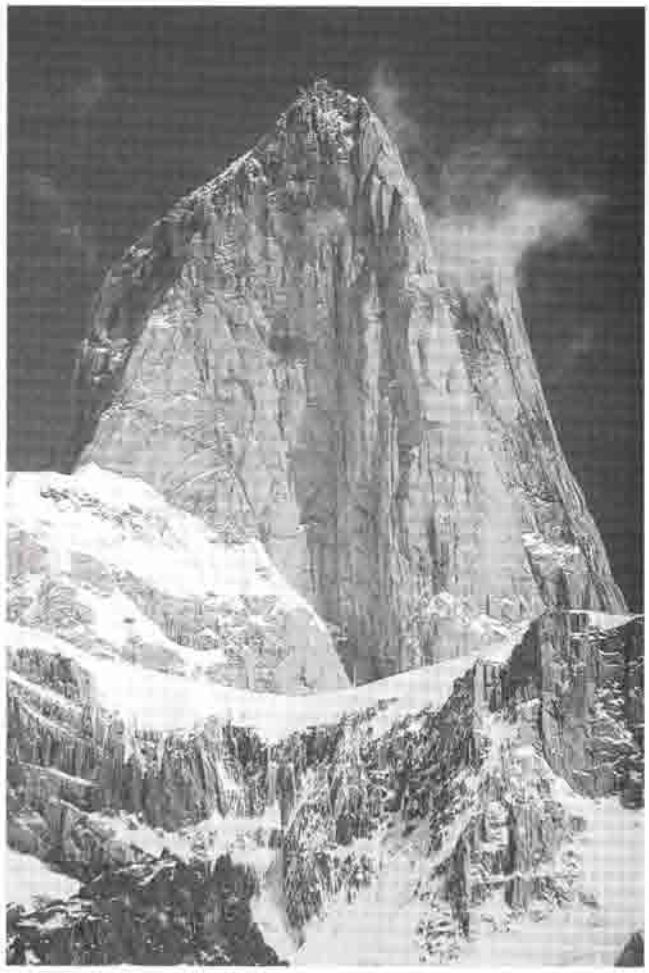
---

Ein Reisebericht sollte dieser Aufsatz nicht werden. Den Titel für die folgenden Impressionen legten mir Gespräche während der Reise nahe. Auf die Frage: „Was wird beim Begriff Himmel assoziiert?", erhielt ich von unterschiedlichen Personen fast gleichlautende Antworten. Immer wurde die Farbe Blau genannt, und von der ist es nicht weit zu Fernweh, Abenteuer und Gefährten.

Im Dezember '93 machten wir uns auf den Weg zum „Treppensteigen". Auf den Weg machen muß sich jeder, der leergepumpt vom Alltäglichen den Blick und die Sinne fürs „Feine" schärfen und auffüllen will. Erfahrungen bewirken Veränderungen, Vorgänge in und an uns. Beim Draußensein sind diese Vorgänge zwangsläufig in die Natur gestellt, doch die Impulse dazu erhält der Erlebende durch Menschen. Vergleichbar mit einem schier unüberschaubaren bunten Mosaik, dessen farbige Steine durch Mischen fürs Auge des Betrachters neue Farbtöne entstehen lassen. Der Gefährte erhält somit eine zentrale Stellung für unser Erlebnis und tritt mit dir und dem weitgefaßten Lebensraum in Wechselbeziehung.

Patagonien

7. Dezember 1993
Patagonien hat uns wieder, meinen Gefährten Kurt und mich. Schon während des Eindringens, der stundenlangen Busfahrt, appelliert die monoton erscheinende Weite des Landes an unsere Fantasie. Sie ist immer eine Chance, auch in der Einsamkeit zu bestehen.
Vor einer Stunde haben wir bei der Estanzia von Don Guerra den Fahrweg in der breiten Talsohle des Rio de las Vueltas verlassen und folgen dem von Pferdehufen tief ins Erdreich eingegrabenen Pfad zum Camp am Rio Blanco.
Die Wolken hängen tief, füllen das Tal, verwehren uns den Blick auf die Bergszenerie, deren Ruf bis ins Mystische reicht.
Aus dem Nieselregen wird Schnee, der von Sturmböen getrieben an der Kleidung und unseren Gesichtern klebt. Wir bleiben stehen, schauen angestrengt unter unseren Kapuzen hervor, versuchen, die sich ständig verändernde Wolkenmasse zu durchdringen.



Kurt weist unmißverständlich in das dunkelste Grau hinein. Dort, dort muß er stehen, der König Fritz (gemeint ist natürlich der Fitz Roy). Wir fotografieren in den Nebel hinein ...
Inzwischen hat uns Don Guerra mit seinen Pferden und den großen Gepäckstücken eingeholt.
Don Guerra, ein Original, lebt in Patagonien ein Leben lang. Vielleicht 50jährig oder mehr. Klein, untersetzt, Schnauzer und stoppelbärtig. Breiter Hut mit nach oben gebogener Krempe. Weite Hosen, Stiefel und Sporen. Sancho Pansa, alles stimmt an ihm.
Für seine Familie und die anderen 50 Seelen von Chalten sind die Bergsteiger eine, die wichtigste Einnahmequelle. Die Natur ernährt ihre Bewohner manchmal auf Umwegen.
Der Rio Blanco, einige Minuten später erreichen wir das Camp. Sechs Hütten: Baumstämme, Astwerk und Folien, von Fitz Roy-Belagerern im Laufe der Jahre zusammengefügt und erhalten. Erster Eindruck: Obdachlosenasyle, tatsächlich aber patagonische Gemütlichkeit.
Eine Stunde später: Kaffeetrinken im „ersten Haus am Platze". Es wird von dem spanischen Paar Inaki und Rat schon seit Oktober „bewirtschaftet". Der Informationsfluß kommt in Gang, bald sitzen alle Camp-Bewohner, Inhaftierte des König Fritz, unter einem Hüttendach. Da sind die beiden Südtiroler Werner und Toni. Ihr Rückflugticket gestattet keinen Besteigungsversuch mehr. Überhaupt gab es in dieser Saison noch keinen Gipfelerfolg. Ein Trost für sie, sie wollen wiederkommen. Ohne fixe Termine, also mit weitaus besseren Chancen, die Amerikaner. Pit und Tom sehen die Zukunft gelassen.
Kennan und Chris sind da schon anders, ihr Ziel heißt Casarotto-Pfeiler. Daß sie es ernst meinen, ist für alle zu spüren. Martin und Axel, junge Bergführer aus dem Burgenland, wollen Urlaub machen, natürlich mit Gipfelambitionen. Dieter und Volker von der Schwäbischen Alb haben sich ein großes Südamerikaprogramm vorgenommen. Ähnlich wie wir sind sie auf der ersten Etappe. Der Grundtenor: Mit der notwendigen Portion Zweckoptimismus kann es nur besser werden.

9. Dezember 1993
Parallel zu den Veränderungen der Barometeranzeige sind die Aktivitäten im Lager. Steigende Tendenz, Aufbruch im Morgengrauen.
Die ersten Meter stolpert jeder vor sich hin. Schon ist der Weg zum Lago de los Ires gut zu erkennen. Der Sonnenaufgang nach dem Dauerregen beflügelt uns, bringt uns, ohne daß wir die Anstrengungen bemerken, in Schweiß. Die Gedanken sind sowieso bei den Bergen, Pfeilern, Rinnen und Graten, von denen wir gehört und gelesen haben und die wir hoffen, jetzt zu sehen.
Gelesen und gehört. Da taucht 1965, von Hand zu Hand weitergegeben, das Buch von Lionel Terray, „Vor den Toren des Himmels", auch mit dem treffenderen Untertitel „Die Eroberung des Unnützen" bekannt, auf. Die Schilderungen darin um die Erstbesteigung des Fitz Roy mit dem damaligen Superlativ „schwierigster Berg der Welt" blieben haften.
Für mich 18jährigen Heißsporn, im goldenen Käfig des Elbsandsteingebirges gefangen, ein herrliches Märchen, in welches ich mit Gefährten in der Hohen Tatra, dem einzigen für uns damals zugängigen Hochgebirge, einzutauchen versuchte. 1977 in Hohnstein, meinem Heimatort, die Begegnung und gemeinsame Touren mit Ruedi Homberger. Ihm war im Winter zuvor am König Fritz die 3. Begehung der Kalifornier-Route gelungen. Improvisierte Vorträge in Wohnungen und Kneipen.
Das Bild von Patagonien und dem Fitz Roy bekam reale Formen, ein sich ständig nährender und verdichtender Wunschtraum.
Eine Vision? Nein, der Berg, mit Sonnenlicht am Gipfel, wächst vor mir aus dem horizontbildenden Blockfeld.
Wir stehen am Ufer des kleinen Lago de los Ires, nehmen uns Zeit zum Schauen. Im tiefblauen Wasser des Sees erscheinen, in hellem Gelb, die Spiegelbilder von Poincenot und Fitz Roy.
Nach dem Staunen versuchen unsere Augenpaare Konturen auszumachen, verfolgen die Routen im Detail.
Die Rinnen zur Brecha. Der Südsporn, die Route der Erstbesteiger (1952). Der jetzt dazugehörige Abschneider der Argentinier (1984). Die Südostroute der Spanier (1984). Der Ostpfeiler der Italiener (1976) und rechts davon,

direkt auf dem Pfeilerrücken „El Corazon" (Der lange Weg durchs Herz) von Caspar Ochsner und Michi Pitelka (1991), dann die Nordostverschneidung der Jugoslawen (1983). Die Begrenzung, von unserem Standort aus, der markante Casarotto-Pfeiler (1979). Renato Casarotto gelang damit auch die erste Alleinbegehung des Berges.
Keine Frage. Die großartigste Linie ist „El Corazon".
In unserem diesjährigen Abenteuerpuzzle bleiben dafür drei Wochen. Zuwenig für einen fundierten Erfolg, doch der Reiz des Am-Schopfe-Packens von nicht vorhandenen Chancen ist kolossal.
Natürlich bleiben wir Realisten, denn schon der Aufenthalt in der Aura des Berges und daran geklettert zu haben, erscheinen uns ausreichend. Das Wiederkommen eingeschlossen!
Am Abend. Erneut Regen und Sturm. Aufbruch morgens 3.30 Uhr. Wird es Sinn haben?

13. Dezember 1993
Endlich stehen wir unter der Wand. Mit dem von Chapi (Caspar Ochsner) eigenhändig gezeichneten Topo ist der Einstieg leicht zu finden.
Morgen gilt es!
In der Eishöhle am Passo Superiore finden wir nach dem Fortissimo des Tages unsere innere Ruhe wieder.
20 Meter links von uns haben heute Pit und Tom eine Höhle gegraben. Ihre Spuren waren es, von denen heute alle Nachfolgenden im hüfttiefen Neuschnee profitieren konnten.
Direkt im Eispanzer des Sattels haben Inaki und Rat eine noch vorhandene Höhle ausgebaut. Seit Oktober ihr fünfter Ausflug zum Passo, diesem idealen Höhenkurort. Obwohl sie dem Hiersein bereits andere Inhalte gegeben haben, ist Poincenot immer noch ein Ziel.
Überm Sattel, wie in einem Adlerhorst an die Felswand geschmiegt, warten Kennan und Chris auf die Nacht. Um die Gefahr zu mindern, wollen sie das Einstiegscouloir des Casarotto-Pfeilers nachts hinter sich bringen.
Noch in der Abenddämmerung graben Martin und Axel ihre Höhle. Sie kamen später herauf, von der Unrast doch noch angesteckt und vom Barometer überzeugt.
Dieter und Volker fehlen hier. Ihr Biwakplatz sollte schon oben an der Brecha sein – ein Erfolgsrezept?
Mit dem Abend, den bläulichen kalten Schatten wird es richtig andächtig bei den hier Wartenden. Aus vorhandenem Wissen, gemachten Erfahrungen und der momentanen Situation wird die Strategie gebastelt, in der, unbewußt zwar, auch das Vorhandensein der anderen Camp- und Weggefährten mit Berücksichtigung findet.

14. Dezember 1993
Bewölkt, fast windstill. An der Randkluft nach dem steilen Schneehang legen wir das Seil an. Alpiner Stil ist angesagt. Kurts Plastiktonne ersetzt den Materialsack: weit vorteilhafter, weniger Reibung am Fels, druckfeste Verpackung, übersichtlicheres Ein- und Auspacken. Verpflegung für fünf Tage. Auf geht's.
Die Rißfolge, sicherlich ein Handrißleckerchen, ist mit Wassereis ausgegossen. Unser Tempo bleibt hinter den Erwartungen zurück. Gegen Mittag beginnt es zu schneien, große schwere Flocken. Gerade sehen wir noch Kennan und Chris unten auf dem Madsengletscher vom Pfeiler zurückkommen, dann schließt sich die Wolkendecke, umhüllt uns mit Feuchtigkeit und läßt jeden für sich allein. Am 5. Stand ist unser „grenzenloser" Optimismus vorerst aufgebraucht. 250 Höhenmeter rechtfertigen bei diesem Sauwetter noch kein ernsthaftes Biwak.

16. Dezember 1993
Am Wandfuß kleine Lawinenkegel. Über unserem Hochpunkt das Pitelka-Roof, vor zwei Tagen noch völlig vereist, jetzt Wasserfall mit Eisresten. Heute ist Kurt dran. Vorbehaltlos steigt er unter die Dusche, und als die Technonummer nach zwei Stürzen nicht mehr greift, wechselt er auf den für ihn typischen freien athletischen Kletterstil und erreicht den nächsten Stand außerhalb des eisigen Wassers. Darüber sieht es böse aus. Morsches Eis füllt das breite Riß- und Kaminsystem. Wir raufen uns hoch bis zur Dunkelheit. Biwak am unteren Rand des schlammigen Schneefeldes, im Schutze einer überdachten Verschneidung.
Fast bis Mitternacht Beschäftigung beim Kochen.
Das Warten aufs Morgenlicht, das bequeme Biwak gestaltet sich jeder selbst: Kurt drei Meter von mir entfernt im Verschneidungswinkel auf der mit zwei Friends befestigten Tonne sitzend. Und ich am Rande des Eiskamins im

Oben: In der sechsten Seillänge der Route „El Corazon" am Fitz Roy

Tiefblick
vom Zuckerhut-
Gipfel

Schlingenstand, wie zu Hause im heimischen Sandstein. Das Geländerseil, an Stoppern und Friends befestigt, verbindet uns. Schwarze Nacht, Schnee und Eiskörner prasseln auf den Biwaksack. Für zwei, drei Stunden völlig in sich zurückziehen, zufrieden mit den Erlebnissen. Zufriedenheit hier zu sein, sich aus der normalen Abwicklung von zweifelhaften gesellschaftlichen Ansprüchen herausgelöst zu haben. Die Gewißheit, umkehren zu müssen, ohne Gipfel, also ohne Erfolg, ist dabei gegenstandslos.

17. Dezember 1993
Der Morgen kriecht über den Horizont. Gespenstiges Licht. Irre Wolkenbilder. Eine ergreifende Aufführung auf dieser einzigartigen Naturbühne.
Angst beschleicht uns. Wir wissen, ja fühlen es, daß der Pfeiler schnell verlassen werden muß.
Auf dem Gletscher sind wir schon in Wolken gehüllt. Um den fahlen Lichtfleck der Sonne hat sich ein Hof gebildet. Noch beim Abstieg bricht der Sturm los. Wieder mal richtig entschieden, gestehen wir uns mit Lächeln und Augenzwinkern. Und Glück hatten wir tatsächlich, denn Kennan wußte noch von einer Eislawine über unsere Route zu berichten.
Sturm und Regen, alles wie gehabt. Das Lagerleben kommt in Gang. Für die restlichen Tage rücken wir mit den Spaniern zur Wohn- und Kochgemeinschaft zusammen.
Dem Essen, insbesondere der Zubereitung, kommt in den langen frustrierenden Wartephasen wesentliche Bedeutung zu, und Rat (von ihren Eltern eigentlich Montserrat, entsprechend der katalonischen Heimat, genannt) ist dabei nun mal einfallsreicher als wir. Dabei geht es nicht um die Erhaltung des Körpers, was so manchen beim Anblick seiner Hüften ausrasten läßt, vielmehr um die Stabilisierung der Psyche.

Bouldern am Lago Capri
Dem Bedürfnis nach Zerstreuung folgend, kamen zur Sonnwende die Amerikaner John und Klaus vom Camp am Lago Torre zu uns herüber. Schon in der vorigen Saison hatten sie den Torre Egger belagert und jetzt wieder, eine Erstbegehung soll es werden. Wenn oben nichts geht, lasse ich meinen Frust an den Felsblöcken am Lago Capri.
Und Klaus, dessen Mutter nach dem Kriege aus dem mitteldeutschen Torgau dem Besatzungssoldaten Donative nach Colorado nachreiste, muß es wissen, denn bei ihm funktioniert die Frustbewältigung immerhin schon die zweite Saison.
Die Verabredung steht. Morgen bouldern. Dieser Bewegungshunger, eine echte Mangelerscheinung, ist nur durch Aktivität zu vertreiben. Die Vorstellung war dann auch entsprechend überzeugend, jeder war von der Leine gelassen.
Hohes Tempo auf dem Rückweg. Die zwölf Männer wirken locker, richtig entschlackt, wieder in der Lage, neuen Frust zu ertragen. Denn im großen Bergtheater bleibt der Vorhang noch geschlossen.

1. Weihnachtsfeiertag 1993
Mit der Gewißheit der Wiederkehr müssen wir, unserem Reiseplan folgend, bei bestem Wetter abreisen.
In der Folgezeit ist das Wetter 10 Tage zusammenhängend schön. Beharrliches Warten und vergebliche Anläufe wurden belohnt.
Alle „Gefangenen" aus dem Camp können ihre Ziele verwirklichen. Über den Gipfel in die „Freiheit" und in den Bann neuer Ziele.
Als uns diese Nachricht erreichte, freuten wir uns im nachhinein mit Rat, Inaki, Axel, Martin, Kennan und allen anderen, unseren Gefährten vom Rio Blanco.

Brasilien

28. Dezember 1993
Rio de Janeiro begrüßt uns kurz nach Mitternacht. Noch schlaftrunken finden wir in einem Winkel der Flughafenhalle, in die Schlafsäcke gerollt, relative Behaglichkeit. Während der Taxifahrt zum Copacabanastrand mit dem nahen Zuckerhut (Pao de Acucar), auf der Küstenstraße entlang der Cuanabarabucht und durch Teile der Altstadt, erhalten wir den ersten notwendigen Überblick. Für den

„Urubu", das Kletterzentrum am Meer

Neuankömmling ein faszinierender Wechsel zwischen Meeresnähe, dicht bebauten Straßenzügen und höckerartigen felsigen Bergen. Mit 11 Millionen Einwohnern gehört Rio zu den größten Ballungsgebieten der Welt. Ein Glück für diese Stadt sind die klimatischen Bedingungen, durch welche die immergrüne Vegetation imstande ist, wenn auch nur oberflächlich den Eindruck von Sauberkeit zu vermitteln. Daß es nur ein Kaschieren auf Zeit sein kann, beweisen die Strände mit dem schon arg belasteten Meerwasser. Ein eindringlicher Aufmarsch von Gegensätzen und eine Kluft zwischen den finanziell ärmsten und reichsten Menschen unserer Tage.
Barfuß durch den Sand der Copacabana, über sonnengebräunte Leiber der Touristen zum Zuckerhut. 390 m überm Meer, 1817 von Engländern ersterstiegen, zieht er alle Riobesucher, also auch uns an.
Mit der Seilbahn zum Gipfel? Uns erscheint die plattige Ostwand unmittelbar unter der Seilbahntrasse als Einstiegstour angemessen. Wie wir später erfahren, ist es die Italienerroute (VI+), herrliche Reibungskletterei, mit Bohrhaken bestens abgesichert. Glück oder Vorsehung, fast gleichzeitig mit uns schwingt sich eine andere Seilschaft, aus einer benachbarten Route kommend, über die betonierte Kante der Gipfelstation. Der Kontakt ist schneller als erwartet hergestellt, denn sie erkennen in Kurt den Kletterer mit dem Maßkrug im überhängenden Fels, eine tatsächlich unverwechselbare Pose.

Die Seilschaft: Eliseu und Elisabeth. Sie stammen aus einem Dorf in der Serra do Bou, einer Berglandschaft in 400 km Entfernung.
Eine Stunde später führen sie uns zum Urubu, dem bekanntesten Boulderblock Brasiliens. 12 Meter hoch, mit 13 verschiedenen Routen, u. a. die wohl hier zur Zeit schwierigste „Southern Comfort" (5.13d), eine schwach ausgeprägte und überhängende Rißspur, 1987 von Wolfgang Güllich erstbegangen.
Es ist Spätnachmittag und reger Kletterbetrieb. Einfach unters kletternde Volk mischen. Nach zwei Stunden ist unser noch vorhandenes Defizit ausgeglichen oder besser, die Fingerspitzen versagen sich dem scharfkantigen Gneis.

Ausflug in den Floresta da Tijuca
Marcello, ein noch kletternder Jungunternehmer, der scheinbar recht erfolgreich eine Firma für verschiedenste Bergsportartikel betreibt, hat uns eingeladen. Die schmale Straße windet sich am Tijucamassiv bis auf 1100 m hinauf. Bergurwald, eingehüllt in dichten Nebel, umgibt uns. Es beginnt zu regnen. Marcello sieht in unsere mißtrauischen Gesichter und lacht. „Kein Problem – alles überhängend ...". Nach 20 Minuten stehen wir, vom Regen und Schweiß gebadet, vor einer 15 Meter hohen Granitwand. Sie gehört zu einem Felsblock, dessen andere Seiten vom üppigen Grün des Urwaldes völlig zugewachsen sind.

Nicht ganz ohne Stolz führt er uns seine Routen vor. Während Eliseu und ich noch an der linken Tour prüfend schauen, ist Kurt am dachartigen Einstieg der rechten schon unterwegs. Stunden wird herumgeafft: hangeln, spreizen, Untergriff links, Leiste rechts, Hüfte eindrehen, zum Aufleger schnappen ...
Ein Wolkenbruch, dem auch die überhängende Felswand nichts entgegensetzen kann, macht unserem Treiben ein Ende. Auf der Rückfahrt, wir fühlen uns selbst ertappt, schmunzeln können wir noch, aber lachen? Ganz normal ist es sicherlich nicht – vielleicht ... oder ...? Da gibt es doch wirklich Menschen, ja Menschen, die scheuen weder Weg noch Zeit, um im Urwald des Tijucamassivs an einem Granitblock herumzuklettern, mitten in tropischer Feuchtigkeit. Mit Begeisterung kaum noch zu erklären, sicherlich sind alle von einem Virus befallen. Wir können nur hoffen, daß die Symptome sich nicht verdichten. Oder ist dieser Zustand bereits das Endstadium?

Wieder hinab an die Küste, in die Stadt. Wie in einer Murmelbahn folgt der Landrover von Marcello den Serpentinen. Unten angekommen, erfaßt uns der Nachmittagsverkehr. Es ist wie das Erwachen aus einem Traum. Das Auto wird mitgerissen gleich einem Boot in der Stromschnelle. Am Kreisverkehr des Lagoa Rodrigo de Freitas können wir ausscheren. Wieder ein Klettergarten, mitten in der Stadt. 12 Routen, im vergangenen Jahr von Franzosen eingerichtet, bis 20 Meter Wandhöhe.

Eliseu Frechous
und Kurt Albert (sitzend)
auf dem Gipfel
des Pedra do Bau

Jetzt, am Nachmittag, feuchte schwere Hitze und Sonne in der Wand. Trotzdem Bewegung in fünf Routen. Aktiv sind immer die gleichen, auch Mädchen sind dabei. Einige andere, im Schatten der Bäume sitzend, scheinen heute nur wegen der Unterhaltung hierhergekommen zu sein. Die Kletterwand als Kommunikationszentrum, wer kennt das nicht? Hier sind nicht die jungen Leute vom Urubu, es ist eine andere Gruppe. Marcello kennt sie alle. Er sagt, daß es 300 sehr aktive Kletterer gibt und außerdem natürlich noch die Bergsteiger, zahlenmäßig schwerer zu benennen.

Silvester in Rio

Am Zuckerhut in die Silvesternacht hineinklettern, um Mitternacht auf die tobende Stadt herunterblicken. Regenschauer vereiteln den Plan.

Wir sind wieder am Urubu. Bernardo, ein 17jähriger Heißsporn, hat die versprochenen Topos mitgebracht, und außerdem macht er uns mit Luiz, der von allen Ralf genannt wird, bekannt. Die Jungen vom Urubu bezeichnen ihn, wenn er nicht dabei ist, als den besten Kletterer Brasiliens. Ralf, 25jährig, mit weichen Gesichtszügen und langem dunklen Haar, will uns an einem der nächsten Tage bei entsprechendem Wetter den Nordpfeiler am Zuckerhut zeigen. Er meint, wegen der wilden Bienen sei ein einheimischer Führer recht vorteilhaft.

Für die letzten Stunden des Jahres bleibt uns die Silvesterfeier am Strande der Copacabana. Das Fest der Jemanja, wie die Einheimischen sagen. Es ist eine große öffentliche Macumba, die ihren Ursprung im religiösen Brauchtum der afrikanischen Vorfahren von Schwarzen und Mischlingsgruppen hat.

Zur Nacht hin finden sich zwei Millionen Menschen am Strand ein.

Im Sand, in kleinen Gruben vor dem Seewind geschützt, brennen Tausende von Kerzen. Blumen werden als Opfer in die Brandung des Meeres gegeben. Die Beteiligten sind zumeist still und andächtig dabei. Anhänger dieser Kulte sind vorrangig Menschen aus den ärmsten Bevölkerungsschichten. Die Raketen des obligatorischen Feuerwerks sind verloschen, der Donner verhallt, die Menge verläuft sich nur langsam. Hier waren nicht nur Touristen und Schaulustige.

Der Nordpfeiler am Zuckerhut

Am Urubu, zwischen asphaltiertem Strandweg und Meeresbrandung, treffen wir uns. Ralf geht voraus. Vom Weg aus folgt er einem nur schwach ausgetretenen Pfad durch dichtes Buschwerk, der am Einstieg der Route endet.

Aus seiner Hosentasche holt er einen mehrmals gefalteten Zettel. Das Topo, für uns zur Information.

Die Route, 8 Seillängen und ein Pendelquergang, hat keinen eigenen Namen, dafür aber erhielt jeder wesentliche Abschnitt eine eigene Bezeichnung:

Limiar das Lacas (7a+); As Lacas + Ambemamam (6c+); Revoltas dos Gravatas (7a); Ha um Passo do Espago (7b).

11.30 Uhr. Ruhig, ja verhalten beginnt Ralf in einer flachen Mulde mit der Kletterei. Hier, besonders in der ersten Seillänge, auf mehrere Löcher verteilt, sitzen die Bienenschwärme. Schon ihr Aussehen ist furchteinflößend und macht Ralfs Besonnenheit verständlich.

2. Seillänge: Steile Wand und Platte. Selbst hier im Senkrechten halten sich Gräser und Kakteen. Die Sicherung – Ösen, am ehesten mit den im Fränkischen bekannten Bühlerhaken vergleichbar – weist kühne, teilweise sogar tollkühne Abstände auf.

3. Seillänge: Kurt geht voran. Steile, leicht überhängende Wand mit großen, aber weit auseinanderliegenden Griffen. Athletische Züge, für ihn maßgeschneidert.

4. Seillänge: Piazverschneidung, mit Stoppern selbst abzusichern. Ralf zeigt uns, daß er dieser Sicherung nicht bedarf.

5. Seillänge: Linksquerung.

6. Seillänge: Hand- und Fingerriß mit Wandausstieg, an dessen winzigen Kristallen ich mit schmerzenden Fingerspitzen fast verzweifle. Pendelquergang.

7. Seillänge: Ralf ist wieder vorn. Etwas brüchiger Fels mit reichlichen Sicherungsabständen.

8. Seillänge: Eine scharfe, 15 Meter lange Kante mit der Schlüsselpassage, Piaztechnik über mehrere Meter.

16.30 Uhr. Wir stehen in der Warteschlange der Touristen, um mit der Seilbahn gebührenfrei nach unten zu fahren.

Am Parkplatz warten schon Eliseu und Elisabeth in ihrem alten roten VW-Käfer auf uns. Abschied von Rio. Abschied von den jungen Kletterern, die uns Gefährten in der Großstadt waren. Sechs Tage im Schmelztiegel der Zivilisation sind genug, wir sind jetzt dieser Stadt überdrüssig. Wir lassen uns entführen in das Reich von Eliseu Frechou, dem Pedra do Bau.

4. Januar 1994

Im Haus der Frechous fühlen wir uns von der ersten Stunde an heimisch. Ein wohltuendes Gefühl – Willkommen und Herzlichkeit.

Die Berge hier, bis 2000 m hoch, ca. 10 km vom Dorf Sao Bento do Sapucai in nördlicher Richtung entfernt, stecken in den Wolken.

Trotzdem fahren wir los. Eliseu will uns seine Berge, seine Routen zeigen. Vor drei Jahren kam der Elektrotechniker aus Sao Paulo ins Dorf, heiratete Elisabeth und lebt nun von den Bergen und für sie. Etwas blauäugig, wie er selbst meint, „doch Freiheit hat ihren Preis". An diese Landschaft hat er sich verloren.

Mit dem alten roten VW-Käfer geht's auf schlammigen Wegen in die Wolken hinein. Wir tapsen durch den Nebel, sehen nichts, klettern trotzdem am Bauzinho in der Nordseite. Oben am Grat treffen wir zwei Amerikaner, die sich verlaufen hatten. Eliseu erstaunt: „Man trifft sie doch überall ..."

Am nächsten Morgen, Berge immer noch in den Wolken. Natürlich müssen wir heute zum Pedra do Bau, dem Gipfel seines Reiches, an dem er noch so viele Zukunftspläne hat. Und wie er meint, sollten wir seine Route „Via Sweetness" (5.11d) unbedingt geklettert haben.
Der Pedra do Bau ist eine riesige granitene Scheibe, 2000 m üb. NN, mit allseitig 200 Meter hohen Wänden, 600 Meter in der Längsausdehnung und nur 20 Meter breit im Gipfelbereich. Ein Schiff also, das der Serra do Bau aufgesessen ist. Schon 1940 wußte man den Fels touristisch zu nutzen, es entstanden zwei Klettersteige und die erste Berghütte Brasiliens (in den Wirren der Zeit wieder zerstört). Eines der ersten touristischen Erholungsgebiete im weiteren Einzugsgebiet von Sao Paulo.
Beim Klettern von Eliseus Route, steile Wandkletterei mit wenigen winzigen Leisten, die eine exakte Bewegungskoordination erfordern, bricht die Sonne durch. Die uns umgebende Waschküche beginnt sich aufzulösen und erlaubt uns den Blick übers Land, wellig mit vereinzelt eingelagerten Felsklippen, an bayerische Voralpenlandschaft erinnernd. Kein wildes Naturland wie vermutet, überall ist die modellierende Hand des Menschen erkennbar, landwirtschaftliche Flächen, Weiden, Feldbau, verstreute Gehöfte. Auch der noch vorhandene Wald entspricht einem kultivierten Nutzwald.
Die knappen drei Tage am Bau-Massiv und bei seinen Menschen waren uns eine wunderbare Zeit, sicherlich auch im Kontrast zu Rio erlebt. Vor allem ist es aber das Verdienst Eliseus, denn er öffnete sich uns, ließ uns in seine Familie, in seine Gedanken und seine Berge eindringen. Durch unser Interesse erhielt er die Möglichkeit des Sichmitteilens. Ein einfacher, aber nicht mehr alltäglicher Prozeß, der alle daran Beteiligten zu einer wunderbaren Harmonie führt. In dieser Hochstimmung meinte ich Parallelen zu den Jahrzehnten meines isolierten Elbsandsteinlebens zu erkennen. Wir danken Elisabeth und Eliseu, unseren Gefährten.

7. Januar 1994
Das Erlebnisspektrum ist unerschöpflich. Bisher kannten wir Raubüberfälle und andere „Räuberpistolen", wie sie sich in Rio täglich zutragen sollen, nur vom Hörensagen.
0.30 Uhr, am Busbahnhof. Soeben mit dem Fernbus aus Sao Paulo angekommen, drängen wir mit anderen Passanten in den Bus der Linie 128. Übermüdet finden wir auf einer Sitzreihe im Mittelteil Platz. Den Rest der Nacht wollen wir im Versammlungsraum des Alpin-Clubs verbringen, dafür hatte uns Marcello den Schlüssel geliehen. Der Bus ist trotz der Nachtstunde voll besetzt und vom Gesprächslärm der Arbeiter, Touristen und angetrunkenen Jugendlichen ausgefüllt. Plötzlich reißt dieser Geräuschpegel ab, betretene Stille, alle Insassen sind wieder hellwach. Der Fahrer des Busses sieht sich einem überdimensionalen Dolch gegenüber. Mit der Dolchspitze am Hals wird er veranlaßt, an den Haltestellen durchzufahren. Inzwischen schickt sich ein zweiter Typ, etwa 40jährig, schlecht gekleidet und mit dreckverkrusteten Händen messerfuchtelnd an, die Passagiere um ihr Bargeld zu erleichtern. Noch befindet er sich zwei Sitzreihen vor mir. Wie soll ich mich verhalten? Alles, was unsere Weiterreise erfordert, haben wir bei uns. Die Fototasche, darin befinden sich alle Wichtigkeiten, schiebe ich vorsichtig unter die Sitzbank. Ein Schrei, Fäuste fliegen, der vermeintliche „Kassierer" sieht sich entwaffnet. Der Busfahrer stoppt. Die Räuber stürzen zur Tür. Polizei. Das Schauspiel, an welchem wir gerade noch als Statisten beteiligt waren, ist beendet. Haltestelle „Hilario de Gouveia", nur wenige hundert Meter sind es bis zur Haustür, für die wir den Schlüssel besitzen. Sie werden zum Spießroutenlauf, hinter jedem entgegenkommenden Passanten ist nach dem eben erlebten Schreck ein Räuber zu vermuten. Die Tür fällt ins Schloß, gerettet.

Venezuela – im Reiche der Tepuys

7. Januar 1994
Flug: Rio – Caracas, Dauer: 7 Stunden.
Reisezeit – Zeit für die Reise nach innen.
Lange Reisen, über Zeiträume und Entfernungen hinweg, entwickeln eine Eigendynamik, der du ausgeliefert bist.
Zufälle, Kleinigkeiten, oftmals nur Momente werden aufgenommen, graben sich ein oder verblassen wieder.
Gefährten, die auftauchen wie Scheinwerfer auf der nächtlichen Autobahn, bringen Licht und vergehen im Dunkel. Sie reihen sich auf wie kostbare Perlen an einer Schnur. Ihr Wert wird mitunter erst zu Hause oder noch viel später, während neuerlicher Ausfahrten erkennbar.
Was dir bleibt, weißt du nie.
Das eigentliche Ziel kann darüber sogar zur Bedeutungslosigkeit zusammenschmelzen, ja verlorengehen.
Große Ausfahrten sind immer ein Aufbruch ins Abenteuer, das es auszuleben gilt, vielleicht vergleichbar mit der „Treppe zum Himmel", auf der du nie ankommst und trotzdem versuchst, Stufe um Stufe zu steigen.
Patagonien: erlebt und vorbei? Wieso? Wir kommen doch wieder!
Rio de Janeiro: „nur" Menschen? Klettern kann ein Ausweg sein!
Venezuela: auf der Treppe weitersteigen ...
Aus Zeitschriften und Büchern sowie mündlichen Berichten, durch unterschiedliche Informationsquellen formten sich in jedem von uns Vorstellungen vom Zauberreich der riesigen Tafelberge, die in der Pemon-Sprache der Indianer Tepuys, „Häuser der Götter", genannt werden.
16.30 Uhr, Landeanflug auf Caracas.
Hier unten, irgendwo in der Stadt, welche den gesamten Talkessel ausfüllt, überquillt und dabei die Berghänge hinaufwächst, wollen wir uns mit sechs jungen Leuten aus Berlin treffen.

Über diesen Pfeiler am Roraima führt die Route „Stairway to Heaven"

Mit Stocki, Fisch, Greg, Tilo, Nik und Kiki werden wir die letzte Etappe unserer Reise, Nationalpark Canaima mit Grand Sabana und den Tepuys, nahe der Grenze zu Guayana und Brasilien, angehen.
Prima, Kiki holt uns ab. Am Ausgang der Zollkontrolle versucht er angestrengt, uns aus der Flut der Menschenmenge herauszufiltern. Er hat Reisefieber, die Erwartung steht ihm ins Gesicht geschrieben. Die Zeit drängt.

Drei Stunden später fahren wir zu acht, den hinteren Teil des nicht mehr ganz neuen Linienbusses ausfüllend, in Richtung Santa Elena. Etwa 22 Stunden soll die Fahrt auf der 1989 durchgängig asphaltierten Straße bis San Francisco Yuruami, dem Ausgangsort zum Roraima Tepuy, dauern.
Der Entfernung angemessen habe ich mich mit Bier aufgetankt und erwache erst richtig am Vormittag des nächsten Tages. Die Straße durchschneidet schnurgerade das flache Land.

Nach 18 Stunden Fahrzeit, nicht weit hinter San Isidro (einer großen Goldgräbersiedlung, die auch „km 88" genannt wird) steigt die Straße steil zur Grand Sabana an. Hier beginnt der Nationalpark Canaima (seit 1960 umfaßt er drei Millionen Hektar). Das Landschaftsbild ändert sich vom Regenwald zur offenen Savanne.
Wie überdimensionierte Schiffe auf dem Ozean sitzen die Tepuys der Grand Sabana auf, deren wellige, baumlose Hochfläche nur an den Flußläufen durch Galeriewälder unterbrochen wird. Von Norden in östlicher Richtung bauen sie sich der Aufzählung nach auf: Tramen, Ilu, Wadaka, Zampa, Yuruani, Kukenam und ganz rechts, direkt im Dreiländereck (Venezuela, Guyana, Brasilien), der Roraima (2810 m).
Die letzte Ortschaft, Pereitepuy, eine ärmliche Indianersiedlung. Auch hier bestätigt sich die schon gemachte Erkenntnis, daß die Eingeborenen unter dem, was ihnen durch die Fremden als Zivilisation gebracht und angeboten wird, leiden. Der „Fortschritt", den sie erfahren, zerstört ihre bodenständigen Lebensverhältnisse, ohne neue Möglichkeiten der Reproduktion zu schaffen.
Eintragung ins Tourenbuch des diensthabenden Nationalparkrangers, unsere Kletterabsichten dabei verschweigend.

Der indianische Führer, ein Muß, aber auch eine Selbstverständlichkeit. Für uns ist es Carmelo, 26jährig und, wie er meint mit berechtigtem Stolz, bereits Familienvater von sechs Kindern.
Während des zweitägigen Anmarschs findet jeder sein Tempo, beim Laufen und Schauen.
Mehrmals kreuzen Ameisenstraßen unseren Pfad, schwarze Bänder aus unzähligen, sich emsig bewegenden Tieren. Sie transportieren Blätter einer bestimmten Pflanze über eine so große Entfernung hinweg, daß sie für uns nicht erkennbar ist.

Je größer sich Kukenam und Roraima vor uns aufbauen, um so interessanter und anziehender sind für uns die markanten Pfeiler und Wände.
Das Gestein am Wege, Felsbrocken aus dichtem, festen Sandstein, erinnert Kurt und mich an die „Hand der Fatima", die Felstürme im Homboribergland von Mali, in Südwestafrika. Eine Verbindung, die nicht an den Haaren herbeigezogen ist, denn erdgeschichtlich soll zwischen diesen Felsformationen ein direkter Zusammenhang bestehen, obwohl beide auf verschiedenen Kontinenten in den tropischen Himmel ragen.
Es ist ein harter paläozoischer Sandstein aus Ablagerungen eines Flachmeeres vor 550 bis 450 Mio. Jahren (Kambrium und Silur). Das Gebiet gehörte zum Zentralbereich des großen Südkontinents Gondwana, der im Mesozoikum (Anfang der Jurazeit, vor 180 Mio. Jahren) zu zerbrechen und auseinanderzudriften begann, um schließlich unsere heutigen Südkontinente herauszubilden.
Skeptisch betrachten wir mit dem Fernglas die Vegetation, den Bewuchs sogar an senkrechten Felswänden.
Werden diese Bedingungen Kletterei überhaupt zulassen? Kann man durch den dichten grünen Gürtel bis an den eigentlichen Wandfuß vordringen? Wie wird sich Carmelo, unser indianischer Führer, verhalten?
Der Roraima, von den Indianern „Mutter der brausenden Wasser" genannt, gilt als Wasserscheide. Drei große Fluß-

Rechts
(von oben):

Pedra do Bau

Zuckerhut

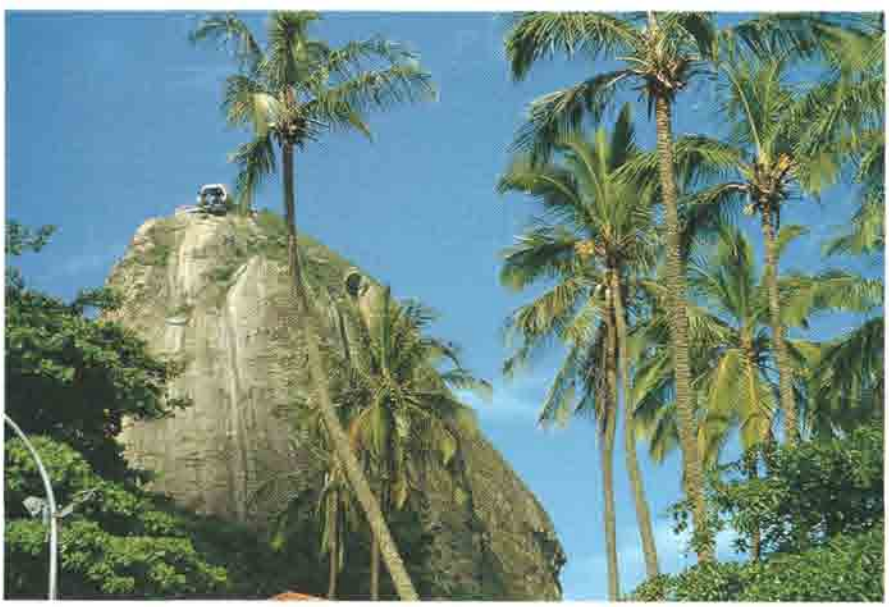
Bernd Arnold
in der
Italiener-
route am
Zuckerhut

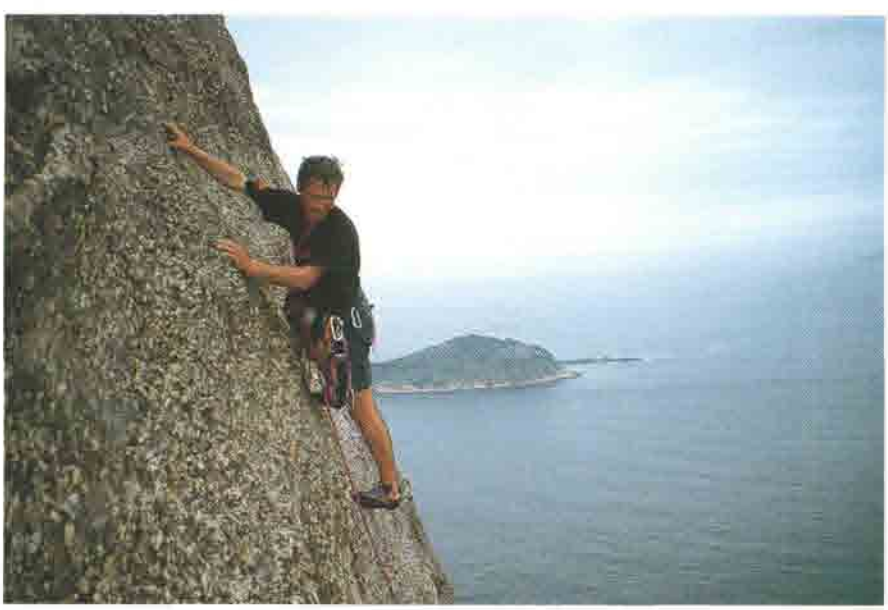
Seite 125:

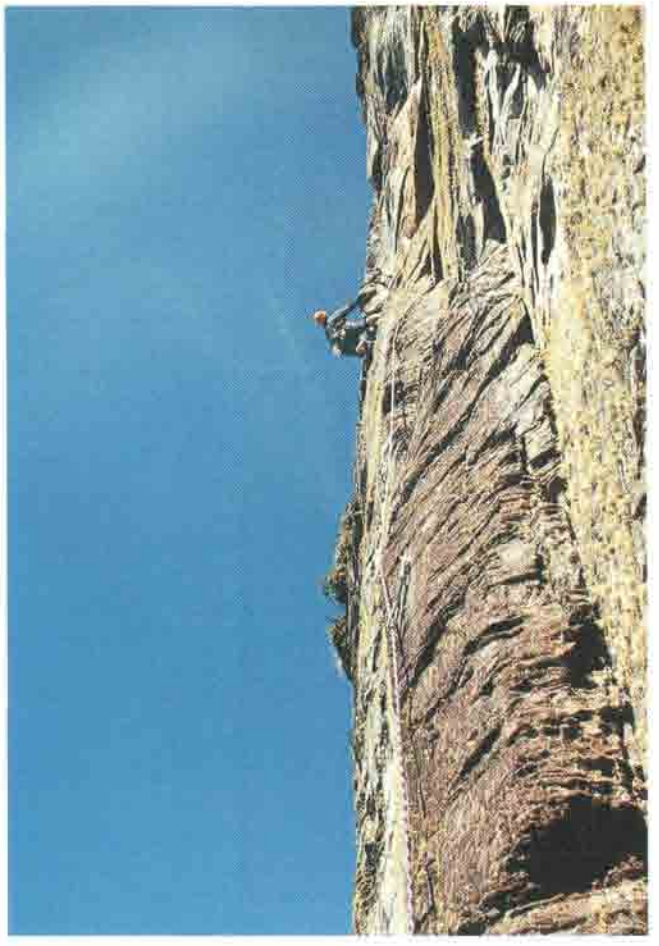
Oben:
Das Roraima-
Massiv

Unten links:
In der Route
„Stairway to Heaven"
am Südwest-
pfeiler
des Roraima

Unten rechts:
Roraimus saurus
(Minisaurier oben)
und botanische
Seltenheiten







systeme werden von ihr gespeist. Es regnet täglich, oft auch tagelang.
Das sich auf 45 km² Gipfelfläche sammelnde Wasser stürzt in beeindruckenden Wasserfällen über die ca. 600 Meter hohen Steilwände.
Drei dieser „brausenden Wasser" sind, noch einen Tagesmarsch entfernt, in der breiten Südwestseite des Bergs gut zu erkennen. Gerade beabsichtige ich, einige Teleaufnahmen zu machen, doch schon Minuten später wälzt sich eine Nebelwand von Guyana her über das Bergmassiv. Ständig verändert sich diese Waschküche, wieder bricht die Sonne durch. Wolken ziehen auf, die sich jedoch über der Savanne schnell auflösen. Streifenweise beginnt es im Schatten des Berges zu regnen. Durch Wolkenlöcher, ähnlich einer verschwenderischen Theaterbeleuchtung, spotartig die Sonnenstrahlen.

Vom Anblick steh' ich gebannt und muß dabei auch an die romantische Niederschrift von Richard Schomburgk (1842) denken. *Mit stiller Bewunderung staunte ich die vor meinen Augen sich ausbreitenden Gebirgsmassen, mit ihren schäumenden Wasserbändern an, bis sie mir plötzlich wieder durch einen neidischen Nebelschleier verhüllt wurden. Die dichten Waldungen, welche sich von ihrer nördlichen Spitze bis zu der Küste des atlantischen Ozeans hinziehen, denen sich südlich von dem Gebirge die unabsehbaren Savannen vorlegen, mögen ohne Zweifel die Hauptursache dieser fortwährenden Nebelbildungen, so wie ihres Niederschlags und der fast tagtäglichen Gewitterstürme sein.*
Mit schnellen Schritten eilten wir nun über den noch vor uns liegenden Wellengrund, der von einer Menge Nebenflüsschen des Kukenam durchschnitten wurde, die mit einer mir ganz fremdartigen Vegetation umsäumt waren. In ihrer Nähe zeigte die Letztere ihre gewöhnliche Ueppigkeit und Kraft der Tropen; entfernt von ihnen dagegen waren die Gesträuchgruppen auffallend kümmerlich. Die Augen waren fortwährend auf den Roraima gerichtet, und alles andere neben und vor uns weniger achtend, erreichten wir endlich den Gebirgsstock desselben und begannen diesen auf einer der von Waldung entblössten Flächen, zwischen kolossalen Sandsteinblöcken in den fantastischsten Formen, zu besteigen. Je höher wir stiegen, um so schöner und überraschender ward die Vegetation des Bodens und der uns umgebenden Sandsteinblöcke, welche letzteren sich, wo sich irgend etwas Erde in den Spalten gesammelt, namentlich eine eigentümliche Pflanzenform, mit starken, lederartigen Blättern zum Standort gewählt; es waren Clusien, Mimosen, Myrica, Gaultheria, Thibaudia, indessen zwischen den Felsenspalten die kleine niedliche Meisneria cordifolia (Benth.) wucherte. Die von aller Erde entblössten Seiten deckten Agaven, Cactus, Gesnerien, Moose und Flechten.

Auf dem Plateau
Die Steilwände des Roraimas lassen nur eine touristische Aufstiegsroute zu. Diagonal durch die Südwestwand zieht sich eine Rampe, auf der schon 1842 die Gebrüder Schomburgk (Südamerikaforscher und Botaniker) den ersten Besteigungsversuch wagten und 1884 der Forscher Im Thurm mit zwei Gefährten den Gipfel erreichte.
Die häufigsten Besteigungen werden nach wie vor von Forschern ausgeführt, um in die Geheimnisse dieser ökologisch interessanten Insel mit ihrer separaten Flora und Fauna einzudringen.
Kletterer waren hier, nach unserem Wissen, nur einmal erfolgreich. Eine großangelegte Expedition englischer Kletterer, unter ihnen Don Whillans und Joe Brown, erstieg 1973 von Guyana ausgehend die spektakuläre Nordkante (Nordsporn).
Während unserer zweitägigen Wanderung auf dem Plateau führte Carmelo uns durch Schluchten, über Ebenen und durch zerrissene Felsenlabyrinthe. Vom Bildhauer Natur sind auch der Fantasie des Betrachters keine Grenzen gesetzt. Wir durchquerten Sümpfe und Wildbäche, manchmal war das Spaltengewirr so verästelt, daß man meinte, auf einem Gletscher zu stehen.
Um vom Zauber der hier existierenden Flora eingefangen zu werden, bedarf es keiner besonderen botanischen Kenntnisse, wohl aber Zeit zum Schauen.

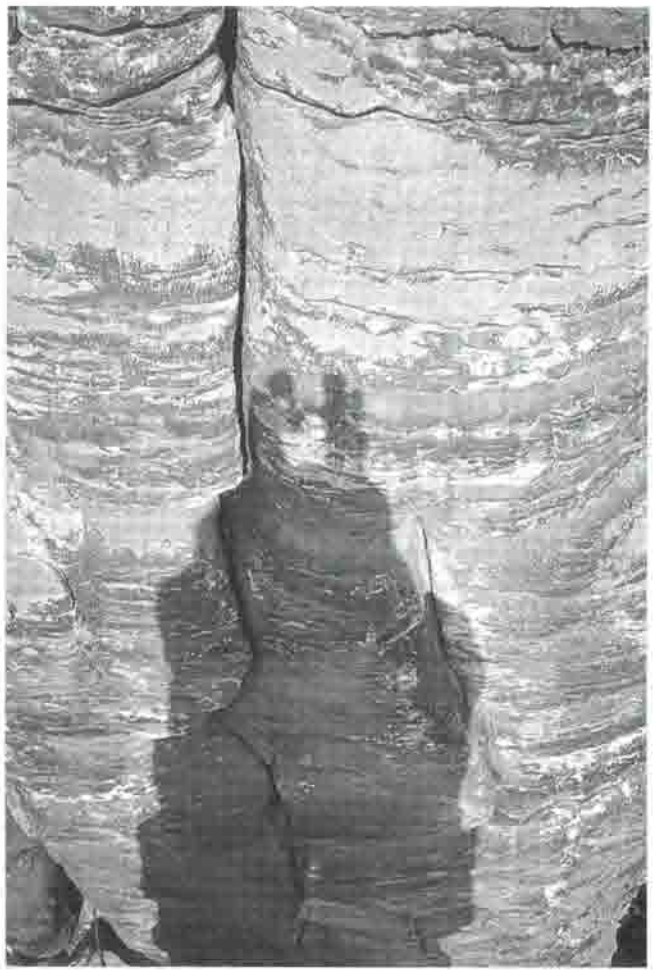
13. Januar 1994
Was tun? Nebel und Regen legen sich auf's Gemüt. Die Zeit unseres Hierseins schmilzt zusammen. Wir wollen klettern! Aber in Moos und Humus muß, darf es bitte nicht sein. Der Einstieg von gedachten Linien sollte möglichst vom Aufstiegspfad tangiert werden.
Eine Woche verbleibt noch bis zum Rückmarsch. Und was essen wir während dieser Zeit?
Alle Fakten sprechen für den Südwestpfeiler in der Mitte der Rampe. Seine 300 Meter hohe Kante ragt deutlich aus der Wand hervor, frei von Bewuchs, feine Risse und Verschneidungen geben die Linie.
Wir konfrontieren Carmelo mit der Ausrüstung, beobachten seinen Gesichtsausdruck. Interesse an der Technik, die Friends haben's ihm angetan (uns auch). Seine Bedenken waren nur, daß er mit uns in die Wand einsteigen müßte. Nach Klärung des Mißverständnisses läßt er uns gewähren. Der Weg ist also frei, jetzt liegt es an uns ...
Stocki ist krank. Greg und Tilo interessieren sich mehr für einen Höhleneinstieg. Bleiben noch Kiki und Nik, die Fachleute für Bohrmaschine und Ladegerät werden mit uns klettern.
Überall beklemmende Feuchtigkeit, an den Zweigen, im Moos und sogar eimerweise in den Blattrosetten der Pflanzen. Du mußt dich daraus befreien, einfach losklettern. Mit zunehmender Höhe den blanken, gelblichen, festen Sandstein erreichen und den natürlichen Strukturen folgen. Du bist in der Wand, vor dir ungedacht, ein Erstbegeher – Freude, Genuß und Wahnsinn – Begeisterung läßt die Bewegungen fließen. Stand, ein fetter Bohrhaken, Behaglichkeit. Aus dem dunklen Grün, der Schwere des Waldes, spannt sich ein Regenbogen, sich im hellen Blau

des Himmels verlierend. Du fühlst dich vogelfrei, wie der Kolibri, der, von den Farben des Seiles angezogen, neben dir in der Luft zu stehen scheint.
Situationswechsel. Der Wind peitscht den Wasserfall. Wolkenbruchartig öffnet sich der Himmel. Über uns, um uns die „brausenden Wasser".
Unter dem schauerlichen Getöse eines dumpfen Donners, stürzten sich die zu Strömen angeschwollenen Wassermassen von der Scheitelfläche herab. Herab von dem Roraima tobt es, als seien Hunderte von Dampfmaschinen im Gange, herüber brüllt es vom Kukenam, als habe das Meer seine alten Ufer durchbrochen und wälze sich nun, alles hinter sich begrabend, über die Feste hin!
Erschreckt, gebadet, neu geboren – glücklich, durch dieses Inferno gegangen zu sein, versinken wir unterm Zeltdach in tiefen Schlaf.

17. Januar 1994
Wir sind oben. Nicht ganz oben, zumindest aber auf dem Pfeilerkopf, alle vier – Weggefährten.
Schwierige Kletterstellen, so wie wir sie haben wollten, gab es auch noch. In richtiger Kampfstimmung, bei Sonne und Wind, kamen uns noch Dach, Kante und Verschneidung, so bis IX–, in die Quere.
Beim Abseilen haben wir dann noch für die Sicherung getan, was die Akkus hergaben. Somit ist die Tour ohne viel Ausrüstung (12 Expreßschlingen, 1 Satz Friends, 2 Seile 50 m) wiederholbar, also eine richtige „Treppe zum Himmel".
Natürlich bekam die Route auch diesen Namen „Stairway to Heaven", nach dem Song von Led Zeppelin.
Am nächsten Tag: Wir, der Kurt und ich, sind wieder oben, selbstverständlich nur auf dem Plateau des Roraimas. Jeder sucht sich sein Himmelreich und findet es. Mit Zurückhaltung, aber nicht ohne berechtigten Stolz, können wir auf den Fund des Roraimus, eines „Minisauriers mit Aufziehmechanismus", verweisen.

19. Januar 1994
Heimweg. Auf dem gleichen Pfad, von Paradiessuchern ausgetreten (uns eingeschlossen), laufen wir raus, zurück zur Asphaltstraße.
Wie vor Tagen wieder vorbei an den Felsbrocken aus wunderbar strukturiertem Sandstein, wieder die gedankliche Brücke zu den Felstürmen von Mali in Afrika. Und plötzlich ist da die Frage: War Ousmane Zindo vom Stamme der Fulbe um 1900 mit seiner Besteigung des Kaga Tondo (free solo) tatsächlich der erste Mensch, der den VI. Grad geklettert hat?
Fazit einer Reise: Wichtig ist, was bleibt ...

Quellennachweis:
Patagonien, Gino Buscaini / Sivia Metzeltin
Inseln in der Zeit, Uwe George
Vom Unsinn des Bergsteigens, Helmuth Zebhauser



Der Gefährte

Das Wort ist nah beim Wort Gefahr
und nah auch beim Wort Gefährt.
Der Gefährte ist mehr als ein Begleiter.
Er ist wie ein Gefährt, mit dem man fährt,
mit dem zusammen man verbunden ist,
unlöslich, für eine Weile, und notwendig für
das Fortkommen.
Der Gefährte teilt die Gefahr. Ist aber
auch selbst die Gefahr,
und ich bin seine Gefahr.
Mit dem Gefährten wird die Fahrt stets anders
sein als allein. Am anderen redet sich das Erlebte,
teilt sich und vermehrt sich.
Sammelt sich und kann sich verlieren.
Wer nicht allein zu Berg gestiegen ist, weiß nicht,
was der Gefährte bedeutet.

Helmuth Zebhauser

Im Rachen des Drachen

Eine Winterbesteigung des Cerro Fitz Roy im Juni 1993

Gottlieb Braun-Elwert
(Text und Fotos)

Todmüde sitze ich auf der harten Bank des klapprigen Busses, die Hände in den Erdnüssen, der Mund voll Trockenbrot und Käse.
Die Fensterscheiben scheppern, das Getriebe röhrt, singt mir ein Wiegenlied. Noch einmal geht der Blick zurück: Im grauen Licht des müde gewordenen Tages zieht unser Berg den Vorhang zu.
Entferntes Dröhnen wächst zum Donner, greift uns, schüttelt uns und hebt uns in die Luft. Preßluftgehämmer schlägt auf meinen Schädel ein. Ich zieh' den Kopf zwischen die Schultern, um den wütenden Schlägen des Biwaksackes zu entkommen.
„Halt dich fest, nimm den Rucksack auf, mach dich fertig, falls es den Biwaksack zerreißt!"
Einige Sekunden Stille, und wieder das Brüllen des Sturmes. Hoffentlich hält der Biwaksack. Mein Kopf erhält erneute Schläge. Das kann doch nicht wahr sein. Ich reib meine Augen. Gottlieb, wach auf, hör auf zu träumen. Das ist ernst.
„Wie geht's dir, Erica?"
„Verdammt kalt!"

Seite 128:
Der Fitz Roy von Westen mit der gewaltigen Kerbe des „Super-couloirs"

Noch lebendiger Traum

Ich muß wohl eingeschlafen sein, mit dem Kopf gegen die Fensterscheibe. Ich reib meine Augen, greif die Trinkflasche, schneid mir noch ein Stück vom Käse ab. Heimlich kneif ich mir in den Arm, um sicher zu sein, daß ich nicht mehr oben am Berg sitze.
Ein Traum ist zu Ende geträumt und ist dennoch ganz lebendig. Träume sind der Brennstoff fürs Leben. Du trägst sie heimlich in dir, teilst sie mit anderen und lebst sie aus. Sie werden ein Teil deiner selbst, ein Garten, in dem du herumschlenderst. Und sie geben dir Auftrieb, wenn die Zeiten mal rauh sind. Fitz Roy war so ein Traum, der meine Gedanken seit frühester Jugend an beflügelt hat.
Es ist ein großer Vorteil, von Neuseeland zu kommen, unsere Südalpen sind den patagonischen Anden sehr ähnlich. Alles ist dort ähnlich: Nach Chalten zu kommen ist geradezu, wie wenn man zur Mount Cook-Ortschaft kommt. Oft finden wir das beste Wetter in Neuseeland im Juni und Juli. Warum dann nicht auch in Patagonien?

In Rio Gallegos trifft sich unser Team: Anne, ich selbst und unsere Freunde, Erica und Andre. Sie kommen von der Touristenroute: Wasserfälle, Slums, Aconcagua und die chilenischen Fjorde. Ericas Auftrieb hat sich noch nicht eingestellt, ich vermisse ihre übliche Begeisterung.
Der alte Klapperbus bringt uns nach Chalten; der indianische Name für Fitz Roy bedeutet soviel wie „Berg mit der Feuerwolke". Die fast ständige Sturmwolke am Fitz Roy ließ die einheimischen Indianer meinen, der Berg sei ein Vulkan.
„Du hast keine Chance, aber nutze sie", sagte Reinhard Karl. Auch im vergangenen Sommer waren zahlreiche Bergsteiger hier und sahen wochenlang statt der Berge nur einen Regenvorhang. Uns grüßen die Föhnfische und eine dunkle Wolkenwand. Und da hatten wir erwartet, daß das Wetter ausgerechnet für uns eine Ausnahme macht. Hätten in Neuseeland bleiben und in Fjordland wandern sollen. Wäre billiger gewesen.
Halt, was ist das? Der Berg hebt seinen Schleier! Fitz Roy grüßt uns durch die Sturmwolken, eine gespensterhafte

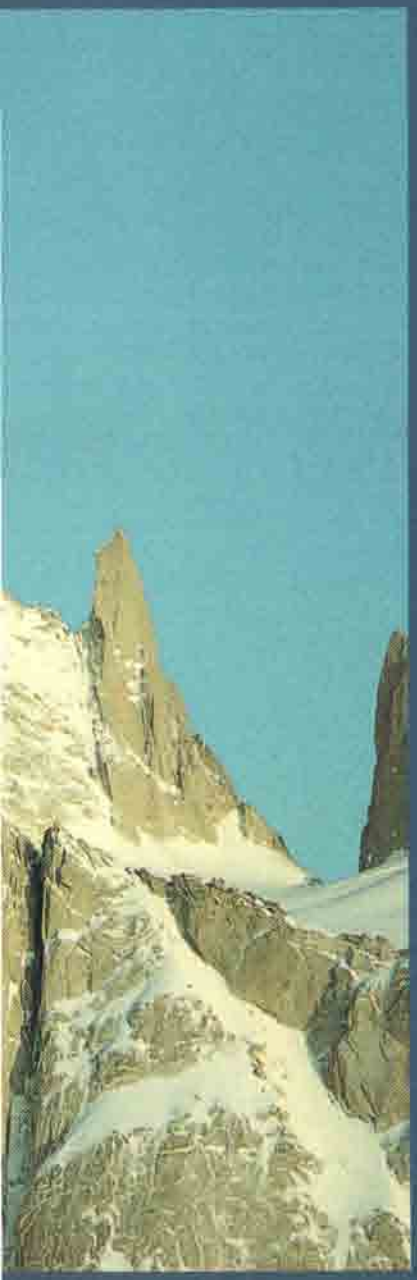
Oben:
Aiguilla Pollone

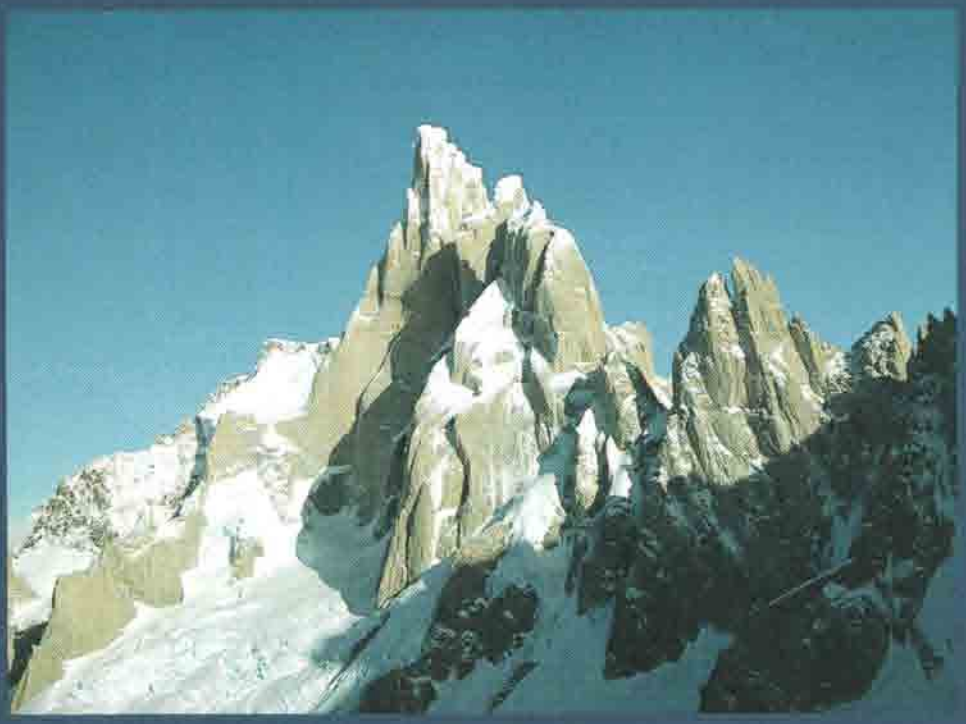
Rechts: Der
Perito Moreno-
Gletscher

Land

Patagonien

wilder Träume





Oben:
Der Cerro Torre von Norden

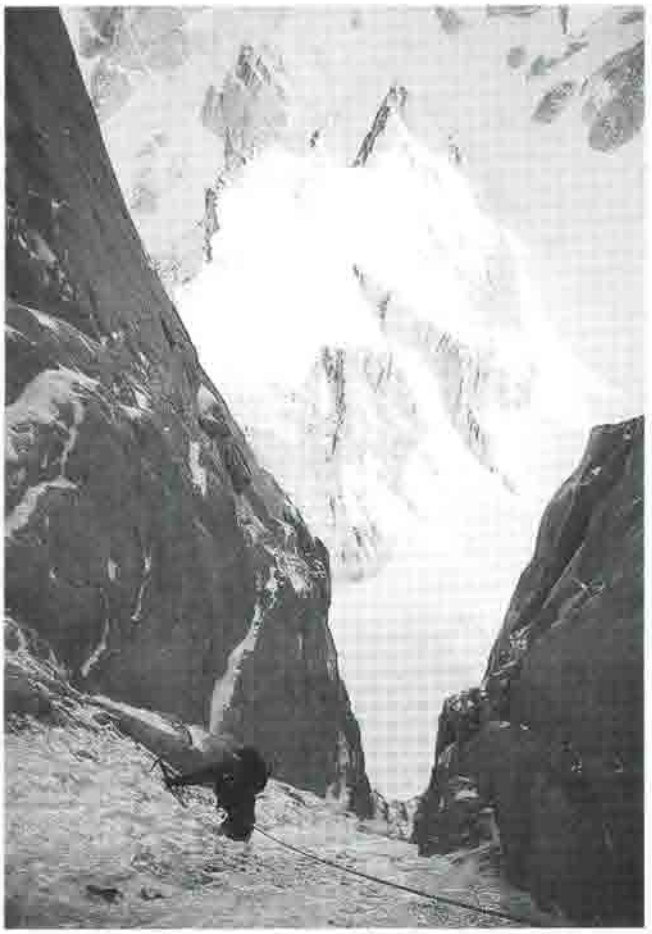
Links:
Das Tal des Rio de las Vueltas

Seite 133:
Erica Beuzenberg
im unteren Teil des
Supercouloirs

Erscheinung im ständig wechselnden Licht. So, das ist also unser Berg. Wir sind alle ganz still.
Hosteria „Fitz Roy Inn", Garda Parque, Gendarmeria, die Formalitäten sind schnell erledigt, wir sind da. Das Guarda Parque Permit belehrt uns, daß Bergsteigen gefährlich ist, und daß man für seine Rettung selbst verantwortlich ist.
Die Information von der Parkverwaltung ist lückenhaft. Zwei Besteigungen im vergangen Jahr, beide von der Südseite. Eduardo, der einzige Bergsteiger in der Ortschaft, meint, daß das Supercouloir zu gefährlich sei, zuviel Steinschlag und nicht genug Eis. Freunde hätten es ihm berichtet. Wirklichkeit wird schmerzliche Unausweichlichkeit, meine Träume verdunsten wie mein Atem an diesem frostigen Abend.
Ich versuche meine Enttäuschung vor den anderen zu verbergen. Anne ermuntert mich, am ursprünglichen Plan festzuhalten: Alle Seiten des Berges in kurzen Ausflügen zu erkunden und selbst eine Entscheidung zu fällen. Ein Tagesausflug zum Fuß des Berges an der Ostseite bestärkt unsere Befürchtungen. Vereister Fels an der Argentinierroute. Ein kalter Südwester fegt durch den Italiener-Sattel. Ganze fünf Sekunden brauchen die Schneefahnen, um die Länge der Südwand hinaufzurasen, 500 Meter in fünf Sekunden, das sind 360 Kilometer pro Stunde. Da segelst du wie ein Drachen am Seil, wenn du so dumm bist, dann bergzusteigen. Zwei Kondore fliegen über uns, spielen im Wind. Lange hänge ich am Fernglas, der Blick klebt am Fels.
„Vollkommene Zeitverschwendung", sagt Erica, „du spinnst, wenn du denkst, da hochzuklettern." Dennoch erkunden wir die Route zum Paso Superiore.
Ein kleiner Konflikt entwickelt sich. Wir sind hierhergekommen, um den Fitz Roy zu besteigen, berüchtigt für seine Stürme. Es ist mittlerweile vollkommen windstill und klar, keine einzige Wolke in Sicht, dennoch machen wir nur rum, unternehmen nichts, diese Gelegenheit auch zu nutzen. Auf der anderen Seite sieht der vereiste Fels so unmöglich aus, daß es uns als eine blöde Zeitverschwendung erscheint, weitere Erkundungstouren zu unternehmen. Schließlich folgen wir unserem ursprünglichen Plan: die Supercanaleta, das Supercouloir auf der windzugewandten Seite des Berges zu erkunden.
Drei Anläufe und drei Stürme später steigen wir wieder unserem Berg entgegen. Mittlerweile scheine ich jeden Meter des Supercouloirs zu kennen, in Gedanken bin ich da jetzt schon hundertmal hoch- und runtergeklettert. Ich spiele den Film nicht mehr vor und zurück. Ich steige lediglich das vierte Mal den Glaciar Norte hinauf, in ruhiger Zufriedenheit, es noch einmal versuchen zu dürfen. Die Aufregung hat sich gelegt, der Berg hat uns seinen Rhythmus aufgeprägt. Tief innendrin ahne ich jedoch, daß es diesmal klappen wird. Der Himmel ist noch voller Südwolken, ein gutes Zeichen. Wir errichten unser Lager zwischen den Felsblöcken unter dem großen Couloir. Erica und Andre kommen mit dem letzten Tageslicht, haben ihre Wanderung genossen. Noch einmal legen wir all unsere Ausrüstung zurecht, fertig für den nächsten Morgen. Routinemäßig beschwere ich den Rucksack mit Steinen, sicher ist sicher. Sollte aber wirklich nicht nötig sein.
5.30 Uhr, 15. Juni. Ein sternklarer Himmel. „Paß gut auf!"
„Ich möchte nicht, daß du fortgehst", war die Bitte meiner Tochter, den Abend bevor wir Neuseeland verließen. „Ich verspreche, ich komme wieder. Werde dir einen kleinen Stein vom Gipfel mitbringen." Darf ich nicht vergessen.

Wir gehen

Bald ist der bekannte Rhythmus eingestellt. Geh' nur langsam, ich will nicht ins Schwitzen kommen. Ich zieh den Faserpelz aus, um nicht zu überhitzen. Erica spurt all die tiefen Stufen, über den Bergschrund, das Couloir hinauf, bekanntes Gelände. Es geht gut. 1-2-3-4, sehr gut. Auf dem kleinen Absatz nach den ersten 400 Metern halten wir und seilen uns an. Das Eis wird hart, und gelegentliches Abplatzen verlangt hohe Aufmerksamkeit.
„Stand, nachkommen!" Ein ferner Lichtkegel arbeitet sich die vereiste Rutschbahn hoch, über die Stufen, 1-2-3-4, in die Schlinge eingehängt. Unsere vielfach erprobte Routine gibt uns ein Gefühl gelassener Sicherheit. Der Trichter öffnet sich und verengt sich wieder. Seillänge für Seillänge. Such den Fels nach Sicherungspunkten ab. Hier und da schaut ein Stück Bandschlinge aus dem Eis hervor, ein Draht, der gelegentliche Haken mit alten Fetzen von abgeschlagenem Seil und Schnürsenkeln. Sie alle berichten von Höllenstürmen und dramatischen Rückzügen aus der Riesenrinne.
Der neue Tag kommt endlich an, langsam, ganz langsam, berührt die Bergspitzen zuerst und rollt dann die Eisflanken runter. Weit unten sind Anne und Andre, sie genießen ein Frühstück in der Sonne, ohne Zweifel mit dem Fernglas in der Hand. Treppe um Treppe steigen wir auf diesem Aussichtsturm hinauf, Bergkette um Bergkette erscheint über dem Horizont. Hielo Continental, das südliche patagonische Eis, keine Worte können die Schönheit beschreiben, die sich vor uns entfaltet. Die niedrig stehende Sonne streicht über die weiten Schneefelder, hebt jede Unebenheit hervor, jeden Felsblock, modelliert mit weichem Licht und blauen Schatten.
Zwei riesige Felswände bilden die Begrenzung des Supercouloirs. Wo sie sich im engen Winkel treffen, windet sich ein dünnes Eisband himmelwärts. Stellenweise ist das Couloir kaum einen Meter breit, ein natürlicher Trichter für alles, was von oben kommt. Nur gelegentlich kommen Pulverwolken heruntergestoben. In Millionen Bruchstücke zerfallener Anraum des letzten Sturmes. Tiefwinter-



liche Temperaturen bringen einen großen Vorteil mit sich: Stürme bepflastern den Fels nur mit weichem Schnee und nicht mit hartem Eis, das Sommerstürme mit sich bringen. Nichts schmilzt, es gibt keinen Steinschlag, nur trockene Kälte.

In der Tiefe des Couloirs versteckt sich eine Naht aus schwarzem Fels, sieht von der Ferne aus wie schwarzes Eis. Wo die Naht nach links zieht, müssen wir nach rechts, um den Felsblock rum, einen Weg in die oberen Kamine finden. Zum ersten Mal sieht's grimmig aus. Ein ununterbrochener Fluß von Pulverschneelawinen entleert sich aus den Kaminen über das brüchige Eis des 25-Meter-Wasserfalls. Zu gefährlich. Wir probieren's weiter rechts. Die Art von Gelände, das dir die Handschuhe von den Fingern zieht. Hände in den Schnee und den Fels geputzt, Steigeisen runter und Steigeisen wieder drauf. Der erste schwere Test am Berg, kein Zweifel, das ist erst der Anfang. Zwei, drei, vier weitere Seillängen sehr steiles Eis, bevor es sich zurücklehnt. Plötzlich ist alles ein angenehmes Spiel geworden: Die Abendsonne kommt um die Ecke und wir haben das Schneefeld erreicht, wo wir einen Schlafplatz außerhalb des Couloirs erwarten dürfen.

Unsere Arme scheinen von den Schultern abzufallen, als wir eine Plattform aus dem Eis hacken. Der Kocher schnurrt und erfüllt uns mit wärmender Vorfreude. Alles lief nach Plan, auch wenn wir gehofft hatten, heute schon die Grattürme zu erreichen. Vielleicht etwas unrealistisch im Winter. Was für ein Tag! Hoch über uns die Milchstraße und unser Freund, das Kreuz des Südens.

Wir klettern weiter

Piep, piep, der Morgen grüßt. Klarer Himmel, was sagt der Höhenmesser? Über Nacht haben wir etwas Höhe gewonnen. „Was sagt's bei dir, Erica?" „Fünf Millibar". Nein, wir kehren jetzt nicht um, so nah an der Abseilstrecke der Amerikanerroute. Keine Frage, wir klettern weiter.

Routenwahl wird zum kreativen Spiel, zum aufregenden Überlisten der Schwierigkeiten. Auf dünnen Eisfingern mogeln wir unsere Steigeisen hinauf. Noch einmal hart zugepackt, und wir schwingen uns auf den Grat, Jubelschreie zerreißen die Luft. Dies ist ein Platz, der einer Brotzeit würdig ist, ein Müsliriegel aus der Jackentasche.

„Siehst du die Südfront, die Föhnfische da drüben?" Bis jetzt noch kein Wind. Ein blaues Himmelsband schaut hinter der Wolkenbank hervor. Wird wohl nur eine kurze Störung sein, mach dir keine Sorgen. Sorgen hingegen bereiten uns die Grattürme. Der erste ist kein Problem. Der zweite sieht furchterregend aus. An seinem Fuß ist ein perfekter Biwakplatz, dort beginnt die Abseilroute zur Silla. Muß die Stelle sein, wo Reinhard Karl sein kleines Abenteuer hatte. „Es ist halb fünf". Senkrechter Fels, und alles mit hartem Schnee bepflastert.

Ich lauf' auf vollen Touren, zögere keine Sekunde, jetzt oder nie. Handschuh' runter, Steigeisen ab, ran an die Wand. Sicherung um Sicherung, Meter um Meter, ich fühl' die Kälte nicht. Karabiner kleben an den Fingern, zu dumm auch. Muß die dünnen Handschuhe anziehen, um ernsten Schaden zu vermeiden. Geschafft! Jetzt kommt Erica an die Reihe. Ich lerne ein paar neue Schimpfwörter, ihr Beitrag zur Frau am Berg.

Eine Seillänge noch und eine Stunde Tageslicht. Genauso wie vorher, nur ohne Zwischensicherung. Ein Fuß im Preßschnee, ganz vorsichtig, bricht sonst ab, den anderen Fuß im Riß. Knie verklemmt, Ellbogen verklemmt, den Rücken am Parallelriß, Zentimeter um Zentimeter. Faust in den Riß, den einen Fuß über den anderen. Toll, kann doch noch eine Sicherung anbringen, Sekunden später hüpft sie wieder raus. Mach weiter, schau nach oben, da mußt du hin. Natürlich wird es möglich sein, selbstverständlich wirst du's schaffen. Und zur Belohnung wird es auch einen guten Biwakplatz geben.

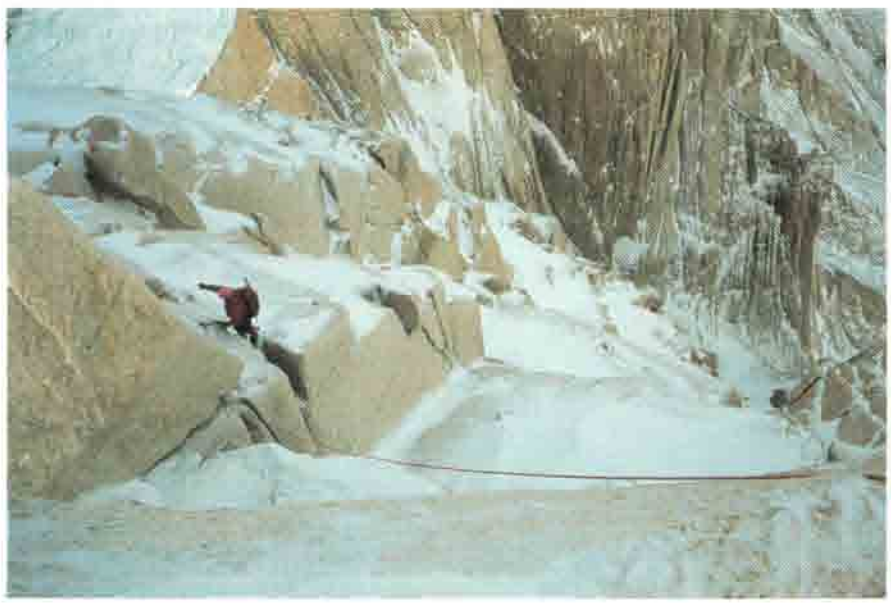
Ja, es ist möglich, und es gibt auch einen Biwakplatz, sogar einen perfekten: ein Fleckchen flacher Schnee zwischen der Felswand und einer abgesprengten Platte. Windschutz auf dem Horn des Drachen! Während Erica das Biwak vorbereitet, erkunde ich die nächste Seillänge. Runter, um die Ecke und noch einen Kamin hoch. Ganz oben auf dem Turm, auf dem Gipfel der Welt! Kann die Lichter von Chalten sehen. Morgen werden Anne und Andre gemütliche Geborgenheit genießen. Während die Nacht heruntersinkt, steh ich ganz allein da oben und kann es gar nicht glauben, diese Kletterei geschafft zu haben. Ich bin zu kaputt, um irgendeine Vorfreude auf den greifbar nahen Gipfel zu verspüren.

Rechts:
(von oben):

Blick vom Aufstieg zum Fitz Roy auf das Kontinentaleis; im Hintergrund Paso Marconi und Volcan Lautaro

Die schräge Abseilstelle am dritten Turm der Kalifornierroute

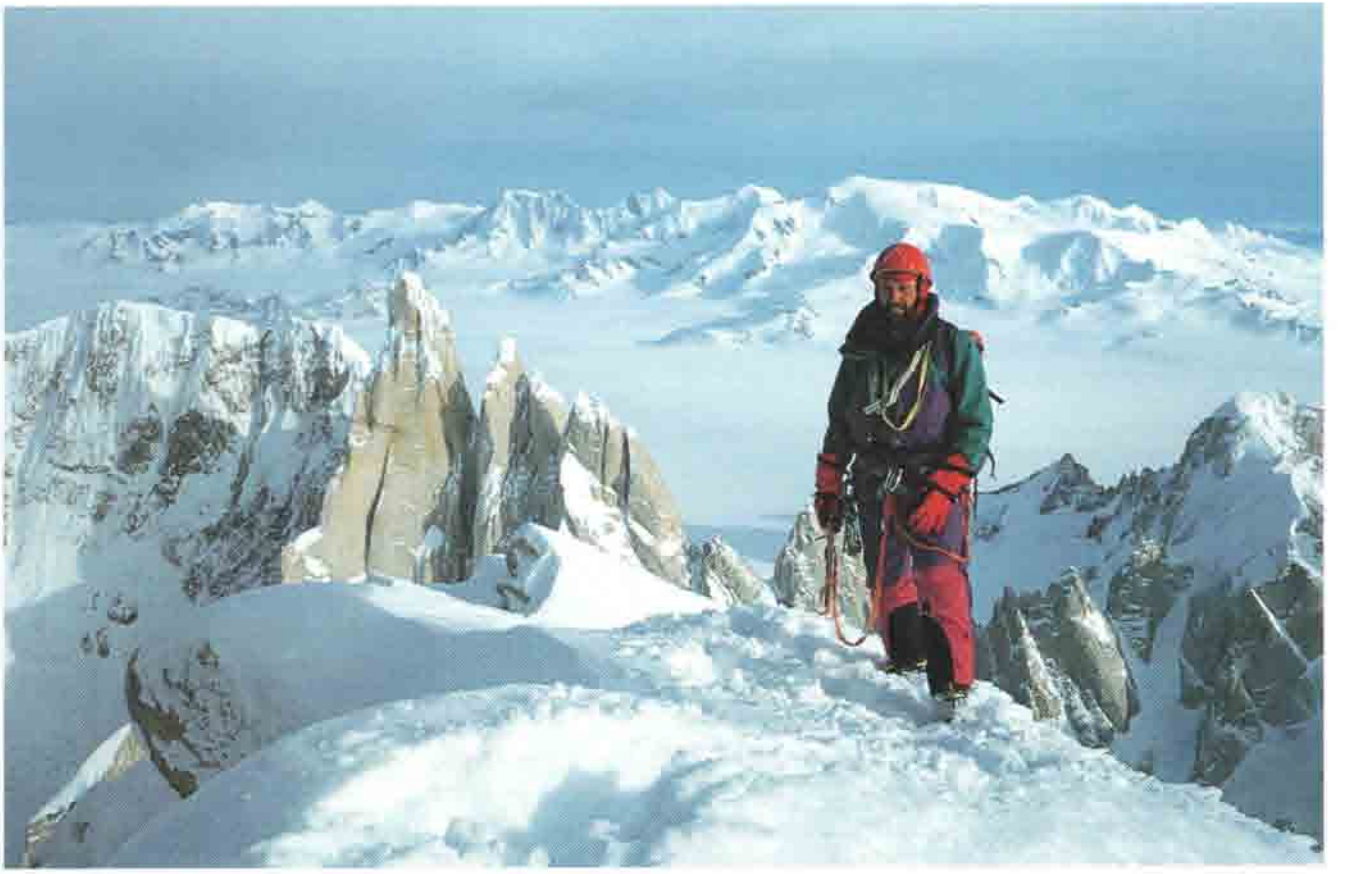
Das dritte Biwak – „kurz vor dem Sturm unseres Lebens ..."

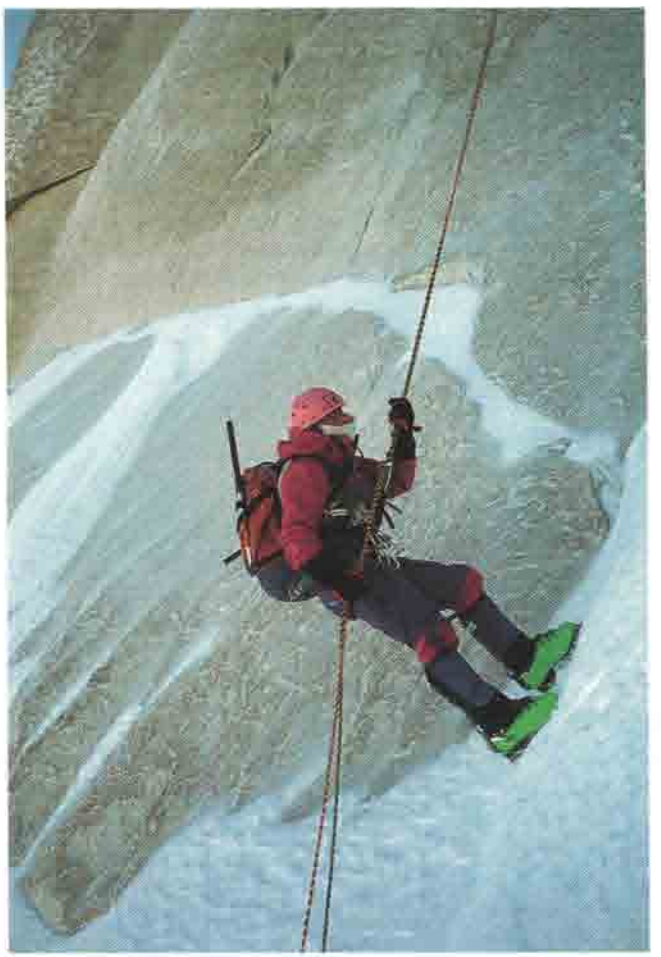


Seite 135

Oben: Der Autor auf dem Gipfel des Fitz Roy; Links: Cerro Torre, im Hintergrund C. Mariano Moreno

Darunter: Abseilen nach dem Wettersturz





Seite 137:
Der Fitz Roy
von
Norden

Die Nacht wird eine Prüfung für Ausrüstung und Nerven. Wir lernen das ABC des Biwaksackdesigns ganz praxisnah. Eine Sturmnacht hoch am Berg läßt dich bescheiden werden: Licht, Luft, Essen, Trinken und ein klein wenig Wärme sind alles, was du suchst. Es ist mittlerweile unmöglich geworden, rauszugehen. Der Kochtopf wird zweckentfremdet, wird dem Wasser einen neuen Geschmack geben; es gibt eine Grenze, wie lange man es mit überkreuzten Beinen aushalten kann.
Wir haben uns damit abgefunden, daß der Gipfel, obwohl so nah, ins Reich der Wünsche fortgeblasen worden ist. Schade, aber schön, wenigstens so weit gekommen zu sein. Die Abseilroute ist nah bei uns. Morgen machen wir uns hier raus, wenn nur das Wetter es erlaubt.

Piep, Piep, es ist morgen früh, laß uns mal rausschauen. Kann doch nicht wahr sein, nicht eine einzige Wolke am Himmel, kein Wind, alles klar. Das Kontinentaleis schläft noch unter einer sanften Nebeldecke in der Dunkelheit. „Laß uns zum Gipfel gehen!" Einen Schluck aus der Trinkflasche, ein Müsliriegel, und wir sind unterwegs. Vor einer Stunde noch plagte uns die Angst, hier rauszukommen, jetzt wieder klettern wir bergauf. Erregt pumpt das Blut durch unsere Körper.
Den letzten Turm umklettern wir auf seiner Ostseite. Sehr ausgesetzt, wenig zum Festhalten. Wir lassen ein Seilgeländer zurück für den Rückweg. Dann die schräge Abseilstelle, wir schlüpfen um die Ecke, binden das Seil fest und lassen auch das zurück. Ab hier können wir seilfrei gehen. Es ist wie beim Countdown, voller Spannung, dennoch ganz gelassen. Paß nur auf, daß du nicht noch im letzten Augenblick ein Schneebrett lostrittst, steig zwischen den Felsen hinauf. Wir erreichen den Gipfelgrat mit seinen zwei Gipfeln, welcher ist der höhere? Ich steig auf den einen, Erica auf den anderen. Ihr Gipfel sieht höher aus, so geh ich rüber zu ihr. Wir gratulieren uns gegenseitig zu einer feinen Kletterei. Bergsteiger vergießen keine Tränen, wir tun's dennoch.

Wie versprochen

Wortlos überqueren wir mit unseren Augen die ganze Länge des Kontinentaleises, erklettern Cerro Torres Eispilz gegenüber, bewundern die endlosen blauen Seen gegen Osten. Es ist ein großes Privileg, an so einem schönen Tag den Gipfel zu erreichen. Vom Gipfel nehme ich einen Haken mit einem Amulett mit, das ein Bergsteiger zurückließ. Für die Kinder sammle ich ein paar kleine Steine wie versprochen.
„Wär' ganz schön, die Nacht hier oben zu verbringen", Erica möchte nicht mehr fort. „Es könnte ein kleines Lüftchen wehen". Den Fitz Roy zu besteigen, ist eine Sache, die andere ist, wieder lebend hinunterzukommen. Mittlerweile droht eine weitere Front, diesmal von Nordwesten. Die große Freude darf sich noch nicht breit machen, alles ist in der Paß-nur-gut-auf-Verfassung, jeder einzelne Schritt. Am Seil die schräge Abseilstelle hinauf, Hand um Hand das Seilgeländer entlang, und hinunter geht's.
Das Biwak am Fuß des zweiten Turms ist zu ausgesetzt, poliertes Eis und großer Anraum sprechen eine deutliche Sprache. Zwei Seillängen tiefer auf der windabgewandten Seite finden wir einen günstigeren Platz. Bei nur noch zwei Stunden Tageslicht entscheiden wir uns, hierzubleiben. Noch einmal genießen wir das Glück, ohne Wind den Kocher anzuwerfen und unsere Mägen mit heißem Wasser zu füllen. Ein Müsliriegel muß für heute langen.
Flatter, flatter, flatter, bäng, bäng, bäng, hier kommt es wieder. Jeder Windstoß bringt eine Ladung Graupel mit sich. Unter der Schneedecke wird's angenehm warm im Biwaksack, warum auch sich Sorgen machen? Zu dumm nur, daß man zum Atmen Luft benötigt. Denn mit der Luft kommt Graupel durchs Atemloch, und im Nu ist dieses zu.
Erica wird etwas unruhig, Graupel kommt, zunächst eimerweise, dann per Lastwagenladung. Sie verläßt den Biwaksack und zieht die Sturmbekleidung an. Klingt schön einfach, ist es aber nicht. Ich tu' das gleiche, Stiefel, Gamaschen, das ganze Zeug. Wir kauern im Biwaksack, Schlafsack über uns, Rucksack auf den Schultern, Hände am Seil. Immer wieder müssen wir den Eingang zuschnüren, um den Flugschnee draußen zu halten, Das Ungeheuer knirscht mit den Zähnen, gurgelt, zischt und brüllt. Es spuckt uns aus und bläst uns umher, spielt mit uns Drachenfliegen am Seil. Es wird die längste Nacht unseres Lebens. Beweg die Zehen, klopf die Stiefel gegeneinander, schlaf bloß nicht ein. Mit den Füßen über dem Abgrund haben wir genügend Gelegenheit, unser Leben zu überdenken. Welch ein Schreck, als ich am nächsten Morgen sehe, daß sich einer der beiden „friends" im Sturm losgerüttelt hat.

Keine Wahl

Wunschdenken oder nicht, der Drachen braucht etwas mehr Erholungszeit, um Luft zu holen, die Ruhepausen zwischen den Sturmböen scheinen länger zu werden. Ich wage es, meinen Kopf aus dem Biwaksack zu stecken. Unter uns rasen noch die Sturmwolken vorbei, über uns ist's klar, im Westen rollt die nächste Walze an. In zwei Stunden müssen wir hier raus. Gegen Mittag entscheiden wir uns, das Biwak zu verlassen. Wir haben keine Wahl, es ist ernst.
Wunderbar, wieder unterwegs zu sein. Der Wind treibt Späße mit dem Seil. Abseilfahrt um Abseilfahrt, paß nur gut auf. Der bloße Gedanke, hier oben ohne Seil zu stehen, bringt dich auf Trab.
Die Stürme von Jahrtausenden haben diesen Berg geformt: Alle Kanten sind gerundet, die Felsoberfläche ist

wie Beton mit zerhackten Rasierklingen, es gibt kaum einen losen Stein.
Unsere Spannung läßt etwas nach, sobald wir auf der Schulter der Silla landen. Hier fühlen wir uns in Sicherheit, können uns zur Not im Bergschrund verkriechen. Trotzdem kein Grund zur Gelassenheit, der Hang hinüber zum Italiener-Sattel ist geladen. Wär kein Vergnügen, zum Torre-Gletscher abzufahren. Wir queren so hoch wie möglich. Einen letzten Gruß zum Torre geschickt und hinab geht's die letzten Längen. Schlaflose Nächte kosten ihren Zoll: erst lasse ich meine Sticht-Platte aus der Hand fallen, dann einen Karabiner, dann noch einen. Erica weigert sich, sich in meine Sicherung einzuhängen. Sie schreit mich an, daß ich endlich aufwache. Sie hat recht, meine Abseilstelle ist nicht sicher. Ich wühl' im Schnee daneben, und siehe da, eine dicke Bandschlinge kommt hervor, fest verankert am Fels. Kann's kaum glauben. Über den Bergschrund, und einen Freudenjodler in die Luft geschleudert.
Unser letztes Biwak, hoffen wir. Lange schaue ich in den schwarzen Himmel über mir, die Milchstraße und das Kreuz des Südens von den senkrechten Wänden eingerahmt. Die Gedanken wandern nach Neuseeland, runter nach Chalten. Morgen sollten wir dort sein.
Eine eiskalte Nacht, im wahrsten Sinne des Wortes, unser Schlafsack ist wie ein Klumpen Eis. Es fällt nicht schwer,

Krone einer patagonischen Buche im Winter

um zwei Uhr wieder aufzustehen. Seit Mitternacht schneit es wieder, und wir bangen um unseren Rückweg. Mit Kompaßhilfe queren wir zum Rücken, der hinunterführt zum Paso Superiore. Braucht ein wenig Zeit und eine gute Nase, den Weg über den Paß im Schein der Stirnlampe zu finden. Sicht gleich Null. Leidenschaftlich debattieren wir den Weiterweg. Ein bißchen Schneeschmelzen hilft die Nacht verkürzen. Schließlich setzen wir uns einfach auf unsere Rucksäcke, und mit dem Biwaksack als Dach schlafen wir zähneklappernd dem Morgen entgegen. Den Fitz Roy-Helden ist der Dampf ausgegangen, sie wissen nicht mehr, wo sie sind. Als wir ein paar Stunden später wieder aufwachen, sind wir wie besoffen, es braucht mehrere Anläufe, bis wir wieder aufrecht stehen können.

Der letzte Müsliriegel

Vor uns liegt ganz klar der Abstieg zum Lagos de los Tres. Vorsicht ist geboten, alle Hänge sind geladen. Gleich nachdem wir durch die Felsen kratzen, furzt der Drachen. Wie Blitze zuckt's unter meinen Füßen durch den Schnee, der ganze Hang bewegt sich unter mir. Ich denke, schon im Schnee zu schwimmen, die Füße jedoch sind fest verkrallt im Eis darunter. Erica ist schnell in den Bergschrund gerutscht und wartet auf den Zug am Seil. Es kommt nicht dazu. „Dann ist der Hang jetzt sicher". Den halben Gletscher reicht der Lawinenschnee hinunter, alles Pulver, tief bis an die Hüfte. Wir queren unterhalb einer großen Spalte, nehmen an, daß dort am wenigsten Spannung im Schnee ist. Wenige Sekunden später reiße ich meine Arme in die Luft und schmeiße mich nach vorn. Im Spreizschritt überspanne ich den Abgrund und folge mit meinen Augen dem Pickel, der im dunklen Nichts verschwindet. Noch am selben Morgen entknotete ich die vereisten Schlaufen vom Pickel, um genügend Prusikschlingen für den Gletscher zu haben. Macht nichts. Am letzten Gletscherhang halten wir uns so nah wie möglich an die Felswand. Immer wieder stöhnt der Schnee, bläst Luft ab, nur weiß er nicht, wohin er laufen soll, weil ihm jetzt die Steilheit fehlt. Am See angelangt, teilen wir den letzten Müsliriegel. Es ist ein wunderbarer Anlaß für ein Festessen.
Plitsch, platsch, rutsch, patsch gehts hinein, rein in den Märchenwald. Was vor drei Wochen noch eine Sammlung toter Bäume war, ist zu neuem Leben erwacht, vom weichen Schnee geschmückt. Das Fitz Roy-Basislager begrüßt uns mit dem ersten richtigen Wasser. Wir lassen es durch unsere Finger rinnen und genießen es in vollen Zügen. Wir sind müde, müssen ständig stehenbleiben. Immer wieder muß uns der Kompaß weiterhelfen, alles sieht so anders aus mit Schnee. Endlich bekanntes Gelände, hier nahmen wir die Bilder auf. Noch einmal über die Anhöhe und wir können den Talboden sehen. In der Ferne bekläfft der Hofhund unsere glückliche Heimkehr. Der alte Bus steht schon abfahrtbereit.

Träume, um weiterzuleben

Eine Art Nachruf – zur Ogre-Expedition 1993

Tom Dauer

„Erfolglose Expeditionen sind Niederlagen, sind erdrosselte Sehnsüchte, sind Erlebnis-Leichen, die man am besten vergißt, über die es schwerfällt, etwas zu sagen."
(Reinhard Karl, Berge auf Kodachrome)

Im Sommer 1993 machen Michael Wärthl, Philipp Groebke, Florian Köfferlein, Jochen Haase, Ansgar Baving und ich einen erfolglosen, traurigen Versuch, den Ogre (7285 m) oder Baintha Brakk, wie er in der Landessprache Balti heißt, über dessen Süd-Pfeiler zu besteigen. Am 29. August gegen 7.30 Uhr stürzt Philipp beim Jümarn an den Fixseilen ab. Er ist tot, für immer. Und wirklich, es fällt schwer, etwas zu sagen.
Reinhard Karl hat seine trostlosen Worte ein Jahr vor seinem Tod geschrieben. Damals, 1981, als ich zu jung war, auch nur einen Gedanken an die großen Berge zu verschwenden. Damals, als Expeditionsbergsteigen noch etwas besonderes war. Die Zeiten ändern sich: Während der Saison '93 tummeln sich fast 80 Expeditionen aus aller Herren Länder auf dem Rummelplatz Karakorum. „Ich fahre nach Pakistan zum Bergsteigen." Damit erntet man im Zeitalter des Massentourismus gerade noch ein müdes Lächeln. Ach ja, Pakistan.
So vieles ist gemacht worden in diesen Bergen, so vieles darüber gesagt, geschrieben. Schon vor der Reise entstehen Bilder in deinem Kopf, beeinflußt von Artikeln, Fotografien, eigenen Expeditionen. Skardu, Askole, Biafo, Ogre ... klingende Namen. Schauplätze enthusiastischer Rückblicke. Gedruckte Erlebnisse prägen die eigenen Vorstellungen. Dann kommst du an, vergleichst die Berichte mit deinen eigenen Eindrücken und merkst: Für dich ist das alles anders, für dich ist das neu, es prägt dich.
Erzählen kannst du nur von dir selbst. Nur wenn du ganz tief in dich hineinhorchst, kann Neues entstehen. An Allgemeinplätzen, tausendmal gehört, besteht kein Bedarf mehr. Langsam blättere ich meine Notizen durch. So war es also dort oben, so muß es gewesen sein. Doch der Glaube an das geschriebene Wort gerät ins Wanken, wird brüchig, sobald man es mit den memorierten Eindrücken vergleicht. Was heißt schon Wahrheit, alles nur eine Frage des Blickwinkels. Verfremdungseffekt durch Wohnzimmer-Perspektive. Ich merke: Der, über den ich da schreibe,

Foto: Michael Wärthl

Philipp Groebke

bin gar nicht ich. Das war ich – jemand, der heute nur noch aus ein paar Erinnerungen besteht, hingekritzelt in einer unwirtlichen Gebirgswüste aus Steinen und kaltem Eis.
Fast drei Wochen sind wir jetzt schon im Basislager. Und seit fast drei Wochen fällt uns der Himmel auf den Kopf: Immer wieder schneit, graupelt oder regnet es. Das zehrt an den Nerven, geht auf den Geist. Die Ungeduld wächst. Ich will endlich Hand an den Ogre-Granit legen, endlich klettern.
Will ich das? Oder mache ich mir etwas vor, habe ich nicht eigentlich schon längst genug von dieser Einöde? Wenn nur dieser Berg nicht wäre, dieses Wunschziel, auf dessen Gipfel zu stehen ich mir so herbeisehne. Dieser Fels- und Schneehaufen, der wie eine Mauer zwischen dem Jetzt und allem Zukünftigen steht. Eine Mauer, an der meine Gedanken abprallen, immer wieder auf dieses eine, selbstauferlegte Ziel zurückgelenkt werden. FSK, so hieß mal eine deutsche Independent-Gruppe: „Freiwillige Selbstkontrolle". Ihr bester Titel: „Adrenalin". Davon könnte ich schon mal wieder eine Portion gebrauchen, im Basislager werde ich nur dick und rund.

Fotos: Ansgar Baving/Tom Bauer/Jochen Haase/Michael Wärthl

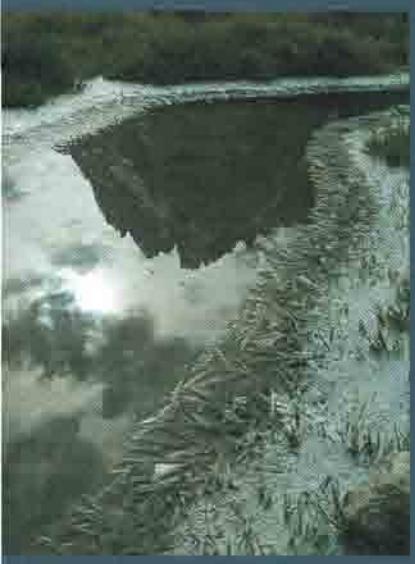
Oben:
Sonne überm
Ogre

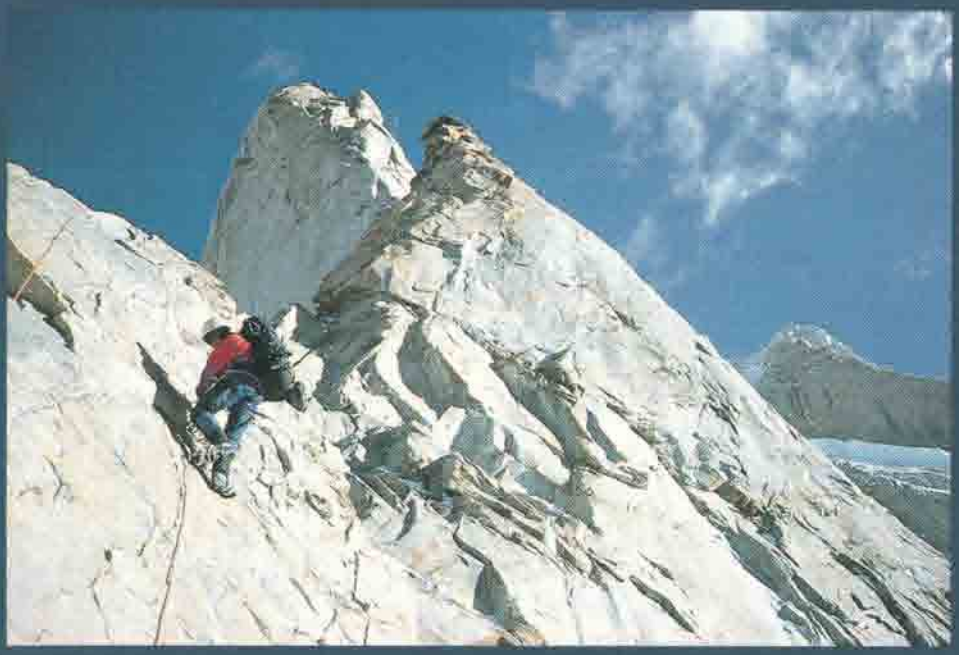
Rechts: Das
Spiegelgesicht
des Berges

Als „monumentalen Garten, in dem wir uns durchaus verlieren können", sieht Malte Roeper das Gebirge. Einen solchen Verlust aus ihrer Mitte hatten die Teilnehmer der Ogre-Expedition '93 zu beklagen. Die Konfrontation mit dieser möglichen Kehrseite des Abenteuers ist das Thema dieser Seiten

Ogre

Klein sind wir machtlos und verletzlich





Oben:
Unterwegs am Ogrepfeiler

Seite 143: „Ein wildes Gebirge, mächtig und unzugänglich" – der Ogre

Juttas Brief in der Hand, zum x-ten Mal gelesen. Wie hat sie vor meiner Abreise gesagt: „Ihr Bergsteiger seid doch alle unfrei." Ich habe gelacht, von Einsamkeit und Wildnis geschwafelt und davon, mich lieber selbst unter Druck zu setzen als dies von irgendeinem Anonymus tun zu lassen. Davon erzählt, wie es ist, sich immer wieder selbst zu überwinden, den Kampf mit dem inneren Schweinehund zu gewinnen. Wie es ist, auf dem Gipfel zu stehen. Habe versucht, sie zu überzeugen und dabei mich selbst überredet.
Nun sind wir im Karakoram, diesem aufgestellten Schutthaufen. Klar, Ausnahmen bestätigen die Regel, und der Ogre mit seinen goldgelben Wandfluchten ist so eine. Ein wildes Gebirge, mächtig und unzugänglich, so, wie man es sich daheim wünschen würde. Unser Basislager liegt auf einer Seitenmoräne des Uzzun Brakk Gletschers in 4500 m Höhe. Ogre – eine Spinnerei, eine Idee, die Realität geworden ist, und diese ist wie so oft ziemlich ernüchternd. Zwei schöne Tage, seit wir hier angekommen sind, ansonsten Schneefall, Wolken, Wind.

Dennoch können sich unsere Fortschritte sehen lassen. Das Depot ist aufgebaut und eingerichtet. Auf 4900 m dient es uns als Zwischenstopp auf dem Weg zum Pfeilereinstieg, zu viert können wir dort übernachten. Kletterausrüstung, Essen, Kocher und Gaskartuschen hängen in Haulbags (Materialsäcken; d. Red.) auf 6100 m, bis dort oben ist der Pfeiler mit Fixseilen versichert. Von diesem Punkt aus wollen wir in zwei voneinander unabhängigen Seilschaften und im Alpinstil weiterklettern. 300 Meter Fels bis zum 7. Schwierigkeitsgrad, gemischt mit technischer Kletterei, ein 50 Grad steiles 700-Meter-Schneefeld und 200 Meter Gipfelaufbau warten auf uns. Rosige Aussichten.
Eine ätzende Plackerei war das Ganze. Der Materialtransport zum Depot und auf die 5650 m hohe Scharte. Lastesel, stumpfsinnig und schicksalsergeben. Und immer wieder den gleichen Weg. Er verlangt viel von uns, dieser Berg. „Die Bombe" hast Du Deinen Rucksack immer genannt, Philipp, und geflucht, daß er noch genauso schwer ist wie das letzte Mal. „Eigentlich habe ich ja Klettern gebucht und keine Hochtouren." Lakonischer Kommentar in trockenem Schwyzerdütsch. Dabei warst Du immer einer der Schnellsten von uns. Du warst heiß auf die Kletterei, die vor uns lag. Aber es ging Dir zu langsam, im Abwarten warst Du einfach nicht besonders gut, alter Schweizer.
Nervöse Warterei auf gutes Wetter. Einziger Trost ist unser wunderschönes Basislager. Es ist wirklich unglaublich, diese prachtvolle Wiese fast auf Montblanc-Höhe. Ich zähle 30 verschiedene Blumenarten, stolpere über ganze Edelweißbüsche. Im Gras liegen, den Bach plätschern hören. Stell' dir vor, auf dem Weißhorn würden Palmen wachsen, es könnte nicht schöner sein. Und wenn du willst, holst du dir hier in fünf Minuten die knackige Bräune eines Côte d'Azur-Urlaubs.

Ein Ruhetag, alle ziehen sich in ihre private Nische zurück. Das Basislager-Séparée, nur ohne passende Begleitung. Jeder braucht ein bißchen Zeit für sich. Es ist nicht so, daß wir uns nicht gut verstehen würden, im Gegenteil. Das Stimmungsbarometer pendelt zwischen ausgelassen und fröhlich. Vor allem die allmorgendlichen Schneeballschlachten sorgen für Heiterkeit und gute Laune. Voraussetzung ist eine gehörige Portion Fatalismus, sonst kommst du leicht ins Grübeln.
Aber irgendwann willst du auch einfach deine Ruhe haben, nicht reden, nicht zuhören. Philipp bastelt an seiner Ausrüstung herum, Jochen ist in seine Mathe-Bücher vertieft. Ansgar steht unter unserer phänomenalen „leisure-shower", einer aufhängbaren Dusche. Michi hat gerade sein Buch fertig gelesen: 533 Seiten „Dino Park", die Vorlage zum Spielberg-Film, in Rekordzeit. „Langeweile, nichts als Langeweile", sagt er.
Ich sitze mit Ismail, unserem Koch, und „Mister Chili" Qasim, dem Küchenjungen, im großen Zelt. „Sport Berger/Rothschwaige vor München" ist mit Mühe auf der sonnengebleichten Zeltwand zu entziffern, das Zelt ist immerhin 50 Jahre alt. Wenn es reden könnte ... so viele Geschichten. Ismail und Qasim sind gute Freunde. „As soon as we could walk, we ran around together", erzählt Ismail. Heute verdienen sie ihr Brot gemeinsam auf Expeditionen. Abwechselnd singen sie einen Sprechgesang, während sie Kartoffeln schälen. Ich trommle auf der Peanutbutter-Dose, Jif Extra Crunchy, und rassle mit der Zuckerschale. Verstehe kein Wort, aber daß es ein Lied von Liebe und Sehnsucht ist, das merkt man auch so.
Allein-Sein, Wegfahren, Reisen, um die Zweisamkeit wieder genießen zu können. Berge, um sich auf Menschen zu freuen, auf Straßen, Läden, auf das Sofa und lange Abende bei einer Flasche Wein. Schnee und Eis, um das warme Bett schätzen zu lernen. Träume, um weiterzuleben. Ein Ruhetag, Zeit zum Nachdenken. Zeit, um die vergangenen Wochen Revue passieren zu lassen.
Philipp, im Flugzeug von Manchester nach Islamabad warst Du ganz schön genervt wegen dieser Stewardess. Es war ja auch Blödsinn, um 2 Uhr nachts geweckt zu werden, nur wegen einem fettigen Keks und einem Klacks Butter. Das hast selbst Du nicht runtergebracht, obwohl Du wirklich kein Kostverächter warst. Weißt Du noch, die Aldi-Ringsalami im Depot: „Schmeckt original gut." Es war Deine erste Expedition und unsere erste lange Reise zusammen. Wie Du Dich fühlst, habe ich Dich beim Abflug gefragt und Dir mein Diktiergerät unter die Nase gehalten. Du warst so erstaunt, daß Du nur gelacht hast, Dein lautes, herzliches Lachen.
Ankunft in Islamabad Mitte Juli. 40 Grad im Schatten und enorm schwül. Bruce Lee müßte man sein, fährt es mir durch den Kopf, der würde diese dicke, süßlich riechende Luft mit ein paar Handkantenschlägen spalten. Die ersten Schweißausbrüche, dann die Fahrt mit dem Taxi zum Hotel. Wieder rinnt der Schweiß über die Stirn, diesmal aus Angst. Wer hier die lauteste Hupe hat, hat Vorfahrt,

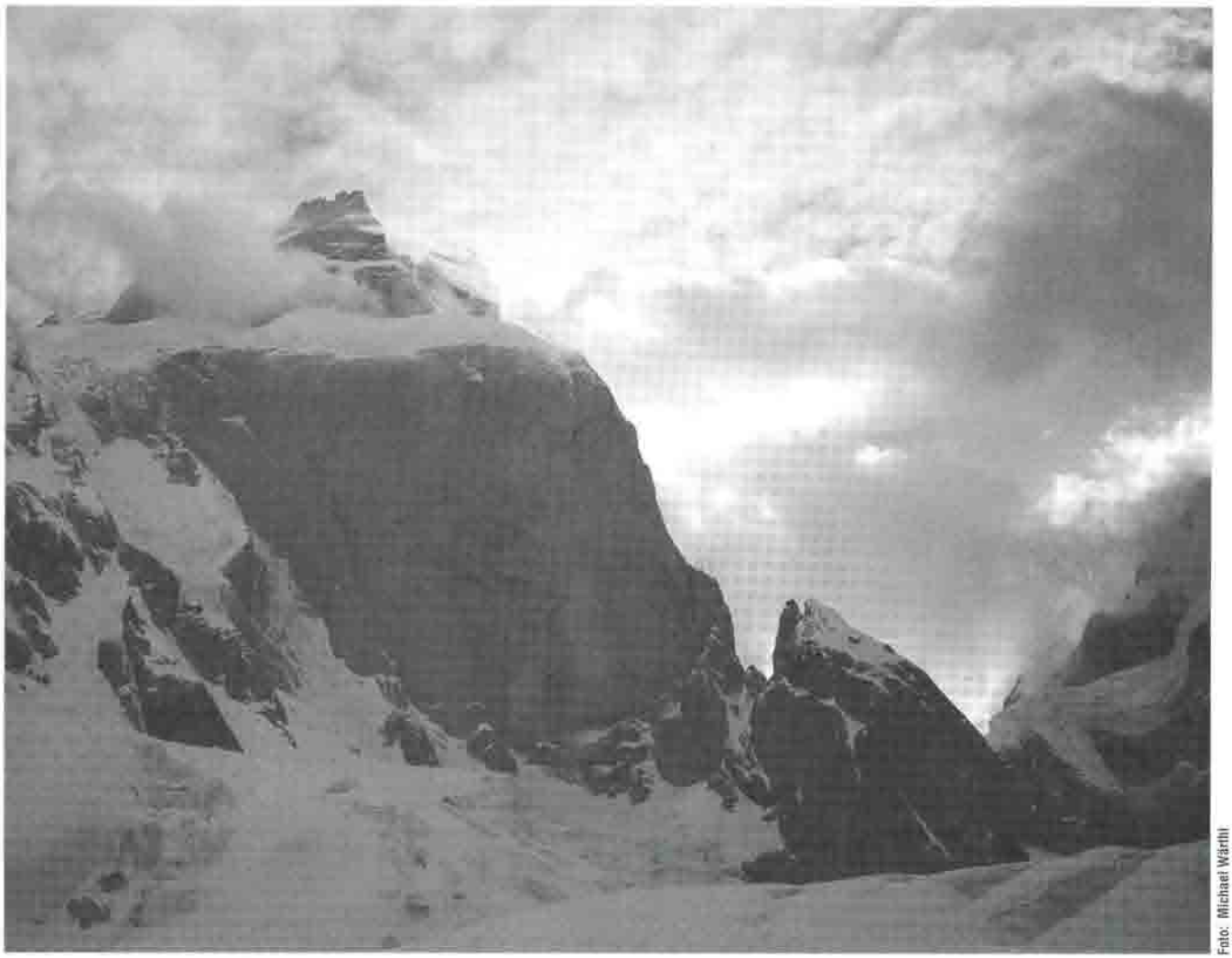


Foto: Michael Wärthl

und der mit den besten Nerven gewinnt. Aber trotzdem passiert erstaunlich wenig, das System funktioniert auch ohne Regeln. Und die paar Verkehrspolizisten in ihren schmucken Uniformen, die am Straßenrand wild mit den Armen wedeln und auf ihren Trillerpfeifen tröten, machen einen eher überflüssigen Eindruck. Pulsierender Verkehr, Tag für Tag. Gewimmel von Menschen, ein überdimensionaler Ameisenhaufen, die Ordnung im Chaos ist für uns nicht zu erkennen. Sinnbild für eine Gesellschaft im Aufbruch?

Denn in der Tat scheint sich hier einiges zu verändern, zumindest wenn man den Ausführungen unseres Verbindungsoffiziers Qadir Glauben schenkt. Das Schwellenland, die Atommacht Pakistan, die 70 Prozent ihres Haushaltsetats in die Schuldentilgung und ins Militär steckt, auf dem Weg in den Club der Privilegierten? Auf der anderen Seite stehen der Islam und eine festgefügte Sozialstruktur, die durch überlieferte Traditionen bestimmt wird. Wie sich das in Einklang bringen läßt, bleibt abzuwarten. „Modernization does not mean Westernization", meint der überzeugte Muslim Qadir. Und die überdimensionale Tafel am Straßenrand ruft in Erinnerung, daß wir in einem zu 98 Prozent von Sunniten bewohnten Land sind. „Women should not expose their beauty to others." Allgegenwart des moralischen Zeigefingers.

Nach ein paar Tagen in Rawalpindi treffen wir Ismail, den Michi und ich noch von der letzten Expedition kennen. Er hilft uns mit den Einkäufen, rettet unsere Laune, wenn die Behörden mal wieder nerven. Denn am Eingang zum Berg-Paradies sitzt die pakistanische Bürokratie, und die ist ein hartnäckiger Pförtner.

Schon die polizeiliche Registrierung im Senior Superintendent Police Office ist eine Sache für sich. Während sich zwei gelangweilte Bürokräfte gnädigerweise unserer Sache annehmen, bringt die Chefin ihrem vielleicht achtjährigen Sohn Weisheiten in englischem Idiom bei. „What's time?" lautet ihre philosophisch anmutende Frage. Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen: „Time is money." Dennoch scheinen die Uhren hier anders zu schlagen. Für unseren Stempel im Paß warten wir gut eine Stunde.

Danach muß das ganze Gepäck durch den Zoll gebracht werden, was eine Unmenge an Papieren und Unterschriften erfordert. Die weiteren Schritte: Ein paar Besuche bei der deutschen Botschaft, um uns eine Bankbürgschaft über $4000 für den Fall eines Hubschraubereinsatzes und über $1000 für etwaige Umweltschäden bestätigen zu lassen. $250 werden für einen Umfeltfond hinterlegt, und schließlich müssen noch Versicherungen für 45 Träger abgeschlossen werden. Das briefing im Ministry of

Seite 144:
Ein Prunkstück der Ornamentik

Tourism, bei dem man die letzten Instruktionen über sich ergehen lassen muß, wird mit Spannung erwartet, geht dann aber reibungslos über die Bühne.
Immer wieder interessant, die Veränderungen der letzten beiden Jahre festzustellen. Zafrullah Siddiqui, den ehemaligen Deputy-Chief im Ministerium, haben sie rausgeschmissen. Zu viele private Geschäfte, wird vermutet. Taleh Muhammed, der neue Chef, wird uns als „strict, but honest" beschrieben. Um seine Mundwinkel ein feiner Zug von Selbstironie, der ihn sympathisch macht. Das Schild, über das wir vor zwei Jahren so gelacht haben, ist allerdings von der Pinnwand verschwunden. „God is watching. So give him a good show", war darauf zu lesen.

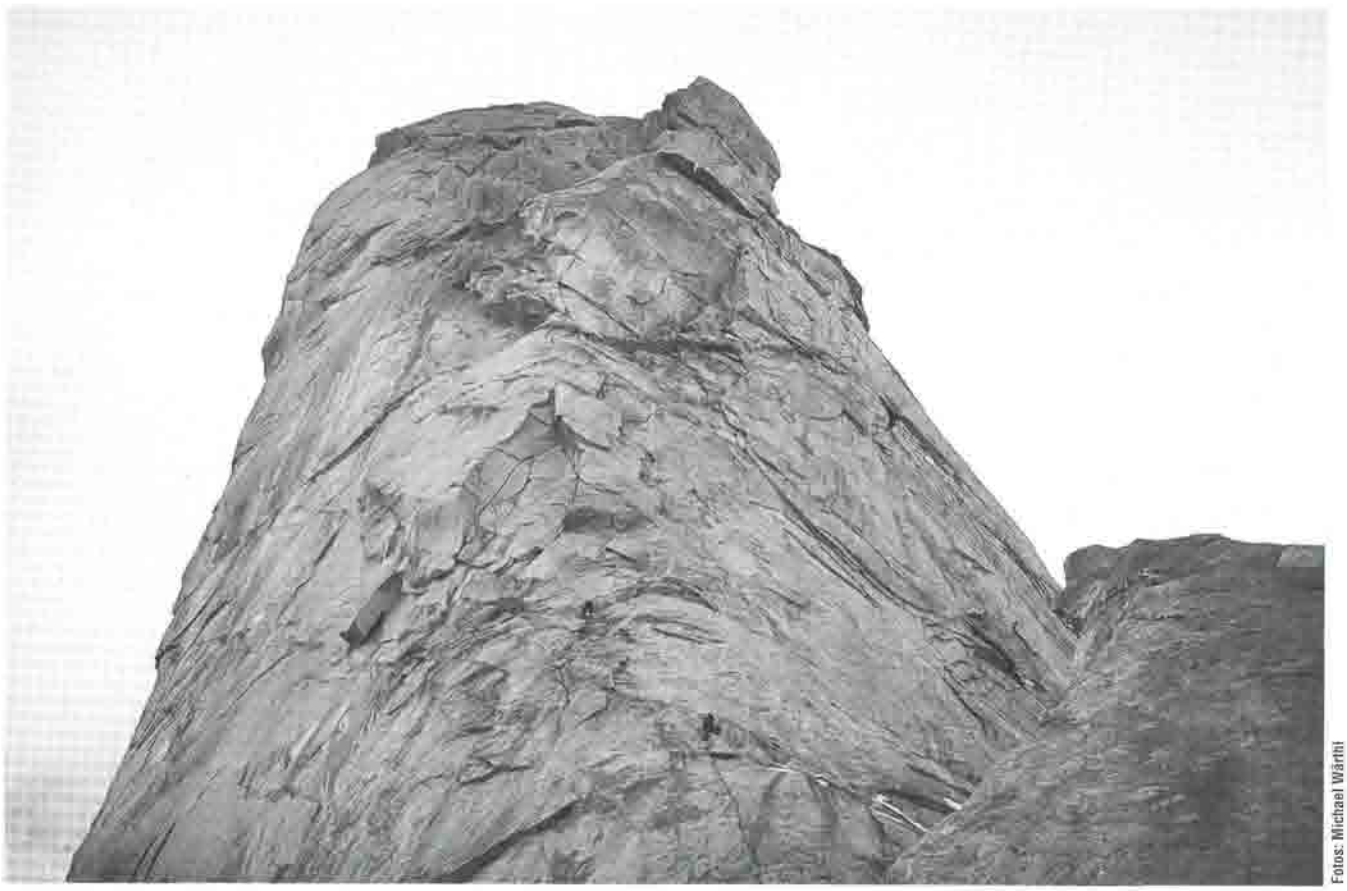
Nach knapp einer Woche ist es dann endlich soweit. Zusammen mit Ismail, Qadir und Hassan, unserem Sirdar, tuckeln wir den Karakoram-Highway nach Skardu hinauf. Unser „Inschallah"-(„So Gott will")-Bus, ein alter Bedford, wäre das Prunkstück in jedem Automuseum. Bunt bemalt, mit endlosem Zierrat geschmückt, süß klimpernde Ketten an den Stoßstangen und eine melodiöse Hupe. Hier ist es Ehrensache, sein Fahrzeug mit wild wuchernder Ornamentik zu verschönern.
Die Fahrt wird zum ersten Härtetest. Die Straße ist verschüttet, im oberen Industal wird der Diesel knapp, die Fahrer wollen uns nicht mehr nach Skardu bringen. Sie befürchten, von dort leer zurückfahren zu müssen. Wir setzen unsere ganze Überredungskunst ein und haben schließlich doch die besseren Argumente: Noch ist die Busmiete nicht bezahlt. Insgesamt 40 Stunden sind wir unterwegs, beschallt von ohrenbetäubender Musik. Disco-Sound auf pakistanisch. Ich kann es erst kaum glauben, aber das Lied, das immer wieder gespielt wird, heißt tatsächlich „Made in Germany". Einzig der Blick auf den abendrotleuchtenden Nanga Parbat entschädigt uns für die Strapazen. Ein Bild aus dem Neckermann-Reisekatalog. Etwas später steht die schmale Mondsichel genau über dem Gipfel. Die Grillen zirpen. Und nur der Dieselgeruch erinnert uns daran, daß wir die Hauptverbindungsstrecke zwischen Pakistan und China noch nicht verlassen haben.
Irgendwo am Straßenrand, fast food nach Balti-Art, McDonald's orientalisch. Blaßgrün gestrichene Wände, grelles Neonlicht, Klinikatmosphäre. Dal (Linsen), Bindi (eine Art Paprikagemüse) und Nan (Brot), es schmeckt hervorragend. Kleine Kinder starren uns mit runden Kulleraugen an, ihr Essen ist schon längst kalt geworden. Wenn sie wüßten, daß wir genauso neugierig sind wie sie. Oben in einer Ecke läuft der Fernseher, die Ergebnisse der englischen Fußball-Liga ziehen das gesammelte Interesse auf sich. Manchester United gegen Arsenal London, 3:1. Nachrichten aus einer anderen Welt.
Das Donnern einer Lawine reißt mich aus meinen Gedanken. Die Sonne scheint immer noch, das Wetter scheint tatsächlich besser zu werden. Am Nachmittag brechen Philipp, Michi und ich zum Depot auf. Es ist kalt dort oben, wir schnattern uns einen ab, kochen im Zelt. Wenigstens sind die Schlafsäcke warm und kuschelig. Und wir werden mit einem Platz in der ersten Reihe belohnt, genießen den Scheidegg-Blick auf unseren Alpin-Spielplatz. Die Sache hat bloß einen Haken: Das Programm läßt sich nicht wechseln.
Ansgars Favorit im Basislager: Carlos Castaneda, die Drogen-Bibel der 60er. „Die Lehren des Don Juan", mit Rauschmittel auf den Weg in andere Dimensionen. Hier oben brauche ich dafür keine Drogen, Einblicke in sich selbst gewinnt man auch so genug. In den Momenten vor dem Einschlafen, wenn der Kopf zu arbeiten beginnt, den man während des Tages ausgeschaltet hatte. Wenn man den „off"-Schalter nicht mehr findet, wenn sich die Gedanken in die letzten Windungen des Gehirns einzufressen beginnen. Die Frage nach dem Sinn des Ganzen, die selbst so sinnlos und unbeantwortbar ist. „Komm' mit uns, verschwende Deine Zeit", haben die Toten Hosen einst gesungen. Im Endeffekt ist es ganz egal, was wir machen. Wichtig ist vielleicht nur wie.
Vielleicht ist der Berg für mich der Drogenersatz. Ein Hilfsmittel, das süchtig macht, eine Krücke, mit der sich die Stolperschwellen des Alltags meistern lassen. Aber was heißt schon „Alltag" hier oben, ich kann mir kaum mehr vorstellen, was das bedeutet, ein Wort für ein Sammelsurium von Zuständen. Jetzt ist hier mein Alltag, und irgendwie habe ich Angst vor ihm.
Davor, morgen wieder diesen Pfeilereinstieg hochzugehen. Durch den Gletscherbruch, unter den kalbenden Séracs, die zum Glück nicht so weit abbrechen wie wir anfangs gedacht hatten. Der verrückte Weg durch den Spaltenkorridor, über dem bedrohlich große Eiszapfen hängen – eine Unzahl gefrorener Damokles-Schwerter. Und dann über die schmale Brücke, wo es links und rechts 30 Meter runterpfeift, nur gut, daß dort ein Fixseil hängt.
Wenn Du Dir etwas nicht vorstellen konntest, Philipp, hast Du immer gemeint, „das ist mir noch nicht so ganz plastisch". Es war ein gesunder Pessimismus, der Dich alles erst ein paarmal durchdenken ließ. Doch dann, hattest Du Dich für eine Taktik, für eine Möglichkeit entschieden, warst Du konsequent. Ein Seilpartner, auf den man sich hundertprozentig verlassen konnte.
Aufbruch um 4 Uhr morgens, zum Frühstück Pfannkuchen mit Erdbeermarmelade. Ismail ist ein Goldjunge. Das erste Licht weist uns den Weg, läßt uns schnell vorankommen. Immer wieder wandern die Blicke hinauf zur Westwand, über der immens große Séracs lauern, hinüber zu unserer Route. „Wahnsinnig steil", das war Jochens erster Kommentar über den Pfeiler. Ich würde sogar sagen: wahnsinnig überhängend. Mein Respekt vor den Erst- und Zweitbegehern dieser Tour wächst. Leider scheiterten sowohl die Franzosen Michel Fauquet und Vincent Fine 1983 als auch die Deutschen Michael Lentrodt und Jürgen Wittmann 1990 im darüberliegenden Schneefeld.

Nach vier Stunden sind wir auf der Scharte. Der Spaß beginnt, Jümarn mit den Rucksäcken auf dem Buckel, da geht einem ganz schön die Puste aus in der Höhe. Das Gelände würde jedes Alpinistenherz höher schlagen lassen: steiler und glatter Granit, dann wieder flachere Passagen, die dafür brüchig und vereist sind. Unser schlimmster Feind ist der Haulbag, der meint, sich hinter jedem Käntchen verklemmen zu müssen. Irgendwann geht dann die Lust flöten, das Klettern wird zu Arbeit. Wenn die großartige Umgebung nicht wäre, könnten wir genausogut an irgendeinem Frankfurter Hochhaus Fenster putzen. Da würde wenigstens die Kohle stimmen.
So gibt es immerhin etwas fürs Auge, und das ist wirklich vom Feinsten. Wieder und wieder schweift der Blick über die Gebirgsketten des Karakoram. Links machen wir den Masherbrum aus, ganz hinten am Horizont den guten alten Nanga Parbat. Dazwischen Bataillone namenloser Fünf-, Sechs- und Siebentausender, Schönheit im Überfluß. Eine Postkarten-Idylle.
Nach zehn Stunden kommen wir an unserem Biwakplatz an, eine kleine Plattform in einem 45 Grad steilen Schneefleck. Ich bin kaputt, aber glücklich. Die untergehende Sonne taucht alles in ein rot schimmerndes Licht, die Luft ist unglaublich rein. So einen Sternenhimmel kannst du bei uns lange suchen. Momente, deretwegen es sich lohnt, unterwegs zu sein, die unter der Rubrik „positiv, ständig abrufbar" gespeichert werden, die Grundlage für neue Pläne sind.

**Im Biwak:
„Kaputt, aber
glücklich"**

Die aber leider auch genauso schnell vergehen, wie sie gekommen sind. Kurz nach dem Abendessen, Tomatensuppe und Haribo-Gummibärchen, macht sich mein Magen bemerkbar. Es ist die alte Krankheit, ab 6000 m schaltet der Verdauungstrakt auf Befehlsverweigerung. In der Nacht mache ich kein Auge zu, verbringe die meiste Zeit damit, darüber nachzudenken, wie ich es am besten vermeide, meinen schönen neuen Schlafsack vollzukotzen. Zum Schluß kommt nur noch Galle, in der Früh bin ich völlig fertig, muß brechen, sobald ich nur etwas getrunken habe.
Da bleibt die ganze Berg-Romantik furchtbar schnell auf der Strecke. Unser Vier-Quadratmeter-Biwakplatz schaut aus wie die Bronx nach einem Streik der New Yorker Müllabfuhr. Ist mir im Moment aber ziemlich egal. Und spätestens als Michi einem zutiefst menschlichem Bedürfnis nachgeht, was bezüglich der Emissionswerte einer mittleren Mülldeponie gleichkommt, will ich nur noch runter. Wir seilen ab.
Schlimm, das Gefühl, versagt zu haben. Im Basislager geht es mir wieder hervorragend, bloß weiß ich nicht, ob ich das gut oder schlecht finden soll. Die Ungewißheit, ob da oben das Ganze von vorne losgeht. Ich werde nicht mehr mit hochgehen, will auf keinen Fall, daß wieder jemand wegen mir umdrehen muß.

Die Selbstzweifel nagen. Bin ich nicht hart genug, hat die Einstellung nicht gestimmt? Hätte ich es einfach weiter probieren sollen? Müßig, sich solche Fragen zu stellen ... es ist vorbei. Der Ogre ist Vergangenheit, abgeschlossen. Eine Hürde, die ich nicht übersprungen habe. Die mich zum Stolpern gebracht hat, aber noch lange nicht zum Fallen. Vor dem Scherbenhaufen einer zerbrochenen Wunschvorstellung stehend grabe ich meine zurechtgezimmerten Überwindungsstrategien aus. Jemand hat mal gesagt, positives Denken sei destruktiv, da es sich mit dem Status quo zufrieden gebe. Ich ziehe mich damit selbst aus dem Dreck, Kraft sammeln für den nächsten Schritt.
Zwei Tage sind seit der Umkehraktion vergangen, die anderen sind wieder am Pfeiler unterwegs, kommen aber wegen des schlechten Wetters bald runter. Es ist zum Verzweifeln, dieser Berg scheint uns nicht zu mögen. Neuer Einsatz, neues Glück. Bergsteigen als organisiertes Großunternehmen. Die wichtigste Frage: Wie arbeite ich am effizientesten bei möglichst geringem Zeitaufwand? Das Kapital: Energie und Ausdauer der Akteure. Der Unsicherheitsfaktor: Das Wetter. Marktstrategen hätten ihre Freude an diesem Spiel.
Es ist bereits Ende August, langsam rinnt uns die Zeit davon. Ganz zu schweigen von der Motivation. Jochen und Ansgar klettern wieder mal am Pfeiler. Philipp und Flo gehen heute ins Depot. Michi hat die Schnauze voll, er kann sich nicht mehr aufraffen. „Ich habe genug von diesem Berg, der kann mich mal." Die nächsten Tage wollen wir uns ein bißchen die Gegend anschauen.



Fotos: Michael Wärthl

Hei, Philipp, eigentlich hast Du gar keine Lust mehr gehabt, nochmal auf die Scharte zu gehen. Zum fünften Mal warst Du dort oben. Warum? Keiner von uns hätte was dagegen gehabt, wenn Du unten geblieben wärst. „Na bravo", das war Dein ironischer Kommentar, als Du losgegangen bist. Vom Pfeiler hatten wir da schon immer weniger gesprochen. Eher von den Plänen daheim, vom Klettern an sonnigen Kalkwänden, von Filmen und Musik, und hauptsächlich von Frauen. Und uns selbst darüber gewundert.

29. August, abends im Basislager. Michi und ich kommen von einem Tagesausflug zurück. Betretene Gesichter, Fassungslosigkeit, Verzweiflung. Philipp ist tot. Was passiert ist, weiß keiner, er muß in der Früh beim Jümarn an den Fixseilen einen fatalen Fehler gemacht haben und ist 400 Meter abgestürzt.

Die Nachricht trifft uns wie ein Schlag. „Tod", nur ein Wort, eine Aneinanderreihung dreier Buchstaben. Wie lange dauert es, bis einem bewußt wird, was sich dahinter verbirgt. Ein Mensch, den ich gerade richtig kennengelernt und begonnen hatte, liebzugewinnen. So schnell, so schmerzhaft. Und der Berg schaut zu uns herab, steht da, als ob nichts gewesen wäre, die Sonne scheint, alles ist so ruhig und friedlich. Hier oben gelten andere Maßstäbe, andere Zeiträume. Aber für mich wird nichts mehr so sein, wie es vorher war.

Alles erscheint so sinnlos auf einmal. So sorglos weggefahren, so voller Zuversicht, in der Gewißheit, daß schon nichts passieren wird. „Paßt auf", „Kommt alle heil zurück", locker abgetan die ganzen Ratschläge, wollten sie nicht hören. Und dann ein Unfall, der überall und jederzeit und jedem passieren kann. Auf unserer Solar-Walkmann-Anlage läuft Herbert Grönemeyer: „Gefühle sind Luxus, weil wir hart sind, sind wir hier." Oja, und wie hart wir sind. Klein sind wir, armselig angesichts des Todes, machtlos und verletzlich. Meine Tränen schmecken salzig. Es wird Herbst hier im Basislager, das Grün der Wiese wird stumpf, die Blumen blühen schon lange nicht mehr. Aus dem Geröllfeld oberhalb des Lagers kommen die ersten Steine. Unsere Vorräte gehen zur Neige. Und obwohl das Wetter seit ein paar Tagen erstaunlich stabil ist, habe ich das Gefühl, irgend jemand will uns hier oben nicht mehr haben. Es ist Zeit zu gehen.

Wenigstens für eine halbe Stunde diese Gedanken abstellen können. Quälend, unnachgiebig, zäh. Der Tod, so abrupt er ist, kommt langsam für die, die am Leben bleiben. Langsam und unerbittlich fräst er sich ein, sämtliche Emotionen einnehmend. Zum Glück können wir uns hier oben mit irgendwelchen Tätigkeiten ablenken. Zum Glück sind wir eine gute Gruppe, helfen uns gegenseitig.

Noch nie zuvor hatte ich einen toten Menschen im Gebirge gesehen. Eingewickelt in seinen Schlafsack liegt er da, ein zertrümmerter, verwundeter Körper. Einsam und leblos wie die Felsen ringsrum. Flo hat ein paar Kerzen mit heraufgebracht. Minuten der Stille. Und obwohl ich nicht gläubig bin, überkommt mich das Gefühl, daß es Philipp gut gehen müsse, wo immer er auch ist. Vielleicht geht es uns wie den Raupen, die mühsam am Boden herumkriechen. Die werden es nie verstehen, wie es ist, sich als bunter Schmetterling in die Luft zu erheben.

Flo, Jochen, Ansgar und ich bringen die Leiche bis ins Basislager. Wir brauchen fast zwei Tage. Der Weg durch das Spaltengewirr, über den Moränenschutt, zu viert das Porterledge tragend, wird zur körperlichen und seelischen Qual. Mechanisch arbeiten wir uns runter. Richtig schlimm wird es, wenn einem bewußt wird, was man da eigentlich trägt. Schmerzhafte Gedanken an den toten Freund.

Michi und Ismail rennen unterdessen in einem Tag die 40 Kilometer und 1500 Höhenmeter nach Askole hinunter, dann weiter nach Skardu, um einen Hubschrauber und Träger zu organisieren. Philipps Leichnam wird von einem Heli abgeholt und nach Skardu geflogen. Ansgar fliegt mit, um Michi bei dem ganzen bürokratischen Kram zu unterstützen, der leider erledigt werden muß. Zum Glück hilft ihnen dabei die Schweizer Botschaft schnell und unkompliziert.

Jochen, Flo und ich warten noch zwei Tage, bauen das Lager ab und verheizen den brennbaren Müll, dann kommen die Träger. Wir wollen nur noch runter und heim, haben erstmal genug vom Ogre. Als wir über den Biafo Gletscher hinunterlaufen, zeigt er sich nochmal in seiner ganzen Pracht. Ich werde den Verdacht nicht los, daß er uns leise auslacht.

Ogre ist englisch und bedeutet „grausamer, menschenfressender Riese". Bei Deiner Beerdigung, Philipp, wird der Pfarrer sagen, die Angehörigen und Freunde würden den Berg, nach dem, was passiert ist, hassen. Ich weiß, daß Du ihn nie gehaßt hast. Klettern war Dein Leben und die Berge eine Art Zuhause. Und außerdem, was kann der Berg schon dafür, wenn wir uns einbilden, ihn besteigen zu müssen.

Foto: Tom Dauer

Gedenkplatte für Philipp Groebke

Eine Gruppe Balti-Träger hockt in einer Runde zusammen, notdürftig von der regenbogenfarbenen Plane geschützt, die sie gegen den Graupel aufgespannt haben. Hagere, zerfurchte, beeindruckende Gesichter. In der Mitte liegt ein flacher Stein, auf dem sie mit einem Kiesel rote Chilibohnen zermalmen. Mit dicken Tschapati reiben sie das Gemüse vom Stein, trinken dazu salzigen, mit Fett vermischten Schwarztee. Neugierig schaue ich zu, sofort wird mir etwas angeboten. Sie haben nicht viel für unsere Verhältnisse und trotzdem wird alles geteilt.

Der Chili ist scharf, schmeckt aber köstlich. Und so ein Tschapati gibt Kraft, das wissen die Jungs hier auch ohne Nährwerttabelle. Wenig auf der Reise hat mich so beeindruckt wie die Begegnungen mit unseren Trägern. Wie alt schauen wir da aus mit unserer High-Tech-Ausrüstung, wenn neben uns ein Träger mit Gummisandalen und einer 25-Kilogramm-Tonne über den Gletscher spaziert. Ein Knochenjob für Bargeld. Abends im Camp spielen wir zusammen hacky-sac und Federball.

Wieder und wieder gerate ich in Gewissenskonflikte. Einerseits tut man vielleicht was Gutes, wenn man die Menschen hier für ihre Arbeit bezahlt, und im Verhältnis verdienen sie dabei nicht schlecht. Andererseits: Auch wenn ich als Individualtourist unterwegs bin, hinterlasse ich Spuren, und die sind meistens negativ. Ich verstehe die Träger gut, die unseren Luxus sehen und daran teilhaben wollen. Und trotzdem wünsche ich ihnen, daß sie ihre ursprüngliche Lebensweise erhalten können. Aber wir reden uns leicht, das Leben ist hart hier in den Bergen.

Beim Runtergehen formen sich erste Gedanken an neue Reisen, neue Expeditionen. Ein Traum, der Ogre-Traum, ist ausgeträumt. An seine Stelle sind Erfahrungen getreten, gute und sehr schlechte. Es darf wieder geträumt werden. Ich erschrecke über mich selbst. Warum diese Unrast, dieses In-Bewegung-Sein-Müssen? Es ist das alte Spiel von Aufbruch und Heimkehr. Ein Perpetuum mobile. Noch herrscht die Freude auf das Ankommen vor, auf die Zivilisation, die Menschen, die erste Breze, das erste Bier. Heimat, dort, wo man liebe Menschen um sich hat, denen man vertraut und die einem zuhören.

Aber irgendwann wird sich wieder ein Gefühl der Unzufriedenheit einschleichen, werden die negativen Dinge vergessen sein, wird man woanders, irgendwohin fahren. Grenzenlose, unerfüllbare Sehnsucht. Dem Ziel hinterherjagen, das mit jedem Schritt unerreichbarer wird. Ich merke, daß ich hier nur auf der Durchreise bin.

„Etwas besseres als den Tod finden wir überall." Ein Untertitel, irgendwann mal auf einem Filmplakat gelesen. Ein Spruch, der zynisch wirkt angesichts Deines Todes, Philipp. Die Frage nach dem „Warum", die sich nicht beantworten läßt. Wie geht es weiter, was mache ich daraus, vielleicht sind das die wichtigeren Fragen? Vor zwei Jahren hat mich Ismail einmal gefragt, warum ich so viel aufschreibe. Um die Dinge festzuhalten, war meine Antwort. „I am writing with my heart", sagte er. Für Dich ist ein fester Platz in meinem Herz reserviert, Philipp.

Alpinismus International

Bedeutende Unternehmungen 1993

Chronik von Dieter Elsner

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind.
Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1993 (Ausnahmen sind Patagonien und die Winterexpeditionen in Nepal).
Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.
Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir den Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten.
Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des American Alpine Journal und Jozef Nyka, „Taternik"-Redakteur, Warschau.

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
MB	Monatsbulletin des SAC
Fels/Eis	Fels/Eis Extrem und Umwelt

AMERIKA (Nord)

Alaska

Eine ausführliche Berichterstattung über alle Besteigungen 1993 im Denali National Park ist im AAJ, 1994, S. 109–132 zu finden.

Huntington und McKinley

Vier junge Franzosen kletterten im Frühjahr in drei Tagen die Terray Route am Mount Huntington. Dann wendeten sie sich dem Ridge of No Return zu, den bisher nur Renato Casarotto begangen hatte (solo 1984 in 12 Tagen). Nach nur drei Tagen erreichten sie den Gipfel des Südpfeilers, der auch Casarottos höchster Punkt war. AAJ, 1994, S. 116

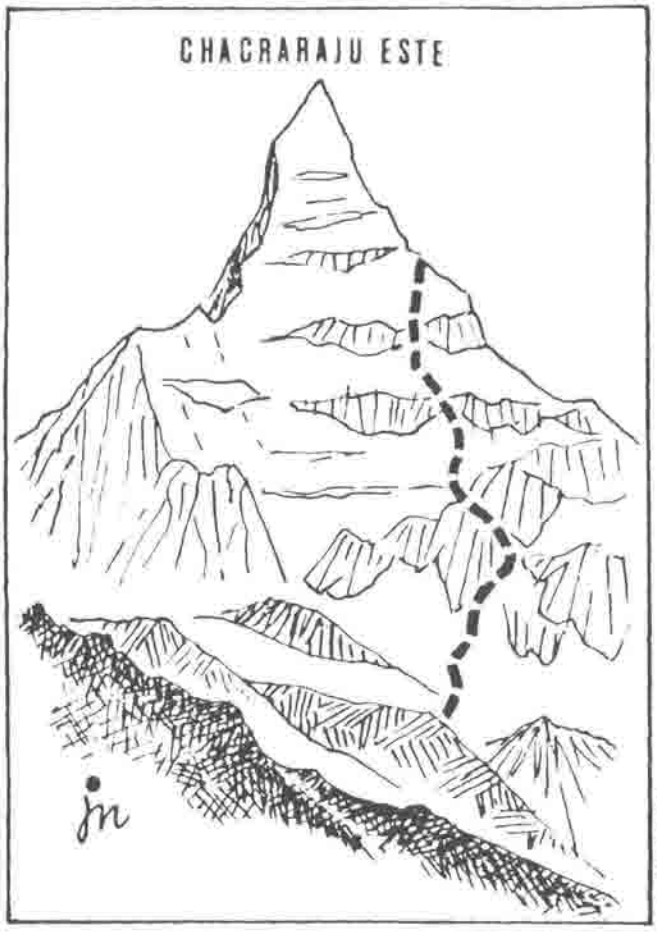
AMERIKA (Süd)

Peru

Cordillera Blanca

Huascaran Sur, 6768 m

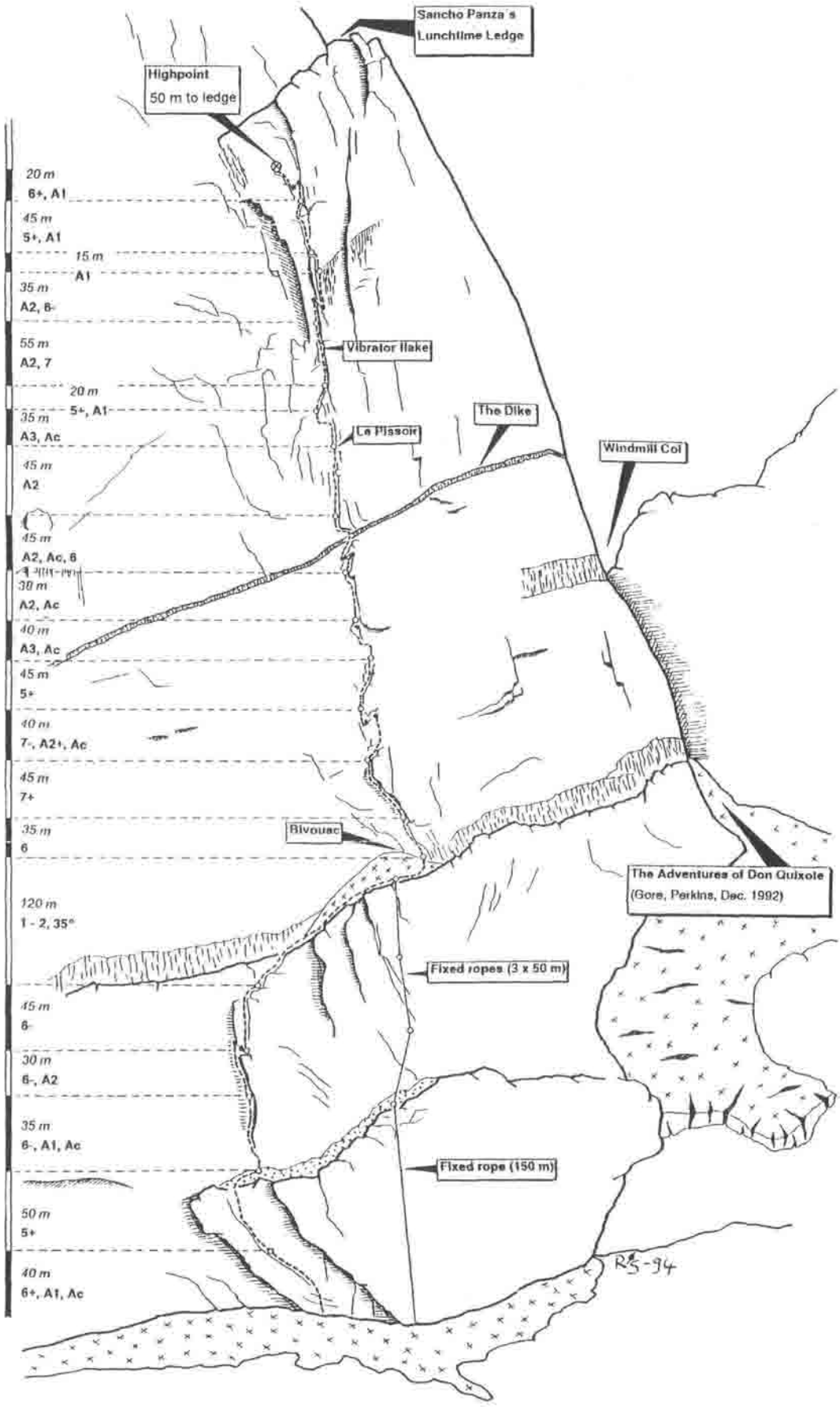
Einem Team aus Slowenien gelang vom 17.–21. Juli die erste Begehung einer Route durch die Nordwand, mit einem Höhenunterschied von fast 1900 Meter. Eine andere Seilschaft hat am 18. und 19. Juli die abschüssige und dank ihrer Unzugänglichkeit immer noch gänzlich jungfräuliche Ostwand des Chacraraju Este (6001 m) bis zum Nordostgrat durchstiegen. Die Anstiege wurden mit VI+, A1 und VII, A2 bewertet, im Eis weisen sie eine Steilheit bis zu 90° auf. J. Nyka



Zeichnung: Jan Nyka

Die Ostwand des Chacraraju Este mit der slowenischen Route 1993

„Via de los Invalidos" nannten die Erstbegeher aufgrund einiger gesundheitlicher Probleme ihre nicht ganz vollendete Route an der Cerro Escudo-Ostwand an den Torres del Paine



Patagonien

Fitz Roy

Am 17. Juni standen die Neuseeländer Erica Beuzenberg und Gottlieb Braun-Elwert nach einer Durchsteigung der Supercanaleta auf dem Gipfel. Das war die vierte Winterbegehung des Fitz Roy und die erste durch eine Frau (s. den Bericht auf S. 129)
Amerikanern gelang die dritte Begehung des Casarotto-Pfeilers, Australiern die vierte Begehung. AAJ, 1994, S. 185 und S. 194

Cerro Torre

Auf der „normalen" Maestri-Route waren Kletterer aus Australien (die vorher am Fitz Roy waren), Amerika und Italien erfolgreich.
AAJ, 1994, S. 194

Guillaumet und Mermoz

Der Brite A. Parkin und der Amerikaner St. Koch kletterten am 2. Februar in der Südostwand der Aguja Guillaumet eine neue Route. Die Route verläuft links der Piola-Route und erreicht den Nordwestgrat kurz unter dem Gipfel.
Am 21. Februar kletterte Parkin solo eine neue schwierige Eisroute in der Südostwand der Aguja Mermoz. Die Route beginnt rechts der Slowenen-Route und weist sehr steile Passagen (80°–85°, 90°) auf. Anschließend führte Parkin noch eine Solobegehung der Whillans-Route an der Poincenot aus.
In der Ostwand des Mermoz gelang dem Italiener C. Ferrari und dem Argentinier M. Ceballos eine neue Route. AAJ, 1994, S. 184

El Mocho

Im späten Dezember eröffneten die Italiener E. Salvaterra und A. Vavallaro eine neue Route an der Nordwand. Die beiden wiederholten auch die Ostpfeiler-Route von Piola und Anker aus dem Jahr 1989. AAJ, 1994, S. 184

Poincenot

Die Schweizer B. Eggler und M. Pitelka kletterten eine neue Route in der Ostwand. Sie verläuft ca. 50 Meter östlich der Route von Piola und Anker aus dem Jahr 1989. Sie erreichten den Gipfel am 12. Februar 1994. AAJ, 1994, S. 185

Cerro Grande

Der Italiener C. Ferrari beging eine neue Route an der Südseite. 650 Meter der 850 Meter hohen Wand wurde er von einem jungen Argentinier begleitet. Am 21. Februar beendete er die Route alleine (23 Seillängen, V+, 70° im Eis). AAJ, 1994, S. 185

Aguja Stanhardt

Am 31. Dezember konnten die beiden Argentinier T. Plaza und J. Chaverri eine neue Route an der Ostwand durchsteigen (6b, A2, 80°). Am 1. Januar 1994 erreichten die beiden nach dem Abstieg über die Bridwell-Route den Gletscher. AAJ, 1994, S. 194

Torres del Paine

Cerro Escudo, 2450 m

Mitglieder der DAV-Sektionen Schwaben, Hohenstaufen, Geislingen, Illertissen und Stuttgart hatten im Januar 1994 die bisher undurchstiegene Ostwand des Cerro Escudo zum Ziel. Zwischen dem 2. und 28. Januar konnte der Wand eine schöne Linie abgetrotzt werden (A3, 7+, Ac). Obwohl der Mannschaft aus Zeitgründen und wegen des schlechten Wetters 50 Meter bis zum Pfeilerkopf fehlten, kann dieser Anstieg dennoch als Erfolg angesehen werden. Expeditionsbericht

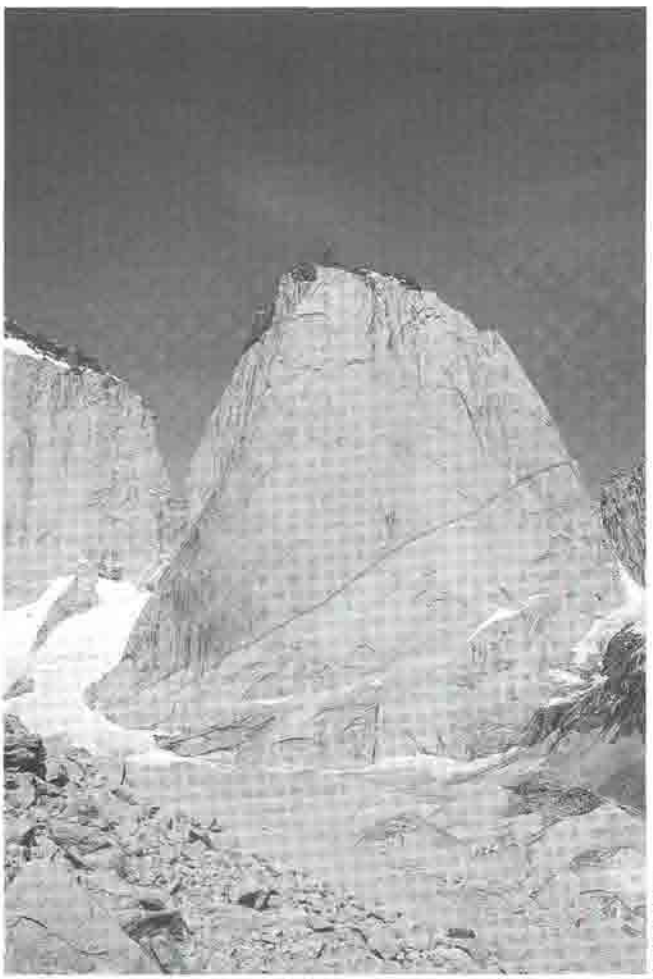


Foto: Jürg Pross

Die Ostwand des Cerro Escudo. Die neue Route verläuft im rechten Wandteil

Mittlerer Paine Turm, 2460 m

Im Januar 1994 konnten V. Uhlig und M. Bruckbauer die Bonington-Route am Mittleren Paine-Turm wiederholen. Bonington und Whillans bestiegen diesen kühnen Berg erstmals 1961.
Fels/Eis II, 1994, S. 13

ARKTIS

Grönland

Reinhold und Hubert Messner durchquerten Grönland in nordwestlicher Richtung. Sie starteten von Isertok im Südosten und erreichten nach 35 Tagen, in der Nacht vom 27./28. Mai das Dorf Thule im Nordwesten. Die beiden hatten mit sehr niedrigen Temperaturen (–40 bis 45°C) und starken Winden zu kämpfen. Sie legten eine Strecke von 2250 km zurück, wobei sie eine beträchtliche Durchschnittsgeschwindigkeit von ca. 60 km pro Tag erreichten.

Der Shivling im nordindischen Garhwal-Himal. Am 31. Mai 1993 erreichten die beiden Südtiroler Hans Kammerlander und Christoph Hainz über den schwierigen Nordpfeiler (bis VII, A 1) den Gipfel

Dies war damit die schnellste Durchquerung in Längsrichtung und die einzige, die auf jegliche Fremdhilfe verzichtete. J. Nyka

Lemon Montains

In den Lemon Mountains über dem Kangerdlugssuaq Fjord in Ostgrönland gelangen einem vierköpfigen britischen Team einige interessante Erstbegehungen und -besteigungen. So konnten J. Lowther, Ch. Bonington, R. Ferguso und G. Little die 1000 Meter hohe Nordwand des Mejslen (Chisel), 2320 m, durchsteigen (Erstbesteigung des Berges). Weitere Erstbesteigungen waren: Beacon: S-Wand, 750 Meter; Ivory Tower: NO-Wand, 600 Meter; Trident: N-Wand, 900 Meter. Laut Bonington sind die Lemon Mountains ein sehr lohnendes Gebiet mit den schönsten unbestiegenen Gipfeln Grönlands. AAJ, 1994, S. 96–105

ASIEN

Im Frühjahr haben 47 Expeditionen Nepal und die Grenzgipfel von Tibet und Sikkim besucht, wovon 41 (87%) Achttausender zum Ziel hatten; 19 davon wollten allein zum Everest. Sieben Teams hatten den Cho Oyu zum Ziel (alle auf der Normalroute), sechs waren am Shisha Pangma. Insgesamt hatten 36 Expeditionen (77%) Erfolg. Am Everest war die Quote noch besser: 17 Mannschaften kamen zum Gipfel (nahezu 90%).

Im Herbst haben sich über 75 Expeditionen in Nepal und den Grenzgipfeln von Tibet und Sikkim eingefunden. Etwa 25 Berge wurden angegangen. Die relativ guten Wetterbedingungen – mit Ausnahmen am Makalu und an der Annapurna – sicherten 35 Gruppen den Gipfelerfolg.

Von den 75 Expeditionen waren 20 international besetzt; die nationalen Mannschaften kamen zumeist aus Amerika (17), Frankreich (10) und Spanien (9). Neben dem Everest erwiesen sich der Cho Oyu (15 Teams, 10 erfolgreich), Ama Dablam (10 Teams, 9 erfolgreich) und Dhaulagiri (6 Teams, alle erfolgreich) als attraktivste Ziele. Am Mount Everest (12 Teams, 9 von Norden) traten mit dem 1. September die neuen nepalesischen Reglements in Kraft. Die massive Erhöhung der Gipfelgebühr und die Beschränkung der Teilnehmerzahlen führten zu einer Beruhigung der Lage auf dem Khumbu-Gletscher. Noch im Frühjahr zogen 50% aller Expeditionen in Nepal in Richtung Everest, während es im Herbst nur noch etwa 6% waren.

Die meisten Mannschaften versuchten sich an den Gipfeln der Achttausender (60%), und zwar – mit wenigen Ausnahmen – an den sogenannten „Standardrouten". J. Nyka

Sikkim-Himalaya

Kangchenjunga Himal

Kangchenjunga, 8586 m

Eine 18köpfige Mannschaft aus Indien und der Ukraine startete von Osten, von Sikkim aus. Sie kletterten die Nordostrippe, indem sie sechs Lager errichteten, das höchste auf 8100 m. 3000 Meter Fixseil wurden installiert. Am 23. Mai standen fünf Ukrainer auf dem höchsten Punkt.

Dies war die vierte Besteigung des Kangchenjunga von dieser Seite. J. Nyka

Pyramid Peak, 7123 m

Im Frühjahr wurde dieser formschöne, noch jungfräuliche Berg von einer japanisch-indischen Expedition von Sikkim aus angegangen. Das Basislager wurde bereits am 7. März errichtet. Am 20. April wurde Lager II auf 6700 m erstellt, zwei Tage später war die Route fast bis zum Gipfel mit Seilen fixiert. Am 24. April jubelten drei Japaner und vier Inder von dem bisher unerstiegenen Gipfel. Zwei Tage darauf wiederholten drei Japaner und ein Inder die Besteigung. J. Nyka

Gemigela II, 7005 m

Eine japanische Mannschaft erreichte mit vier Lagern am 13. Oktober den Gipfel des Gemigela II. Fünf Tage später stürzte ein Japaner, beim Versuch, den 7350 m hohen Gemigela I zu erklettern, 35 Meter in eine Spalte und war sofort tot.

AAJ, 1994, S. 204

Nepal Himalaya

Barun Himal

Makalu, 8463 m

Eine internationale Mannschaft war am Normalweg erfolgreich. Nachdem sie den Versuch an der Westwand auf 7600 m aufgegeben haben, starteten neun Bergsteiger am 20. Mai vom Basislager im Alpinstil Richtung Gipfel. Nach zwei Biwaks auf 6500 m und 7500 m wurde der Gipfel von dem Tschechen L. Sulovsky, den Italienern S. Panzeri, F. Manoni und D. Spreafico sowie den Hochträgern Tirtha und Mingmar erreicht, wobei ab 8100 m nicht die Normalroute, sondern eine Variante auf der Nordseite gewählt wurde. AAJ, 1994, S. 205

Im Herbst scheiterten alle Versuche, den Berg zu besteigen.

Baruntse, 7129 m

Eine neunköpfige, sieben Deutsche und zwei Schweizer umfassende Expedition unter der Leitung von Ralf Dujmovits bestieg in der Nachmonsunzeit den Baruntse. Am 15. Oktober erreichten Dujmovits und Rafael Wellig zusammen mit den Sherpas Kami und Sangje über den Südgrat den Gipfel. Wenig später folgten Helga und Manfred Kuwatsch sowie Wolfgang Kunzendorf.

MB 1, 1994, S. 16

Khumbu Himal

Cho Oyu, 8201 m

Im Frühjahr erreichten 26 Bergsteiger über die Westseite (die Route von Tichy aus dem Jahr 1954) den Gipfel. Von den zehn Expeditionen starteten drei von der nepalesischen und sieben von der tibetischen Seite; alle kommen schließlich auf der Tichy-Route zusammen. AAJ, 1994, S. 220

Im Herbst waren 39 Bergsteiger auf der Tichy-Route erfolgreich.

AAJ, 1994, S. 220–221

Everest, 8848 m

Der Everest war 40 Jahre nach seiner Erstbesteigung das begehrteste Ziel in der Vormonsunzeit. Von den 294 Bergsteiger/innen, die in dieser Zeit den höchsten Berg der Erde zum Ziel hatten, erreichten 81 den Gipfel (neun kommen noch von der tibetischen Seite dazu). Allein an einem einzigen Tag (10. Mai), standen 40 Männer und Frauen am Gipfel. Die Inderin Santosh Yadav bestieg den Everest zum zweiten Mal. Seit 1975 waren 16 Frauen auf dem Gipfel. Von den 90 Gipfelbesteigern vom Frühjahr waren 22 bereits mindestens einmal auf dem höchsten Punkt. Ang Rita Sherpa stand bereits das achte Mal auf dem Everest. Alle Besteigungen fanden über die Normalroute statt.

Fünf Bergsteiger verunglückten, z. T. beim Abstieg, tödlich.

Im Herbst waren ebenfalls mehrere Expeditionen erfolgreich, darunter die internationale Himalayan Kingdom Expedition, deren Teilnehmer Ramon Blanco mit 60 Jahren der älteste Gipfelbesteiger wurde. AAJ, 1994, S. 207–215

Lhotse, 8501 m
Im Rahmen einer französischen Expedition, von der fünf Mitglieder und vier Sherpas den Gipfel des Everest erreichten, wurde auch der Lhotse bestiegen. Ein Teilnehmer stand zusammen mit einem Sherpa am 4. Oktober auf dem höchsten Punkt. J. Nyka

Ama Dablam, 6812 m
Die beiden Amerikaner S. Fisher und S. Shrader erreichten am 24. April über den Südostgrat den Gipfel.
Im Herbst erreichten zahlreiche Bergsteiger aus verschiedenen Ländern über die Normalroute (Südwestgrat) den Gipfel.
AAJ, 1994, S. 215–216

Kangtega, 6779 m
Die Trainingsexpedition 1993 des DAV war am Kangtega erfolgreich. 13 Teilnehmer erreichten Anfang Oktober den Gipfel.
DAV Mt. 1, 1994, S. 47

Pumori, 7161 m
Eine internationale Expedition konnte im Oktober den Südostgrat (Normalroute) begehen. Ein Mitglied einer amerikanischen Mannschaft stürzte beim Abstieg tödlich ab. AAJ, 1994, S. 217

Cholatse, 6440 m
Sechs Amerikaner, ein Kanadier und ein Argentinier waren an diesem formschönen Berg erfolgreich. C. Breemer, R. Cassidy, A. Brash und J. Climaco erreichten am 21. Oktober über den Südwestgrat den Gipfel. E. Webster und G. Dunmire kletterten mit zwei Biwaks über die Westrippe auf den Gipfel, den sie am 23. Oktober erreichten. AAJ, 1994, S. 218–220

Jugal Himal
Ganchenpo, 7455 m
Eine japanische Expedition näherte sich dem Berg von Südwesten und errichtete zwei Lager. Im Gletscherbecken unter dem Gipfel wurde Lager III erstellt. Am 28. April erreichten zwei Japaner, eine Japanerin und drei Nepalesen über den obersten Ostgrat den Gipfel. AAJ, 1994, S. 222–223

Gurkha Himal
Manaslu, 8156 m
Im Frühjahr konnten J. Brunner, G. Flossmann, J. Hinding und M. Leuprecht die 39. Besteigung des Manaslu durchführen. Bis 7000 m wurden Ski benutzt. Am 2. Mai standen die vier auf dem Gipfel. AAJ, 1994, S. 223–224
Im Herbst versuchten sich vier Expeditionen am Manaslu, drei davon von Nordosten. Vier Männer und eine Frau erreichten den Gipfel.
Eine 11köpfige Mannschaft aus Italien war an der Südseite tätig; S. Mondinelli erreichte den Gipfel am 13. Oktober.
Von Nordosten war Josef Inhöger am 15. Oktober erfolgreich. Von der gleichen Seite erreichte am 19. Oktober V. Lopatnikov aus Rußland den Gipfel, zwei Tage später folgte die Russin Y. Ivanova zusammen mit I. Khmiliar. Beim Abstieg stürzte Khmiliar tödlich ab. J. Nyka

Annapurna Himal
Annapurna I, 8091 m, Dhaulagiri I, 8167 m
Vier Bergsteiger einer tibetischen Mannschaft bestiegen Ende April den Gipfel der Annapurna über die Nordseite, wo 4000 Meter Fixseil angebracht wurden. Die Gruppe wechselte anschließend zum Dhaulagiri und an den letzten beiden Tagen im Mai erreichten neun Mitglieder den Gipfel. An beiden Bergen wurden die Normalrouten begangen. AAJ, 1994, S. 224–225

Manang Himal
Kang Guru, 6981 m
Eine japanische Expedition führte die 14. Besteigung über den Westgrat (Normalroute) aus. Am 14. und 16. April erreichte je eine Gruppe aus drei Japanern und einem Sherpa den Gipfel.
AAJ, 1994, S. 224

Dhaulagiri, 8167 m
Höhepunkt der Frühjahrssaison war zweifellos die erste Durchsteigung der zentralen Nordwand des Dhaulagiri durch ein neunköpfiges Team aus Rußland, Georgien und Großbritannien.
Die Schlüsselpassage der Wand war eine ca. 300 Meter hohe Felsstufe zwischen 7300 m und 7600 m. Der endgültige Versuch wurde am 5. Mai gestartet, das letzte Lager wurde auf 7800 m, über der Felsstufe, errichtet. Am 11. Mai, sieben Tage nach dem Aufbruch, erreichten R. Allen, S. Yefimov, S. Bogomolov, A. Lebyedikhin, I. Plotnikov, V. Pershin und B. Sedusov den Gipfel. Der Abstieg über die Route erforderte weitere zwei Tage.
Die eindrucksvolle, 2000 Meter hohe Nordwand des Dhaulagiri wurde zuerst 1953 von einer Schweizer Expedition versucht. Nach vielen Versuchen in den nächsten Jahren wurde 1982 von einer japanischen Mannschaft der rechte Teil der Wand durchstiegen. Die eigentliche Nordwand blieb unberührt. Die Route von 1993 ist völlig neu und eigenständig und zählt zu den besten Linien im Himalaya.
Während der Frühjahrssaison war dies die einzig neue Linie an den Achttausendern. J. Nyka

Im Herbst waren am Nordostgrat sechs Expeditionen unterwegs; Bergsteiger aus verschiedenen Ländern konnten den Gipfel erreichen. AAJ, 1994, S. 226

Winter 1993/94 im Himalaya

Mit dem 28. Februar lief in Nepal die amtliche Wintersaison aus. Sie war, wie üblich, nicht besonders lebhaft: 9 Expeditionen mit etwa 50 Bergsteigern haben sich der Kälte und den furchterregenden Stürmen ausgesetzt. Sechs Gipfel wurden angegangen, darunter nur zwei Achttausender: Mt. Everest und Cho Oyu. Die drei Mannschaften waren am 6812 m hohen Ama Dablam erfolgreich, alle in der ersten Dezemberwoche, also noch vor dem Beginn des richtigen Kalenderwinters.
Einen sensationellen Erfolg konnte eine siebenköpfige Expedition aus Japan verbuchen: die erste winterliche Durchsteigung der grandiosen Südwestwand des Mt. Everest. Drei Seilschaften haben den Gipfel vom 18. bis zum 22. Dezember erreicht.
Ende Januar haben zwei Spanier einer spanisch-schweizerischen Expedition den Cho Oyu bestiegen. Im Rahmen dieser Expedition haben zwei Mitglieder ihr Leben verloren.
Der Cho Oyu ist in den letzten Jahren der einzige des öfteren im Winter bestiegene Achttausender. J. Nyka

Folgende Doppelseite:
Die Torres del Paine/Patagonien.
Von links: Südturm, Mittlerer Turm,
Nordturm und, daran anschließend,
Nido Negro de Condores
Foto: Horst Heller

Garhwal Himal

Nanda-Devi-Gruppe
Panwali Dwar, 6663 m
Drei Bergsteigern aus Großbritannien gelang die dritte Besteigung dieses Berges am Rande der Nanda-Devi-Gruppe. Sie begingen den Südostgrat im Alpinstil vom Pindari-Tal aus. Am 3. Oktober wurde der Gipfel erreicht. AAJ, 1994, S. 228

Kamet-Gruppe
Satopanth, 7075 m
Drei Japaner erreichten am 16. August den Gipfel über den Nordgrat. AAJ, 1994, S. 230

Gangotri-Gruppe
Sri Kailas, 6932 m
Am 20. September erreichten drei Mitglieder einer indischen Mannschaft den Gipfel. Zuvor wurden sieben Lager errichtet. Das Wetter war während der ganzen Unternehmung schlecht.
AAJ, 1994, S. 230

Bhagirathi III, 6486 m
Schöne Erfolge konnte eine Gruppe aus der Tschechischen Republik am Bhagirathi III verbuchen. Das Basislager bei Nandanban wurde am 2. August errichtet. Z. Slachta und Z. Michalec gelang in zwei Tagen die 4. Besteigung des Schottenpfeilers im Alpinstil. Die gleiche Route wurde ein paar Tage später von B. Mrozek und P. Trefil wiederholt, ebenso von L. Chwistek und S. Danko.
Am 22. und 23. August kletterten wiederum Slachta und Michalec eine neue Route rechts der Schottenroute, wobei die ersten 24 Seillängen hervorragende Freikletterei aufwiesen. Drei Seillängen hatten den Schwierigkeitsgrad VII, 16 Seillängen V oder mehr. Die letzten 400 Meter waren brüchig (I bis III) oder 50° steiler Schnee und Eis. AAJ, 1994, S. 231

Shivling, 6543 m
Die beiden Südtiroler Hans Kammerlander und Christoph Hainz haben am Shivling einen großartigen Erfolg erzielt. Ende Mai/Anfang Juni konnten sie den Nordpfeiler des Shivling begehen. Am 20. Mai wurde auf 4180 m das Basislager errichtet. Vom 22. bis zum 25. Mai klettern die beiden bis auf 5900 m (bis VII-, A1) und kehren zurück ins Basislager. Am 30. Mai brechen sie wieder vom Basislager auf und erreichen am 31. Mai im Schneetreiben den Gipfel. Am 1. Juni gegen 4 Uhr morgens sind sie wieder im Basislager. Bericht Ch. Hainz

Kishtwar Gebiet
Cerro Kishtwar, 6200 m
S. Sustad und M. Fowler konnten im September diesen äußerst schwierigen Gipfel erstmals besteigen. Die beiden starteten am 16. September vom höchsten Punkt des Haptal-Gletschers auf 5000 m und kletterten in der Nordwestwand über die markante Rampe, die in eine tiefe Scharte des Nordgrates führt, den sie auf der linken Seite bis zum Gipfel verfolgten. Die beiden Briten biwakierten auf 5500 m, 5800 m und 6000 m und erreichten den höchsten Punkt am 19. September. Die Schwierigkeiten der Route liegen bei VI (schottische Eisbewertung), A3, VII.
Bereits 1991 wurde die Nordwestwand rechts der Linie Fowler/Sustad von Perkins und Murphy bis 200 Meter unter den Gipfel durchstiegen. AAJ, 1994, S. 238
Fels/Eis, II, 1994, S. 17–18

Kashmir Himalaya

Nanga-Parbat-Gruppe
Nanga Parbat, 8125 m
Im Jahr 1993 haben nur sechs Expeditionen den Nanga Parbat zum Ziel gewählt. Neun Teilnehmer aus vier Gruppen haben den Gipfel erreicht.
Eine Expedition wurde vom Polen Ryszard Pawlowski geleitet. Zusammen mit B. Stefko erreichte er den Gipfel am 24. August, einige Tage später folgten M. Konewka und R. Schleypen.
Auch eine bulgarische Mannschaft war an der Diamir Flanke erfolgreich.
Interessant ist der Versuch von Doug Scott und Wojciech Kurtyka, den Westgrat (Mazenograt) zu begehen. Er ist 13 km lang und weist sieben Einzelgipfel auf. Scott verletzte sich bei einem Lawinenabgang, so daß sie die Unternehmung abbrechen mußten. AAJ, 1994, S. 264
MB 1, 1994, S. 17
J. Nyka

Karakorum
Im Jahr 1993 haben 59 Expeditionen mit insgesamt 431 Personen aus 16 Ländern Pakistan besucht. Nur 23 Gruppen ist es gelungen, den von ihnen ausgewählten Gipfel zu erreichen. 13 Bergsteiger verunglückten tödlich, fünf von ihnen am K 2 und vier am Diran.
Der Trend geht weiter zu kleineren Expeditionen mit sechs oder weniger Mitgliedern. 1993 gehörten 38 Expeditionen diesem Typus an, also 64%. MB 1, 1994, S. 16

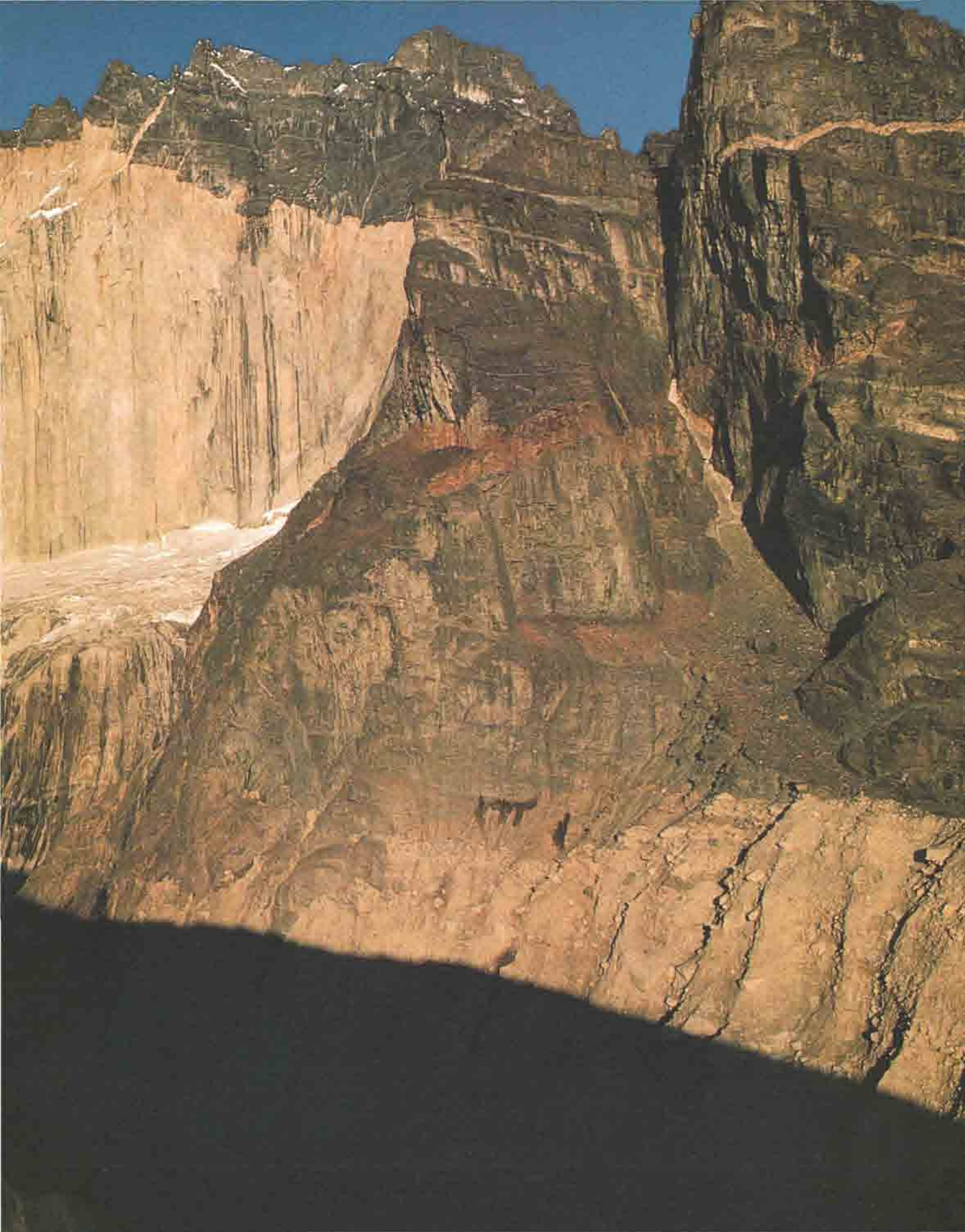
Rimo Mustagh
Mamostong Kangri II, 7023 m
Einer zwölfköpfigen Mannschaft mit Teilnehmern aus Österreich und Indien gelang die Erstbesteigung des Mamostong Kangri im südöstlichen Teil des Karakorums. Vom Basislager auf 4800 m im Mamostong-Tal aus wurden drei Hochlager errichtet. Am 14. August standen vier Österreicher, G. Steinmair, W. Kolblinger, R. Streif und W. Mörtl auf dem Gipfel. J. Nyka
AAJ, 1994, S. 241–242

Baltoro Mustagh
Broad Peak, 8047 m
Zwei japanische Expeditionen und eine deutsch-italienische Mannschaft waren auf der Normalroute erfolgreich. Darunter der Italiener Fausto De Stefani, der damit seinen zehnten Achttausender bestiegen hat. Die Besteigungen fanden im Juli und August statt. AAJ, 1994, S. 251

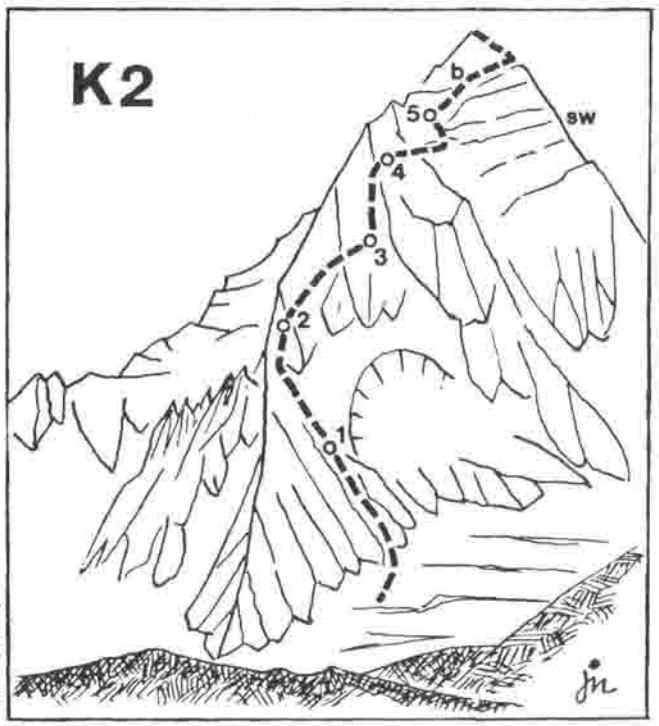
Gasherbrum I, 8068 m
Eine Schweizer Expedition unter der Leitung von N. Joos bestieg den Gasherbrum I (Hidden Peak).

Gasherbrum II, 8035 m
Bergsteiger aus mehreren Ländern erreichten über die Normalroute den Gipfel. AAJ, 1994, S. 251–252

K 2, 8611 m
1993 hatten 86 Personen, die neun Expeditionen angehörten, die Genehmigung erhalten, den Berg zwischen Juni und September zu besteigen.



Der K2-Westgrat
mit der Route der Japaner von 1981.
Zweite Begehung 1993 durch eine
internationale Expedition



Zeichnung: Jan Nyka

16 Bergsteiger konnten den K 2 besteigen, 14 über die Normalroute und den Abruzzensporn. Die interessanteste Besteigung glückte der internationalen Expedition unter der Leitung von D. Mazur (USA) und J. Pratt (Großbritannien). Ihr gelang die zweite Begehung der Japaner-Route über den Westgrat, erstmals 1981 von E. Ohtani und N. Sabir begangen.
Die Mannschaft errichtete mehrere Lager und brachte 4000 Meter Fixseil bis zu einer Höhe von 7600 m an. Am 2. September starteten die beiden Leiter nach einem Biwak auf 8200 m Richtung Gipfel, den sie um 11.30 Uhr erreichten.
Über die Normalroute waren u. a. der Slowene V. Groselj und der Mexikaner C. Carsolio erfolgreich. Für Groselj war es der zehnte, für Carsolio der sechste Achttausender.
Von den fünf Expeditionen, die den Gipfel erreicht haben, blieb nur eine ohne Opfer, in drei Gruppen starb je ein Teilnehmer, eine Gruppe hatte zwei Tote zu beklagen. Vier der fünf Todesfälle ereigneten sich beim Abstieg vom Gipfel. J. Nyka

MB 1, 1994, S. 17
AAJ, 1994, S. 243–251

Hispar Mustagh
Borondo Sar, 6500 m
Der Borondo Sar, südwestlich des bekannten Momhil Sar, wurde erstmals bestiegen. Zwei junge Bergsteiger aus Warschau konnten im Alpinstil eine 1500 Meter hohe Eiswand durchsteigen. Der Gipfel wurde am 31. Juli erreicht. J. Nyka

Masherbrum Mustagh
Hushe Valley
Die UIAA-Jugendexpedition konnte im Gebiet des Hushe Valley einige Erstbegehungen ausführen. Das Basislager nahe des Gondokoro-Gletschers wurde am 7. September auf 3850 m aufgeschlagen. An dieser Unternehmung nahmen 21 junge Bergsteiger aus 13 Ländern teil. DAV Mt. 1, 1994, S. 48–49d

Östlicher Hindukusch
Shayaz, 6050 m
Am 6. Juli konnte eine kleine japanische Mannschaft den Berg, der westlich vom Yarkhun Fluß liegt, erstmals besteigen. Zuvor wurden drei Lager errichtet. Der Anstieg führt von Lager III (5430 m) aus über den Nordgrat. AAJ, 1994, S. 267

Tibet

Cho Oyu, 8201 m, Shisha Pangma, 8027 m
Krzysztof Wielicki besuchte mit einer kleinen Gruppe Tibet. Zusammen mit dem Italiener M. Bianchi bestieg er den Gipfel am 18. September über die Westrippe, wobei sie eine Variante zur Zakopane Route von 1986 wählten, die ab 7100 m direkt zum Gipfel führte. Am 24. September folgten P. Pustelnik und J. Garcia. Dann wechselten sie zur Südseite des Shisha Pangma.
Am 6. Oktober wiederholten Bianchi und Pustelnik die Groselj Route. Am nächsten Tag kletterte Wielicki solo in 16 Stunden eine völlig neue Route über das steile Couloir rechts der Route von D. Scott von 1982. Im oberen Teil wird die Route mit einer 300 Meter hohen Felswand, in der er einen harten Kampf führte, abgeschlossen. Dies ist die schwierigste Route an der Südflanke.
Wielicki hat nunmehr zehn Achttausender bestiegen, wobei besonders zu betonen ist, daß darunter Wintererstbegehungen der drei höchsten Gipfel, Everest, Kangchenjunga und Lhotse, sind. Außerdem erreichte er vier Gipfel über neue Routen.
J. Nyka

Shisha Pangma, Zentralgipfel, 8008 m
Im Frühjahr waren mehrere Expeditionen am niedrigsten Achttausender unterwegs, nur vier Bergsteigern ist es gelungen, den Gipfel (Zentralgipfel) zu erreichen.
Sieben Expeditionen waren im Herbst auf der Nordseite des Shisha Pangma unterwegs. Zwei Slowenier erreichten den Zentralgipfel am 10. und 11. Oktober, wobei sie von 7400 m bzw. 7550 m mit Ski abfuhren. J. Nyka

Chomo Lönzo, 7790 m
Eine neunköpfige japanische Expedition unter der Leitung von M. Ushikubo führte die zweite Besteigung des Gipfels aus, der zur Makalu-Gruppe gehört und völlig in Tibet liegt. Die erste Besteigung gelang 1954 Franzosen vom Makalu Col aus. Die Japaner errichteten ihr Basislager am 20. September am Kangshung-Gletscher auf 4750 m. Vier Lager wurden installiert. Am 24. Oktober erreichten zwei Bergsteiger den höchsten Punkt.
AAJ, 1994, S. 271–272

Everest, 8848 m
Bereits am 13. April konnten der Koreaner Heo Young-Ho zusammen mit Ngati Sherpa den Gipfel erreichen. Mit dem Abstieg nach Süden stellt dies die zweite Überschreitung des Everest in dieser Richtung dar.
Am 5. Mai erreichten sechs Mitglieder einer Expedition mit Teilnehmern aus China, Tibet und Taiwan den Gipfel von der Rongbuk-Seite.
Am 27. Mai hat der Ire Dawson Stelfox, Leiter der irischen Everest-Expedition, den Gipfel über den Nordgrat erreicht.

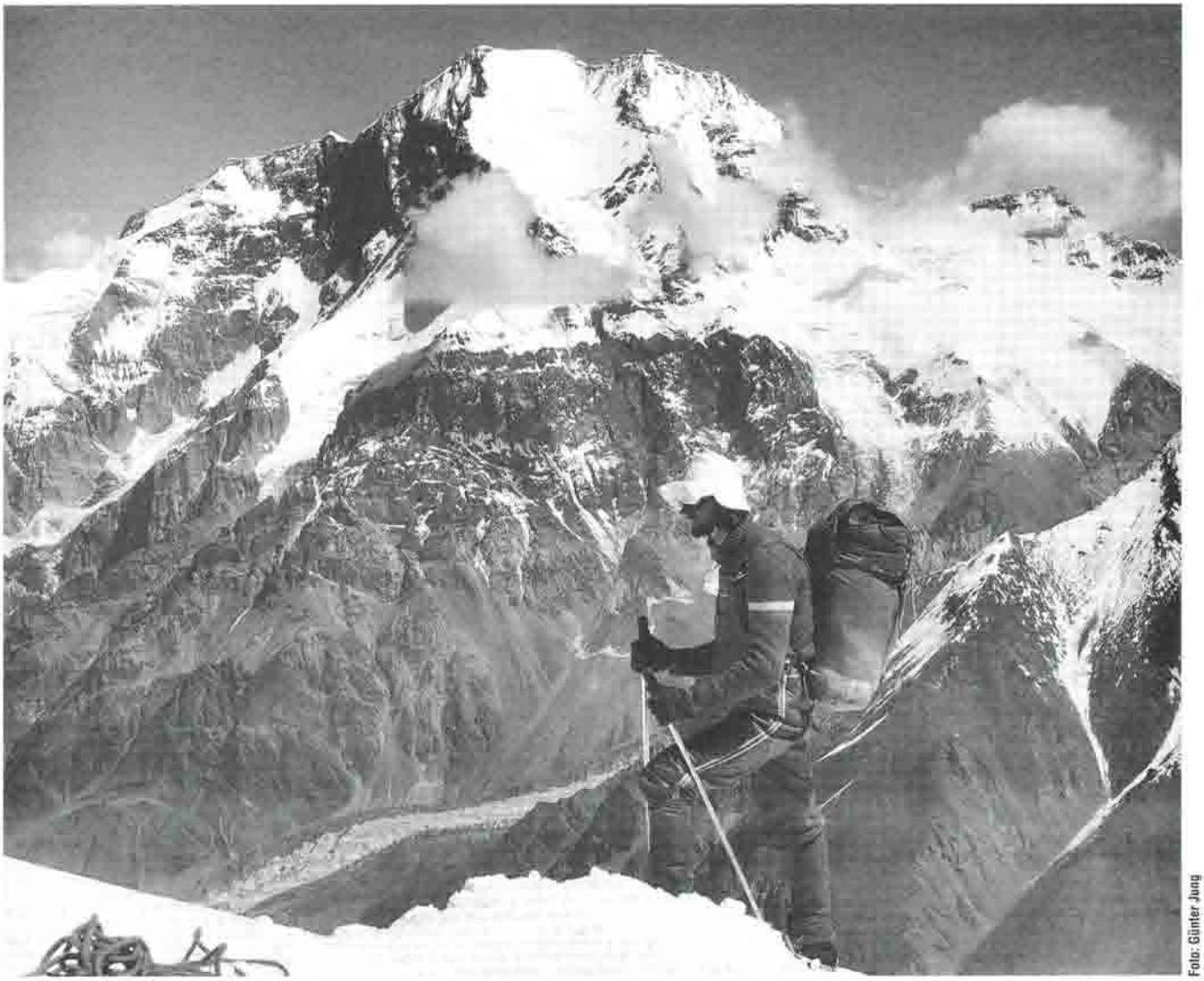


Foto: Günter Jung

Der Pik Korshenewskaja, fotografiert vom Aufstieg zum Pik Kommunismus über den Borodkinpfeiler; tief unten der Moskwingletscher

Damit erreichten in der Frühjahrssaison neun Menschen den Gipfel von der tibetischen Seite aus. 81 Bergsteiger waren im Frühjahr über die normale Süd-Col-Route auf dem Gipfel.

J. Nyka

China

Crown, 7265 m

The Crown, ca. 25 km nordwestlich des K 2, nördlich des Skamri Gletschers, war einer der fünf höchsten noch unbestiegenen Berge. Seit 1986 gab es fünf Besteigungsversuche, vier japanische und einen britischen.

Im Herbst hatte wiederum eine japanische Mannschaft den noch unerstiegenen Gipfel zum Ziel. Der Berg wurde von Südosten her erreicht, vom 7. bis 21. Juli wurden drei Camps errichtet. Am 22. Juli konnten K. Tokushima (Leiter), A. Yamasaki und Y. Aritomi den Berg über die Ostflanke erstmals besteigen. Ende Juli folgten elf weitere Bergsteiger.

The Crown liegt im chinesischen Teil des Karakorum (Sinkiang-Uygur); der chinesische Name ist Chuang Guan Feng.

Die drei noch höheren unbestiegenen Gipfel des Himalaya und Karakorum sind Gankar Punzum (7541 m), Ultar 2 (7388 m) und Twins (7350 m).

J. Nyka

GUS

Tien Shan

Chan Tengri, 6995 m

Zwei Tragödien ereigneten sich am Chan Tengri im Tien Shan. Am 25. Juli wurde das Camp auf 6000 m zwischen dem Pik Chapayeva und dem Khan Tengri von einer Lawine verschüttet. Vier Bergsteiger fanden dabei den Tod.

Zehn Tage später wurden vier Bergsteiger einer britisch-russischen Mannschaft am selben Berg von einer Eislawine getötet.

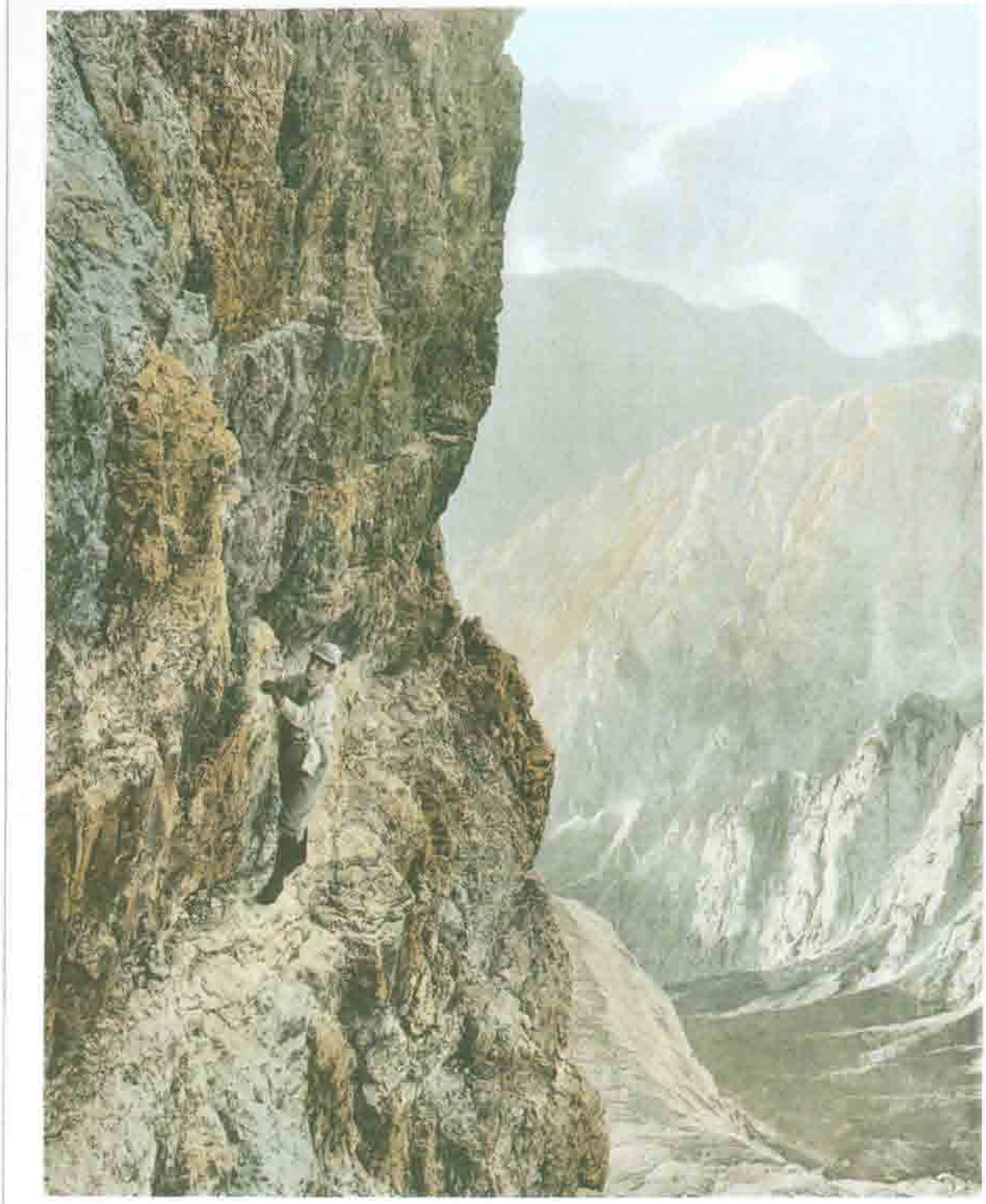
J. Nyka

Pamir

Pik Korshenewskaja, 7105 m

Die Sektion Speyer des DAV führte im Sommer eine Fahrt in den Pamir durch. Anfang August konnte ein Großteil der Mannschaft den Gipfel des Pik Korshenewskaja erreichen. Als Aufstiegsroute wurde der Südgrat von Westen gewählt; auf dieser Route wurden drei Lager errichtet (5100 m, 5800 m, 6300 m). Das Basislager Moskwin liegt auf 4200 m. Außerdem wurde der Pik der Vier (6380 m) bestiegen.

Expeditionsbericht der DAV Sektion Speyer



An der kleinen Zinne.

Al piano della Piccola Cima di Lavaredo. *In the [illegible] Zinne.*

Frauenbergsteigen

Auf der Suche nach einer vergessenen Seite der alpinen Geschichte

Anette Köhler

Seite 160:
Jeanne Immink an der Kleinen Zinne
Original-Aufnahme von Theodor Wundt
Aus: „Wanderbilder aus den Dolomiten"
Alpenvereinsbücherei

Frauen haben über Jahrhunderte hinweg als Spiegel gedient mit der magischen und köstlichen Kraft, das Bild des Mannes in doppelter Größe wiederzugeben.
Virginia Woolf, 1928

Am Anfang stand die Banalität: Frauen gehen bergsteigen. Beinahe ebenso lange schon wie Männer und im Durchschnitt ebenso gut. Was soll also die Unterscheidung Männerbergsteigen – Frauenbergsteigen?
Irgendwann kamen dann die Fragen: Wo ist sie denn, unsere alpinistische Geschichte, wo sind sie, die bergsteigenden Mütter und Großmütter einer Catherine Destivelle oder Lynn Hill? Warum gibt es keine weiblichen Whympers, Purtschellers, Preußs, Dülfers, Bonattis oder wie die Helden sonst noch alle heißen? Haben Frauen in den Bergen keine Geschichte gemacht?
Ein paar Namen, vertraut aus alten Dolomitentagen, klangen mir noch im Ohr. Wie erstaunt hatte ich damals entdeckt, daß vor Immink, Kasnapoff, Thommason, Eötvös oder Wiesinger weibliche Vornamen standen. Was ich von diesen Frauen kennenlernen konnte, waren ihre Touren. Das war sehr viel, und es hat noch neugieriger gemacht: Wer war diese Beatrice Thommason, die im Jahre 1902 zusammen mit den beiden Führern Bettega und Zagonel die erste bedeutende Kletterroute in der Marmolada-Südwand eröffnet hat? War sie der „Kopf" der Seilschaft wie andere bekannte Erschließer aus dieser Zeit, da auch mann noch gern mit Führern ging? Oder war sie allein der „Fuß", der dem gezeigten Weg nur folgte? Wer war diese Paula Wiesinger von der Rosengartenspitze-Ostwand oder vom Einser-Nordpfeiler? Besonders geheimnisvoll und vielversprechend klangen mir die Namen Ilona und Rolanda von Eötvös im Ohr. Wie kamen zwei ungarische Baronessen um die Jahrhundertwende dazu, von Budapest nach Cortina zu reisen, sich dort einem Bergführer anzuschließen und mit ihm so mächtige (und auch von Männern heiß begehrte) Wände wie die Südwand der Tofana di Rozes (1901) oder der Grohmannspitze (1908) als erste zu durchsteigen?
Der Weg der Neugierde führte aus den Bergen in die alpine Bücherwelt. In der Münchner Alpenvereinsbibliothek, der angeblich größten alpinen Fachbibliothek der Welt, steht ein großer, mit Tausenden von Karteikarten gefüllter Katalog. Die Namen Eötvös, Thommason oder Wiesinger sind dort nicht verzeichnet. Im selben Haus wurde auch mit viel Fleiß eine „Personalbibliografie historischer Persönlichkeiten des Alpinismus" erarbeitet. – Stichwort Eötvös: nichts. Stichwort Thommason: nichts. Stichwort Wiesinger: siehe Steger-Wiesinger. Die Reihe ließe sich beliebig weiter fortsetzen.
Ein Schluß liegt nahe: Weder Beatrice Thommason noch Ilona oder Rolanda von Eötvös können wirklich eigenständige „historische Persönlichkeiten des Alpinismus" gewesen sein. Ein zweiter liegt nicht allzufern: Die Alpenvereine haben, historisch gesehen, eine Frauenleiche im Keller.
Denn eines war inzwischen klargeworden: Selbst wenn Frauen alpine Geschichte gemacht haben sollten, geschrieben haben sie diese nicht. Weder Geschichte noch Geschichten. Weit und breit keine Hermine von Barth, weder eine Eugenie Lammer noch eine Erika O. Meyer, von einer Leonore Maduschka ganz zu schweigen.
Und nun fingen die Fragen erst an: War mit dem „jungen Mensch im Gebirg" vielleicht doch nur die eine Hälfte der Menschheit gemeint? War das andere Geschlecht zu schwach zu „Traum und Tat", zu wenig kreativ oder einfach nur zu träge und zu faul? Und: Wenn die Geschichte des Bergsteigens nur von Männern geschrieben wurde, schrieben sie dann vielleicht nicht auch nur ihre eigene Männer-Geschichte? Ist dann vielleicht auch das Bild vom Berg, ja vom Bergsteiger und Bergsteigen selbst, allein modelliert aus den eigenen, männlichen Rippen? Wo aber liegt die weibliche Seite der Geschichte verborgen?

Eine Frage der Voraussetzungen

Die Suche führt mühsam und weglos in die Lücken, zwischen die Zeilen, hinter den großen, magischen Spiegel. Auf diesem Weg stellt sich immer wieder und in erster Linie die Frage nach den Voraussetzungen, die das Bergsteigen hat. Denn nichts ist selbstverständlich. Und für

Frauen gilt schon gar nicht dasselbe, was für Männer Gültigkeit hat.
Beginnen wir die Suche dort, wo auch der neuzeitliche Alpinismus begonnen hat, am höchsten Berg Europas. Nichts wird in puncto Frauenalpinismus öfter, lieber und ausführlicher zitiert als die Berichte der beiden ersten Frauen auf dem Montblanc, insbesondere der von Marie Paradis, jener armen Magd, die man 1808 überredet hat, den Montblanc zu besteigen, um sie danach als monströse Sensation zur Schau stellen zu können. Weil dieser Bericht ein so schöner und großer Spiegel der männlichen Kraft ist, soll er auch hier nicht fehlen: *Auf dem Grand-Plateau konnte ich nicht mehr weitergehen, ich war sehr krank und legte mich in den Schnee. Ich schnaufte, wie es die Hühner tun, wenn sie sehr heiß haben. Man faßte mich zu beiden Seiten unter den Armen und zog mich hinauf. ... Ich wurde gepackt, gezogen, gestoßen und endlich kamen wir oben an. Ich konnte nicht sehen, nicht atmen, nicht sprechen, sie sagten, daß es ein Jammer war, mich anzusehen.*
Niedergeschrieben hat Marie Paradis diese Bekenntnisse so sicher nie, wie sollte sie auch als ungebildete Bauernmagd im Jahre des Herrn 1809. Das haben die pflichteifrigen alpinen Chronisten nach Hören und Sagen für sie getan; in der Folge wurde die Aussage dann mehr oder weniger als authentisch tradiert.
Henriette d'Angeville bestieg im Jahre 1838 – 42 Jahre nach der Erstbegehung – als erste Frau aus eigenem Antrieb den Montblanc. Was wir von ihr wissen, zeichnet nicht nur das Bild einer willensstarken Frau, es erzählt auch etwas von den Voraussetzungen der Bergsteigerei.
Die wichtigsten – daran hat sich bis heute nichts geändert – sind Zeit und Geld. Das gilt für alle Menschen gleich. Nur: Vor dem Mammon waren Männer gleicher. Im Jahre 1838 jedenfalls hatten Frauen in finanziellen Dingen noch lange nichts zu sagen, die Vormundschaft ging vom Vater auf den Ehegatten über. Einen Beruf ausüben, erwerbstätig werden, durften Frauen ebenfalls nicht – jedenfalls nicht ohne Zustimmung des Hausvorstands; und was hätte das selbstverdiente Geld auch schon genutzt, wenn nur der Herr im Haus darüber frei verfügen darf?
Henriette d'Angeville stammte – ganz anders als Marie Paradis – aus gebildetem, wohlhabenden Hause, und sie war mit ihren 44 Jahren in der (für die Bergsteigerei) glücklichen Lage, nicht mehr auf eine „gute Partie" hoffen zu müssen – was ihr bei den Chronisten nicht nur den Beinamen „Montblanc-Braut" eintrug, sondern sie u. a. auch in den beneidenswerten Zustand setzte, Kraft und Zeit zu haben: Die rasche Folge der Geburten, die Hausfrauen- und Mutterpflicht waren ihr erspart geblieben. So konnte Henriette d'Angeville bis ins Alter in aller Freiheit ihrer Berglust frönen. Das Oldenhorn bestieg sie angeblich noch mit 69 Jahren.
Wie viele Frauen waren Mitte des 19. Jahrhunderts wohl in einer ähnlich privilegierten Lage, Zeit und Geld für sich allein zu haben? So gesehen wundert es, daß Frauen damals überhaupt schon den Weg in die Berge fanden. Zumal Zeit und Geld nur die eine, äußere Seite der Bedingung sind. Die andere ist eine unsichtbare Hürde und fast noch schwieriger zu überwinden. Mit ihr stellt sich die zweite große Frage auf unserer historischen Suche. Es ist die Frage nach Selbstbewußtsein, nach Rollenidentifikation und Fremdheitsempfinden: Was dachte man vom Bergsteigen, was dachte man von Frauen und wie dachten diese über sich selbst?

Das Korsett des Rollendenkens

Bergsteigen war in seinen Anfängen immer auch Reisen, Forschen und Entdecken. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Mont Aiguille genau in jenem Jahr erstmals erstiegen wurde, in dem Kolumbus die Neue Welt entdeckte. Alexander von Humboldt, Horace Bénédict de Saussure, Belsazar Hacquet de la Motte – Namen, die für die Eroberung der Berge im Namen der Wissenschaft stehen. Der zivilisierte, vernunftbegabte Mensch macht sich die Berge untertan, weil er sie besteigen, vermessen und beschreiben kann. Bergsteiger sind Forscher und Entdecker neuer Welten. Dieses Selbstverständnis findet sich beim Expeditionsbergsteigen oft noch bis weit ins 20. Jahrhundert hinein.
Forschen, Reisen und Entdecken, hinaus in die Welt treten und in ihr wirken, das sind aber durch und durch Tätigkeiten, die in den grundlegenden Überzeugungen des 18. und 19. Jahrhunderts der Natur des Mannes zugehörig sind. Frauen hingegen wurden als naturhaftere (und das meint in erster Linie weniger vernunftbegabte) Wesen verstanden, deren abgezirkelte Lebenswelt das eigene Heim, ihr Lebenssinn der Dienst am Mann und seinen Kindern war; wer kennt sie nicht, die berühmte Trinität von Kinder, Küche, Kirche. Diese klassische Rollenverteilung schmiedete Schiller im „Lied von der Glocke" in mustergültige Reime, und so wurde sie in -zig Lesebuchauflagen über Generationen hinweg als bürgerlicher Bildungsinhalt kanonisiert.
Wie weit die männliche Welt des Forschens und Entdeckens den Frauen entrückt war, sieht man nicht zuletzt am unterschiedlichen Bildungsangebot: Erst um 1900 wurden Frauen zum Studium zugelassen – rund 550 Jahre nachdem die ersten Universitäten gegründet worden waren. Gründe hierfür fand man(n) viele, und immer galten sie als naturbedingt. Immanuel Kant z. B. dozierte nachhaltig *„Von dem Unterschiede des Erhabenen und Schönen in dem Gegenverhältnis beider Geschlechter": Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel, aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anderes als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen*

sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlecht eigentümlich sind ...
Jean Jacques Rousseau – jener Philosoph also, der an der ästhetischen Entdeckung der Alpen nicht ganz unbeteiligt ist – greift diesen Gedanken in „Emile oder die Erziehung" dankbar auf und folgert, *daß die Frau eigens geschaffen ist, um dem Manne zu gefallen. Es ist weniger zwingend notwendig, daß ihr der Mann auch seinerseits gefällt: sein Vorzug liegt in der Kraft; er gefällt allein dadurch, daß er stark ist. Ich gebe zu, daß das noch nicht das Gesetz der Liebe ist; aber es ist das Gesetz der Natur, das älter ist als die Liebe selbst.*

Daß der „Natur" ein wenig auf die Sprünge geholfen wird, zeigt sich in der Mode des beginnenden 19. Jahrhunderts. Die bürgerliche Frau wird im Korsett zurechtgeschnürt, bis sie dem Weiblichkeitsideal – zart, empfindsam und zerbrechlich – entspricht. Aus der Atemnot – das Lungenvolumen wird durch die Schnürung um etwa ein Drittel verkleinert – wird eine Tugend gemacht: Ohnmachtsanfälle sind Ausdruck der Empfindsamkeit und gehören (fast) mit zum guten Ton. Zwischen der Körper- und Bewegungserfahrung und damit auch dem Selbstbewußtsein dieser Frauen und beispielsweise einer Molly Higgins, die von der ersten Frauenbegehung (zusammen mit Barb Eastman) der „Nose" am El Capitan erzählt: *I felt the way that I love to feel – elegant, strong, sure as a cat and fast,* liegen noch Welten.
Im 19. Jahrhundert war zudem die Meinung weit verbreitet, daß jede Art von sportlicher Bewegung der Gesundheit – und das hieß vor allem der Gebärfähigkeit – der Frau abträglich sei und überdies zu einer „Verminderung der Liebe zum stillen, häuslichen Wirken" führe – also letztendlich die Frau am Frausein hindere. So mußten Frauen zunächst einmal das Korsett des vorherrschenden (Rollen-)Denkens knacken, ja vielleicht bewußt den „Weiblichkeitsverlust" riskieren, bevor sie trotz Korsett und Krinoline in die Berge aufgebrochen sind.
Obwohl es Mitte des 19. Jahrhunderts bereits wichtige Ansätze zur Reformierung der Kleiderordnung gab, war es für eine anständige Frau völlig undenkbar, sich Hosen anzuziehen. Als Amelie Bloomer 1851 ihr als Bloomer-Kleid bekanntgewordenes Hosenkostüm in London präsentierte, sah sie sich nicht nur dem öffentlichen Spott preisgegeben, sie wurde auch des Anschlags auf Sittlichkeit und öffentliche Ordnung bezichtigt. Die Gefahr war klar erkannt: Wer die Hosen anhat, hat die Macht.
Das Bloomer-Kleid mit seinen weiten Pumphosen und der langen, bis zu den Knien reichenden, taillierten Bluse erinnert übrigens sehr an die Tracht, die angeblich die mutige Henriette d'Angeville im Jahre 1838 für ihre Expedition zum Montblanc wählte. Es konnte sich jedoch vorerst nicht durchsetzen, der Moralkodex war noch zu festgeschrieben, und das Tragen von Hosen – und wenn sie auch noch so rockähnlich waren – galt als sittenwidrig und sehr obszön.
So blieb nur der Gang im langen Reifrock – eine kaum noch vorstellbare Behinderung der Bewegungsfreiheit und letztendlich auch der Sicherheit. Felicité Carrel scheiterte 1867 bei ihrem Versuch, zusammen mit ihrem berühmten Vater das Matterhorn von der italienischen Seite aus zu besteigen, an dieser Krinoline, die sich ständig am Fels verfing und sie hinabzureißen drohte. Lucy Walker, die sechs Jahre nach der dramatischen Erstbesteigung als erste Frau den Gipfel des Matterhorns erreichte (1871), konnte da schon mutiger sein: Sie deponierte das lästige Kleidungsstück hinter einem Felszacken und kletterte im leichten, knöchelfreien Unterrock weiter.
Lucys Beispiel blieb nicht ohne Folgen; der Bann war gebrochen, und wer ein Vorbild hat, braucht nicht mehr die ganze Kraft der Phantasie, das Ziel zu nennen. Der bekannte Bergsteiger W. A. B. Coolidge, der Neffe von Margaret Claudia Brevoort, bemerkte treffend: *My Aunt would certainley never have started climbing if Miss Walker had not set the example.*
Margaret Claudia Brevoort bestieg mit ihrem Neffen erstmals die Meije und die Grande Ruine im Dauphiné, sie war die erste Frau auf der Dent Blanche und bestieg im Jahre 1874 Jungfrau und Wetterhorn erstmals im Winter – zu einer Zeit, als man in den Alpen die Skier noch nicht kannte. Berühmter als Claudia Brevoort allerdings wurde die Hündin „Tschingel", die Coolidge und Brevoort auf fast allen ihren Touren begleitete. „Miß Tschingel" wurde die Ehrenmitgliedschaft im englischen Alpine Club verliehen – das Frauchen indes blieb vor der Tür; die ehrenwerte Gesellschaft verweigerte ihr die Mitgliedschaft.
Dem englischen Alpine Club, dem ältesten und exklusivsten alpinen Verein, eiferten in dieser Hinsicht viele der anderen, nun rasch entstehenden nationalen Bergsteigervereine nach: Weder der österreichische noch der Schweizer oder italienische Alpenclub ließ die Mitgliedschaft von Frauen zu; nur der deutsche Alpenverein räumte den Ehefrauen der Mitglieder eine bescheidene Nebenrolle ein. Diese Restriktionen bedeuteten nicht nur Ausschluß aus der Bergsteigergesellschaft, sondern vor allem von Information, alpiner Ausbildung – und letztendlich eben auch aus den Annalen. Die meisten dieser Clubs blieben bis in die Mitte dieses Jahrhunderts männerbündelnd unter sich.

Aus dem Schatten der Anonymität

Die Frauen, allen voran die Engländerinnen, wußten sich indes zu helfen und gründeten ihre eigenen alpinen Vereine: Im Jahre 1907 rief Elisabeth Hawkins-Whitshead den „Ladies Alpine Club" ins Leben. Allzuwenig Frauen können es also gar nicht gewesen sein, die das Interesse an den Bergen miteinander teilten. Miss Hawkins-Whitshead leistete im übrigen – wie überhaupt die Engländerinnen (Mary Isabella Straton gelang 1876 die erste Winterbestei-

Seite 165: „Frau Mabel Rickmers (Wien) im Bergkostüm"; umrahmt von Bergsteigerinnen ihrer Zeit.

Alle Abbildungen auf den Seiten 165–167 aus einem Beitrag von Mabel Wundt „Berühmte Bergsteigerinnen" in: Die Woche, Berlin 1901 (Alpenvereinsbücherei)

gung des Montblancs) – in Sachen Winteralpinismus wahre Pionierarbeit: Ihr Buch „The High Alps in Winter" war das erste Buch über Winterbergsteigen und zudem das erste Bergbuch einer Frau.
Wenn das keine Zäsur in der Geschichte ist: Eine Frau tritt aus dem Schatten der Anonymität und ist so frei und selbstbewußt, unter dem eigenen Namen ein Buch über die bis dato völlig unbekannte Disziplin des Winterbergsteigens zu publizieren. Selbstverständlich war das beileibe nicht: Etwa zur gleichen Zeit wagte eine gewisse Aurore Dupin es nicht, unter eigenem Namen ans Licht der Öffentlichkeit zu treten. Mit dem männlichen Pseudonym George Sand ist sie berühmt geworden (und hat unter diesem Namen übrigens auch im ersten Jahrbuch des Club Alpin Français einen Beitrag über die Auvergne veröffentlicht).
Doch bald war auch hier der Bann gebrochen, und immer mehr Frauen wagten es, über ihre Abenteuer, Reisen und Entdeckungen zu berichten. Die faszinierende Gestalt Alexandra David Néels, die sich schwor, *daß ich allen Hindernissen zum Trotz Lhasa erreichen und zeigen würde, was der Wille einer Frau vermag* (und der dies auch tatsächlich als erster westlichen Frau gelang) ist inzwischen wieder relativ bekannt geworden. Mabel Rickmers wäre in der Reihe der schriftstellernden Pionierinnen zu nennen und natürlich die Amerikanerin Fanny Bullock-Workman, die zusammen mit ihrem Mann in den Jahren zwischen 1899 und 1912 sieben große Expeditionen durchführte und in mehreren Büchern über ihre Erlebnisse und Forschungen im Himalaya berichtete. Die 47jährige bestieg im Jahre 1906 den knapp 7000 m hohen Pinnacle Peak – ein Höhenrekord, der drei Jahrzehnte lang von keiner anderen Frau überboten werden konnte. Der exklusive, nach dem Ersten Weltkrieg speziell für Frauenseilschaften gegründete Pinnacle Club erinnert mit seinem Namen an diese Leistung. Fanny Bullock-Workman dürfte übrigens keinen geringen Anteil daran haben, daß die Damenhosen Verbreitung fanden – sie war eine der ersten Frauen, die das Fahrrad als modernes Reisemittel entdeckten (eine Radtour führte sie durch Spanien, eine andere 16 000 Meilen quer durch Ceylon, Indien und Java). Beim noch jungen Radsport hatte man nämlich schnell erkannt (und anerkannt!), wie unpraktisch und gefährlich lange Röcke sind. Nicht zuletzt durch die Radfahrerinnen wurde die Hose als Sportbekleidung für Damen allmählich gesellschaftsfähig.
Eine der bunt schillerndsten und außergewöhnlichsten Frauengestalten der Jahrhundertwende ist die Engländerin Gertrude Bell. 1868 geboren, wuchs sie unter allerbesten Bedingungen auf: Sie hatte Geld, eine ausgezeichnete schulische und wissenschaftliche Ausbildung und Zugang zu den feinsten Kreisen der Gesellschaft. Kaum 20jährig war sie eigentlich nur noch unterwegs, bevorzugt im Mittleren Osten, den sie auf oft jahrelangen Reisen durchstreifte und erforschte. Ihre außergewöhnlichen Kenntnisse der Verhältnisse dort beförderten sie später in den diplomatischen Dienst ihrer Majestät. Zwischen 1893 und der Jahrhundertwende war die abenteuerlustige, unverheiratet gebliebene Lady auch häufig in den Alpen unterwegs, wo ihr zahlreiche Erstbegehungen gelangen (u. a. in den Engelhörnern und ein Versuch in der NO-Wand des Finsteraarhorns, wo sie ein 56-Stunden-Biwak überlebte); die Gertrudspitze erinnert heute noch an sie.
Es ist erstaunlich, daß gerade die Engländerinnen während des engen Moralkorsetts des Viktorianismus sich mit den Bergen die Welt erobern konnten und auch noch wagten, darüber zu berichten. In einer Zeit, in der Queen Victoria die „nackten" Beine ihres Flügels verhüllen ließ, um sich und den ihren diesen anstößigen Anblick zu ersparen, legte eine Lucy Walker die Krinoline hinter einem Felsen ab und kletterte im roten, knöchelfreien Unterrock aufs Matterhorn, eine Fanny Bullock-Workman radelte mit wehenden Pluderhosen um die halbe Welt, und Gertrude Bell lehrte den Muselmanen den Respekt vor dem weiblichen Geschlecht. Was auf den ersten Blick so paradox erscheint, hat dennoch manche Gründe. England hat eine höchst eigenständige demokratische Geschichte – gerade auch hinsichtlich der Frauenbewegung –, das Denken des Großbürgertums hat durch Imperialismus und Handelskolonien einen anderen „Weltgehalt" und daher sicher auch eine andere Lust am Fremden, und es hat – vielleicht nicht zuletzt deshalb – eine ganz eigene Kultur, mit Normabweichungen umzugehen. Nirgendwo sonst findet man eine so liebevolle Kultivierung alles Exzentrischen wie gerade auf der Insel. Man muß sich scheinbar nur weit genug von der Norm entfernen, um wieder als eigenständige Größe (an)erkannt zu werden.

Das Dilemma des Rollenspagats

All die genannten Damen haben sich gegen die Norm, fürs „Anders-Sein" entschieden und damit weitgehend auf die Erfüllung ihrer „normalen" gesellschaftlichen Rolle verzichtet. Es kommt sicher nicht von ungefähr, daß diese Frauen ihren neuen Lebensmittelpunkt und ihr Selbstbewußtsein gerade im räumlichen wie kulturellen Fremdsein fanden. Gertrude Bell distanzierte sich sogar so weit von ihrem eigenen Geschlecht (dem sie sich überlegen und daher nicht zugehörig fühlte), daß sie es nur gering achtete und sich sogar gegen das Wahlrecht für Frauen aussprach.
Mit dieser Haltung der Distanz entgingen die Bergpionierinnen dem Dilemma, ganz „Frau" zu sein und trotzdem ihren „Mann" zu stehen. Denn dieser Rollenspagat ist bei den Damen Pflicht und gerät wohl oft genug zur Zerreißprobe. Helma Schimke ist eine der wenigen, die es wagte, den Konflikt zu schildern, in dem sie sich, eingezwängt zwischen der Erwartung der Umwelt und der eige-

Frl. Elise Werner (Berlin).

Frau Schmidt-Zittel (München).

Frau Herma Kinsch (Graz).

Frau Anna Worisek (Prag).

Frau Toni Konfetti (Bozen).

Frau Meurer-Blank (Meran).

Frau Hedwig Reizert (Berlin).

Frau Mabel Kickmers (Wien) im Bergkostüm.
Photographische Aufnahme.

Frl. Ernei v. Ficker (Innsbruck).

Frl. Helene Amitze (Genf).

Frl. Anna Magdalinski (Berlin).

Frl. Paula Magdalinski (Berlin).

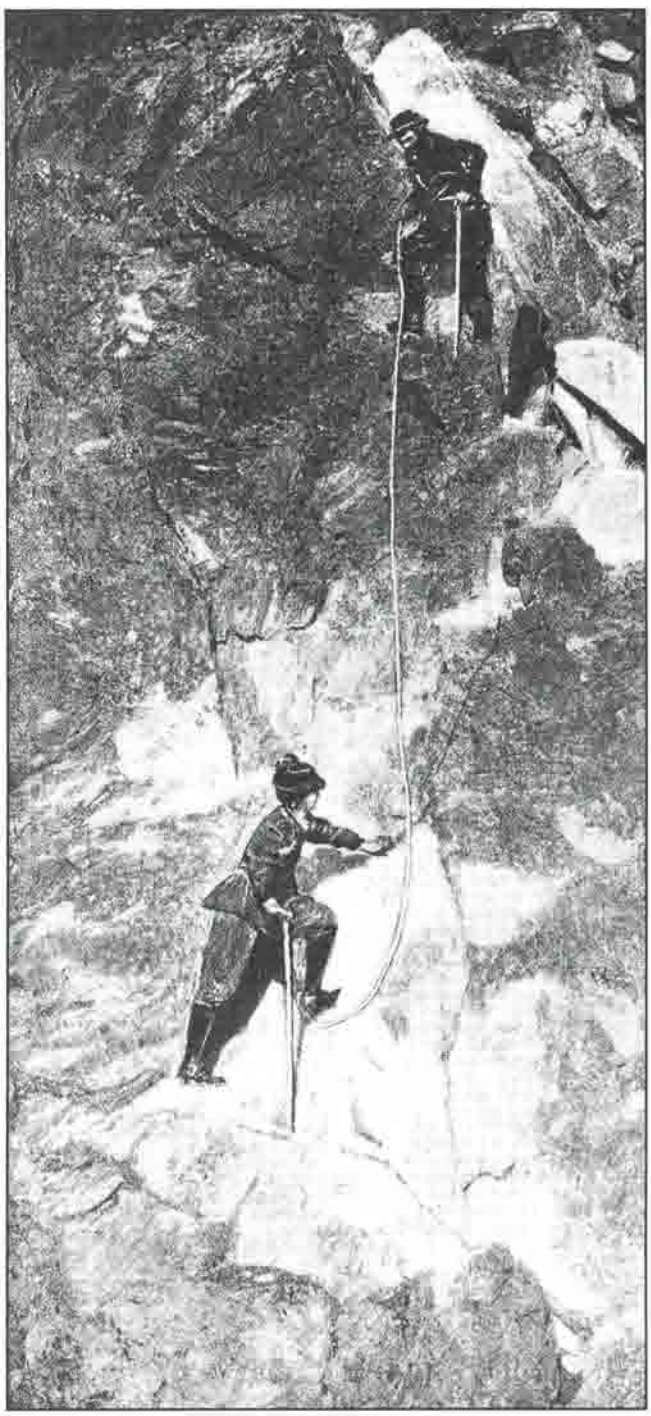
Frau Luise Niepmann (Düsseldorf)

Jenny Winkler von Forazest (Wien).

Frau Ellen Strack (Hamburg).

Adelheid Frank v. Liechtenstein (Wiesbaden).

Anna Frank v. Liechtenstein (Wiesbaden).



Oben: „Eine steile Kletterpartie: Senkrecht an der Felswand aufwärts!"
Seite 167 unten: „Frau Aurora Herzberg und Tochter inmitten ihrer Führerinnen"

nen Glückssehnsucht, nach der Geburt ihres ersten Kindes befand: *Das überströmende Glücksgefühl, Mutter zu sein, war jedoch überschattet von einer Seelennot, die ich zu jedem anderen Zeitpunkt leichter ertragen hätte, als gerade jetzt ... wie viele Nächte habe ich mich herumgequält mit den für mich fast lebensentscheidenden Fragen: ‚Soll ich, darf ich – kann ich – muß ich in die Berge gehen?'* – Sie ging weiter extrem klettern und gab nicht denen recht, *die in den bürgerlichen Stuben hocken und mit den Fingern auf mich zeigen.* Im Gegenteil: *In diesen Momenten, in denen ich endlich wieder einmal keinen Boden unter den Füßen habe, spüre ich, daß ich den Boden damit wieder gewonnen habe!*

Bergsteigen, und das ist vielleicht der wesentlichste Unterschied zur männlichen Bergsteigerei, war und ist für viele Frauen verbunden mit einem Prozeß des Bewußtwerdens der eigenen Geschlechterrolle, es ermöglicht ein Spiel mit ihren Grenzen und ihren Möglichkeiten, ein Sich-selbstfremd-werden-können und damit nicht zuletzt das Erlangen eines neuen, eigenen Selbstverständnisses und Selbstbewußtseins. Oder, wie es vor mehr als 30 Jahren die damals 70jährige Cenzi Sild bemerkte: *Für uns Frauen ist nicht der Berg selbst das Schwierige, sondern was sich um ihn herum baut und sich gegen uns stellt. Niemand kann uns helfen, diese Widerstände zu überwinden. ... Doch das war zu meiner Zeit noch schlimmer als heute ... Wichtig ist ja nur das eine: Das zu leben, was man ist ...*

Eleonore Noll-Hasenclever war eine der wenigen Frauen, die mit den verschiedenen Rollenerwartungen scheinbar kaum Probleme hatte. Die deutsche Vorzeige-Alpinistin der Jahrhundertwende, die sogar als „la première alpiniste du monde" bezeichnet wurde, wurde von ihren bergsteigenden Zeitgenossen offenbar ohne große Vorbehalte als gleichwertige Tourenpartnerin akzeptiert, ja sie ist sogar eine der wenigen Frauen, die die Ehrenmitgliedschaft des Österreichischen Alpenvereins erhalten haben. Frau Noll-Hasenclever gehört zu der Sorte Bergsteigerinnen, für die die sportliche Leistung stets im Vordergrund stand und die von Jugend an das Bergsteigen mit großer Selbstverständlichkeit betrieb und zu ihrem Leben rechnete. Bergsteigen war ein, wenn nicht der wesentliche Teil ihres Lebens; als Jugendliche notierte sie in ihr Tagebuch: *Die Berge und ich, wir sind doch eins.* Vielleicht lag es an dieser inneren Sicherheit, an dieser Selbstgewißheit, daß man(n) ihr meist mit dem nötigen Respekt begegnete.

Es ist auffällig, daß Bergsteigerinnen der Jahrhundertwende scheinbar oft mit größerer Selbstverständlichkeit in ihrer „Ausnahmerolle" akzeptiert und respektiert wurden als in vermeintlich moderneren Zeiten. Nur auf den ersten Blick paradox erscheint das Phänomen, daß genau in jener Zeit, in der das männlich-herbe, von den Strapazen gezeichnete „Nordwandgesicht" zum bergsteigerischen Identifikationsmuster gerät, auch eine neue Kultivierung des Weiblichen stattfindet. Man zeigt sich gerne sehr modern und liberal, wenn man erklärt, daß die extremen Frauen, die sogenannten „Sestogradistinnen", alle-

samt auch bildhübsche „Mädels", treusorgende Ehefrauen und liebevolle Mütter sind. Auch die Frauen selbst sehen sich in dieser Zeit viel häufiger veranlaßt, ihr Handeln zu begründen, gar zu entschuldigen oder ihre Weiblichkeit hervorzukehren. Bezeichnend für diese Entwicklung ist die Selbsteinschätzung einer der bekanntesten „Sestogradistinnen" jener Zeit. Sonia Livanos erklärt, zum Thema Frauenbergsteigen befragt: *Die großen Leidenschaften sind im Manne. Ich möchte nicht näher auf die weibliche Psychologie eingehen, aber man muß doch zugeben, daß sowohl auf dem Gebiet der Kunst und der Wissenschaft als auch in der Mode und sogar in der Küche die Männer die großen schöpferischen Geister sind. Das gleiche gilt auf dem Gebiet des Bergsteigens: Es gibt bis heute keine Frau, die man als ‚große Bergsteigerin' im wirklichen Sinne des Wortes bezeichnen könnte. Es liegt nicht in der Natur der Frau für eine Sache zu leben. Die Frau lebt für jemanden. Sie gibt sich, sie schöpft nicht und erfindet nicht. Ihre Rolle ist keineswegs zweitrangig, sie ist lediglich verschieden, ja notwendig.*
Eine Meinung, eine Einsicht, die einem bekannt vorkommt. Richtig: Das erinnert an Rousseau, und der ist schon seit fast 200 Jahren begraben. Insofern ist dies vielleicht auch ein Beispiel dafür, wie durch jahrhundertelange Einübung die Vorstellung von weiblicher „Natur" kultiviert werden kann.

„Die Bergsteigerin auf der Höhe: Schwierige Gratkletterei bei Trafoi"

Die Sache mit der Damentour

Es ist die Blütezeit des hakentechnischen Kletterns, als man das Schlagwort von der „Damenbegehung" völlig geschichtslos neu erfindet, gerade so, als wenn all die vielen Jahre und Jahrzehnte vorher in dieser Hinsicht nichts gewesen wäre. Daß eine „Frauenbegehung" keinen sportlichen Wert an sich darstellt (und diesen schalen Beigeschmack bekam das Wort), sondern daß es dabei, genau wie bei den Männern, in erster Linie auf das „Wie" ankommt, war den sportlichen Bergsteigerinnen schon immer bewußt. Es waren nicht sehr viele, die die Führung übernahmen oder ganz als Frauenseilschaft gingen. Um so bemerkenswerter sind diese Leistungen – und unter der Voraussetzung der Selbständigkeit hat das Wort von der Frauenbegehung auch seine sportliche Berechtigung. Schließlich gibt es in jeder Disziplin eine Wertung getrennt nach Damen und nach Herren.

Die Sache mit der Selbständigkeit war den Herren allerdings von je her sehr suspekt. Selbst die allseits beliebte und international anerkannte Eleonore Noll-Hasenclever bekam Ärger mit den Saaser Bergführern, als sie eine junge Ärztin einst allein aufs Laggin- und Fletschhorn führen wollte. Die Führer wollten dies in jedem Fall vereiteln und zerschnitten kurzerhand Eleonores Seile. Aber „das Gamsli" blieb unbeirrt, und schlauer war sie sowieso – sie hatte Ersatzseile mit!
Die Feindseligkeit von Bergführern berg-führenden Frauen gegenüber ist sicher kein Einzelfall und findet sich bis weit in unsere Tage. Auch Paula Wiesinger, die von der sportlichen Einstellung und Willensstärke her in einer Linie mit Eleonore Noll-Hasenclever gesehen werden kann (wie übrigens auch Loulou Boulaz), erzählt, daß ihr

die Sextener Bergführer nicht verzeihen konnten, daß sie den Preußriß führte. Solange Frauen am Seil brav hinterherstiegen, war die Männerwelt in Ordnung, und das nicht nur bei heimischen Führern.

Auch für den berühmten Freikletterpapst Paul Preuß hörte der Spaß mit den Damen beim Vorstieg auf. In seinen beliebten und vielzitierten satirischen Beiträgen zur „Damenkletterei" bemerkte er, der sehr häufig mit „Damen", vor allem mit Emmy Eisenberg, klettern ging: *Gerade auf Klettertouren zeigt sich so manches vom Wesen der Frau: Die Sehnsucht, besiegt zu werden, die Freude, einer übermächtigen Gewalt zu erliegen, Dinge zu unternehmen, die sie weder leisten noch auch verantworten können. ... Der Führende aber hat auch seine Freude daran, anderen Erlebnisse zu bieten, die sie allein nicht erleben könnten. Die Freude an der Führung gehört zu den schönsten des Bergsteigens...* – Eine Freude, die man den Frauen lieber vorenthielt. Sonst hätte ja vielleicht auch eingangs zitierter Spiegel keine allzu großen Wunder mehr gewirkt.

Paul Preuß ist mit seiner Meinung nicht allein gewesen, sonst könnte uns sicher auch Hanne Franz, die Seil- und Lebensgefährtin von Hans Dülfer – Preuß' vermeintlichem Antipoden –, einen anderen Einblick in ihr Kletterleben geben: *Auf dem Stripsenjoch, dort saß die „Firma", wie ich sie scherzweise immer nannte, Dülfer und Schaarschmidt, und ich war ‚stille Teilhaberin'. Wehe mir, wenn ich mich einmal der Konkurrenz anschloß. Und wie nett war es, wenn ich einen besonders kühnen Wunsch wagte, und es wurde erst im hohen Rat erwogen, ob das Fränzchen auch fähig wäre, eine derartige Tour selbständig zu machen... Oft nur durfte ich Schuhträgerin, stille Teilhaberin bei der Premiere sein.*

Diese „stille Teilhaberschaft" am Bergsteigen hatten andere Frauen mit anderen persönlichen wie gesellschaftlichen Ausgangspositionen und anderen finanziellen Mitteln längst schon gründlich satt.

Die Amerikanerin Miriam O'Brien-Underhill erkannte bald, ähnlich wie Paul Preuß, aber wohl nicht ganz in seinem Sinne: *...that the person who invariably climbs behind a good leader, guide or amateur, may never really learn mountaineering at all and in any case enjoys only a part of all the varied delights and rewards of climbing...*

Und sie hat sich ihren eigenen Reim darauf gemacht: *I saw no reason, why women, ipso facto, should be incapable of leading a good climb. The had, as a matter of fact, already done so, on some few scattered occassions. But why not make it a regular thing, on the usual climbs of the day?*

Der Spiegel war zersprungen

Es sind also primär sportliche Überlegungen und die Lust auf den ganzen Genuß, die Miriam zu diesen Schlüssen bringen. Sie kann dabei in der Tat bereits auf einige Vorbilder zurückblicken. Neben den Schwestern Anne und Ellen Pigeon (sie bestiegen u. a. im Jahre 1875 den Grand Combin) waren vor der Jahrhundertwende vor allem Catherine Richardson und Mary Paillon als Frauenseilschaft unterwegs (beide Seilschaften damals natürlich meist noch mit heimischen Führern, letztere vor allem mit Emile Rey und Jean Baptiste Bich). Die Damen Richardson und Paillon verdienen besonderes Interesse, weil sie nicht nur eine Seil-, sondern auch eine Lebensgemeinschaft waren – und das im prüden Europa der Jahrhundertwende. Gemeinsam leisteten sie u. a. eine Mammut-Überschreitung von Rothorn, Weißhorn, Monte Rosa und Matterhorn innerhalb von nur acht Tagen.

Miriam O'Brien konnte zu ihrer Zeit allerdings auch auf die Begleitung von heimischen Führern verzichten: *I did realize, that if women were really to lead, that is, to take the entire responsibility for the climb, there could'nt be any man at all in the party... I decided to do some climbs not only guideless but manless.*

Am 17. August des Jahres 1929 brach sie zusammen mit Alice Damesmè zur Aiguille de Grépon-Ostwand auf, und den beiden Damen gelang die erste Überschreitung der Grépon in Frauenseilschaft. Wie reagierten die Männer darauf? Miriam berichtet zumindest von einer Reaktion: *The Grépon has disappeared, said Etienne Bruhl sadly that evening in Chamonix. Of course, he admitted, there are still some rocks standing there, but as a climb it no longer exists. Now that it has been done by two women alone, no self-respecting man can undertake it. A pity, too, because it used to be a very good climb.* – Der Spiegel war mit einem Mal zersprungen, und er brach noch oft, und ebenso oft versuchte mann die Scherben schleunigst zu kitten oder zu verscharren: Von Mummerys Einteilung der bergsteigerischen Entwicklung in drei Phasen: unersteigbar – äußerst schwierig – Damentour, bis hin zur Abwertung von extremen Sportkletterrouten, nachdem sie erstmals von einer Frau durchstiegen wurden – alles Versuche, der Sprünge Herr zu bleiben, den Spiegel noch zu retten.

Auf der Suche nach diesen Sprüngen und Scherben wurde mir immer klarer, was mir an „alpiner Bildung" viele Jahre vorenthalten blieb: Vorbilder, Identifikationsfiguren, Lebensmuster. In den Bergbüchern, die ich einst kennenlernen konnte, kamen Frauen entweder gar nicht oder nur am Rande vor, am meisten noch in Form des Berges selbst, ersehnt, erobert und erstiegen. Nun sehe ich, daß es da für Frauen schon immer auch ganz andere Möglichkeiten gab: Bergsteigen als freies, selbstbestimmtes Leben. Weibliche Lebensentwürfe abseits von Kindern, Küche, Kirche. Und hier läge meiner Meinung der lebendige Sinn einer eigenständigen Betrachtung der weiblichen Seite der alpinen Geschichte: Geschichte haben, das heißt ja nicht zuletzt, selbstbewußt sein zu können, Vertrauen in eigene Fähigkeiten zu entwickeln und neue Möglichkeiten zu erkennen. Die Geschichte des Frauenbergsteigens, nicht als graue Leistungsdokumentation, sondern als bunter Fächer von Berggeschichten, Lebensgeschichten, Zeitgeschichten, das würd' ich mir wünschen.

Familie und Alpenverein

Zukunft oder Auslaufmodell?

Claus Faber

Die Alpenvereine zählen im Alter von deutlich über hundert Jahren nicht nur zu den ältesten, sondern auch zu den traditionsreichsten Vereinen des deutschen Sprachraums. Viele Begriffe werden mit ihnen verbunden: Naturerlebnis, Ausgleich zum Alltag, Wohlbefinden, unversehrte Umwelt. Alles freundliche Begriffe, auf denen gut zu bauen ist. Die Mitglieder suchen im Verein die Möglichkeit, die Schönheit der Berge zu erleben, Gesellschaft zu finden, Partner[1]) für Aktivitäten wie Klettern und Bergsteigen zu finden, die alleine nicht möglich oder nicht attraktiv sind. Sie suchen nach dem verlorengegangenen Kontakt mit der Natur, die uns umgibt, ernährt, erhält und nach Möglichkeit beseitigt, was wir ihr an Mist überlassen; mit der Natur, von der wir in unserer Welt der Straßen, Betonsilos und Computer immer weniger spüren. Über den Alpenverein schlagen wir wieder Wurzeln. Bergsteigen ist kein Sport, sagte mir einmal ein Freund. Er hat recht, finde ich. Bergsteigen ist eine Lebenseinstellung; die Einstellung, das Leben über Natur, Bewegung, über große Eindrücke und kleine Schönheiten, über Höhen und Tiefen zu erleben.

Nichtsdestoweniger erleben Alpenvereinsmitglieder, die im Vergleich zu anderen zu den treuesten gehören und im Regelfall jahrzehntelang dem Verein angehören,[2]) einen seltsamen Bruch: Mit der Kinder- und Jugendgruppe findet der junge Mensch zunächst in das Erlebnis Berg hinein und lernt oft sehr leistungsbezogene Sportarten kennen. Dann ist plötzlich Schluß: Die Familie ruft und läßt Zeit nur noch für einen wehmutsvollen Blick auf die Farbbilder, die den Papa an der Schlüsselstelle der Dachstein-Südwand zeigen.

Sobald die Sprößlinge „gehfähig" sind, erwacht der unterdrückte Virus erneut. Papa schleppt Kinder mit und ohne Rückentrage auf Höhen, wo sie vielleicht noch gar nicht hinwollen. Und ist der Nachwuchs erst „groß" genug, ist endlich wieder „Eigen-Aktivität" angesagt.

Muß das so sein? Wieso hat sich der Alpenverein in seiner langen Geschichte mit der Bedeutung der Familie so wenig auseinandergesetzt, daß der Begriff für ihn beinahe ein Novum darstellt? Die Zeitspanne, die der Familie im Leben eines Mitgliedes gehört, ist im Verein weitgehend eine verlorene.

Foto: Adolf Mokrejs

„Sobald die Sprößlinge ‚gehfähig' sind, erwacht der unterdrückte Virus erneut"

Und doch gibt es sie, die Familien im Alpenverein. Sie trumpfen nicht auf, sitzen selten in Gremien, betätigen sich kaum als Zeitungsschreiberlinge, Organisierer und Diskutanten. Sie „machen" einfach „in Familie" und bewirken gerade dadurch eine oft sehr starke Trennung: Hier die wenigen, die reden, Anträge einbringen, Hilfe und Finanzmittel beantragen und Ideen verbreiten, da jene vielen, die davon wenig wissen wollen, solange sie zusammen mit anderen Familien zum Eislaufen, Wandern und Spielen gehen können; die damit die eigentliche Familienarbeit leisten und daraus machen, was sie sein soll: Familienspaß. Aber wie geht es diesen Familien im Verein, mit welchen Hindernissen haben sie zu kämpfen? Und vor allem: Warum haben sie so wenig Echo?
Nur wenige Menschen im Verein denken intensiver darüber nach, was Familie heute ist und was sie uns bedeutet. Wissen wir eigentlich, was wir meinen, wenn wir von Familie reden? Die Familie hat eine wechselvolle Geschichte hinter sich. Und eine weit längere als die Alpenvereine.

Familie einst und jetzt

Am Beginn: Die geschlossene Lebenswelt
Über Jahrhunderte hinweg ist die Familie alles in einem: Die Großfamilie (Historiker nennen sie „das ganze Haus") ist Kinderkrippe, Schule, Arbeitsplatz, Konsumstätte, Ort der Berufsausbildung, Altenbetreuung und vieles mehr. Die Familie als autarke Einheit kümmert sich um sämtliche Belange des Lebens in einem Kreislauf, dessen oberstes Ziel es ist, das Leben und Überleben aller zu ermöglichen. Der Bewegungsraum aller ist sehr eingeschränkt, die Familie geschlossen, dafür ist sie auch für das Wohlergehen jedes einzelnen verantwortlich.
Mit der industriellen Revolution beginnt ein fortschreitender Prozeß der Auflösung der Familie in ihrer althergebrachten Form: Zu Beginn fallen Arbeit und Wohnstätte auseinander. Später wird die bürgerliche Stadtfamilie zum Archetyp, aus der weitere Aufgaben der Familie ausgelagert werden, zum Beispiel die Kindererziehung (in Österreich durch die Schulpflicht von Maria Theresia) und die Altenbetreuung.

Die Lebenszelle Familie hat wesentliche Elemente ihrer früheren Einheit verloren. Geschlossen ist die Familie noch, heil nicht mehr.
Noch immer ist die Familie aber abgeschirmt von der Öffentlichkeit. Die Eltern sind unerreichbare Autoritäten, Hort der Ruhe und Fessel der Tradition. Der Schein der heilen Welt trügt, und er trügt immer mehr: Europas grausamste Diktaturen dringen bis weit in die Privatsphäre des „trauten Heims" ein. Der moderne Spitzelstaat, bauend auf den zwei Säulen der Angst und der heimlichen Mittäterschaft, führt Europa in zwei Weltkriege.

Danach geht die Gesellschaft an den Wiederaufbau; auch an den der zertrümmerten eigenen Ideale. Und der Alpenverein, der die Zeit den Umständen entsprechend gut überstanden hat, ist mit dabei. Doch die Kinder derer, die erfüllt vom Gedanken des Wiederaufbaus ihr Leben gestaltet haben, können mit den überlieferten Werten immer weniger anfangen. Eine seltsame Leere zwischen den alten neugeschaffenen Autoritäten und dem neuen „Ideal" des Konsums entsteht.

Mit der 68er Bewegung setzt der Sturm auf die Galerie der hohl gewordenen Werte ein, deren Leidtragende neben den Kindern auch immer die Frauen waren. Die wackeligen Autoritäten, die auf neue Situationen nur alte Antworten wissen, kommen unter die Räder, und die Familie verliert ihre Autorität.
Das Private, Geschlossene ist tot. Familie ist Thema der Öffentlichkeit. Erstmals werden auch Tabuthemen der Familie diskussionswürdig: Gewalt, Unterdrückung, Sittlichkeitsverbrechen. Die meiste Gewalt gegen Kinder geschieht innerhalb der Familie, der gefährlichste Platz für viele Frauen Samstag abends ist ihr eigenes Zuhause.
Am Ende bleibt, was als Minimalkonsens erscheint: Vater, Mutter mit immer weniger Kindern. Die Familie verliert weiter an Aufgaben: Die Erziehungskompetenz liegt im Kindergarten und in der Schule, die Arbeit wartet im Büro, die Freizeit gehört dem Sportverein, das traute Heim ist der Platz vor dem Fernseher. Konsum wird immer mehr zum bestimmenden Element: Immer weniger wird Freizeit gestaltet, immer mehr werden fertige Angebote konsumiert. Die Jugend läßt sich füttern. Geht die Entwicklung noch weiter?

... da waren's nur noch zwei: Familie heute?

Sie geht. Ein Drittel der Ehen (die Hälfte in Ballungsgebieten) wird bereits geschieden, und jedes neunte Kind wächst „alleinerzogen" auf.[5] In einer Welt, in der von Arbeitnehmern erwartet wird, in ihrem Leben mehr als einen Beruf auszuüben, verläuft auch der gesamte Lebensweg zunehmend seltener mit ein und demselben Partner: Gemischte Verbindungen mit Kindern aus mehreren Beziehungen bilden sich, Verwandtschaften und Sozialbeziehungen werden komplexer. Einige zentrale Faktoren prägen einen neuen Familienbegriff:

□ Die höhere Lebenserwartung und frühere Pensionierung machen Platz für einen weiteren Lebensabschnitt, der oft länger dauert als die gesamte Jugend: Das Alter. Noch nie lebten Ehepartner nach dem Auszug der Kinder so lange zusammen. Die Bedeutung dieses Abschnittes wird immer größer. Die Bedeutung des Lebensabschnittes mit Kindern sinkt dagegen von dem bestimmenden zu

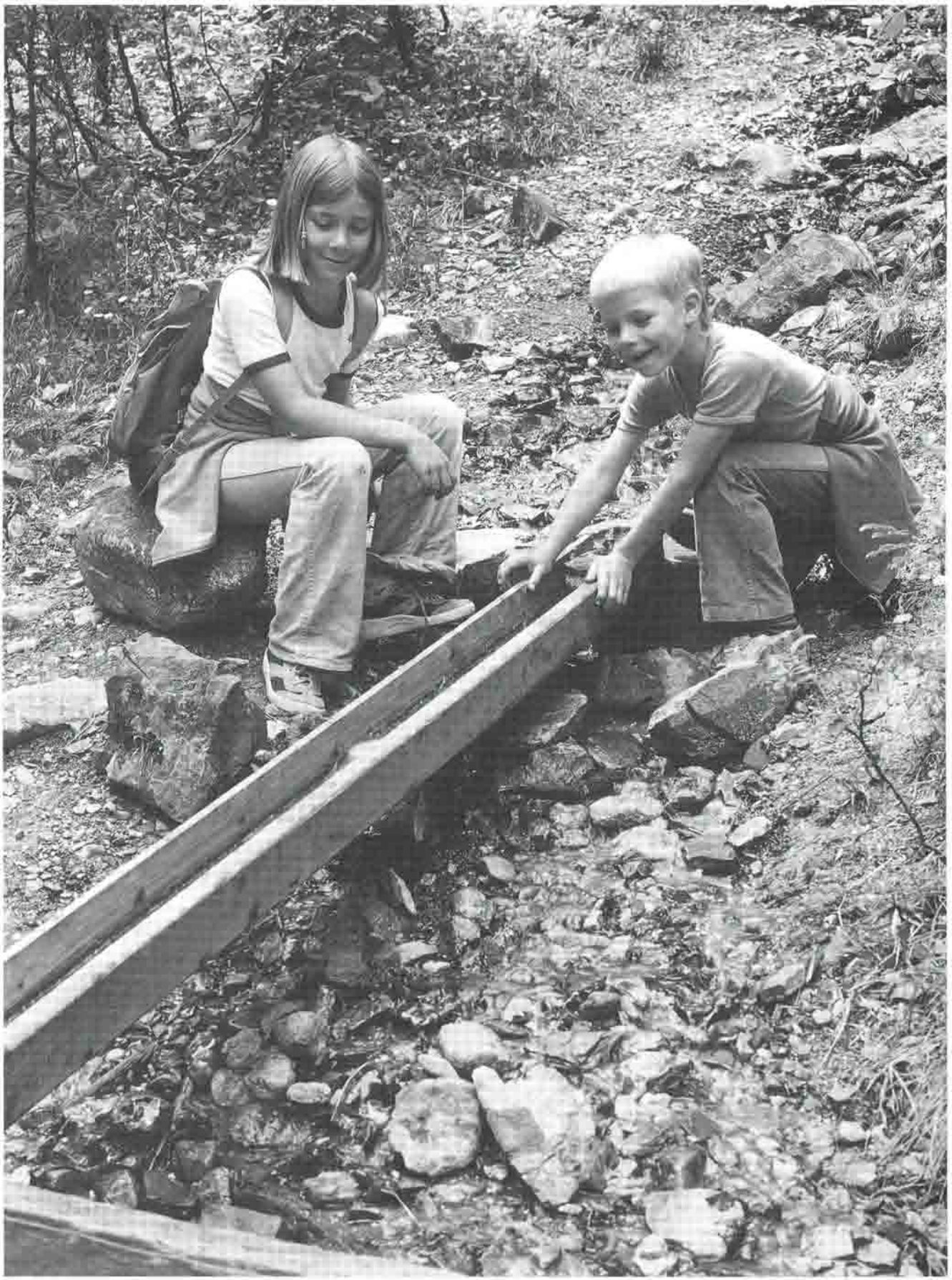


Foto: Wilfried Rahmmüller

einem unter mehreren, der nur mehr ein Drittel bis die Hälfte des Lebens ausmacht.

□ Frauen sind nicht mehr bereit, sich die Gleichberechtigung und Unabhängigkeit einer Berufslaufbahn vorenthalten zu lassen. Eine Neudefinierung der Aufgaben in der Familie ist die notwendige Folge. Der „neue Mann" findet sich in seine Rolle als aktiver Vater ein, die „neue Frau" behauptet ihre Unabhängigkeit, eigenes Einkommen und eigene Karriere. Die Entscheidung für Kinder wird mehr und mehr von beiden Partnern getragen.

□ Die Erziehungsaufgabe der Familie wird immer weiter delegiert. Krabbelstube, Kindergarten, Schule übernehmen die Schlüsselrollen in der Bildung, Vorbildprägung und sozialen Disziplinierung.

□ Das gesteigerte Bedürfnis der Eltern nach Zeit für sich selbst und immer höhere Erwartungen am Arbeitsplatz kürzen zudem die Zeit für Kinder; was zur Folge hat, daß die Freizeit- und Spielfunktion noch mehr aus der Familie ausgelagert wird. 82 % der Kinder besuchen mehr als zweimal pro Woche außerschulische Jugendaktivitäten:[3]) Ganztagsschulen, Sportvereine, auch den Alpenverein. Dort sind die Kinder lediglich mit Gruppen von Gleichaltrigen und pädagogischem Personal konfrontiert. Prägende Sozialkontakte erfahren sie also nur gegenüber Gleichaltrigen und Autoritäten. Vielschichtige Kontakte zu unterschiedlichen Bezugspersonen wie im früheren Familienverband fehlen. Die knappe Zeit in der Familie bekommt eine neue Qualität: Sie will gestaltet werden, wird in ihrem Inhalt wichtig.

□ Der Freiraum für unbeobachtetes Spielen und Toben wird den Kindern dramatisch eingeengt: Verkehrsgefahren, Naturferne, Mangel an freier Zeit töten kindliche Spontaneität und Selbständigkeit. Die Welt des Kindes ist eine reglementierte, enge, grausame. „Nur ein Kinderland ist auch ein Vaterland", sagte der Altvorsitzende des ÖAV Kinzl. Aber Unnatur, Verkehr, Häuserschluchten, ja selbst Banalitäten der Alltagswelt wie Türklinken und Lichtschalter sind von Erwachsenen für Erwachsene gemacht. Den Kindern fehlt darum wesentliches: Selbständigkeit, die Gewißheit, in dieser Welt willkommen zu sein, das Vertrauen, daß diese Welt auch die ihre ist.

Die möglichen Folgen sind schwer zu übersehen: In einer Welt, die nicht mehr in der Lage ist, Werte zu prägen, die wesentliche Dinge buchstäblich wert-los werden läßt, reagieren Kinder mit Überkonsum. Der Mangel an Sozialbeziehungen schlägt in Gewalt um. Die Unfähigkeit, sich mit dem Stellenwert und der Legitimation von Autoritäten auseinanderzusetzen, fördert jene blinde Führergläubigkeit, von der wir alle gehofft hatten, sie sei vor knapp 50 Jahren abgelegt worden. Wer aber kein Ventil zur Abreaktion von Defiziten findet, zieht sich in sich selbst zurück und hat damit wahrscheinlich das schlimmste Los von allen gezogen.

Und doch eröffnet die Entwicklung für alle Beteiligten auch Möglichkeiten, die früher undenkbar schienen: Die Eltern (vor allem die Frauen) gewinnen dank der Vereinbarkeit von Beruf und Kind wirtschaftliche Unabhängigkeit und die Chance, ihr Leben selbst zu gestalten. Kinder haben die ungeahnte Freiheit, ihrem Leben eigene Richtungen zu geben, sich mit einem breiten Spektrum an Tätigkeiten, Ansichten und Lebensentwürfen zu beschäftigen und eine Identität nach eigenem Willen zu bilden. Die Offenheit von Schulbildung, Berufswahl, Partnerschaften und Lebensansichten war wohl noch nie so groß wie heute.

Vom Bergsteiger- zum Breitenverein: Der Alpenverein im Wandel

Als 1862 der Österreichische Alpenverein in Wien aus der Taufe gehoben wurde, stand das romantische Ideal der Schönheit Pate: „Zweck des Vereins ist: die Kenntnis von den Alpen zu erweitern, [...] die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern." Ein Aufbruch vollzieht sich, allerdings weit außerhalb der Familien. Der Verein wird einerseits Gegengewicht, andererseits Ergänzung zur nach außen immer noch abgeschotteten Familie. Der Alpenverein bietet die Möglichkeit, über die Grenzen der Familie hinaus die Welt kennenzulernen, aus der Familie auszubrechen, ohne sie anzugreifen. Eine ganze Reihe von Jugendorganisationen entsteht im Umfeld romantischer Ideale: Die Wandervogel-Bewegung, die Naturfreunde und andere mehr.

In unserem Jahrhundert bricht endlich die 68er Generation auch im Alpenverein Tabuthemen auf. Die Alpenvereinsjugend rebelliert, und das mit Erfolg! Sie bekommt Kompetenzen, Budget und den Goodwill, „machen" zu dürfen. Im Gegenzug rennt sie nicht mehr gegen Mauern und arrangiert sich im Machtapparat.

Ein Jugendfunktionär heute: „Wannst gut bist, kannst im Machtspiel was erreichen." Der Sturm und Drang läuft in geordneten Bahnen und läuft sich hin und wieder auch tot.

Aber die klassischen Aufgaben der Jugendarbeit verschieben sich heute: Zum einen wird die überlieferte Funktion, Ausbruch aus der Familie zu bieten, heute immer weniger wichtig, da Kinder im Vergleich zu früher vielfach ungeahnte Freiheiten in Anspruch nehmen können. Zum anderen stellt die Konsumindustrie ein scheinbar wesentlich attraktiveres (und passiv konsumierbares) Freizeitangebot zur Verfügung: Jedes zweite Kind hat mittlerweile einen Fernseher, und kommerzielle Anbieter von Freizeitaktivitäten gibt es zuhauf.

Heute bietet der Verein einen bunten Strauß von Aktivitäten: Natur- und Landschaftsschutz, Gletscherkunde, Kartographie, Dienstleistungen, Sozialaufgaben, Jugendarbeit und vieles, vieles mehr. Die Förderung des Bergsteigens ist nur mehr ein – wenn auch zentrales – Betätigungsfeld unter vielen.

„Familienarbeit heißt auch, Erwachsenen die Möglichkeit zu geben, von ihren Kindern das Staunen und Erleben wieder zu erlernen"

Das neue Standbein des Alpenvereins: Die Familie

Ein Verein, der seine Augen nicht nach vorne richtet, wird früher oder später stolpern. Kinder und Jugend sind nicht nur die Hoffnung der Welt, sondern auch die Hoffnung des Alpenvereins, ideell wie wirtschaftlich. Demographisch (vor allem für den ÖAV) zeichnet sich ab, daß die Mitglieder besonders loyal sind und sehr lange im Verein bleiben. Knapp die Hälfe der ÖAV-Mitglieder ist älter als 44 Jahre und die „Spitzen" wie die „Löcher" der Jahrgänge in der Mitgliederstatistik wachsen von der Jugend zum Alter durch.[3]) Das unterstreicht die Wichtigkeit der Familien- und Kinderarbeit. Wenn der Alpenverein die Kinder vergißt, werden ihm bald die Mitglieder fehlen.

Über weite Strecken wird Familienarbeit als Aufgabe der Alpenvereinsjugend gesehen. Die Alpenvereinsjugend hat jedoch ihre Aufgaben, die sie seit Jahrzehnten gut erfüllt: Bildung von Jugendgruppen, in denen Bergerfahrung unabhängig von den Eltern möglich ist, Jugendleiterausbildung, Erfahrungsbildung, Entwicklung von Verantwortung und ein besonders starkes Engagement im Umweltschutz. Mögen sich die Aufgaben auch stark wandeln, sie bleiben doch bestehen. Die Jugendleiter sind mit den Aufgaben der Familienarbeit in mehrerer Hinsicht überfordert:

☐ Die Ausbildung zum Jugendleiter ist auf Bergerfahrung, Arbeit in Jugendgruppen, Extremsportarten ausgerichtet.

☐ Jugendleiter haben selbst meist noch keine eigene Familie und entsprechende Erfahrung. Die beste Basis, eine Familiengruppe zu leiten, ist aber eine eigene Familie.

☐ Eine gute Jugendorganisation bietet ihren Angehörigen die Gelegenheit, eigenverantwortlich ihre Grenzen auszuloten und den Raum angestammter Autoritäten zu verlassen, Freundschaften und Partnerschaften zu finden. Dieser Raum ist in der Gesellschaft wie im Alpenverein unverzichtbar.

Es geht also nicht um die Um- oder Neudefinierung dieses Bereichs. Es geht um die Definierung eines gänzlich neuen. Aus den geänderten Rahmenbedingungen einer offenen Familie, die wesentliche soziale Aufgaben nicht mehr ausreichend erfüllen kann, erwächst eine ideelle Aufgabe für die Zukunft: Die Familienarbeit. Welche Ansatzpunkte für diese Arbeit zeichnen sich für den Alpenverein ab?

☐ Das Umweltbewußtsein der Menschen wandelt sich dramatisch, und mit ihm die Erwartungen an den Alpenverein. Natur- und Landschaftsschutz hat unangefochten die Priorität unter den Zielsetzungen der Mitglieder.[2]) Gerade für Familien jedoch ist umweltfreundliches Verhalten mit besonderen Erschwernissen verbunden. Wandern mit Kindern ist ohne Auto organisatorisch und finanziell ein Problem. Der Alpenverein aber könnte Hilfen anbieten, die es erlauben, soweit wie möglich auf einen der größten Umweltverschmutzer zu verzichten. Tut er dies nicht, setzt er sich leichtfertig über ein zentrales Anliegen seiner Mitglieder (siehe oben) hinweg.

Foto: Bernd Beuschler

☐ Es besteht ein erhöhtes Bedürfnis nach gemeinsamer Aktivität von Eltern (oder alleinerziehenden Müttern/Vätern) und Kindern. Die gemeinsam verfügbare Zeit nimmt ab, der Anspruch an die Qualität des noch erhaltenen Kontakts ist darum wesentlich höher geworden. Der Alpenverein könnte helfen, den verlorenen gemeinsamen Erlebnisraum Familie wiederzufinden. Familienarbeit heißt auch, Erwachsenen die Möglichkeit zu geben, von ihren Kindern das Staunen und Erleben wieder zu erlernen.

☐ Kindersammelstellen gibt es genug. Es kann also nicht Ziel der Familienarbeit des Alpenvereins sein, eine weitere Garderobe zu bilden, wo Eltern ihre Kinder abgeben, um alleine aktiv sein zu können. Gerade diesbezüglich laufen die Erwartungen allerdings oft stark auseinander: Auf der einen Seite steht das legitime Bedürfnis der Eltern, nach jahrelanger Pause selbst wieder bergsteigen zu dürfen, und sie erwarten sich entsprechende Angebote. Auf der anderen Seite besteht das Bedürfnis aller, außerhalb des familiären Alltags füreinander da zu sein.

□ Eltern und Kinder haben ein Defizit an Naturerfahrung. Sie leben hauptsächlich in künstlichen (Städte) und scheinbaren (Computer, Fernseher) Welten. „Die Entfremdung von der Wirklichkeit des Lebens, in der die Kinder aufwachsen, könnte für ihr Leben und ihre Zukunft noch größere Brisanz aufweisen als die ökologischen Schandtaten ihrer Eltern" (E. H. Erikson). Der Alpenverein ist Mittler zwischen Mensch und Natur und hat darin eine seiner größten gesellschaftspolitischen Aufgaben.
□ Am feindlichsten zeigt sich die Welt gegen Kinder im Mangel an Freiraum für sie. Familienarbeit im Alpenverein, die diesen Freiraum zusätzlich einengt und Kinder nur in weitere streng vorgezeichnete Bahnen zerrt, wäre also verfehlt. Familienarbiet soll vielmehr Platz bieten, in dem sich Kinder zwischen verschiedenen Bezugspersonen bewegen und Eigenverantwortung lernen können.
□ Familie heute entspricht immer weniger dem trauten Bild mit Vater, Mutter, Kind. Das konservative Familienbild suggeriert eine heile Welt, die nicht mehr besteht. Familienarbeit im Alpenverein muß auf die heutigen Gegebenheiten ohne Vorurteil eingehen: Der Begriff Familie beinhaltet heute gemischte Beziehungen, Alleinerziehende, instabile Strukturen, neue Formen des Zusammenlebens (z. B. Wohngemeinschaften), die mit dem klassischen Familienbild wenig gemeinsam haben. Im weitesten Sinne handelt es sich um Erwachsene und Kinder, die gemeinsam leben. Dazu gehören auch ältere Menschen, denen Beziehungen und gemeinsame Aktivitäten mit allen Altersgruppen wichtig sind.

Wo sind sie? – Familien im Alpenverein, wie sie sind

Familienarbeit beginnt im Alpenverein dort, wo sich Mitglieder, die Familien gründen, nicht nach Hause zurückziehen, sondern als erste Kinder- und Jugendführer ihrer eigenen Sprößlinge tätig werden. Sie beginnt dort, wo befreundete Familien sich treffen und zusammen in die Natur oder ins Schwimmbad fahren, etwas unternehmen, woran alle ihre Freude haben.
Familienarbeit beginnt anders als gewohnt. Keine große Organisation, keine Sektions-, Kreis-, Bundesführung spannt ein lückenloses Hierarchienetz auf, keine feste Ausbildung und keine fixierten Gruppen bestimmen den Rahmen. Die „Familiengruppenleiter" sind Eltern, die mit den eigenen und anderen Kindern, mit Großeltern und anderen Angehörigen gemeinsam etwas unternehmen.
Teilweise, vor allem im DAV und AVS, bilden sich einzelne feste Gruppen, die sich regelmäßig treffen und so einen organisatorischen Rahmen bilden, in dem sich auch neu hinzukommende Interessierte engagieren können. Sie sind die Spitzen der Eisberge, deren große Körper von den Vereinsleitungen weitgehend unbemerkt durch das Meer der Vereinsaktivitäten treiben. Nur zum Teil warten diese Aktivisten auf die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und auf Anerkennung für ihre Arbeit. Viele haben sogar recht wenig Interesse, zum Beispiel als Kontaktpersonen in den Sektionsmitteilungen genannt zu werden. Den meisten gemeinsam ist der Wunsch, von der Vereinsleitung und ihren komplizierten politischen Abläufen verschont zu bleiben.
Die neue Familienarbeit erstreckt sich indessen bereits über viele Bereiche, wovon hier nur exemplarisch einige aufgezeigt sind:

□ Der ÖAV veranstaltet seit mehreren Jahren die Aktion „Bergferien". Verschiedene Hüttenwirte bieten aus eigener Initiative unter Mithilfe der Sektionen und des Hauptvereines Pauschalangebote an mit Familienleitern, die sie ebenfalls selbst stellen. Mancherorts sind dies Jugendführer aus Sektionen, oft aber auch Ferialpraktikanten und Pädagogik-Studenten. Das Angebot wird bundesweit ausgeschrieben und über die Hütten verbreitet. Der Andrang ist groß.
□ In mehreren Sektionen aller drei Vereine gibt es schon aktive Familiengruppen, die sich regelmäßig treffen, so in München (DAV) und Vorarlberg (ÖAV). Im Großteil der Sektionen tut sich jedoch noch wenig oder nichts.
□ Der DAV verlegt die Broschüre „Mit Kindern auf Hütten", ein Verzeichnis von geeigneten Hütten für Kinder mit vielen kinderwichtigen Informationen.
□ Im ÖAV gibt es einen Familienbeitrag, im DAV ist ein solcher nach mehreren Anläufen auch in Sicht, im AVS besteht eine ähnliche Vergünstigung.

Familienarbeit auch von oben

Es gibt auch ein Erwachen in den „oberen AV-Rängen", wo einige wenige Funktionäre die Zeichen der Zeit erkannt haben. Sie kommen zumeist aus der Alpenvereinsjugend und sind dieser in die eigene Familie entwachsen. Sie bemühen sich zur Förderung der Familienarbeit um Ansprechpartner, Stimmrechte und ein eigenes Budget. Mehrere Tagungen zum Erfahrungsaustausch zeigen überdies, welches Echo die Bewegung unterdessen gefunden hat: Zuletzt versammelten sich Mitte November 1993 120 Interessierte in Würzburg und demonstrierten zusammen mit den 70 Kindern sehr anschaulich (und lautstark), was Familienarbeit sein kann. Sogar die zuständige Staatssekretärin im bayerischen Sozialministerium, Barbara Stamm, nahm an dieser Tagung teil; und sie hält die Familienarbeit für eine besonders wichtige Aufgabe des Alpenvereins.
Es gilt, Familienarbeit als einen neuen Bereich in eine alte Struktur einzugliedern. Unumgängliche Voraussetzungen dafür sind langfristig ein eigenes Referat, Budget, Sitz und

Stimme in den Gremien für die vielen Menschen, die schon jetzt aktive Aufbauarbeit leisten, und nicht zuletzt die Verankerung der Ziele in der Satzung.
Das Entscheidende sind jedoch aktive Sektionen. Gerade sie aber, die die Hauptlast der Vereinsarbeit tragen, sind sehr unterschiedlich: Wie es in vielen Sektionen rührige Familienreferenten und -referentinnen gibt, so kennen viele andere, darunter einige der größten, nicht einmal einen Ansprechpartner, Geschweige denn, daß es in diesen Sektionen irgendwelche Familienaktivitäten gibt.
Es gibt also noch viel zu tun. Die Verankerung der Familie im Verein und seiner Satzung (mit eigenen Referenten, Budgets usw.) ist zwar eine wichtige Voraussetzung, gemessen wird der Verein letztlich jedoch an dem, was er für Familien in unserer Gemeinschaft leistet. Der Alpenverein ist nun einmal in erster Linie Mitgliederverein, in dem Begünstigungen und zu erwartende Leistungen zu den wichtigsten Beitrittsgründen zählen.[3])

Die neue Familienarbeit – ihre Rahmenbedingungen und die Aufgaben für den Alpenverein

☐ Familienarbeit erfolgt über weite Strecken selbständig: Familien sind vielfach in der Lage, sich selbst zu organisieren, und sie tun dies auch. Wichtig für sie sind also neben institutionalisierten Gruppen mit deren Leitern auch Möglichkeiten, sich zu treffen. Dafür benötigen sie Information und Hilfestellung. Der Alpenverein kann sie dabei dank seiner ausgezeichneten Infrastruktur mit seinem Fundus an Informationen und über seine Geschäftsstellen besonders gut unterstützen: Er kann z. B. Kontaktstellen für Interessierte, Diskussionsforen, Vorträge, Hüttenregister und Führer für Familien, Leihausrüstung, vorausgeplante Urlaubsangebote und vieles mehr anbieten. Dabei sind sowohl die Sektionen als auch der Gesamtverein gefordert.
☐ Zwar zählt der Mangel an Sozialkontakten innerhalb der Familien heute zu den größten Defiziten, dennoch: Der Alpenverein ist keine Sozialdienststelle. Daß dieser Verein Sozialfunktion hat, ist wohl unbestritten, überfordern sollten wir ihn und die mit Familienarbeit betrauten Leiter diesbezüglich aber nicht.
☐ Familien haben große finanzielle Schwierigkeiten. Entscheidend für den Erfolg wird demnach sein, ob sich der Alpenverein und seine Sektionen neben ihren 573 teils sehr kostspieligen Hütten und vielen weiteren Ausgabenposten ihre Familien leisten können und wollen. Familienbeitrag, Nächtigungsrabatt, ermäßigte Pauschalangebote, soziale Staffelung von Begünstigungen sind Vorschläge, die bereits heftig und teils sehr kontrovers diskutiert werden.
☐ Arbeit für Familien ist Arbeit für unsere Kinder und für die Welt, in der sie einmal leben werden. Gerade in einem neu zu entwickelnden Bereich der Vereinsarbeit sollte dem Umweltschutz größtmögliche Beachtung zuteil werden. Ist eine einzelne Familie z. B. oft sehr schlecht in der Lage, ohne Auto „wanderbare" Gegenden anzusteuern, so könnte das mit Hilfe des Vereins eher möglich werden.
☐ Familienarbeit ist nicht stereotypes „Zuwafoahn, Aufesteigen, Gipfelbussi, Owehatschn". Wer dies seinen Kindern zumutet, zwingt sie nur in eine Erwachsenenwelt, in die sie noch gar nicht hineinwollen. Familienarbeit, die Kindern Spaß bereiten soll, heißt: Spiele, Schnitzeljagden, Rätselrallyes, Bäumekraxeln, Bächeplanschen, Märchenwandern, Abenteuerreisen, Schneeburgbauen und vieles mehr. Aber wenn wir unseren Kindern zuhören, wird Familienaktivität ganz von selbst gelingen.
☐ Familienarbeit ist dezentral. Zentrale Angebote wie die Abenteuerwochen in Niedernsill 1993 sind wichtig, doch sie bilden nicht den Kernbereich. Familienarbeit ist primär Aufgabe der Sektionen, dem Gesamtverein aber obliegt es, sie dabei nach Kräften zu unterstützen und zu fördern.
☐ Freizeitaktivitäten als Konsumangebot gibt es mehr als genug für diejenigen, die genügend Geld dafür haben. Das haben Familien meist nicht. Dem in seiner Zielsetzung Rechnung zu tragen, stünde dem Alpenverein also wohl nicht schlecht an.
☐ Ideologien und vorgefaßte Werturteile verkauft jeder Politiker, von jeder Plakatwand schreien sie. Wenn sich der Alpenverein mit Ideologien, was Familie zu sein habe, dazugesellt, stellt er sich in eine unheilvolle Reihe. Was fehlt, sind nicht vorgesetzte Werte, sondern die Freiheit, selbst Werte zu entwickeln und danach zu leben.: Spielraum für die Entwicklung von Beziehungen, Natur, Möglichkeiten, sich selbst und seine Mitmenschen zu erleben, den Papa, der sonst immer hinter der Zeitung sitzt, als lebendigen Menschen in Aktion oder auch mal verzweifelt vor einer Pflanze raten zu sehen und Mama zu beobachten, wie sie lachend kopfvoran durchs Unterholz kriecht. Werte stecken in uns allen. Sie entfalten sich am besten in Gemeinsamkeit und Offenheit. Die aber kann der Alpenverein bieten.

Vorwärts im Rückwärtsgang? – Gegenstimmen

Wie geht der Alpenverein jedoch mit einer Familie um, die nicht mehr das ganze Leben erfüllt, die keine überkommenen Rollen für Mann, Frau und Kind mehr kennt, in der es oft lediglich ein Elternteil gibt, die nur noch zum Teil erzieherisch wirkt und von allen Gliedern immer weniger Zeit in Anspruch nimmt?
Das Image des Alpenvereins in der Öffentlichkeit ist ein sehr konservatives: Er engagiert sich nach Ansicht vieler Mitglieder zuwenig für den Umweltschutz, hat die Werte Familie und Heimat überbetont und wird zumindest in

Österreich in die Nähe der Volkspartei gestellt.[3]) Das Bild der Familie im altvertrauten Klischee von „Trautes Heim – Glück allein" könnte zu einem Hindernis auf dem Weg zu effektiver Familienarbeit werden, wenn es diese Arbeit sanktioniert und einengt. Wir müssen als Gegebenheit anerkennen, daß Familien heute neue Formen des Zusammenlebens entwickeln, die mit dem überlieferten Muster nicht viel gemein haben.

Ein weiteres großes Hindernis für die Familienarbeit zeigt vielleicht ein Blick auf das Thema Frauen im Alpenverein auf: Im ÖAV gibt es keine einzige weibliche Sektionsvorsitzende (es gab in seiner langen Geschichte lediglich einmal eine!). Zum Haupt- und Verwaltungsausschuß des DAV zählt derzeit nicht eine Frau. Die Zahl der Funktionärinnen wird dramatisch kleiner, je weiter es in der Vereinshierarchie nach oben geht. „Der Alpenverein ist immer noch ein Machoverein", so der Altvorsitzende des ÖAV, Louis Oberwalder. Frauen hinterfragen ihre traditionelle Rolle in der Familie. Zu Recht werden sie dieses auch im Verein tun. Und der Verein wird gut daran tun, sich seinerseits mit der veränderten Rolle der Frau in der Gesellschaft und in den Gremien auseinanderzusetzen, will er nicht versteinern. Eine Öffnung zur Familie bedingt auch eine Öffnung gegenüber Frauen.

Familien sind bergsteigerisch wenig leistungsfähig. Das traditionelle Image des Alpenvereins, ein Verein der harten Männer zu sein, ist mit dem neuen Rollenverständnis von Mann und Frau und mit Familienarbeit nicht gut verträglich. Gerade in diesem Bereich haben sich jedoch auch innerhalb des Vereins die Wertigkeiten bereits deutlich verschoben: Die Mitglieder halten den Verein und die Möglichkeiten, die er zu bieten hat, als besonders geeignet für die ganze Familie. Daraus ergibt sich auch eine Chance für weniger frequentierte Wandergebiete und Hütten, die dem höheren Bergsteigerimage nicht entsprechen, aber für Kinder und ältere Menschen sehr gut geeignet sind.

Ein wesentliches Manko auf dem Weg zu effektiver Familienarbeit im Alpenverein ist jedoch, daß außerhalb der engen Zirkel, die sich engagiert um diese neue Aufgabe kümmern, niemand so recht weiß, was Familie im Alpenverein heißt. Ist eine Mutter oder ein Vater allein mit Kind eine Familie zweiter Klasse? Was sind Erwachsene mit „fremden" Kindern? Als was sind bunte Lebensgemeinschaften zu betrachten? Was ist mit den alten Menschen?

Die Freiräume nützen: Mit der Familie ins nächste Jahrtausend

Wir werden nicht kategorisieren dürfen. Die undeutlich gewordene Definition von Familie muß kein Nachteil sein. Sie kann dem Alpenverein, seinen Familien und Kindern auch Perspektiven öffnen, die ins nächste Jahrtausend weisen.

Notwendig ist jedoch, daß wir in Zeiten immer engstirnigerer und weiter nach rechts abdriftender Ideologien diese Freiheit pflegen und erhalten müssen, und das heißt, sich mit unseren verschiedenen Gedanken zum Thema Familie auseinanderzusetzen.

Der Alpenverein mit seiner konservativen Struktur steht vor der Herausforderung, sowohl althergebrachte als auch moderne Auffassungen von Familie unvoreingenommen aufzunehmen. Er wird Zukunft haben, wenn es ihm gelingt, seine Zukunft anzunehmen, ohne seine Geschichte zu verleugnen. Er hat die Chance, den Gedanken weiterzutragen, daß die besten Garanten für eine bessere Welt Kinder sind, die unter liebevollen Menschen in Familien aufwachsen, in denen sie glücklich sind, egal, wie diese Familien aussehen.

Der Alpenverein ist alt geworden mit seinem unermüdlichen und nicht immer erfolgreichen Engagement, jung zu bleiben. Der Alpenverein war selten der Vorreiter von zukunftsgerichteten Strömungen wie etwa dem globalen Umweltschutz. Er war jedoch nie der letzte und er ist sich seiner Verantwortung immer bewußt geworden. Vielleicht wird die Familienarbeit im Alpenverein ein weiterer Markstein in der Entwicklung unserer Gemeinschaft. Der Alpenverein ist nicht der erste, der über Familie nachdenkt. Aber der letzte sollte er auch nicht sein.

Ich stelle mir vor: Die Welt ist eine blaue, schöne Kugel, auf der es sich lohnt zu leben und auf der es Menschen gibt, die für sich und füreinander da sind. Ich stelle mir vor, daß Kinder das schönste auf dieser Welt sind und gerne leben. Glückliche Kinder machen eine glückliche Welt, und unsere Kinder sollen glücklich leben. Ich stelle mir vor: Jedes Kind hat die Chance, in Liebe aufzuwachsen und den Schutz von Menschen zu genießen, zu denen es Familie sagen kann, wer immer diese Menschen sind. Ich stelle mir vor: Die Welt ist voll von Menschen, die die Erde für ihre Kinder pflegen und erhalten, damit die eines Tages auch gerne auf ihr wohnen. Bin ich Utopist? Vielleicht bin ich genauso Utopist inmitten all der grauenhaften Zukunftsszenarien, wie jeder Mensch, der heutzutage noch Kinder in die Welt setzt. Ich will eines Tages jedenfalls zu diesen Utopisten gehören. Wer sich Zukunft vorstellt, macht sie. Stell dir vor, unsere Kinder hätten Zukunft. Und stell dir vor, der Alpenverein ist mit dabei.

Anmerkungen:

[1]) Zur geschlechtsneutralen Schreibweise: Ich habe mich in der Wahl zwischen dem Lesbaren und dem Fairen für die lesbare (und grammatisch richtige) Form entschieden, möchte aber hier betonen, daß bei jeder unbestimmten Form grundsätzlich beide Geschlechter gemeint sind, so z.B. Partner und Partnerinnen.

Literatur:

[2]) Dr. Fessl+GFK: „Image des Österreichischen Alpenvereins – Imagestudie über den Österreichischen Alpenverein. Innsbruck, ÖAV 1984.

[3]) Dr. Martin R. Textor (Bayr. Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Gesundheit, München) und Prof. Dr. Anette Engler (Gesamthochschule – Universität Paderborn): Tagungsbericht der Fach- und Informationstagung Kinder- und Familienbergsteigen, DAV München 1994.

Von der Natur des Steinbocks

Über Pater Placidus a Spescha

Peter Donatsch
(Text und Fotos)

„Er muß ein skurriller, eigensinniger Gottesmann gewesen sein. Den einfachen Menschen zum Wohlgefallen. Uns Bergsteigern Vorgänger und Vorbild", sagte Kurt Maix[1]), und der Historiker Friedrich Pieth meinte: „Spescha wagte sich auf Gletscher, die noch niemand betreten, auf Gipfel, die noch niemand bestiegen hatte"[2]). Beide treffen den Kern der Sache. Obwohl nur in seiner engeren Heimat, der Surselva (Bündner Oberland/Schweiz) aktiv, gehört er zu den ganz großen Bergsteiger-Pionieren. Um die Bedeutung des Benediktinerpaters Placidus a Spescha (1752–1833) im großen Buch des Bergsteigens einzuordnen, bedarf es weniger Fakten. Betrachten wir die Erstbesteigungs-Daten einiger klassischer Alpengipfel:

Pater Placidus a Spescha als Bergsteiger (Nach einer Handzeichnung)

Jahr	Berg/Höhe	Gebiet	Erstbesteiger
1336	Mont Ventoux 1912	Avignon	*Petrarca*
1730 (ca.)	Schesaplana 2964	Rätikon	*Sererhard* u. a.
1744	Titlis 3242	Innerschweiz	*Engelberger Leute*
1782	Stocgron 3418	Tödi/Glarner A.	*Spescha*
1786	Montblanc 4807	Montblanc	Balmat/Paccard
1789	Rheinwaldhorn 3402	Adula	*Spescha*
1793	Oberalpstock 3327	Surselva	*Spescha*/Witte
1800	Großglockner 3798	Hohe Tauern	*Horrasch* u. a.
1800	Watzmann 2713	Berchtesgaden	*Stanig*
1801/02	Piz Terri 3151	Greina	*Spescha*
1802	Marmolada 3342	Dolomiten	*Priester* u. a.[1])
1824	Tödi 3614	Glarner Alpen	Bisquolm/ Curschellas
1834	Dachstein 2996	Dachsteingeb.	*Thurwieser* u. a.[2])
1835	Piz Linard 3411	Silvretta	Heer/Madutz[3])
1845	Galenstock 3583	Urner Alpen	Desor/ Dolfuss u. a.
1846	Piz Kesch 3418	Albula	Coaz/ Rascher u. a.
1854	Königsspitze 3859	Ortler-Gruppe	*Steinberger (P. Corbinian)*
1855	Hochalmspitze 3360	Salzburger A.	*Krall* u. a.
1859	Monte Leone 3553	Simplongebiet	Schweizer Offiziere
1860	Gran Paradiso 4061	Grajische Alpen	Cowell/ Dundas u. a.
1861	Monviso 3841	Cottische Alpen	Mathero/ Jacomb u. a.
1863	Basodino 3272	Tessiner Alpen	Jossi/ Zanini u. a.
1864	Adamello 3539	Adamallo-Gr.	Payer/Catturani
1865	Piz Buin 3316	Silvretta	Weilenmann u. a.
1865	Hochfeiler 3510	Zillertaler A.	Grohmann/ Samer u. a.

Kursive Namen: Geistliche

[1]) Haben den Gipfelgrat, nicht aber den Gipfel erreicht
[2]) Erste touristische Besteigung und 2. Besteigung insgesamt
[3]) Frühere, nicht gesicherte Besteigungen: vor 1752 durch Chuonard, um 1800 durch *Zadrell*

Die Zusammenstellung zeigt trotz ihrer Unvollkommenheit zweierlei deutlich: Zum einen die große Rolle, welche Geistliche in der frühen Geschichte des Bergsteigens spielten, und die sehr frühe Zeit der Bergfahrten von Pater Placidus a Spescha.

Pater Placidus und das Jahrhundert des Alpinismus

„Ja, es begann vielversprechend, das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert des Alpinismus", schreibt der Alpinhistoriker Kurt Maix. Er widmet die Eröffnungsseite dieses Kapitels in seinem Buch keinem Geringeren als dem Disentiser Pater Placidus a Spescha. Und der Bündner Naturforscher Gottfried Ludwig Theobald nennt ihn beinahe liebevoll den „Urpapa der Rhätischen Clubisten".
Einige der wichtigsten Erstbesteigungen von Pater Placidus a Spescha:

Jahr	Berg/Höhe	Gebiet
1782	Piz Crystallina 3128	Medelser Gruppe
1782	Scopi 3190	Medelser Gruppe
1782	Stocgron 3418	Tödi/Glarner Alpen
1785	Piz Uffiern 3151	Tödigruppe
1785	Piz Badus 2928	Val Maighels
1789	Rheinwaldhorn 3402	Adula
1792	Piz Ault 3027	Surselva
1793	Oberalpstock 3327	Surselva
1793	Piz Urlaun 3359	Tödigruppe[1])
1799	Piz Urlaun 3359	Tödigruppe
1799	Piz Cavel 2946	Lugnez
1801	Piz Scherboden 3122	Lugnez
1801/02	Piz Terri 3149	Greina
1803	Piz Avat 2910	Tödigruppe
1804	Piz Giuf 3096	Tavetsch
1806	Güferhorn 3383	Adula

[1]) Gipfel nicht ganz erreicht

Im Tourenbuch des Paters stehen mehr als ein Dutzend Erstbesteigungen von über 3000 m hohen Gipfeln. Allein diese Zahl zeigt seine Leistungsfähigkeit und seine technischen Fähigkeiten. Bis heute versetzen seine Leistungen diejenigen ins Staunen, welche die Touren kennen. So ist zum Beispiel die Besteigung des Rheinwaldhorns von Disentis aus in drei Marschtagen eine außergewöhnliche Leistung. Denn es gab zu jener Zeit weder Postautos noch Clubhütten. Weder Landkarten noch Führerliteratur.
Die Erstersteigung des Piz Terri, die dem Pater im Jahr 1801 oder 1802 gelang, ist eine reife klettertechnische Leistung. Spescha über die letzten Meter zum Gipfel: „Der Abstand vom Vorgebirge bis zum höchsten Punkt des Giebels war nicht länger als ungefähr 20–30 Schritte. Allein dazwischen lag eine Schlucht, die mir kitzlich zu übersetzen schien. Ich legte demnach meinen Stock nieder, stieg die Kluft hinab, trat auf den schmalen Rand des Eises und hielt mich mit den Händen am Saum des Gebirges fest, welcher kaum eine Spanne breit war. Währenddessen schaute ich rückwärts auf meinen Jüngling hin, der sein Angesicht gegen Abend gewendet hatte, damit er mich nicht ansehen müßte, wie ich vorwärts schritt. Ich kam glücklich durch und die Aussicht war vollkommen."
Aber welche Route beschreibt der Pater, wo ist er aufgestiegen? Walram Derichsweiler hat darüber eine lesenswerte Abhandlung geschrieben[3]). Er kommt dabei zur Ansicht, der Pater habe den einfacheren Westgrat (heute Normalroute) für den Aufstieg benutzt. Und bei der vom Pater erwähnten Spalte handle es sich um eine Kluft zu einem isolierten Gendarmen östlich des Gipfels, der höher sei als derselbe. Der englische Alpinchronist W. A. Coolidge vermutet hingegen den (um einiges schwierigeren) Nordostgrat als Aufstiegsroute des Paters. Auf diesem Weg gibt es vor dem Gipfel eine Scharte.
Für eine mögliche Erklärung müssen wir uns die veränderte Topographie im Bereich der Gletscher vor Augen halten: Möglicherweise reichte eine einfach zu begehende Eiszunge weit gegen die Nordostseite hinauf, so daß Spescha dort hochstieg, während er die Kluft im Gipfelbereich von unten nicht sehen konnte. Es ist aus heutiger Sicht manchmal unmöglich, die Wege unserer Vorfahren zu verstehen, die mit weniger Informationen an ein solches Unternehmen herangehen mußten, als sie uns heute zur Verfügung stehen.
Ein großes Problem für den Pater war es, geeignete Begleiter für seine Bergtouren zu finden. Fast auf jeder Tour hatte er Schwierigkeiten mit seinen Weggefährten. So erzählt er anläßlich der Besteigung des Piz Scherboden (3124 m), daß der Sohn seines Begleiters am ausgesetzten Gipfel von Angst und Schwindel befallen worden sei und zu weinen begonnen habe. Man brachte ihn nur mit größter Mühe wieder vom Berg hinunter. Der Pater zieht daraus den Schluß: „Dies ist eine Warnung, welche Gattung Leute man auf hohe Berge mitnehmen soll." Bei der Erstbesteigung des Rheinwaldhorns warf der Bergführer als erster (!) das Handtuch, dann streikten die drei Doktoren und am Schluß, auf dem Gletscher unterhalb des Gipfels, weigerte sich auch der Bergamasker Schafhirte, weiterzugehen. Was blieb Spescha anderes übrig, als allein weiterzugehen? Gegen alle alpinistischen Regeln allerdings, aber umkehren, so kurz vor dem Ziel?
Es gab wohl zu seiner besten Zeit gar niemanden, der in physischer und psychischer Hinsicht mit Placidus a Spescha mithalten konnte. Der bereit war, das Risiko einzugehen und „einen spaltenreichen Gletscher zu betreten", wie es der Brite Douglas W. Freshfield im „Alpine Journal"[4]) formuliert. So ging der Pater oft allein. Auch darin gleicht er einigen großen Alpinisten unseres Jahrhun-

derts: Johann Jakob Weilenmann, Eugen Guido Lammer, Hermann Buhl, Walter Bonatti, Reinhold Messner. Sie waren fähig, auch größte Ziele alleine zu realisieren.
Ein großer Traum allerdings blieb ihm verwehrt: Die Besteigung des Tödi (3614 m), des dominierenden Berges seiner Heimat. Sechsmal hat er vergeblich versucht, den eisbedeckten Gipfel des Piz Russein zu erreichen. Bei seinem letzten Versuch im Jahre 1824 war er 72jährig. Zu alt für den großen Berg. Aber Speschas Wille war noch immer jung und stark. Er übertrug seine brennende Motivation auf die Jüngeren: Von Spescha am Fernrohr beobachtet, stiegen die beiden Gemsjäger Placi Curschellas und Augustin Bisquolm dem Riesen aufs Haupt. Dem Pater blieb die Genugtuung: Der „Unersteigliche" war also doch ersteigbar. Er hatte es schon seit langem gewußt.
Daß Pater Placidus als „Spiritus rector" der Tödi-Besteigung gilt, ist bekannt. Aber auch die erste Besteigung des kühnen Finsteraarhorns (4273 m) in den Berner Alpen regte er an. Im Jahr 1812 hatte er am Fuße des Schreckhorns ein paar Skizzen gezeichnet. Am Abend besprach er mit dem Spitalknecht auf dem Grimselpaß den Aufstieg. Bald danach bestiegen Berner und Walliser Bergführer den Viertausender.

Pater Placidus' alpinistische Einstellung

Pater Placidus a Spescha vereinigte körperliche und geistige Eigenschaften, die ihn zu herausragenden Taten befähigten. Seine Einstellung, mit der er in die Berge ging, kann man „modern" nennen.

Da war zunächst ein unbändiges Verlangen nach Bewegung und freier Natur. „Das Stillesitzen und Nachdenken machten ihn traurig und beschwerten seinen Leib. Aber wenn er tüchtig ausgeschwitzt hatte, kam er leicht wie ein Vogel nach Hause." So meint der Chronist Iso Müller über Spescha[5]). Er selbst schrieb dies der Bestimmung zu – „wir erben unsere Neigungen mit unserem Daseyn" – seine Mutter dem Sternzeichen des Steinbocks, in dem er geboren war. Gottfried Theobald beschreibt ihn als breitschultrigen, fest gebauten Mann von mächtiger Muskelkraft. Spescha selbst sagte von sich: „Ich war mit einer gesunden, starken, unerschrockenen und beynahe unermüdeten Natur begabt; sie hatte von Jugend auf einen besonderen Hang, hohe Berge zu besteigen und die Schätze der Alpen aufzusuchen."
Pater Flurin Maissen weist in seiner Kurzbiographie[6]) auf die Hintergründe: „Pater Placi bestieg die Berge, um seine Heimat geographisch erfassen zu können. Es gibt indessen zahlreiche ‚Bergreisen', die sich nicht einfügen lassen, wenn man nach einem ‚vernünftigen' Grund sucht. Diese Tatsache bewog den Professor Trevor Graham und den berühmten Alpinisten Sir Arnold Lunn, Placidus a Spescha den ‚ersten, wahren Alpinisten' zu nennen." Er bestieg die Berge „aus Spaß an der Freud'", wie es der schottische Bergsteiger Hamish McInnes formulierte. Bergsteigen zum Selbstzweck – heute von Hunderttausenden betrieben, damals noch unbekannt. Die seelenhygienische Wirkung war ihm wohlbekannt: „Für die Schwermüthigen ist nichts gedeihlicheres; denn die Schwermuth entstehet gemeiniglich von den Aengstigkeiten des Leibes und des Gemüthes, von Zorn, Rachgierd und Verdickung

Unten: Kloster Disentis
Darunter: Vor dem Beneficium zu Rumein, wo Spescha auf seiner Rheinwaldhorn-Tour übernachtete. Dritter von links ist der Spescha-Biograph Pater Flurin Maissen

des Geblüts und der übrigen Lebenssäfte, die nur mit dem Umgang aufgeräumter Menschen, stärkenden und belustigenden Reisen können aufgehoben werden, wodurch die Säfte verdünnert und die schwermüthigen Gegenstände verdrängt werden."

Oft reicht die Freude allein aber nicht aus. Genügend Motivation und manchmal einen eisernen Willen braucht es. Man muß überzeugt sein von seinem Ziel und darf sich von nichts und niemandem davon abbringen lassen. „It's all on your mind" sagen die Sportkletterer zur Bedeutung von Wille und totaler Konzentration auf ein bestimmtes Ziel. Was man will, das kann man. „Ist die Motivation groß genug, so werden alle Zweifel beseitigt," schreiben Wolfgang Güllich und Andres Kubin in ihrem Buch über Taktik und Technik modernen Sportkletterns.[7])

Zu Kraft, Tatendrang und Wille kamen Wagemut und Furchtlosigkeit, die der Pater mit seiner Vorliebe für „alles was abschüssig und weitsichtig war", charakterisiert. Das ist das Holz, aus dem Pioniere geschnitzt sind.

Ja man kann die bergsteigerische Einstellung des Paters sogar „extrem" nennen, sagt er doch von sich, „je abscheulicher die Berge und Glätscher waren, je entfernter die Gebirgsvorragungen und Vertiefungen der Thäler und Länder sich mir darstellten, um desto mehr wuchs meine Begierde, sie anzusehen und zu erforschen". Pater Placidus suchte also bewußt das Unwegsame, Unzugängliche, Ungewöhnliche. Ganz nach dem Motto des französischen Alpinisten Gaston Rébuffat: „Wir lieben die Schwierigkeit. Aber wir hassen die Gefahr".

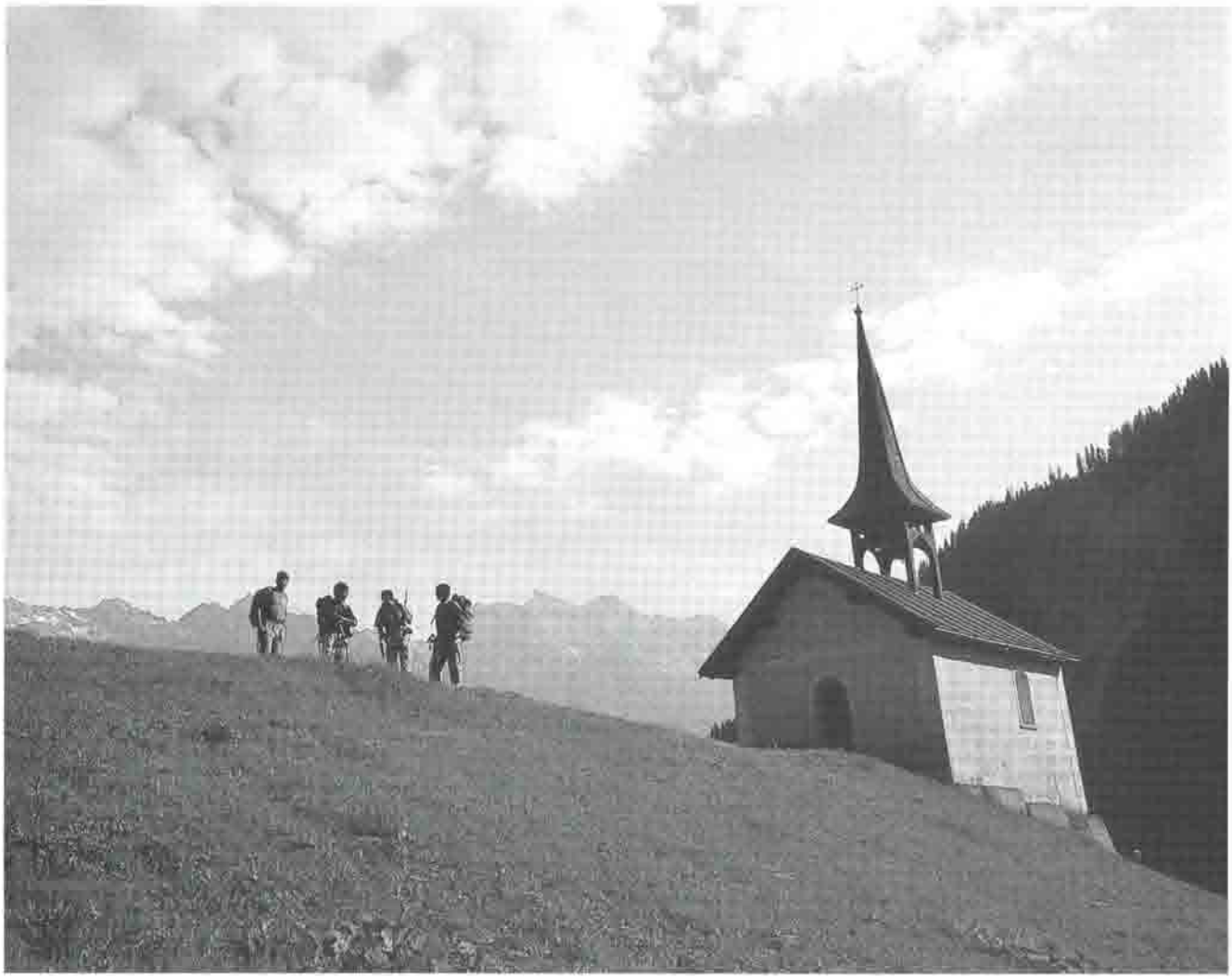
Immer steiler hinauf, immer höher hinaus zog es den Pater und er begann, technische Hilfsmittel wie Bergstock, Steigeisen und Seil einzusetzen. Seine Schilderung über eine Besteigung am Stocgron jedenfalls klingt schon nach extremem Klettern. Und das anno 1788! Man spürt in der Schilderung des Paters den sportlichen Geist Gaston Rébuffats. „Es war bei dieser Ersteigung an einem fürchterlichen, mit entsetzungsvollen Abgründen naturalisierten Glätscher heraufzusteigen und eine steile, beynahe senkrechte Eis- und Schneewand zu durchsetzen, die fast gänzlich für unersteigbar gehalten wurde. Wir verbanden uns alle drey, ungefähr 10 Schuhe voneinander entlegen ... Die Eisschründen waren so dicht aneinander, daß wir uns gezwungen sahen, deren Ränder zu übersetzen, welche oft nicht mehr als die Breite eines Werkschuhs hatten. Es durfte dabei nur einer gehen; denn die andern mußten auf der Hut seyn, und festen Fuß setzen, damit der Dritte nicht unglücklich wurde. Der Jüngling entfiel, sank aber nicht, weil das Seil, welches er um sich hatte, von hinten und vornen an uns fest hielt; er richtete sich selbst nach und nach aus der Spalte heraus, in welche er gesunken war."

Aber der Weg entlang der Grenze ist schmal. Verleitet das Material den Menschen zum Gang an seine Grenze? Darüber schweigt sich der Pater aus. Wo endet das kalkulierte Risiko und wo beginnt die Gefahr? Der Engländer Dougal Haston definierte es so: „Gefahr beginnt dort, wo der Verstand die Kontrolle über den Ehrgeiz verliert." Placidus a Spescha spricht anläßlich seiner Überquerung der Gletscher von Gliems und Punteglias mit einem Beinahe-Spaltensturz selbstkritisch von „Verwegenheit, nicht Tapferkeit" und davon, daß er „solches Reisen meiden" wolle.

Aber wie ernstgemeint sind solche Vorsätze? „Glück, nichts als Glück" sei es gewesen, sagte der Südtiroler Alpinist Reinhold Messner[8]), nachdem er anläßlich des Alleingangs zum Mount Everest einen Sturz in eine Gletscherspalte überlebt hatte. Sie nennen es Glück und gehen weiter.

Pioniere müssen sich mit vielen Unbekannten herumschlagen. Ziehen wir deshalb den Vergleichsfaden zwischen den Bergtouren Speschas aus der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert und Messners Everest-Alleingang von 1980 noch ein bißchen weiter. Beide haben immer wieder Neuland betreten.

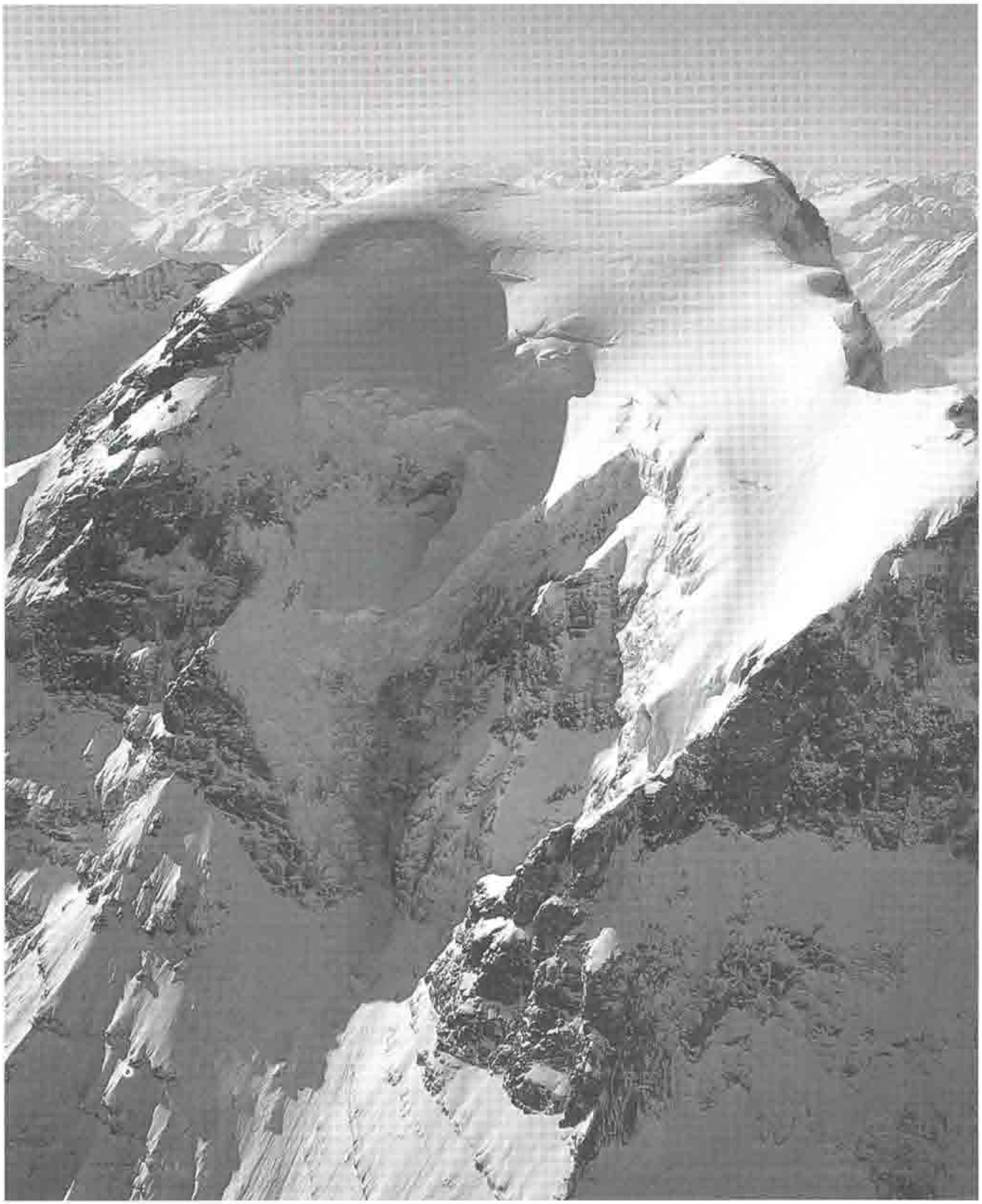
Beurteilungen solcher Leistungen sind selten ohne Widersprüche möglich. So weiß Reinhold Messner, „daß die Nordwand des Everest große Risiken für einen Alleingeher in sich birgt"[9]), er geht sie aber dennoch an. Tatsächlich



Die Kapelle von Val im Somvixer Tal, wo Spescha als Kaplan wirkte

stürzt er auf über 8000 Meter Höhe in eine Gletscherspalte, aus der er allerdings wieder herauskommt: „Obwohl ich mir in der Gletscherspalte vorgenommen hatte aufzugeben, stieg ich dennoch weiter. Ohne mir Sorgen über den Rückweg zu machen", schreibt Messner später. Manchmal allerdings wird Unwissenheit zum bewußten Ignorieren von allem, was dem Ziel nicht dienlich sein könnte. Ist der Höhenrausch schuld oder ein von der eigenen Leistungsfähigkeit ausgelöster Rausch? Auch Pater Placidus a Spescha begab sich trotz vieler gefährlicher Erlebnisse weiter alleine auf unbekannte Gletscher und Höhen. Und geriet zeitlebens immer wieder in große Gefahr. Er überlebte einen Beinahe-Spaltensturz bei der Ersteigung des Stocgron (1786), Blitzschlag am Piz Uffiern (1787), Schneeblindheit am Rheinwaldhorn (1789) und (1793) und eine Lawine am Oberalpstock (1793).
Zum Schluß die wichtigste Eigenschaft in den Bergen: Sie zeichnet in erster Linie die alten – und das sind die erfolgreichsten – Bergsteiger aus: Die Vernunft. Wissen, wie weit man gehen kann. Der Pater schreibt dazu: „Wenn es nicht mehr vorwärtsgehen will, so gebe er seine Vorstellungen auf. Denn es ist besser, seiner Einsicht, als dem Unglück nachzugeben." Dazu gehört natürlich viel Erfahrung – und ein sechster Sinn. Das „Glück des Tüchtigen", sagen andere.
„Lese, betrachte und sehe nicht um,
benehme dich weise und messe nicht krumm."

Unter dieses Motto hat Pater Placidus a Spescha seine achtundvierzigseitige „Anleitung zur Unternehmung von Bergreisen" gestellt, einer sehr frühen Bergsteigertechnik-Lehrschrift, geschrieben ums Jahr 1800. Seine Bemerkungen zu Wetter und Klima, Verhalten im Gebirge, Vorbereitung und Material, Ernährung und Krankheiten übertrafen alles bisher Dagewesene (zum Beispiel von Johann Jakob Scheuchzer und Josias Simler Geschriebene) bei weitem, weil es praktischer und reicher eigener Erfahrung entsprang. Seine Gedanken haben bis heute nichts von ihrer Aktualität eingebüßt. „Das Bergsteigen, wie wir's bald lesen werden, ist zwar nützlich, allein es kann nicht anders als mit Gefahren vorgenommen werden. Gott hat aber jedem Menschen hinlängliche Fähigkeiten mitgetheilt, wie er die Gefahren erkennen und ihnen ausweichen möge. Folglich mache er von ihnen Gebrauch", schrieb er.



Der Tödi (3620 m; 1. Besteigung 1824 durch P. Curschellas und A. Bisquolt).
Das Gerücht, Placidus a Spescha habe diesen Berg erstbestiegen, hielt sich lange.
Nach Meinung des Briten Freshfield dürfte ihn nur der Mangel an geeigneten Gefährten
daran gehindert haben, die Besteigung selbst auszuführen, hatte er doch schon in jungen
Jahren mit absoluter Genauigkeit die einfachste Aufstiegsroute festgelegt

Die Gemeinde Vals (unten) kürzte dem scheidenden Kaplan Placidus a Spescha 1806 das Gehalt, weil er zuviel im Gebirge und zu wenig in der Kirche gewesen sei

18 Jahre Erfahrung im Gebirge faßte der Pater in seinem kleinen Bergsteiger-Leitfaden zusammen. Und die Schilderung von Gefahren, in denen er sich selber befunden hat, läßt zumindest die Vermutung offen, daß er seinen eigenen guten Ratschlägen auch nicht immer hundertprozentig nachgelebt hat: „Zwey Mal wurde ich von Schneelauinen überfallen: ein Mal auf dem Krispaltenberg (Piz Cristallina/Oberalp, Red.), wo ich mich unter den Schnee hinein verschlof, und die Lauine über mich fahren liess; und das andere Mahl auf dem Berggipfel Kiötschen (Oberalpstock), wo ich mich ihr entgegensetzte und sie durch meine Beine laufen und in die Abgründe des Thals Strims stürzen liess." Seine Schneeblindheit nach der Besteigung des Rheinwaldhorns deutete er als ein Zeichen Gottes: „Sehen Sie, meine Leser, die Vorsehung liess mich physisch blind wie Paulus werden, um mich moralisch sehend zu machen. Denn öfters brannte meine Haut um etwas an und eben so oft spürte ich eine kleine Schwäche an den Augen, aber zu gering, um mich zur Vernunft zu weisen. Nun aber dachte ich ernstlich an einen Flor, um das Gesicht zu verdecken und an Fusseisen, um mich stützen zu können. Wir waren überhaupt nicht gehörig vorbereitet, um eine solche Bergreise vorzunehmen. Denn uns allen giengen erfahrene und unerschrockene Führer und Fußeisen ab, den Herren Doktoren noch geeignete Stöcke und Schuhe, usw.".

Außergewöhnliche Menschen und ihr Publikum

Nicht immer werden außergewöhnliche Menschen von ihren Mitmenschen auf die Schulter gehoben. Oft müssen sie mancherlei Hindernisse überwinden, die ihre Umgebung vor ihnen aufbaut. Oder sie stoßen auf Unverständnis. Reinhold Messner nach seinem Everest-Alleingang bei der Befragung durch Journalisten: „Während ich auf die Fragen antworte, habe ich das Gefühl hoffnungslosen Nicht-verstehen-Könnens." Und für den Pater war die Rückkehr ins Kloster nach seinem Gipfelerfolg am Rheinwaldhorn auch nicht die reine Freude; auch er begegnete Unverstand: „Als ich mich vor dem Abten stellte, um, wie üblich, seinen Segen zu empfangen, machte er über mich nur ein geschwindes ‚Kribis-Krabis' und sagte nur: ‚gehen sie!'"

Der Volksmund nannte Placidus a Spescha „il curios pader". Curios heißt verschroben, merkwürdig, seltsam. Curios meint aber vor allem anders. Anders als die anderen, anders als die Norm. Adolf Collenberg ist der Meinung, daß Pater Placidus mit seiner Art, verkündete Wahrheiten zu hinterfragen, gegen die Grundprinzipien der „normierenden und normierten Normalen", verstieß, welche die herrschende Armut und die hierarchischen Strukturen als gottgewollt hinnahmen.[10])

Und die Zeit machte ihn zum Mythos. „Daß Spescha ein Mann mit prospektiven Visionen war, hat die Nachwelt, die ihn zum Mythos erhob, zur Genüge betont und ausgeweidet", schreibt der Disentiser Pater Daniel Schönbächler[11]) und fährt fort, daß die Wahrheit differenzierter ist: „Pater Placidus selbst glaubte, die Weite seines Denkens nicht zuletzt seinem ersten Klosteroberen, Abt Columban Sozzi zu verdanken, den er wegen seiner geradezu universalen Gelehrsamkeit sehr schätzte..." Auch Placi a Spescha war ungemein interessiert und umtriebig. Er war Mönch, Sprach- und Naturforscher, Volksaufklärer, Volkskundler und Alpinist. Sein Gehirn produzierte ohne Unterlaß Ideen, Projekte und Vorschläge, die aber fast alle samt und sonders von seiner Umgebung und den Klosteroberen abgelehnt wurden. Und nicht nur abgelehnt, sondern manchmal sogar als ketzerisch verdammt. Dabei war einiges gar nicht so übel: Sein Vorschlag für die Aktivierung der Heilquelle von Tenigerbad ist heute noch aktuell, und die Tuchfabrik Truns, bei den Alpinisten bekannt als Hersteller unverwüstlicher Berghosen, bringt bis heute Arbeitsplätze in die Randregion des Bündner Oberlandes.

Placi a Speschas Drang nach Freiheit und Selbstverwirklichung, die Liebe zur Natur und zu den Bergen, die Freude an der Bewegung – zeitgemäß gesagt am Sport – wollten nicht so recht ins streng geregelte und geordnete Klosterleben passen. Wie der Alpinchronist Kurt Maix richtig vermutet, ist Placidus a Spescha auf der Leiter der kirchlichen Hierarchie keinen Schritt höher gekommen: „Er muß ein skurriler, eigensinniger Gottesmann gewesen sein. Den einfachen Menschen zum Wohlgefallen. Uns Bergsteigern Vorgänger und Vorbild. Seinen vorgesetzten Kirchenbehörden wohl mehr als einmal Aergernis". Typisch dafür ist eine Episode aus Vals: Die Gemeinde kürzte dem scheidenden Kaplan Placidus a Spescha 1806 das Gehalt, weil er zuviel im Gebirge und zuwenig in der Kirche gewesen sei. Der erboste Pater beschwerte sich darauf schriftlich, betitelte die Valser als „Räuber" und ihren Präsidenten als „Räuberhauptmann".

Er sagte seine Meinung wann und wie es ihm paßte – auch zum Thema Kloster. „Eine Gemeinschaft müßte ein Bild von Gottes buntem Volk sein dürfen. Kann es christliche

Ideale von Gemeinschaftsleben geben, die etwas anderes darstellen, als Gottes buntes Volk?" Mit solchen Aussagen machte er sich nicht eben beliebt. War es wohl als Strafe für seine Ideen – zuletzt machte er sogar den schockierenden Vorschlag zur Aufhebung des Zölibats – gedacht, daß man Placidus a Speschas' Wunsch nach Entlassung aus der klösterlichen Gemeinschaft ablehnte?
Die Bevölkerung des Tales hingegen liebte den leutseligen und humorigen Pater. Nur sein steter Drang in die Höhen kam den einfachen Leuten seltsam vor.

„Die Macht der fixierten Buchstaben"

Placidus a Spescha „glaubte an die Macht der fixierten Buchstaben" (Iso Camartin) und schrieb täglich und triebhaft viel. Mit der Presse hatte er allerdings seine Mühe. Und das kam so: Nach der erfolgreichen Besteigung des Tödi durch seine beiden Begleiter Curschellas und Bisquolm im Jahre 1824 meldete der Pater diese Großtat dem „Intelligenzblatt". Da Wiederholer vorerst ausblieben, hielt man diese Meldung lange Zeit für Jägerlatein. Schon Jahre zuvor hatte Speschas Freund, der Naturforscher Johann Gottfried Ebel, in der zweiten Ausgabe seines „Führer durch die Schweiz" im Jahre 1804 geschrieben: „Spescha bestieg den Tödi um 1784". Eine Korrektur dieser Falschmeldung ist nirgends zu finden, obwohl die beiden Männer einander kannten. Wie kam es überhaupt dazu? Douglas W. Freshfield schreibt im „Alpine Journal", daß tatsächlich viel dafür spreche: Speschas Ortskenntnis, seine Fähigkeiten und seine bereits ausgeführten Besteigungen. Außerdem die Tatsache, daß er als honorabler Mann kein Interesse an einer solchen Falschmeldung hätte. Der Brite glaubt die Meldung trotzdem nicht: „Ein Professor Theobald hat bewiesen, daß Spescha den Tödi nicht bestiegen hat. Eines aber ist ebenso sicher: Daß er schon in jungen Jahren mit absoluter Genauigkeit die einfachste Aufstiegsroute festgelegt hat und nur durch eine Tatsache daran gehindert worden ist, die Besteigung selbst auszuführen: Der Mangel an geeigneten Gefährten."
Ebel übrigens hat die erwähnte Meldung nicht korrigiert; immerhin in der dritten Auflage abgeändert. Vielleicht hat der Autor auch Speschas Besteigung des Stocgron, immerhin eines prominenten Nebengipfels des Tödi, für die Tödibesteigung selbst gehalten. Und die Sache war nichts mehr als ein Schnitzer des Verfassers. Die Mittel der Kommunikation waren ja früher noch nicht so ausgebaut wie heute. Und was man falsch verstehen will, versteht man auch falsch.
Und auch heute ist noch allerhand möglich, oder glauben Sie, daß Reinhold Messner 1980 am Everest den Yeti gesehen hat?
Das Gerücht, Spescha hätte den Tödi erstbestiegen, hielt sich lange. So schrieb noch 1866 Christian Hauser im Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs[12]: „Von welcher Seite der etwas zweideutige Koloß anzugreifen sei, hierüber fehlten uns jegliche empirische Anhaltspunkte; es war nichts als dunkles Gerede im Thal, daß Placidus a Spescha und seither ein Pfarrer eine Besteigung des Berges ausgeführt hätten, aber in welcher Richtung, darüber wußte niemand etwas zu sagen." Gerüchte haben eben einen langen Atem.
Eine komplizierte Geschichte. So wie das Leben selbst kompliziert ist. Spescha wurde immer wieder vorgeworfen, er habe oft seine Phantasie walten lassen auf Kosten des Wirklichen. Der Churer Kantonsschullehrer und Naturforscher Gottfried Theobald war ganz anderer Meinung: „Ich bin zwar bei weitem nicht an allen Orten gewesen, die Spescha besucht hat, aber doch an vielen derselben, und wo ich gewesen bin, habe ich seine Angaben vollkommen richtig gefunden." Theobald fragt sich, weshalb viele Gedanken und Ideen Speschas vom Dunkel des Vergessens verschluckt worden sind – und er gibt auch selbst die Antwort: „Es scheint als habe Spescha die Veröffentlichungen während seines Lebens gar nicht gewünscht, um nicht neuen Verfolgungen ausgesetzt zu sein."

Geistliche Alpinisten und alpinistische Geistliche

Es war ein Geistlicher, der den meisten Alpinchronisten nach die Geburtsstunde des Bergsteigens einläutete: Der italienische Priester und Gelehrte Francesco Petrarca bestieg 1336, so schrieb er jedenfalls selbst, den Mont Ventoux bei Avignon. Einfach so. Keine militärischen oder wissenschaftlichen Beweggründe hatten ihn geleitet. Und er wurde nicht enttäuscht: Weder Drachen noch andere Widerwärtigkeiten trübten den Genuß dieser Bergfahrt.
Mönche, Priester, Pfarrer, ja sogar Bischöfe und Kardinäle gehörten seit Petrarca immer wieder zu den aktiven Alpinisten. Sie verfügten im Gegensatz zu Bauern und Handwerkern, deren Tagewerk ihnen kaum Gelegenheit dazu ließ, über Wissen, Mittel und genügend Zeit.
Von Nicolin Sererhard (1689–1755), dem evangelischen Pfarrer aus Seewis im Prättigau, sagt Kurt Maix, daß er in die Gattung des „Homo Alpinus" gehöre, des voralpinistischen Bergsteigers. Er hat über seine um 1730 ausgeführte Besteigung der Schesaplana einen humorvollen Bericht geschrieben, betitelt „Schaschaplana Bergreis"[13]. Und er hat damit vielen aus der Seele gesprochen, die schon in der alpinen Steinzeit das Bergsteigen liebten, aber nicht schreiben konnten: Dem unbekannten Jäger, der vermutlich schon im 16. Jahrhundert auf dem Piz Linard gestanden hat, den Erstbesteigern des Tödi, Placi Curschellas und Augustin Bisquolm, dem einfachen Kristallsucher Jacques Balmat, welcher 1786 den Montblanc erstbestieg, und, und, und.

Güferhorn (links) und Rheinwaldhorn, beides Berge, die Spescha erstbestiegen hat

Ein Zeitgenosse Speschas war der evangelische Dekan Luzius Pol (1754–1828) von Malix, der vor allem im Prättigau tätig war, darunter auch im abgelegenen Walserdörflein Schuders. Dort war Pol den Bergen nahe, die Sulzfluh (2817 m) blickte ihm gewissermaßen in die Kirche. 1782 bestieg er sie zusammen mit dem Pfarrer J. B. Catani. Die beiden stiegen auch in die Sulzfluhhöhlen hinab. 1788 begleitete er Pater Placidus a Spescha auf den Piz Badus (2928 m) über dem Val Maighels, den der Pater fünf Jahre zuvor im Alleingang erstbestiegen hatte.

Zu den bergsteigenden Geistlichen gehörte auch der Pfarrer Horrasch aus Döllach im Mölltal. Er stand im Jahr 1800 als junger Theologiestudent mit einigen Gefährten als Erster auf dem Großglockner, dem höchsten Berg Österreichs. Und Valentin Stanig, der spätere Domherr von Görz, bestieg den Gipfel nur einen Tag später. Auch der Priester Peter Karl Thurwieser aus Salzburg war dort oben, allerdings erst 34 Jahre später. Im selben Jahr, 1834, ließ er sich als erster Tourist von einem Bergführer auf den Dachstein begleiten.

Nicht weniger als vier Geistliche gehörten 1858 dem Gründungskomitee des britischen Alpine Club an, der ersten Bergsteigervereinigung der Welt: Reverend F. J. A. Hort, Reverend J. F. Hardy, Reverend H. W. Watson, Reverend J. B. Lightfoot. Im Gründungsjahr des Alpine Club waren weitere Geistliche aktiv: Johann Josef Imseng aus Saas bestieg als Erster das Nadelhorn (4334 m), Reverend L. Davies den 4554 m hohen Dom, den höchsten, ganz auf Schweizer Boden liegenden Berg, und der berühmte englische Alpinist Leslie Stephen begleitete den Pfarrer der Walliser Gemeinde Kippel auf einen der schönsten und schwierigsten Gerade-nicht-mehr-Viertausender, das Bietschhorn (3953 m) im Lötschental.

Reverend Charles Hudson war nicht Gründungsmitglied des Alpine Club, er ist trotzdem über Alpinistenkreise hinaus weltberühmt geworden: Nicht nur als einer der fähigsten Bergsteiger zur Zeit des „Golden Age of Alpinism", jener Zeit, in der die meisten hohen Berge der Alpen erstbestiegen wurden, nein er war Teil jener Seilschaft, die 1865 nach der erfolgreichen Besteigung des Matterhorns in den Tod stürzte und auf dramatische Weise das Golden Age beendete.

Gleich mehreren Priestern begegnen wir am Monte Rosa: Einer der ersten war Can. Bernfaller vom Großen St. Bernhard, zu jener Zeit Pfarrer in Gressoney. Er stand im Jahre 1819 auf der Vincentpyramide, nur fünf Tage nach dem Erstbesteiger Jean-Nicholas Vincent. Nach ihm kam als Erstbesteiger Giovanni Gnifetti. Der Pfarrer von Alagna bestieg am 9. August 1842 mit sieben Begleitern die Signalkuppe, einen 4559 m hohen Gipfel des Monte Rosa, zum ersten Mal. In den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war ein geistlicher Herr in der Gegend unterwegs, der später in das höchste Amt aufstieg, das die Katholische Kirche überhaupt vergibt: Achille Ratti, ein leidenschaftlicher Bergsteiger, war von 1922–39 Papst Pius XI.! Niemand hätte daran gedacht, als Monsignore Achille Ratti anno 1886 im abgelegenen Bergdorf Carcoforo die Messe las oder als er am 30./31. Juli 1889 zusammen mit Luigi Grasselli als erste italienische und 7. Seilschaft insgesamt die Ostwand des Monte Rosa durchstieg. Ein anderer „Monte-Rosa-Priester" war Pfarrer Luigi Ravelli aus dem Valsesia, der 1924 das interessante Buch „Valsesia e Monte Rosa" schrieb. Kaum einer aber dürfte den Berg so oft bestiegen haben wie der gegenwärtige Pfarrer von Alagna, Don Carlo Elgo. „Der Berg hat mich verhext", sagte Don Carlo in einem Interview.[14]) Etwas muß dran sein, denn er hat bis heute den Berg gegen 300mal bestiegen. Und zwar nicht nur über den Trampelpfad des Normalwegs, sondern auf den verschiedensten Routen, darunter die „Cresta Signal".

Mit Don Carlo Elgo aus Alagna sind wir in der Gegenwart. Und dabei dürfen zwei Namen nicht fehlen, welche die alpine Literatur, und damit auch den Alpinismus geprägt haben. Zum einen der Jesuitenpater Fred Ritzhaupt aus Seefeld in Tirol, der „Wegzeichen"[15]), das nach dem Urteil der Neuen Zürcher Zeitung „fruchtbarste Buch der Alpinliteratur dieser Jahre", geschrieben hat. Ein kurzes Zitat aus dem Vorwort: „Kehre. (– Ein dampfendes, müdes Bergsteigerlein wischt sich resigniert den Schweiß ab –) ... Warum bleibe ich Hornvieh nicht endlich einmal zu Hause ...? Warum? Erinnern Sie sich noch? Einmal wollten Sie dieser Frage doch gründlich nachgehen. Blieb es auch bei Ihnen nur beim Wollen?"

Der zweite geistlich-alpine Literat ist kein geringerer als Reinhold Stecher, seit 1981 Bischof von Innsbruck. Er hat seinen Band „Botschaft der Berge"[16]) unter das Motto gestellt: „Ich kann natürlich nicht über die Millionen urteilen, die immer unter der Dunstglocke der Zivilisation leben. Aber ich habe jahrzehntelang mit jungen Menschen viele unvergeßliche Wochen in Eis und Fels verbracht, und darum wage ich aller Expertisen zum Trotz den Satz: Viele Wege führen zu Gott, einer geht über die Berge."

Lassen wir das vorletzte Wort Daniel Schönbächler aus Disentis, einem Benediktinerpater wie Placidus a Spescha: „Placidus a Spescha – Il curios pader? Im Buch des Lebens, das vorderhand noch mit allen sieben Siegeln versiegelt ist, wird die wahre Antwort stehen. Vermutlich wird sie eine andere sein, als wir in unseren Geschichtsbüchern, Biographien und Kolloquien ausmachen." Pater Placidus a Spescha ein Mythos? Vielleicht, aber „auch ein Mythos braucht ständige Korrektur", meint der Romanist und Historiker Iso Camartin 1993 an einem internationalen Kolloquium in Speschas Heimatort Trun.[17])

Spescha selbst schmiedete in seinen letzten Lebensjahren das folgende Verslein:

Der wilde Mann der Alpen
Hat Vieles überdacht;
Gewandert auf dem kalten
Und Mehres warm gemacht.
Nun sitzt er in dem Warmen
Und denkt was er gedacht.
Den Steiger will er warnen,
Der Welt sagt gute Nacht.

Literatur

Alle Spescha-Zitate entstammen dem Buch „Placidus à Spescha. Sein Leben und seine Schriften" von Friedrich Pieth, Karl Hager und Maurus Carnot, Bümpliz/Bern 1913.

[1]) Maix Kurt, Berge – ewiges Abenteuer, München 1966.
[2]) Pieth Friedrich, Bündnergeschichte, Chur 1945.
[3]) Derichsweiler Walram in „Jahrbuch XLVII des SAC", Bern 1911.
[4]) Freshfield Douglas W. in „Alpine Journal", London Nov. 1881.
[5]) Pater Iso Müller, Placidus a Spescha (1752–1833), Disentis 1974.
[6]) Maissen Flurin in „Berühmte Bündner", Chur.
[7]) Güllich Wolfgang, Kubin Andreas, Sportklettern heute, München 1986.
[8]) Donatsch Peter in „Bündner Zeitung", Interview mit Reinhold Messner, Chur 1981.
[9]) Messner Reinhold, Der gläserne Horizont, München 1982.
[10]) Collenberg, Adolf, Die Kennzeichnung der Abweichung in einer geschlossenen Gesellschaft, Referat am Spescha-Kolloquium 1993.
[11]) Pater Daniel Schonbächler, Il curios pader, Referat am Spescha-Kolloquium 1993.
[12]) Hauser Christian in „Jahrbuch III des SAC", Bern 1866.
[13]) Sererhard Nicolin, Einfalte Delineation aller Gemeinden gemeiner dreyen Bünden, Chur 1944 und 1994.
[14]) Donatsch Peter in „Berge" Nr. 61, Nürnberg 1993.
[15]) Ritzhaupt Fred, Wegzeichen. Bergsteigen und christliche Existenz, Bozen 1980.
[16]) Stecher Reinhold, Botschaft der Berge, Innsbruck/Wien 1986.
[17]) Camartin Iso, Referat am Spescha-Kolloquium 1993.

Ins Gerede gekommen

Ein Plädoyer für das Bergrad

Hans Steinbichler
(Text und Fotos)

Es ist eigentlich schade: Das Bergrad, ein umweltfreundliches, zum Radfahren hervorragend geeignetes Gerät, ist ins Gerede gekommen. Förster, Jäger, Almbauern und mehr und mehr auch Wanderer schimpfen unisono auf die buntgekleideten „rücksichtslosen Biker", die das Wild stören, die Forststraßen beschädigen, die Almkühe erschrecken und die Wanderer belästigen. Wenn man sich die Mühe nimmt, genau nachzufragen, welche Unannehmlichkeiten den angesprochenen Bevölkerungsgruppen nun entstanden sind, dann fehlen stichhaltige Argumente, wird ein allgemeiner Unmut abgeladen, folgt eine Erzählung von einem Beinaheunfall, den irgend jemand irgendwo erlebt hat. Wenn dann die Argumente verbraucht sind, wenn kein überzeugender Grund mehr auffindbar ist, dann heißt es einfach: „Weil ein Rad nicht ins Gebirge gehört." Aber vielleicht ein Auto? Ich habe ohnehin den Verdacht, daß nicht wenige der Bergrad-Kritiker lieber vor einem allradgetriebenen Forst- oder Almfahrzeug zur Seite springen als für einen Bergradler einen ausweichenden Schritt zu tun. Ja, warum wohl? Darüber habe ich lange nachgedacht. Ein Grund ist wohl der, daß es sich bei den Autofahrern in den Bergen immer um „Berechtigte" handelt (handeln sollte), die beruflich in den Bergen zu tun haben. Bergradler dagegen sind nur zu ihrem eigenen Vergnügen unterwegs, und das ist zweitrangig. So kann oder könnte argumentiert werden, gäbe es in der Bergregion nicht einen Wirtschaftszweig, der sich Fremdenverkehr nennt und mit dem die dort ansässige Bevölkerung mehr als die Hälfte ihres Einkommens erwirtschaftet. Forst- und Almwirtschaft dagegen sind immerwährende Zuschußbetriebe, angewiesen auf das Geld des Steuerzahlers. Um diese negative Tatsache zu relativieren, verweisen die zuständigen Regierungsstellen gern auf die landeskulturelle Bedeutung der Forst- und Almwirtschaft. Soweit akzeptiert. Aber – für den Fremdenverkehr ist eine möglichst intakte Natur die Basis. Und die Gäste der verschiedenen Fremdenverkehrsgemeinden treten die lange Reise an ihren Urlaubsort nur deshalb an, weil sie hoffen, möglichst viel dieser ursprünglichen Natur vorzufinden. Die Zerstörung der Wanderwege durch Forststraßen, die rigorose Einengung der Startplätze für Schirmgleiter und Drachenflieger, die Sperrung von Routen für die Bergradler sind Schläge gegen den Haupterwerbszweig der dort wohnenden Bevölkerung, gegen den Fremdenverkehr. Keiner der Urlauber, sei er nun Wanderer oder Radfaher, verlangt das „Immer-alles-überall". Die meisten akzeptieren naturschützende Ge- und Verbote. Doch muß ihr Sinn verständlich sein, darf es nicht vorkommen, daß „Berechtigte" zu jeder Tageszeit mit ihren Kraftfahrzeugen dort nach Belieben fahren, wo Bergradler ausgesperrt werden. Wo solche Widersprüchlichkeiten anhaltend auftreten, sind Konflikte vorprogrammiert. Es darf hier allerdings positiv vermerkt werden, daß sich die bayerischen Forstbehörden mit Sperrungen von Forststraßen und Almwegen bisher zurückgehalten haben. Die Tendenz allerdings weist eindeutig ins Negative. Zustände wie in Österreich, wo praktisch alles verboten ist, was nicht eigens erlaubt wurde, sind jedoch in Deutschland noch nicht eingetreten. (In den außeralpinen Klettergebieten zumindest einiger Bundesländer schon! d. Red.)

Autofreies Wochenende in den Bergen

Für einen großen Teil der Bevölkerung ist die sitzende Arbeitsweise die Regel. Körperliche Bewegung, vor allem an den Wochenenden und im Urlaub, sind für die Gesundheit wichtig, der Mensch, als Teil dieser Natur, soll sich wenigstens in seiner Freizeit sportlich betätigen. Naturkontakt und Naturerlebnis schaffen erst das Bewußtsein für Umweltschutz und naturgerechtes Verhalten. Wandern, Bergsteigen und Radfahren sind praktisch jedermann möglich. Dafür braucht es keine besondere Unterrichtung, keine Plätze oder Hallen und natürlich auch keinen Verein. Wald und Gebirge wurden mit Wegen und Straßen genügend erschlossen, sie sind meist von staatlichen Institutionen gebaut, sind also im Besitz der Allgemeinheit. Wenngleich diese Verkehrswege in erster Linie nicht zum Wandern oder Radfahren geplant oder gebaut wurden (die Wege des Alpenvereins ausgenommen), so besteht doch allgemein das Recht, sie zu begehen oder mit dem Rad zu befahren. Spezielle Verbote

„Vielleicht wäre die Geschichte um das Mountainbike ganz anders verlaufen, wenn es einen anderen Namen erhalten hätte, wenn es nicht ausgerechnet aus Amerika reimportiert worden wäre"

bedürfen einer eingehenden und nachvollziehbaren Begründung. Wenngleich hier vieles noch rechtlich geklärt werden muß, so können doch auch ohne verfügbare Paragraphen Forderungen an die zuständigen Behörden gestellt werden. Eine wäre ein absolutes Fahrverbot an Wochenenden und Feiertagen für Forstbedienstete, Jäger, Almbauern und natürlich auch für Hüttenwirte und andere „Berechtigte". Keine Frage, wer am Samstag oder Sonntag die Reise in die Berge antritt und nach Verlassen des Parkplatzes (oder des Bahnhofs) zu Fuß oder mit dem Rad den Aufstieg beginnt, der wünscht sich Ruhe und nicht alle paar Minuten ein Auto, das Staubwolken aufwirbelt, Gestank hinterläßt und ihn zur Seite drängt. Es ist ohnehin erstaunlich, daß diese im Grunde selbstverständliche Forderung von Wanderern und Radfahrern nicht schon längst erhoben worden ist. Hier würde sich dem DAV, den Wander- und Radfahrvereinen ein neues, weites Feld öffnen. Zugleich könnte auch ein Argument vom Tisch kommen, das von Förstern und Jägern immer wieder gegen die Bergradler angeführt wird: „Viele Mountainbiker fahren in einem solchen Tempo die Forststraßen bergab, daß es bei Gegenverkehr (soll heißen bergauf fahrende Kraftfahrzeuge) zu Zusammenstößen kommen muß. Schon aus diesem Grund ist eine Sperrung oder Limitierung von Forststraßen für Mountainbiker nicht zu umgehen." Es soll keinesfalls bestritten werden, daß eine so dynamische junge Sportart wie Mountainbiking neue Gefahrenquellen mit sich bringt. Doch die sind in keinem Fall mit Verboten zu beseitigen. Hier sind Aufklärung und Unterrichtung nötig.

Ein wenig Geschichte

Das Bergrad ist keine Erfindung neuester Zeit. Es gab sie schon einmal, die Bergräder, in den 20er und 30er Jahren. Damals war ganz enormer Bedarf für dieses Verkehrsgerät vorhanden, denn Bergsteigen war nach dem Ersten Weltkrieg nicht mehr nur ein Vergnügen jener, die es sich leisten konnten, freie Zeit zu nehmen, teuer zu reisen, in Hotels zu nächtigen und Führer und Träger zu engagieren. Bergsteigen wurde eine Leidenschaft von vielen, vor allem jener, die in der Nähe der Alpen wohnten. Beispielsweise von München mit dem Rad in die Berge zu fahren, einen Gipfel zu ersteigen oder eine Route zu klettern und abends die 60 oder 70 Kilometer zurückzustrampeln, war durchaus möglich, aber ein schöner Batzen Kondition war erforderlich. Die damals gebauten Räder waren schwer, aber sie hatten alle fürs Gebirge geeignete Reifen: Ballon oder Halbballon. Damit konnten die Schotterstraßen gut befahren werden. Eine lästige Sache waren verlorene Schuhnägel oder die Nägel, die aus den Hufeisen der Pferde fielen. Sie fanden sich vorzugsweise in den Reifen der Radfahrer wieder. Aber „Radlflicken" war eine Tätigkeit, die im Schlaf beherrscht wurde. Schnitt ein scharfer

Rechts: Bergrad – eine Zukunftsvision aus dem Jahre 1896 von A. Hengeler

Stein einen Riß in den Mantel, mußte er „unterlegt" werden, das heißt, von einem ausrangierten alten Reifen wurden entsprechende Stücke abgeschnitten und zwischen Schlauch und Mantel gelegt. Fuhr man mit so einem unterlegten Reifen, gab es bei jeder Umdrehung einen kleinen Schlag, doch da die Straßen ohnehin uneben waren und weil es Reifen gab, die zwei oder drei Unterlegstellen aufwiesen, wurde diese Unwucht gar nicht mehr wahrgenommen. Ich wage zu behaupten, erst das Rad hat der Arbeiterklasse die Berge nahegebracht. Und es waren ausschließlich die „unteren Einkommensgruppen" (um den Begriff modern zu umschreiben), die mit dem Rad in die Berge fuhren, ein paar Studenten vielleicht ausgenommen. Jedenfalls hätte ich mir nicht vorstellen können, daß vielleicht Johann Stüdl, Dr. Julius Kugy, Henry Hoek, Paul Bauer oder einer der berühmten bergsteigenden Engländer mit dem Rad in die Alpen gereist wäre. Immerhin gab es vor der Erstdurchsteigung der Matterhorn-Nordwand durch die Brüder Franz und Toni Schmid zunächst eine Fahrt der beiden mit dem Rad von München nach Zermatt, die fünf Tage dauerte. Auch Hans Ertl fuhr zur Ortler-Nordwand, nach Sulden, mit dem Rad. Sein Begleiter war Franz Schmid. Anderl Heckmair ist zur Eiger-Nordwand, nach Grindelwald, ebenfalls mit dem Fahrrad angereist.

Vielleicht wäre die Geschichte um das Mountainbike ganz anders verlaufen, wenn es einen anderen Namen erhalten hätte, wenn es nicht ausgerechnet aus Amerika reimportiert worden wäre. Gerade das hatte den Amerikanern niemand zugetraut: Nach der totalen Motorisierung, die sie uns vorlebten und die wir mit aller Konsequenz nachvollzogen, kam das in Europa erfundene Rad, das Verkehrsmittel, das hier ein Jahrhundert lang von allen Volksschichten beruflich und in der Freizeit genutzt wurde wie kein anderes, kam dieses Rad in täuschend ähnlicher Gestalt, doch als High-Tech-Gerät, in den alten Erdteil zurück. Es hieß jetzt Mountainbike, also ganz einfach Bergrad. Es kam vor etwa einem Dutzend Jahren in eine Gesellschaft, wo für ein „Bergrad" nicht der geringste Bedarf vorhanden war. Ja, das Radfahren war so richtig unmodern geworden. Es gab zwar zu Beginn der 80er Jahre Millionen Räder in Deutschland. Normale Räder, Tourenräder, Sporträder, Rennräder, Klappräder, Damen- und Herrenräder. Aber sie wurden nur wenig benützt, standen in den Kellern, verstaubt, ungepflegt, unbrauchbar. Räder waren spottbillig, wer 300 Mark ausgab, griff schon in die oberste Schublade, Rennräder ausgenommen. Wer eine solche „Maschine" wollte, mußte sich nach Süden, nach Italien wenden. Dort gab es die Rahmenschmieden, die Möglichkeit, einen solchen Rahmen nach Körpermaß zu bestellen, und dort wirkte auch die Firma Campagnolo, deren Ausrüstungsangebot weltweit das beste war, was eingekauft werden konnte. Daß ein solches Rad dann 2000 Mark und mehr kostete, war für einen normalen Radler unvorstellbar. Qualität, wie sie heute vor allem bei Bergrädern selbstverständlich ist, leisteten sich nur Rennfahrer, ein paar Verrückte oder jene, die ihren Kontostand gern zur Schau tragen. Für Bergräder gab es weder Bedarf noch Angebot.

Liebeserklärung ans Bergrad

Das „Radl" (bayrisch/österreichisch für alle Arten von Fahrrad) war bis weit in die 50er Jahre für all jene ein völlig normales Verkehrs- und Reisemittel, denen die Bahn zu teuer und zu umständlich, ein Auto oder Motorrad gleich ganz unerschwinglich war. Damals hatte das Rad allgemein einen guten Ruf. Wer mit dem Rad unterwegs war, hatte bei den Bergsteigern von vornherein schon einen Bonus. Er bewies damit, daß ihm die Kondition ein Anliegen war, aber auch, daß er sich Zeit nehmen konnte, daß er die Freiheit schätzte, die das Rad wie kein anderes Verkehrsmittel bietet.
Ich habe viele Berge erstiegen, zu denen vorher eine weite Anreise mit dem Rad erforderlich war. Unvergeßliche Momente, wenn der Rucksack und die Ski am Rad befestigt waren, dann die Abfahrt von zu Hause im ersten Licht des Tages, der taufrische Morgen, der Fahrtwind, wenn es bergab ging, und wir haben es auch besungen:

Wir radeln übers Land
auf grauer Straße Band
und pfeifen wie ein Fink dabei.
Wir fahren in den Morgen,
ohne uns zu sorgen,
wo am Abend Herberg für uns sei.

Das Rad brachte uns zum Olperer, an die Wildspitze, zum Cevedale und zum Ortler. Wir haben die Berchtesgadener mit dem Rad besucht, den Watzmann, den Hohen Göll, den Schneibstein und den Hochkönig. Dann die Loferer und Leoganger, das Rofan, die Bayerischen Voralpen und natürlich die Gipfel der Chiemgauer, meine Heimat.
Ich gestehe es: Wenn ich heute die letzten Meter vom Berg heruntersteige, dann sehe ich schon mit einem gewissen Gefühl von Zufriedenheit auf das Auto, in dem nun alle Strapazen und Anstrengungen ein Ende haben. Dort liegen die frische Wäsche, die Turnschuhe, eine Flasche Mineralwasser. Dort hat alle Not ein End. Wie anders war das mit dem Fahrrad! Ein zweites Paar Schuhe mitzunehmen, wäre uns zu viel Ballast gewesen, an Wechselwäsche wurde nicht einmal gedacht und den Durst löschte der Bach. Bei der Heimfahrt sind wir an vielen Wirtshäusern vorbeigefahren, der Magen hatte hundertprozentigen Leerraum, eine Radlermaß wäre uns wie ein Stück des Paradieses erschienen – aber da blieben wir hart. Obendrein pressierte es noch, denn wir mußten den Beginn des Abendgottesdienstes um halb acht erreichen, wollten wir

nicht acht Tage später beichten, die Sonntagsmesse aus nichtigen Gründen versäumt zu haben. Ohnehin waren wir froh, als es endlich möglich war, dieser Pflicht auch am Sonntagabend zu genügen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren wir regelmäßige Besucher der Frühmesse um 6.30 Uhr. Aber die war erst um 7 Uhr aus, und da war schon der wichtigste Teil des Tages vorüber. Sind wir dann ein wenig weiter weggefahren, über Pfingsten (kirchliches Superfest!) vielleicht ins Zillertal, dann brauchten wir eine Dispens. Die wollte uns der Pfarrer nie geben, obwohl wir ihm bewiesen, daß Sennerinnen und Hüttenwirte auch nicht jeden Sonntag in die Kirche gehen konnten. Das sei deren Beruf, meinte er. Wir jedoch seien zum bloßen Vergnügen unterwegs. Nun, auch da ließ sich eine Lösung finden: Der Kaplan fragte nicht lange nach den Gründen und dispensierte uns unkompliziert und sündenfrei. Eine große Zeit mit kleinen Sorgen.

Doch dann begannen die Verkehrsströme anzuschwellen. Das Auto machte sich immer breiter, brutal, mit seinem Volumen und seiner Geschwindigkeit drängte es die Radfahrer an die Straßenränder. Radfahren wurde gefährlich, Radfahrer wurden belächelt, als minderbemittelt angesehen – nicht nur vom Bankkonto her. Zu einer Bergtour mit dem Fahrrad aufzubrechen wurde unmodern. Die Fahrradindustrie tat ein übriges: Normale oder Sporträder wurden immer billiger und qualitativ schlechter, Innovationen fehlten ganz, und ein Bergrad zu bauen, kam den Bielefelder Zweiradstrategen nicht in den Sinn. Das Rad, das ich fürs Gebirge benützte, hatte mein Vater 1935 zur Hochzeit geschenkt bekommen. Marke Rixe, Halbballon-Bereifung, ein Gang, Torpedo-Freilauf mit Rücktritt und Stangen-Vorderradbremse (Gummi auf dem Reifen). Als er sich ein Motorrad zulegte, durfte ich sein Rad nutzen. Ich hab's 1955 völlig zerlegt, abgeschliffen und neu lackiert sowie mit zwei Felgenbremsen versehen. Das Hinterrad wurde mit einer Fichtel & Sachs-Dreigang-Nabenschaltung ausgestattet, die ebenfalls eine Rücktrittbremse besaß. Damit konnte ich zwar keine steilen Berge emporfahren, aber wenn es nach unten ging, dann war ich jedem heutigen Biker überlegen: Ich verfügte nämlich über drei Bremsen. Ermüdeten Finger und Arme bei der Abfahrt über Stock und Stein, trat die Rücktrittbremse in Kraft. Fing die zu rauchen an, wurde wieder an den Felgen gebremst. Am besten war eine gut abgestimmte Kombination aller drei Bremselemente. Diese Rücktrittbremse vermisse ich heute noch sehr an meinem Mountainbike, wenn es 600 oder 800 Höhenmeter auf schlechten Wegen nach unten geht. Der Zug an den Bremsseilen belastet so stark, daß ich oft mehrmals absteigen muß, um die Arme zu entlasten und auszuschütteln.

Mitte der 60er Jahre war das Fahrrad fast ganz aus den Bergen verschwunden. Es galt als kauzig, ein Rad irgendwo den Berg hinaufzuschieben. Aber es schwang auch eine gewisse Hochachtung mit, wenn jemand feststellte: „Ja wos, mitn Radl so hoch herom!" Das Tempo bei der Abfahrt hielt sich in Grenzen, und Konflikte mit Wanderern oder Bergsteigern waren gänzlich unbekannt. Die

bayerischen Forstämter und die Almbauern erhielten noch nicht ihre Millionenbeträge für den Straßenbau, und die Forst- und Almautobahnen gab es noch nicht einmal in den Köpfen der Planer. Und wieder gestehe ich: Mein Bergrad wurde vernachlässigt, dann vergessen. Ich war Autofahrer geworden. Mit allen Konsequenzen, ohne viel zu denken. Wir haben unsern VW-Käfer in die hintersten Winkel der Täler gefahren, die steilsten Straßen hinaufgeschunden und dabei jeden gefahrenen Höhenmeter als enormen Dienst am Bergsteigen betrachtet. Allerdings, wir fuhren diese Bergstrecken auch wie die Weltmeister, es wurde ein richtiger Sport daraus. Doch dann, am Beginn der 70er Jahre, verlor das Auto seine Unschuld, entlarvte es sich als Umweltzerstörer Nummer eins. Ich holte das fast 40jährige Rad aus dem Keller, renovierte es und fuhr damit hin und wieder in die Berge. Auch die Ski habe ich noch ein paarmal am Rad befestigt, und wir sind schon sehr aufgefallen, als wir, nun gestandene Mannsbilder, so durch Aschau radelten, um auf den Geigelstein zu gehen. Und wieder ein Jahrzehnt später kam Kunde über den Großen Teich: In Amerika sei das Radfieber ausgebrochen und ein ganz besonderer Bazillus dieser Krankheit nenne sich „Mountainbike", also Bergrad. Die Räder, die diesen Namen tragen, seien speziell für die Berge gebaut worden, Räder in reiner Funktion, ohne Schutzbleche, Gepäckträger und Glocke – und so Kinkerlitzchen wie Beleuchtung gäbe es gleich gar nicht. Dafür sind 18 Gänge vorhanden, und bergauf fahren sei ein Kinderspiel. Ich konnte mir's nicht vorstellen. Bisher waren die zehn Gänge an meinem Rennrad das höchste der Gefühle gewesen. Dann sah ich

ein Bike, und ich durfte eine Runde drehen. Ich war sofort begeistert und überzeugt. Wenig später war ich Besitzer eines blauen Herkules-Rades mit 18 Gängen, eines der allerersten in Deutschland gebauten Mountainbikes. Es war tatsächlich ein völlig neues Gefühl im Sattel. Die breiten Reifen vermittelten auf der Straße eine noch nicht erlebte Sicherheit, die Stollen griffen im Dreck oder auf Sandstraßen hervorragend, und der kleinste Gang war das eigentliche Erlebnis. Damit war ich zumindest jeder Forststraße gewachsen, und solche gab es ja jetzt in Hülle und Fülle. Aber nicht nur Fahrten ins Gebirge ließen sich mit diesem Mountainbike erleben, auch für die Ausflüge rings ums Dorf eignete sich das Gerät ganz vortrefflich. Zwar hatte es noch einige Kinderkrankheiten und eine glatte Fehlkonstruktion, nämlich die Bremsen. Diese Trommelbremsen liefen bei längeren Abfahrten heiß, und ich erlebte das sogenannte „Fading", nämlich den Zustand, daß die Bremswirkung plötzlich nachließ und ich auf einer steinübersäten Wiese eine Notlandung vornehmen mußte. Ich hatte Glück, und der Schaden war mit drei Pflastern zu kleben. Als ich des öfteren bei meinem bewährten Radlmechaniker wegen Reparaturen vorsprach, ermunterte ich ihn, dieser neuen Sportart doch etwas Aufmerksamkeit zu schenken, sie sei zukunftsträchtig. Da meinte er: „Den Blädsinn fang i net o!" Heute umfaßt dieser Blödsinn drei Viertel seines Umsatzes, und wer bei ihm nur ein Rad leihen will, erhält natürlich ein Mountainbike. Wenig später bin ich sozusagen ein „richtiger" Biker geworden. Ich zog drei Braune vom Konto und erwarb mir ein tolles Bike der Marke Scott – aus Amerika. Mit ihm knüpfte ich wieder an alte Zeiten, fuhr von zuhause an oder auf die Berge der Chiemgauer Alpen. Für weitere Reisen kam das Rad einfach ins Auto. Ich demontierte das Mountainbike in Sekundenschnelle ohne jeden Schraubenschlüssel, um es im Heck des Passats zu verstauen. Besonders die Hebelverschlüsse waren eine positive Überraschung. Was habe ich mit dem Schraubenschlüssel hantiert, mit Beilagscheiben und Muttern, wie zeitaufwendig war das Zentrieren des Rades in der Gabel, und immer suchte ich irgendwo einen „Knochen" oder den Fünfzehner. Am Sattel war's dann der Dreizehner, an der Bremse waren es gleich zwei verschiedene und für die Schaltung ein ganzes Sortiment von Schlüsseln. Am Bike ließ sich das meiste höchst einfach von Hand erledigen. Sattel weg, Räder raus – alles Arbeiten, die nur mehr Sekunden in Anspruch nahmen und kein Werkzeug benötigten. Mit dem neuen Bergrad im Wagen fuhr ich in die Berchtesgadener, ins Hagengebirge, in die Reiteralp und in den Wilden Kaiser (dort ist mir mein Mountainbike gestohlen worden, aber das ist eine andere Geschichte). Am Ende der Fahrstraße wurde es abgesperrt und versteckt, und ich stieg beschwingt auf einen Gipfel mit dem Wissen, daß der knochenbelastende Abstieg jetzt einem lustvollen Hinabpfeifen Platz machen mußte.

Eine richtige Entdeckerreise wurde die Fahrt durch die Emmentaler Berge. Die vielen schmalen Teersträßchen, die Alpwege mit Mittelstreifen, die dieses wundervolle Hügelland durchziehen, sind ideal für das Bergrad geeignet. Sicher war ich nicht viel schneller als ein ehrgeiziger Wanderer, aber ich konnte mir so richtig Zeit lassen. Bergauf wurde meist geschoben, war ich beschaulicher Spaziergänger, doch auf der Ebene und in den Abfahrten änderte sich das radikal. Wie vor 30 Jahren erfaßte mich die Freude am Tempo, den Fahrtwind im Haar ließ ich es laufen, schnitt die Kurven, duckte mich so windschnittig wie möglich zwischen Lenker und Sattel und erlebte alle die Gefühle wieder, die aus ferner Zeit noch in der Erinnerung gespeichert waren. Jetzt besaß ich mit den Cantileverbremsen auch wirksame Mittel, das Tempo zu reduzieren, den ganzen Schwung auf wenigen Metern abzufangen. Aber die Rücktrittbremse vermisse ich doch noch. Irgendwie ist in mir noch ein Verhaltensmuster aus damaliger Zeit: Bei unvermutet auftretender Gefahr betätige ich reflexartig die Rücktrittbremse – ziemlich wirkungslos bei Rädern mit Kettenschaltung. Natürlich habe ich auch das Bild des Emmentals aufgenommen, diese uralte Kulturlandschaft mit den einzigartigen Bauernhöfen, die mit so viel Liebe erhalten und gestaltet werden. Hier waltet noch der von Jeremias Gotthelf besungene „Bernergeist". Eine zutiefst wertkonservative Haltung, die solche Bausünden, wie wir sie im bayerischen Oberland erleben, einfach nicht zuläßt. Goethes berühmtes Wort aus dem Faust trifft hier: „Was du ererbt von deinen Vätern – erwirb es, um es zu besitzen." Auf einem Pfad habe ich das Rad geschultert und es zum höchsten Punkt, zum Napf, 1407 m, hinaufgetragen. Das war ein wenig mühevoll, aber die Sicht von da oben, hinüber zu den Viertausendern der Berner Alpen, wäre allein schon die Reise wert gewesen. Und die 900 Meter Abfahrt auch.

1993 bin ich mit Freund Walter den Rennsteig gefahren, jenen historischen Weg, der über die Höhen des Thüringer Waldes führt und die Länder Thüringen und Bayern verbindet. Von den 168 Kilometern dieser Bergstrecke verlaufen 100 Kilometer immer zwischen 700 und 962 Meter Höhe (Großer Beerberg). Trotz einiger Kilometer Teerstraßen ist der Rennsteig ein Weg, der sich ideal zum Wandern und noch besser fürs Mountainbike eignet. Auf bayerischer Seite bedürfte er dringend einer Renovierung, thüringerseits zwar auch, doch hier ist der Charakter dieses alten Höhenwegs weit besser bewahrt worden als in Bayern. Wir haben ihn entgegen der für die Wanderung empfohlenen Richtung begonnen: von Bayern, von Blankenstein her. Und obwohl wir nicht bummelten, brauchten wir doch dreieinhalb Tage. Allerdings fuhren wir zahlreiche Umwege, stiegen auf viele naheliegende Gipfel, genossen den wundervollen Rennsteiggarten bei schönstem Wetter und freuten uns, daß wir den Fall des Eisernen Vorhangs noch krachen hören durften. Eindrucksvoll genug verläuft ja ein Teil des Weges auf oder neben dem früheren Todesstreifen. Bis die letzten Reste des antiimpe-

rialistischen Schutzwalls beseitigt sind, wird noch einige Zeit vergehen. Am ersten Tag regnete es in Strömen. Und wieder kamen die Erinnerungen an jugendbewegte Zeiten. Zwar steckten wir 1993 in teuren Goretex-Anzügen, aber nach einer Stunde waren wir so waschelnaß wie damals, als wir nur einen imprägnierten Baumwollanorak unser eigen nannten. Für den Rennsteig hatte ich mein Bike mit einem stabilen Gepäckträger versehen, hatte zwei Radtaschen an ihm befestigt, aber auf Schutzbleche verzichtete ich. Wasser von oben, Dreck von unten. Aber wie damals: Nachdem wir vollkommen durchnäßt waren, entwickelten wir ein Wurstigkeitsgefühl gegen Nässe und Schmutz und fuhren mit wahrer Lust durch die größten Wasserlacken. Als wir in Neuhaus am Rennweg nach einem Zimmer fragten, wurden wir mehrmals abgewiesen. Kein Wunder, sahen wir doch aus wie die Kanalarbeiter. Am anderen Tag wurde es langsam schön, und mit jedem Kilometer wuchs die Freude am Fahren, stellte sich die alte Sicherheit im Sattel wieder ein, waren wir richtig stolz auf unsere Räder, wenn wir die Wanderer überholten. Eine Menge Deutschlandkunde am Weg. Zunächst der Dreistromstein. Von hier fließt Wasser zum Rhein, zur Weser und zur Elbe. Dreiherrenstein, Rennsteigwarte. Bis zur Schmücke ging's an diesem Tag. Am folgenden Morgen schoben wir die Räder zum höchsten Punkt, dem Großen Beerberg, 962 m, und sahen weit über die Höhen des Thüringer Waldes. Wenig später erreichten wir den von der Universität Jena betreuten Rennsteiggarten, kunstvoll angelegt und bepflanzt. Dann das Gustav-Freytag-Denkmal, und in wechselvollem Auf und Ab gelangten wir zum Großen Inselsberg, 916 m. Ein stiller, sonniger Morgen folgt. Wir wissen, daß es jetzt nur noch abwärts geht, hinab nach Hörschel, 200 m. Gruppenweise kommen uns heute die Wanderer entgegen, keine Jugend, alle zwischen 40 und 70 Jahren und noch älter, einige in wollenen Strümpfen und steigeisenfesten Schuhen, mit riesigen Rucksäcken. Einer trägt ein Fähnlein, an einem Speer befestigt. Wieder denke ich Jahrzehnte zurück, muß lachen und lasse es laufen, sause dahin – hinunter, hinunter, mühelos, voll Lust, den Fahrtwind um die Ohren. 30 Kilometer lang. Welch ein Erlebnis!

Heute, am Himmelfahrtstag 1994, beende ich diesen Beitrag. Am Morgen um sechs Uhr bin ich mit Freund Lothar nach Ramsau/Hintersee gefahren. Im VW-Bus Ski, Skischuhe, Rucksack, Stöcke – und die Mountainbikes. Am Zaun, der den Nationalpark Berchtesgaden begrenzt, stellen wir das Auto ab, schnallen die Ski auf den Rucksack, schwingen uns aufs Bergrad und fahren dem Hirschbichlpaß zu. Nach einigen Kilometern wird nach links abgebogen, und es geht steil empor ins Ofental. Wir schieben die Räder auf dem schönen alten Forstweg noch weit hinauf, verstecken sie dann und erreichen nach einer Stunde den Schnee. Auf den Steigfellen geht es höher, hinein in dieses wundervolle stille Hochtal, zwischen Hochkalter, 2607 m, und Ofenhörn, 2523 m. Gegenüber die gewaltige Westwand des Watzmann, unter uns 1200 Meter Steilabstürze ins Wimbachgries, gegenüber das Steinerne Meer mit dem Hundstod. Rechts die Hocheisgipfel und im Nordwesten die Reiteralp, noch tief im Schnee. Dann spritzt der Firn, wir ziehen unsere Bögen in den einsamen Felskessel, den himmelhohe Mauern aus gebankten Kalken säumen. Abstieg zu den Rädern und über Stock und Stein in den Talboden hinab, wie damals, vor 40 Jahren.

Das Mountainbike heute

Das Bergrad hat in Deutschland einen wahren Siegeszug angetreten (genauso in Österreich, in der Schweiz, in Italien und Frankreich). Jedes Jahr werden in Deutschland über eine Million dieser Räder verkauft. Zwei auflagenstarke Journale, „Bike" und „Mountainbike", befassen sich mit diesem Gerät. Jeden Monat 500 Seiten vom Bergrad. Längst ist es auch zum Selbstzweck geworden, kaum mehr Hilfsmittel für das Erreichen eines Gipfels. Und es wurde auch ein bedeutender wirtschaftlicher Faktor. Es wird immer schwieriger, diesen Natursport, für den die Natur in keiner Weise verändert werden muß, zu gängeln und großflächig mit Verboten zu belegen. Zu viele fahren mit diesen Rädern, freuen sich an den Möglichkeiten, die sie bieten, sind wieder Radfahrer geworden und erleben den Unterschied zu den Rennrädern auf der Straße. Hier Krach, Gestank, dauernde Gefahr durch die im Zentimeterabstand vorbeirasenden Autos – dort Stille, saubere Luft, Natur, Einsamkeit. Hier eintöniges Dahinrennen auf dem Teerband, gefressene Kilometer, einer wie der andere – dort ist Geschicklichkeit gefordert, jeder Meter verlangt die volle Konzentration, ständiger Wechsel von Tempo und Bremsen ...

Und dieser Sport lebt! Er ist innovativ, schon vom Material her: Stahl, Aluminium, Titan, Karbon und der neue Wunderwerkstoff Boralyn, eine Verbindung von metallischen und nichtmetallischen Elementen. Was an Schaltung, Bremsen, Lagern, Lenkung, Naben, Kurbeln, Sattel und sogar an den Speichen verbessert wurde, kann nur der Blick in einen Katalog oder eine Fachzeitschrift erklären. Nicht zu vergessen die Griffe, Felgen und vor allem die Reifen. Daß eine solche Maschine zehnmal mehr kostet als die jahrzehntelang immer gleich und phantasielos gefertigte Stangenware, beweist ein Blick auf die Verarbeitung. Das ist handwerkliche Meisterarbeit bis ins Detail. An einem solchen Rad kann auch ein aktiver Bergradler viele Jahre lang Freude haben. Seit einigen Jahren befassen sich die Hersteller auch mit der Federung der Räder, ein unglaublich kompliziertes Unterfangen, eine wahre Quadratur des Kreises, denn eine Verbesserung wie eine Federgabel darf das Gewicht nicht erhöhen, muß handkehrum irgendwo anders grammweise wieder eingespart werden. Es gibt eine ganze Reihe einfallsreicher Systeme: der gefederte Lenker, die gefederte Gabel, der gefederte

Rahmen. Und immer neue Ideen zeigen sich in rascher Folge. Aber die Grundstruktur des Rades sieht noch immer so aus, wie jenes Laufrad, das Freiherr C. Drais von Sauerbronn 1817 gebaut hatte. Doch die Tage dieses Rades sind gezählt. Es wird nicht mehr lang dauern, dann wird sich das gewohnte Bild des Rades verändern, und zwar radikal. Der Amerikaner Alex Pong hat für die Firma Cannondale den Prototyp schon fahrbereit, ein Rad fürs nächste Jahrtausend.

Von der Bewunderung zur Ablehnung

Die Bergsteiger haben Leistung immer bewundert. Diesen Respekt konnte das Mountainbike eine kurze Zeit erfahren, bis zu einem nicht genau definierbaren Punkt, wo es plötzlich zeitgemäß war, auf die Bergradler zu schimpfen. Weshalb das so geworden ist, kann ich mir bis heute nicht erklären. Vielleicht läßt sich aus verschiedenen Zeitungsartikeln dazu etwas entnehmen. Aber in diesen Artikeln ist soviel Unsinn enthalten, daß das fachlich und sachlich Richtige nicht mehr zur Geltung kommt. Eine Auswahl:

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 29. August 1985
Mit starkem Profil über die Alm. – Kein Gesellschaftskritiker scheint das Bedürfnis bemerkt zu haben, mit dem Fahrrad Berghänge zu erklimmem, deren Neigungswinkel 20 bis 40 Grad beträgt. Das Bedürfnis muß brennend sein, da mittlerweile Tausende von Radfahrern jene sich emporschlängelnden Wege aufsuchen, die bisher nur rüstigen Bergwanderern und ächzenden Jeeps zugänglich waren ... Die fortgeschrittene Fahrradtechnik animiert den Radler, die Wege zu verlassen und unter Verkennung von Eigentumsrechten querfeldein, unter Verletzung des Bundeswaldgesetzes durch den Wald oder unter Mißachtung aller Vorstellungen von Naturschutz über Almen, Wiesen und Weiden, vielleicht auch in einem Bachbett zu radeln.

Tiroler Tageszeitung vom 20. August 1988
Extreme schädigen das Radler-Ansehen. – Die Extremen scheinen es zu sein, die das Mountainbiking in Verruf bringen ... Es ist offensichtlich nicht leicht, die internationale Renaissance des Radfahrens richtig einzuschätzen ... Landesfremdenverkehrsdirektor Dr. Andreas Braun: „Die Querfeldeinfahrer sind ebenso unerwünscht wie jene Radler, die auf ausgesprochenen Spazierwegen harmlose Spaziergänger erschrecken." Dem Radwandern könnte man aber mehr Chancen geben. Für Braun ist es „überhaupt keine Frage, daß das gesamte vorhandene Wegenetz ohne den geringsten Schaden für Wald und Waldbesitzer zur Verfügung gestellt werden kann."

Münchner Merkur vom 8. August 1988
Mountainbikes bedeuten für Wanderer erhebliche Gefahr. – Als „neue große Gefahr" entdeckt der Verband der deutschen Gebirgs- und Wandervereine jetzt die geländegängigen Zweiräder, die Mountainbikes. Sie reißen mit ihren Stollenreifen die Bodennarbe auf und stellen eine unmittelbare Gefahr für Fußgänger dar.

Telepost 5/1989
Von Yaks und Drahteseln (Therese Stallmann fuhr durch Tibet). – Mit stahlharten Muskeln radelt sie fast senkrecht abfallende Steilhänge hinab und schwindelerregende Höhen hinauf. Die grobstolligen Profile beißen dabei knirschend in den Schotter des Pang La, 5020 m, saugen sich an glatten Felswänden italienischer Berggipfel fest und bohren sich in den Schlamm einer Wettkampfstrecke um die Zugspitze.

Allgäuer Zeitung vom 28. Juli 1988
Schuß vor das Vorderrad der Mountainbike-Fahrer. – Ein wildes Drauflosfahren mit Mountainbikes darf es nicht mehr geben, schon zum Schutz des Waldes und des Wildes, meint der Oberallgäuer Landrat Hubert Rabini. Naturschützer fürchten eine zusätzliche Belastung für die durch Wintersport und Waldsterben ohnehin stark belasteten Alpen und das dort lebende Wild. Auf den Wiesen könne die Grasnarbe beschädigt werden. Dort sammelt sich dann das Wasser, ein Ansatzpunkt für die Erosion des Bodens.

Die Zeit vom 24. August 1990
Kritik an Rad-Rowdies. – Zornrote Fremdenverkehrsdirektoren, geschockte Spaziergänger und besorgte Umweltschützer – das ist die eine Seite. Auf der andern steht die größer werdende Schar jener, die mit ihren Geländevelos geräuschlos durch die Wälder fahren ... Es beschwert sich eine rapid wachsende Anzahl von Wander- und Naturfreunden, daß auf Spazierwegen die Ruhe dahin sei ... Schützenswerte Landschaften und Wildreviere verkommen immer mehr zu Tummelplätzen für ausgefallene Sportarten: Für Deltasegler, Paragleiter, Mountainbiker, Wildwasserfahrer und Extremkletterer existiert der Berg bloß noch als Herausforderung.

Walliser Bote vom 13. Oktober 1990
Unbeschränkte Freiheit bleibt ein Traum. – Eins müssen sich die MTB-Anhänger in den Alpen speziell merken. Die unbeschränkte Freiheit, wie sie gern von der einschlägigen Werbung unters Volk gestreut wird, gibt es für den Bergvelofahrer hierzulande nicht ... Aber es zeugt auch von wenig Toleranz, wenn Wanderer die Benutzung der Wege allein für sich reklamieren.

Salzburger Nachrichten vom 9. März 1993
Mountainbiker sollen zur Kasse gebeten werden. – Eine Forststraßen-Benützungsgebühr in Österreich erfordert nach Rechnung der Bundesforste einen Betrag von 8 Schilling pro Laufmeter und Saison, was „gerade an der

Untergrenze" wäre, um den Aufwand für Strecken-Errichtung, Nutzung, Instandsetzung, verminderten Jagdbetrieb und Sicherungsmaßnahmen zu decken. Wäre eine Gewinnkomponente drin, müßten wir 20 Schillinge verlange. Eine Saisonkarte (Mai bis Oktober) könnte 700 Schillinge kosten ... (Anmerkung des Verfassers: Das österreichische Forststraßennetz beträgt etwa 130 000 Kilometer). Vor allem mit dem letzten Beitrag wird offen, es geht den verantwortlichen Herren in Österreich ums Geld. Viele der Bauern und ihrer Vertreter befürchten, daß sie nochmals so etwas wie mit dem Pistenskilauf erleben könnten: Erst kam die Skispur im Schnee (kann niemanden stören), dann ein Gewohnheitsrecht und dann die planierte Piste mit allen ihren Nachteilen wie Ernteausfälle und Verdienstminderung. – Aber wie eingangs erwähnt: Fremdenverkehr ist ein Wirtschaftsfaktor, in Österreich der bedeutendste (ebenso in vielen Gemeinden des bayerischen Oberlandes). Um hier den richtigen Weg zu gehen, bedarf es längerfristiger Beobachtungen, Abwägungen aller einschlägigen Punkte und eine gemeinsame Regelung, die viel Aufklärungsarbeit erfordert.

Und wie reagieren die Bergradler?

Trotz millionenfach verkaufter Mountainbikes, trotz uniformierten Auftretens (Helm, hautenge bunte Kleidung), wird sich mit aller Wahrscheinlichkeit kein Deutscher Mountainbiker-Verein bilden. Anwalt der Bergradler ist auf jeden Fall der Deutsche Alpenverein. Er hat sich bisher in mehreren schriftlichen Aussendungen zur Sache geäußert, genauso der OeAV. Beide Vereine können auch die Verbindung zum Gesetzgeber herstellen, um in Verhandlungen die richtigen Regelungen zu treffen. Die vorrangigsten Themen bilden der Umweltschutz und die Begegnung mit Spaziergängern und Wanderern auf dem alpinen Wegenetz oder den für den allgemeinen Kraftfahrzeugverkehr gesperrten Straßen. Beide Punkte können von den Mountainbikern selbst in die Hand genommen werden, sie sind eigentlich Dinge des allgemeinen Anstands, einer guten Kinderstube. Die im April 1994 erstmals erschienene Zeitschrift Mountainbike fordert in ihrer ersten Nummer auf einem Beihefter auf der Titelseite von ihren Lesern ein volles Programm zum Umweltschutz:

Die zehn Gebote für die Umwelt

Der Lebensraum Natur wird immer enger. Wir Montainbiker teilen unsere Leidenschaft in einem empfindlichen Ökosystem mit Millionen anderen Menschen. Wald, Wild und Weg sind unser Potential. Wanderer, Förster und Mountainbiker sind Partner – schützen wir gemeinsam die Umwelt!

1. Wir sind vom Biken begeisterte Leute, die für ein positives Bild des Mountainbike-Sports eintreten.
2. Wir nehmen Rücksicht auf Fauna und Flora.
3. Wir lassen den Wanderern den Vortritt.
4. Wir fahren nur auf Wegen und Straßen. Das Fahren abseits von Wegen und Straßen ist verboten.
5. Wir fahren mit angemessener Geschwindigkeit und hinterlassen keine Bremsspuren.
6. Wir fahren nur in kleinen Gruppen.
7. Wir benutzen nur technisch einwandfreie Fahrräder.
8. Wir hinterlassen keine Abfälle.
9. Wir sehen das Rad nicht nur als Sportgerät, sondern auch als umweltfreundliches Verkehrsgerät.
10. Wir benutzen zum Transport des Rades, wenn möglich, öffentliche Verkehrsmittel. Die schönsten Touren beginnen direkt vor der Haustür.

Das ist nicht nur ein Programm, das ist ein wahres Manifest, und jeder vernünftige Umweltschützer und alle Naturfreunde können hier nur zustimmen – und sie können die Kandidaten damit auch beim Wort nehmen. Allerdings, eine kleine Einschränkung für all jene, die der Seumeschen Losung folgen „Es ginge alles besser, wenn man mehr ginge": Wandern und Bergsteigen im klassischen Sinn sind heute mehr eine Passion der älteren Generation. Mit dem Rad in die Berge zu fahren dagegen eine Sache der Jugend. Gönnen wir ihr das Privileg des Jungseins und der damit verbundenen Ausdrucksformen. Und wenn doch einmal über die Stränge der oben angeführten Gebote geschlagen wird, dann helfen väterliche Gelassenheit und die Erinnerung an die eigene Jugendzeit über den momentanen Ärger leicht hinweg.
Aber, aus all dem gesagten soll doch deutlich werden, daß das Radfahren an kein Alter gebunden ist. Auch die Freude an Leistung und Bewegung ist kein Privileg der Jugend. Wem die buntlackierten Bergräder im Innersten zuwider sind, kann auch auf ganz und gar dezente Farben greifen, sogar schwarz wird überall angeboten. Das Mountainbike kann für jeden ein unerwartetes Erlebnis werden, es vermittelt ein total neues Fahrgefühl für all jene, die irgendwann in grauer vorautomobiler Zeit sich schon einmal aufs Rad geschwungen haben. Und, fast hätte ich's vergessen: Es schont Hüfte, Knie und Knöchel auf die beste Weise. Viele von Knochenschäden geplagte Bergsteiger können mit dem Mountainbike wieder in ihre geliebten Berge, denn abwärts werden mit dem Rad keine Knochen beansprucht. Für mich steht dieses Argument an allererster Stelle, wenngleich es hier am Schluß angeführt wird. Und ich suche heute meine Touren nicht mehr zur Hauptsache nach der Höhe aus, sondern nach der Möglichkeit, das Bergrad effektiv einzusetzen. Und ich hoffe sehr, daß mir das Mountainbike die Mobilität in den Bergen noch lange erhält.

Alternative zu unseren Alpen?

Berg- und Kulturwanderungen in Ligurien

Christof Stiebler
(Text und Fotos)

Für die meisten Mitteleuropäer ist Italien das Land der Sonne, der Strände, des guten Essens, der freundlichen Menschen. Aber Bergsteiger sind gewohnt, die Welt immer wieder aus „höherer Warte" zu betrachten. Durch die Brille des Kulturbeflissenen gesehen ist Italien wie kein anderer Bereich des Abendlandes zweieinhalb Jahrtausende nahezu ununterbrochen die Nummer eins gewesen. Das begann schon zur Zeit der Etrusker, deren Reich sich bereits 600 v. Chr. bis zur Poebene erstreckte und deren Städte und Castelle noch heute zu sehen sind. Es setzte sich fort in der Zeit der Römer, deren Wirken wir auf Schritt und Tritt vor Augen haben. Das kommt in der Baukunst zum Ausdruck: Von der römischen Antike über Romanik, Gotik, Renaissance und Barock ist hier alles vertreten. Das zeigt sich in der Malerei: Von Dürer bis ins vorige Jahrhundert mußte jeder deutsche Maler seine Studien in Italien gemacht haben. 40 % der Kunstwerke der ganzen Welt sind in Italien zu finden.
Kein Wunder, daß der „Italien-Tourismus" über Jahrhunderte die Eliten nach dem Süden gezogen hat. Gelehrte kamen an die Universitäten – die älteste der Welt ist die von Bologna (1119 gegründet). Händler kamen und brachten italienisches Geschäftsgebaren nach Deutschland. Die deutschen Kaiser zogen in den Süden, später Dichter, Musiker, Baumeister, Theaterleute und heute Designer, Modeschöpfer und Autobauer – der Ideen- und Gedankenaustausch zwischen Italien und dem übrigen Europa hat eine lange Tradition. Dies muß man wissen, wenn man heute nach Italien reist. Besonders als Wanderer begegnet man dort auf Schritt und Tritt Kultur und Geschichte.

Ligurien – einst und heute

Auch die Riviera-Region Ligurien hat hier einiges zu bieten. Sie ist eine der 20 Verwaltungsregionen Italiens, 5400 km^2 groß (das entspricht der Hälfte Tirols oder einem Drittel des Regierungsbezirks Oberbayern). Mit 50 % hat Ligurien die höchste Bewaldungsquote Italiens. Kaiser Augustus verleibte es um Christi Geburt seinem Römischen Reich ein, als 9. Region Italiens. Später kamen Germanenstürme, byzantinische Herrscher, deutsche Kaiser, wie der Sachse Otto der Große, der 962 vom Papst in Rom gekrönt wurde und fast das gesamte Norditalien dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation einverleibte. Aber dann wurde Genua in Norditalien wichtigste Macht: Heute ist es Liguriens Hauptstadt, eine Industriestadt mit einer Million Einwohner. Im frühen Mittelalter gehörten Korsika, Sardinien und Elba zu Genua, aber dann mußte es seine im Mittelmeer führende Rolle an Venedig abtreten. Seit 1421 gehörte Genua und damit auch Ligurien abwechselnd zu Mailand, Neapel und Frankreich. Unter seinem Feldherrn und Freiheitskämpfer Andrea Doria erlangte es 1528 wieder seine Selbständigkeit, bis es 1805 von Napoleon annektiert wurde. Nach dessen Sturz, als man in Europa wieder Monarchien errichtete, ging Genua 1815 an das Haus Piemont und damit an das Königreich Italien. Die stets wechselnden politischen Zugehörigkeiten sind der Grund dafür, daß in fast allen größeren Dörfern oder Orten Mauern und Castelle stehen.
Heute ist Ligurien Küstenprovinz, ein schmaler Streifen am Meer, der sofort gegen das Landesinnere zu Gebirgen ansteigt. Der Reiz der Wanderungen hier besteht darin, daß man ständig dem Meer nahe ist und teils direkt an Steilküsten, teils weiter im Landesinneren auf Höhen über 1500 m wandert. Man kann also fast überall baden und findet wenige Kilometer weiter im Inneren Berglandschaft, freilich keine spektakuläre und alpine, sondern unerschlossenes, einsames Gebiet. Die Niederschläge betragen im Bergland 1500 bis 1600 mm pro Jahr (in München 900 mm). Das bedeutet üppige Vegetation, Busch- und Baumwälder, Wiesen, Viehweiden und viel Regen – besonders im Winter. Vom Massentourismus leben dagegen die weltbekannten Badeorte, die sich in einem Halbkreis von der französischen Grenze über Genua bis La Spezia aneinanderreihen: Ventimiglia, Bordighera, San Remo, Alassio westlich von Genua, dann östlich davon Rapallo, Sestri Levante, die Cinque Terre. Dieser gesamte Bereich nennt sich Riviera, westlich von Genua „Riviera dei Fiori", östlich davon „Riviera di Versiglia". Im folgenden wird nur der östliche Teil behandelt, also der Bereich zwischen Genua und La Spezia, wo einige der schönsten Wanderrouten Italiens zu finden sind.

Vernazza, der bekannte und auch am meisten besuchte Ort der Cinque-Terre-Wanderung, mit kleinem Fischerhafen, gotischer Kirche (links davon) und mittelalterlichem Castell

Prominentenbesuche seit 170 Jahren

Erste touristische Berühmtheit erreichten die Bucht von Rapallo (wo zwischen 1850 und 1930 zahlreiche prominente Ausländer Urlaub machten – wir kommen noch darauf zurück) und der Golfo dei poeti (auch Golf von La Spezia genannt), wo um 1820 die berühmten englischen Dichter Byron und Shelley einige Jahre verbrachten und Landschaft und Leben in Italien mit ihren Werken verherrlichten. Beide waren literarische und gesellschaftliche Revoluzzer, Aussteiger, die in ihrem Heimatland durch Schriften und Lebenswandel für genügend Skandale gesorgt hatten. Sie waren mit Frau, Freunden und Freundinnen nach Italien ausgewandert, führten hier ein (inzwischen wiederholt verfilmtes und beschriebenes) „Lotterleben", wohnten in und bei Lerici und starben beide relativ jung: Byron mit 36 Jahren in Griechenland, wo er sich dem dortigen Freiheitskampf angeschlossen hatte, und Shelley mit 30 Jahren, als sein Boot im Sturm vor Lerici kenterte.

Lord George Gordon Byron wurde in London am 22. 1. 1788 geboren und lebte seit 1816 mit Geliebten, Kindern und Hofstaat in Italien. Ein Hotel in Lerici trägt heute seinen Namen. Gegenüber, in den Klippen von Portovenere, gibt es eine „Grotta Byron", und eine verblichene, kaum noch lesbare große Marmortafel an der Peterskirche in Portovenere weist ihn als „daring swimmer" aus, der die Strecke Lerici–Portovenere (6 km Luftlinie!) durchschwommen hat. Byron war gehbehindert und suchte sportliche Bestätigung als tüchtiger Schwimmer.

Percy B. Shelley wurde am 4. 8. 1792 in Sussex geboren, später von der Universität Oxford verwiesen und von der englischen Gesellschaft wegen atheistischer Umtriebe geächtet. Er wurde Byrons Freund und folgte diesem nach Italien. In San Lorenzo liegt direkt an der Hauptstraße die Shelley-Villa: ein auffallend großes, weißes Haus mit grünen Fensterläden und großen Arkaden im Erdgeschoß – leider nicht zugänglich. Beide, Byron und Shelley lagen tage- und nächtelang auf den Klippen des Castells von Lerici, feierten, schrieben, dichteten und machten diese Landschaft weltberühmt. Heute kommen relativ viele Engländer, um auf den Spuren der beiden Dichter zu wandern und die Erinnerungen an sie wachzuhalten, aber weder im Hotel Shelley delle Palme noch im Hotel Byron (beide mit drei Sternen) kann man auf Anfrage näheres über die beiden oder deren Spuren erfahren.

Doch nun genug der historischen Einführung. Bei den im folgenden beschriebenen Wanderungen führen die beiden ersten durch stark besuchtes Gebiet. Es sind Modetouren – vor allem in der Hauptsaison, aber es sind eben landschaftlich auch die schönsten! Die beiden zuletzt aufgeführten dagegen sind ruhiger, relativ unbekannt und auch weniger erschlossen. Für alle gemeinsam gilt, daß die beste Zeit zwischen Mai und Juni und dann wieder ab September bis Anfang November ist. Wer nur im Juli oder August Zeit hat, findet dann zwar die besten Bademöglichkeiten, aber die Wanderungen sollten wegen der Hitze möglichst früh am Vormittag oder abends gemacht werden.

Die Cinque-Terre-Tour

ist „Italiens Geheimtip", sicherlich eine der schönsten Wanderstrecken im Mittelmeerraum, aber auch eine, auf der in der Hauptsaison Tausende unterwegs sind (Genua, Mailand und Turin sind nur 80 bis 250 km entfernt!) und über die es genügend Literatur gibt: Führer, Bildbände, Reiseberichte in allen möglichen Zeitungen von Journalisten, die dieses Gebiet immer wieder „neu entdecken". Dabei eignen sich die Cinque Terre für den Massentourismus überhaupt nicht. Es gibt nur wenige Badestrände, wenige Hotels, keine Discos, keine Surfschulen, keine Golfplätze; ja nicht einmal mit dem Auto kann man bequem anreisen, man nimmt daher am besten die Bahn. Vielleicht ist die Beliebtheit dieses Gebietes mit dem Protest gegen den Autotourismus gewachsen, als Absage an die Massenstrände mit ihren Hotel- und Zweitwohnungsfluchten.

Cinque Terre – das sind fünf Bilderbuchdörfer an einer Bilderbuch-Steilküste, relativ ruhig und intakt geblieben, weil sie bis in die 70er Jahre nicht von Autos erreicht werden konnten (auch heute führen nur schmale Stichstraßen von oben herunter, die Orte selbst sind autofrei). Die damals übliche Bau- und Erschließungswut hat hier nicht eingesetzt, und jetzt, da Zufahrten möglich sind, ist man hellhörig geworden und unterläßt es inzwischen, Betonparkgaragen zu bauen. So sind diese Dörfer fotogene Wunderwerke geblieben: farbige Häuser, ineinander verschachtelt, an den Felsen hochgebaut; kleine Plätze, enge Gassen mit Treppen und Torbögen, darüber kleine Dachterrassen, die obligate Wäsche quer über die Straße gehängt. Vor der Steilküste schaukeln die bunten Boote in der teilweise sehr starken Brandung; die dunklen Felsen und Riffe und das klare Wasser – ideal zum Sonnen und Baden.

Den besten Eindruck von Landschaft und Dörfern bekommt man, wenn man sich ihnen vom Meer her nähert: von Portovenere nach Riomaggiore (Fahrzeit gut $1^1/_4$ Stunden) oder auch von Levanto nach Monterosso (Fahrzeit 50 Minuten). Wie Schwalbennester sehen da die Häuser aus, die an den Felsen kleben. Wenn man dann die einzelnen Orte auf ihren Verbindungswegen erwandert, begeistern immer wieder die Tiefblicke, denn die Wege erreichen Höhen von meist 200 Metern, bei Monterosso sogar 314 Meter.

Unter der Cinque-Terre-Wanderung versteht man im engeren Sinn das Wandern zwischen Monterosso und Riomaggiore, also die Verknüpfung der fünf Dörfer (12 Wanderkilometer, reine Wanderzeit 4 bis 5 Stunden). Im

weiteren Sinn könnte man im Norden bereits in Levanto beginnen und im Süden bis Portovenere gehen (Entfernungen und Zeiten verdoppeln sich dadurch). Während der engere Fünf-Dörfer-Bereich stark besucht ist, findet man in der Nord- und Südverlängerung mehr Ruhe.
Die Wanderung sei hier in drei Abschnitten beschrieben:

1. *Levanto–Monterosso:* Vom Bahnhof Levanto geht man 10 Minuten in das Ortszentrum hinunter und folgt dann den Straßenhinweisschildern „Ristorante panoramico" oder aber (besser) den rot-weißen Markierungen, die über steile Fuß- und Fahrwege in ein paar Minuten zur Kirche hinauf und weiter zum Castello führen. Es stammt aus dem 15. Jahrhundert und ist eine Rekonstruktion der alten Genueser Burg. Der Weg führt jetzt durch Gartenanlagen hinauf, erreicht nach 20 Minuten die Autostraße und kurz darauf das anfangs erwähnte Restaurant. Hier verläßt man die Straße, steigt rechts ab und folgt ab jetzt nur noch dem rot-weiß markierten Fußweg. Er führt hoch über dem Meer durch Pinienwälder, Ginster- und Macchia-Vegetation nach Süden zu einem Leuchtturm mit Kirchenruine und Rastplatz (hier weiter Blick auf die Cinque-Terre-Dörfer und den Wegverlauf der nächsten Stunden). Man zweigt dann nach Monterosso ab, dem größten Ort (1700 Einwohner), der sich über eineinhalb Kilometer Länge hinzieht. Hier ist auch der einzige Sandstrand des Gebietes. Es gibt 20 Hotels. Sehenswert ist die Kirche San Giovanni Battista mit ihrer schwarz-weiß gestreiften Fassade, wie sie alle Cinque-Terre-Kirchen haben. Eine halbe Aufstiegsstunde oberhalb von Monterosso liegt das Kapuzinerkloster San Francesco, wo sich ein Gemälde befindet, das van Dyck zugeschrieben wird!

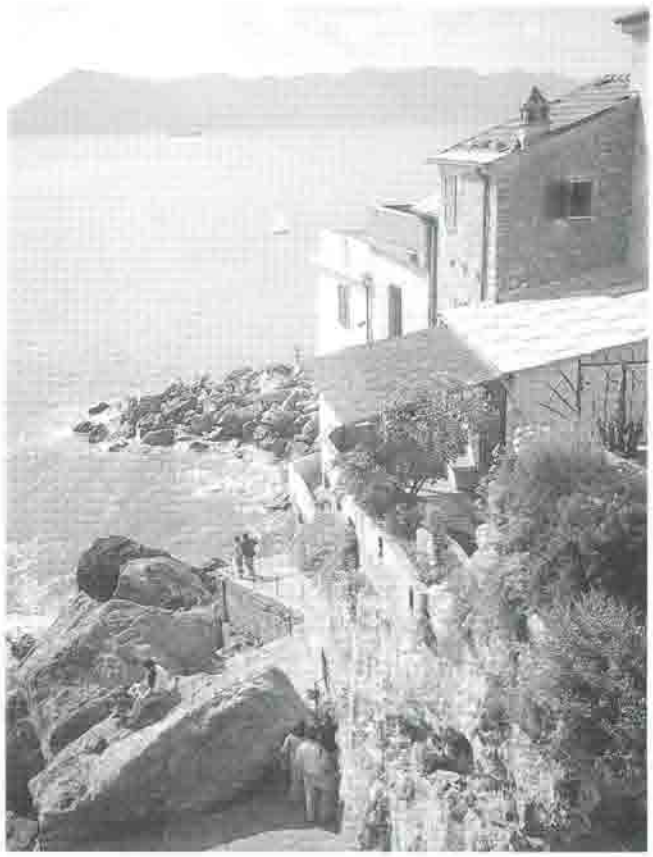
2. *Monterosso–Riomaggiore:* Ab hier ist der Weg blau-weiß markiert. Von Monterosso-Bahnhof wandert man 15 Minuten weiter durch den Tunnel nach Monterosso al mare mit seinem Schiffsanlegeplatz. Man geht die Straße aufwärts zum Hotel Porto Roca, um dieses herum, dann an einer kleinen Mauer entlang nach Osten; bei einer Gabelung am Bach hält man sich links, und steigt über Stufen durch Weinberge empor, an einer kleinen Zahnradbahn entlang. Der Weg steigt etwa 300 Höhenmeter an und führt dann auf gleicher Höhe mit wunderbarem Blick auf die Dörfer und die Steilküste weiter. Über Treppen geht es hinunter nach Vernazza. Dies ist das kleinste und schönste Dorf der Cinque Terre mit einem kleinen Hafen, einer Burg und der gotischen Kirche S. Margherita (40 Meter hoher Glockenturm). Vernazza hat 800 Einwohner, einige Pensionen und Privatzimmer, eine Bahnstation, Geschäfte, Bars usw. Der Weiterweg verfolgt die Via Roma (die Hauptstraße, die auch zum Bahnhof führt) 50 Meter aufwärts und folgt dann der Markierung rechts über Treppen hinauf. Der Blick wird mit zunehmender Höhe immer schöner. Nach $1^1/_2$ Stunden wird Corniglia erreicht, ein Dorf, das nicht ganz am Meer, sondern 100 Meter darüber liegt und kein Hotel hat. Hier geht man zum Bahnhof, von dort auf einer Treppe rechts hinab, unter der Bahn hindurch und 10 Minuten lang an den Holzkabinen einer Ferienkolonie vorbei. Anschließend ein schöner Badestrand, den man genießen sollte! Dann wieder Auf- und Abstieg nach Manarola (40 Minuten ab Corniglia).
In Manarola im Ort aufwärts, über die Bahn, dann links durch den Tunnel zum Bahnhof. Danach führt eine Treppe aufwärts zur „Via dell'Amore" und noch weitere 20 Minuten nach Riomaggiore. 4 bis 5 Stunden Gesamt-

Die Steilküste bei Portovenere, wo die Cinque-Terre-Wanderung endet

zeit sind für diese Cinque-Terre-Wanderung „im engeren Sinn", also von Monterosso nach Riomaggiore anzusetzen. Das Teilstück „Via dell'Amore" zwischen Manarola und Riomaggiore, vor Jahren durch einen Bergrutsch verschüttet, wird zwar wieder begehbar gemacht, war aber im Frühjahr 1994 noch nicht eröffnet.

3. *Riomaggiore-Portovenere*: Diese Etappe ist weniger begangen, aber ebenso schön. Einige Führer nenen sie aber auch die schönste überhaupt! 4 Stunden ist man unterwegs (Markierung rot-weiß, zunächst mit Nr. 3, dann mit Nr. 1). Der Weg führt auf 500 Meter Höhe hinauf, und der Blick auf die Steilküste, zum Meer, später auf La Spezia und seine große Bucht mit den Industrie- und Hafenanlagen ist einzigartig.
In Riomaggiore geht man im Tunnel 100 Meter lang parallel zum Bahngleis in das Ortszentrum, dann links, ansteigend, an den Ortsrand. Nach 10 Minuten erreicht man die Parkplätze am Ortsrand. Nach einer knappen Stunde gelangt man durch Weinberge aufsteigend zum Wallfahrtsplatz Madonna di Monte Nero (341 Meter über dem Meer gelegen, mit weitem Blick und schattigen Wiesen zum Rasten und Schauen). Beim Weitergehen heißt es bei einer Weggabelung aufzupassen (nicht den Weg 3a benutzen!); danach kommt man vorbei an den „verwunschenen Häusern" und dann hinauf zu einer Bar an der Autostraße (516 m, $1^1/_2$ Stunden). Ab hier bleibt man immer auf dem Bergrücken und folgt einem Vita Parcours, immer unter Kastanienbäumen, bis zum Dorf Campiglia (Brunnen mit Trinkwasser). Hier könnte man die Tour abbrechen und mit dem Bus nach La Spezia fahren. Wir gehen jedoch noch weiter, rechts an der Kirche vorbei, dann weiter entlang der gelben Markierung Nr. 1. Es folgt ein langer, aussichtsreicher Abstieg nach Portovenere hinunter. Hier steht alle 20 Minuten der Linienbus nach La Spezia bereit. Die Fahrkarten kauft man an der Bar neben der Haltestelle, wo auch vorzügliches Eis zur Überbrückung der Wartezeit zu haben ist.
Portovenere ist sicherlich einer der Höhepunkte der ligurischen Riviera: von einer großen Genueser-Burg überragt, eine Ansammlung bunter, bis zu sechs Stockwerken hoher Häuser, darunter im Meer die bunten Boote und die Anlegeplätze für die Linienschiffe. Es war 300 Jahre lang Festungsort, seine Burg konnte seit 1160 die gesamte Bucht beherrschen. Am Ortsrand, auf einem Felsvorsprung, wo bei schwerer See von allen Seiten das Meer heraufschäumt, steht das kleine Kirchlein S. Pietro aus dem 6. Jahrhundert. Ein paar Minuten oberhalb steht die St.-Andreas-Kirche. Im Inneren eine Gedenktafel mit den Namen berühmter Persönlichkeiten, die hier gewesen sind: sieben Päpste sind aufgeführt, außerdem Friedrich Barbarossa, Franz II. von Österreich, Maria-Theresia, Petrarca, Byron, Böcklin, Richard Wagner, August von Platen. Ligurien-Tourismus aus 800 Jahren! Portovenere ist ein prachtvoller Standort und außerdem ein Ausgangspunkt für Cinque-Terre-Wanderungen, auch wenn man von hier aus die einzelnen Dörfer mit dem Schiff ansteuert.

Der malerische Ort Tellaro, 3 km südlich von Lerici gelegen, Ausgangspunkt einiger der hier beschriebenen Wanderungen im Parco di Montemarcello. Am Horizont die Hügel oberhalb von Portovenere



Rund um Portofino

läßt sich auch genußvoll wandern. Allerdings herrscht auch hier während der Hauptsaison viel Betrieb und wenig Einsamkeit. Fixpunkt und Ausgangsort ist Rapallo. 1920 wurde hier der Vertrag zwischen Italien und Jugoslawien über die Bildung des Freistaates Fiume (Istrien) unterzeichnet. 1922 schlossen Deutschland und die junge Sowjetunion hier ein Abkommen, in dem alle gegenseitigen Forderungen aus dem Ersten Weltkrieg aufgehoben wurden und man die Aufnahme diplomatischer Beziehungen und die wirtschaftliche Annäherung beider Staaten vereinbarte.

Portofino ist der malerischste, berühmteste, aber inzwischen auch umstrittenste Ort am Golfo Tigullio: Sein Name bedeutet nicht etwa „feiner Hafen", sondern leitet sich von „Portus Delphini" ab. Hierher kam und kommt noch immer alle Welt. Schon 1826 berichtet der französische Romantiker Alphonse de Lamartine über Portofino, 20 Jahre später der Engländer Charles Dickens. Der englische Konsul Brown kaufte sich 1870 das Kastell (heute Castello Brown genannt), brachte seine Freunde mit, und nun wurde der Ort zum Insider-Tip der europäischen Aristokratie. Als Gast des Champagner-Barons Alfons von Mumm ließ sich 1914 Kaiser Wilhelm II. in einer Sänfte den Gang der Villa des Adligen hinauftragen.

Für den Wanderer haben diese Orte, in der Saison überfüllt, in den Häfen Luxusjachten aller Provenienzen, auch etwas Positives: Es gibt im Umkreis Wanderwege, markiert, im Sommer viel, im Frühjahr und Herbst wenig begangen. Nur wohnen kann man hier nicht, außer man haust auf einem der beiden Campingplätze in Rapallo. Dafür empfiehlt sich aber das benachbarte Chiavari als Dauerstandort für Portofino- wie auch Cinque-Terre-Wanderungen. Es ist eine gemütliche Kleinstadt mit Hotels und Restaurants, preiswert und anheimelnd. Die Zugverbindungen sind gut; man ist in 15 Bahnminuten (für ca. DM 3,–) in Rapallo.

Wer wandern will, beginnt in Portofino. Der Parkplatz im Ort selbst ist während der Saison immer überfüllt. In Portofino steigt man zunächst zur Kirche San Giorgio mit wunderschöner Aussicht auf den Ort und auf das weite blaue Meer über der Steilküste. Neben der Kirche das Castello Brown (nicht zu besichtigen), dahinter setzt der Weg zum „Faro" (Leuchtturm) an: ein schattiger, schmaler Pfad, schon weniger begangen. (Man ist hier schon 20 Gehminuten von Portofino entfernt!) Prachtvolle Aussicht von dort auf den Golf. Wer diese Tour macht, sich immer wieder hinsetzt, schaut, fotografiert und wieder zurückkehrt nach Portofino, ist eine Stunde unterwegs. Als Rückweg nach Santa Margherita dient ein „Piedonale", ein markierter Fußweg, nicht ganz einfach zu finden, der hoch über der stark befahrenen Autostraße, parallel zu dieser, entlangführt. Die letzten beiden Kilometer muß man allerdings auf der Straße gehen. Der Weg dauert eine Stunde.

Ein anderer Wanderweg führt zur berühmten Abtei San Fruttuoso, sehr gut beschildert und stark begangen. Ziemlich im Zentrum von Portofino weist ein Schild die schmale Straße hinauf: „5 km, 1.30 ore". Etwas später dann der Wegweiser: „San Sebastiano Olmi".

Die Markierung besteht aus zwei roten Punkten. Sobald man den Ort verlassen hat, führt der geteerte Fußweg steil unter Kastanien und Ölbäumen empor. Nach 40 Minuten kommt eine Gabelung, aber der richtige, markierte Weg ist eigentlich nicht zu verfehlen: Er verläuft, angelegt fast wie eine schattige Kurpromenade, immer 200 Meter hoch über dem Meer, unter Bäumen (Reste von Brandschäden), teilweise auch durch Macchia. Zum Kloster selbst führt ein Abstieg von 200 Höhenmetern. Man sieht den großen, nicht besonders schönen und immer wieder renovierten Bau bereits während der letzten Viertelstunde des Weges. 60 Einwohner hat die Siedlung angeblich, ebenso viele Katzen und drei einfache Restaurants (eines davon mit einigen Zimmern). Das ganze Jahr über verkehren Linienboote von Camogli hierher, von Portofino hingegen nur im Sommer. Bei starkem Wellengang heißt es allerdings zu Fuß gehen. Knapp 2 Stunden braucht man von Portofino. Vom Weiterweg nach Camogli wird von den Einheimischen abgeraten, da er steil, gefährlich und lang sei.

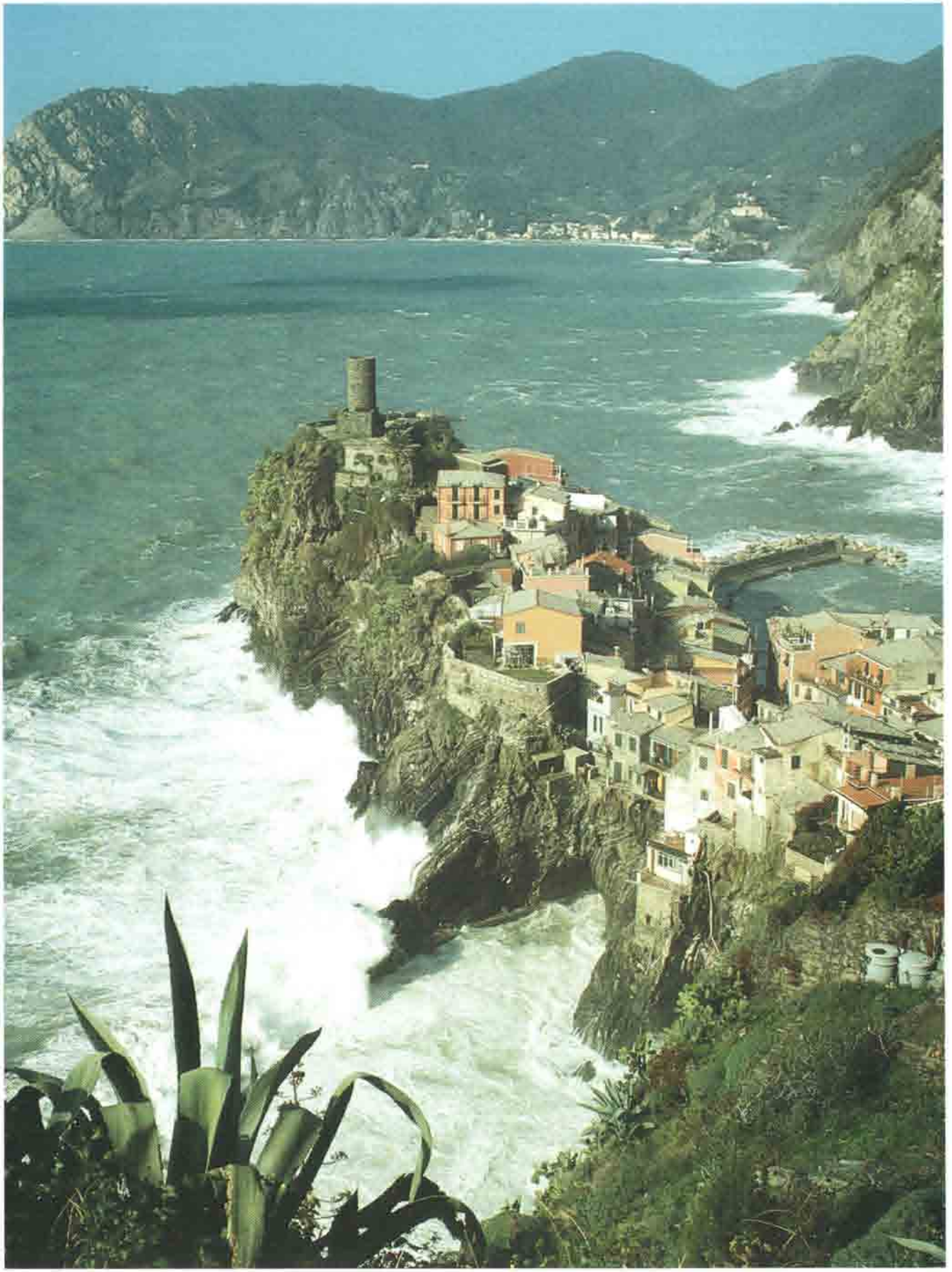
Unten: Tellaro, seit
ca. 1300 urkundlich nachgewiesen
Seite 203: Entlang dieser Steilküste
(hier bei Vernazza) verläuft die
Cinque-Terre-Wanderung,
100 bis 200 Meter über dem Meer

Als weitere Wanderrouten empfehlen sich die Wege von Portofino über Pietre Strette nach San Fruttuoso und der eben beschriebene Weg wieder zurück, so daß sich ein Rundweg von 4–5 Stunden ergibt. Auch von Ruta kann man über Pietre Strette nach San Fruttuoso gelangen ($1^1/_2$ Stunden einfach), und schließlich gibt es noch den Weg von Camogli nach San Fruttuoso.

San Fruttuoso beherbergt die Reliquien dieses Heiligen und dazu jene der Diakone Vescovo, Augusto und Eulogio. Der heilige Fruttuoso starb im spanischen Tarragona im Jahre 259. Kurz nach 700 floh der Bischof von Tarragona mit einigen Mönchen und den Reliquien des Heiligen an diesen geschützten Ort und begann mit dem Klosterbau. Der große Abtspalast wurde vom Genueser Geschlecht der Doria Ende des 13. Jahrhunderts errichtet. Die Kirche dahinter, eine der ältesten Kirchen Liguriens, ist etwa 1000 Jahre alt, der Kreuzgang 900 Jahre. Die ganze Anlage fasziniert aber mehr von außen, denn ihr Inneres ist nahezu leer, und die Gerüste der ewigen Restaurierungen lassen den Innenraum kaum wirken. Seit 1954 steht in der Bucht, in 17 Meter Tiefe auf dem Meeresgrund, eine $2^1/_2$ Meter hohe Statue: Christo degli Abissi („Christus der Abgründe"), eine Sehenswürdigkeit, die für Touristen mit Booten angefahren wird. San Fruttuoso, das Kloster, das nur zu Fuß oder mit dem Boot erreicht werden kann, ist sicher ein Juwel unter den Sehenswürdigkeiten der Ligurischen Riviera.

Der Parco di Montemarcello

ist interessantes ligurisches Wandergebiet östlich von La Spezia. Er wurde erst 1991 als solches ausgewiesen. Auf einer Wanderkarte (Maßstab 1 : 10 000 sind 32 verschiedene Wanderwege eingezeichnet. Die Karte gehört zu einem 160 Seiten starken Führer mit sehr genauen Beschreibungen und guten Bildern. Dieser ist bei Sagep Editrice, Genova 1991 erschienen und kann für 20 000 Lire in Lerici überall gekauft werden. Dieser Park umfaßt die gesamte Halbinsel südlich von Lerici, die im Westen vom Golf von La Spezia und im Osten vom Magrafluß begrenzt wird. Höchster Punkt ist der 412 m hohe Monte Rocchetta, von dem aus der Blick weit nach Süden, auf die Marmorberge von Carrara reicht. Charakteristisch ist der dunkelgraue bis schwarze Kiesstrand an seinem steilen Westufer, das nur an wenigen Stellen zum Baden betreten werden kann.



Das antike Dorf Ameglia, mitten im Parco di Montemarcello. Das Castell (erstmals im Jahr 963 von Kaiser Otto dem Großen erwähnt) stammt in seiner heutigen Form aus dem 12. und 13. Jahrhundert

Wanderung Nummer 1 beginnt in Lerici oberhalb des Hotels Doria, wo einige Schilder hinauf zum Ortsteil La Serra weisen (15 Minuten). Von hier führt der Weg (regelmäßig rot-weiß markiert und ständig ansteigend) durch Obstbaum- und Olivenkulturen in Richtung auf die große Radiostation oben am Berg zu den Häusern von La Rocchetta (1 Stunde). Kurz danach endet die Markierung am Schlagbaum vor Militärgelände. Wer sich traut, geht weiter auf der Militärstraße bis zu den Militäranlagen am Gipfel. Hier oben lohnt die weite Aussicht auf die Bucht von La Spezia mit dort ankernden Schiffen und nach Süden auf die Apuanischen Alpen. Unser Fußweg geht aber vor dem Schlagbaum nach Süden: ein Kiesweg, der nach 40 Minuten die Häuser von Zanego erreicht.
Ab hier entweder mit dem Bus zurück oder Fußweg Nummer 3 benutzen, der nach 1 1/2 Stunden Lerici erreicht.
Der Weg Nummer 2 beginnt in Tellaro (mit dem Bus ab Lerici zu erreichen): Bei dessen letzten Häusern über Stufen empor; nach 10 Minuten führt eine rot-weiß markierte Abzweigung nach rechts und dann – auf der Karte gestrichelt eingezeichnet – Weg Nummer 4 nach Süden: durch Wald mit ständig freiem Blick nach Westen auf das Meer, mehrfach auf- und absteigend, an einigen Kletterfelsen vorbei (man sieht einige Haken stecken), bis man nach 1 1/2 Stunden die Anhöhe von Montemarcello, zuletzt auf Weg Nummer 3d, und das Dorf erreicht. Wer am schwarzen Strand unten baden will, muß Weg 3d ca. 250 Höhenmeter absteigen. Im Ort einige Bars, eine kleine, interessante Kirche. Mit dem Bus gelangt man wieder zurück nach Lerici.
Route Nummer 3 beginnt ebenfalls in Tellaro: Wie vorher beschrieben, den Stufenweg hinauf; bei der nach 10 Minuten erreichten Abzweigung aber nicht nach rechts (Richtung Montemarcello), sondern geradeaus weiter den Weg 2b (teilweise stark zugewachsen!) in 30 Minuten nach Ameglia. Das ist ein historisches Dorf mit Castell und efeuumranktem Turm (leider nicht zugänglich). Die römischen Necropoli konnten wir aber trotz mehrfachen Fragens nicht finden. Der Bus bringt einen wieder nach Tellaro zurück.

Der ligurische Höhenweg

ist wiederholt beschrieben worden, in seiner Länge, Einsamkeit und teilweise alpiner Charakteristik jedoch mit den bisher genannten Wanderungen nicht zu vergleichen. Er zieht sich über 400 km zwischen der französischen Grenze über Genua bis La Spezia und kann in 20 bis 30 Tagen begangen werden. Zelt oder Schlafsack sind nötig, da Übernachtungsmöglichkeiten selten sind. Ihn beschreibt sehr genau ein 220 Seiten dickes Buch in deutscher Sprache mit dem Titel „Der Höhenweg der Ligurischen Berge", herausgegeben vom Dokumentationszentrum des Ligurischen Handelstages in Genua (ohne Jahresangabe).
Der Weg verläuft, zwischen 10 und 20 Kilometer vom Meer entfernt, parallel zur Küste. Man hat daher ständig einen weiten Blick nach Norden und Osten auf endlos scheinende Hügelketten, nach Süden auf das Meer, das freilich oft nur weit draußen und vom Dunst verschleiert erkennbar ist. Die Besiedlung ist sehr gering: Einzelne kleine Dörfer liegen oft tief unten, 1 bis 2 Gehstunden von der Wanderroute entfernt; selbständige Gehöfte gibt es kaum, ab und zu einzelne Ställe, meist aufgelassen. Man trifft oft den ganzen Tag über keinen Menschen.
Den Weg in seiner gesamten Länge zu beschreiben ist hier nicht möglich. Ich habe in 4 Tagesetappen das Wegstück zwischen Genua und Passo del Bocco begangen; Gesamtgehzeit 30 Stunden; höchster Punkt der 1735 m hohe Monte Penna am letzten Tag, ein schöner (und relativ stark besuchter) Aussichtspunkt, 20 km Luftlinie vom Meer entfernt im Landesinneren.
Die erste Etappe beginnt in Genua; man nimmt den Bus bis zum 15 Kilometer nördlich der Stadt liegenden Colle di Creto (605 m hoch) und wandert über den Passo del Fuoco bis zum Passo della Scoffera (4 bis 5 Stunden, ein Albergo). Der nächste Tag führt über den 1100 m hohen Monte Lavagnola, die Sella di Giassina zur Ortschaft Barbagelata (115 m, Bar). Dann weiter über den Monte Pagliaro (1055 m) zum Passo Ventarola und zum Passo delle Forcella (875 m, keine Übernachtungsmöglichkeit, 7 Stunden Wegzeit). Etappe Nummer 3 verläuft über den Monte Aiona (1701 m) zum Rifugio Prato Mollo (6 Stunden). Etappe Nummer 4 führt dann weiter über den Monte Penna (1735 m) in 5 Stunden zum Passo del Bocco (956 m, Bus, Hotel).
Der vorher erwähnte Führer beschreibt dann weitere 10 Etappen mit insgesamt ca. 100 Kilometer Länge, weist aber auch darauf hin, „daß kaum bewohnte Ortschaften und folglich keine Versorgungsmöglichkeiten anzutreffen sind".

Beidseits des Erfaßbaren

Berge im Surrealismus

Christian Smekal

Berge als „Traumgerüste" surrealistischer Malerei

Die Künstler des Surrealismus wollen den Menschen bzw. die Menschheit von den Zwängen der Alltagswirklichkeit befreien und sie in die Welt des Imaginären, des „Überwirklichen", entführen. In der Malerei schlägt sich diese Stilrichtung in einer Vielzahl von Widersprüchlichkeiten, scheinbaren Unsinnigkeiten und rätselhaften Darstellungen nieder. In allen Ausdrucksformen wird aber das ständige Bemühen deutlich, die Welt der *absoluten* Wirklichkeit mit der der *imaginären* Wirklichkeit zusammenzuführen. Beide Welten sollen ineinander verwoben und damit ihrer Gegensätzlichkeit enthoben werden.

Als Bindeglied und Übergang zwischen der empirisch beobachtbaren und der imaginären Wirklichkeit verwenden viele Surrealisten immer wieder Darstellungen von Gebirgslandschaften, Gebirgsstöcken, Felsküsten oder auch bloß von Felsbrocken. Diese stehen einerseits für die „wirkliche Wirklichkeit", versteinert und unverrückbar. Andererseits weisen sie aber auch in jene Dimension der Zeitlosigkeit, die jenseits des von Menschen Erfaßbaren und des Vergänglichen liegt. So verwundert es nicht, daß Berge und Gebirge den Surrealisten häufig als Traumgerüst für ihre Fantasien in imaginären Welten dienen. Gerade die naturnahe und konkrete Abbildung von Bergstrukturen ermöglicht ihnen die Visualisierung der „terra incognita" der übersinnlichen Welt.

Ausgehend von diesen Überlegungen wird im folgenden versucht, anhand von vier Bildern bekannter und typischer Surrealisten der Bedeutung und Deutung von Bergen und Gebirgen nachzugehen. *Max Ernst* (1891–1976) vollendete im Jahre 1922 sein berühmtes Gruppenbild *„Au rendez-vous des amis"*, für das er als Kulisse die Tiroler Bergwelt im kleinen Dorf Tarrenz wählt. Das Treffen mit seinen vornehmlich französischen Freunden diente Max Ernst wohl auch dazu, vom *Dadaismus* Abschied zu nehmen und sich endgültig dem *Surrealismus* zuzuwenden. Im Jahre 1931 entstand eines der bekanntesten Bilder von *Salvador Dali* (1904–1989) *„La persistance de la mémoire"*. In deutscher Übersetzung ist dieses Bild unter den Bezeichnungen „Die zerrinnende Zeit" oder „Die weichen Uhren" berühmt geworden. Salvador Dali wählte als Hintergrund für dieses Bild die Felsküste in der Nähe des Ortes Port Lligat, wo er sich mit besonderer Vorliebe aufhielt. Der Amerikaner *Peter Blume* (*1906) studierte in Rom Kunstgeschichte und beschloß, aufgrund seiner Beobachtungen des italienischen Faschismus, ein Bild mit dem Titel *„Die Ewige Stadt"* zu malen. Dieses minutiös gemalte Bild, das Rom von hohen Bergen umrahmt zeigt, begann Peter Blume 1934 und vollendete es nach seiner Rückkehr in die USA im Jahre 1937. Die kühnsten Bergbilder stammen vom Belgier *René Magritte* (1898–1967). Im Jahre 1962 malte er das Bild *„Die Domäne von Arnheim"*. In ihm stellt er den Betrachter unmittelbar vor eine gigantische, geheimnisvolle Bergkulisse.

Der Dadaismus – Vorläufer des Surrealismus

Bevor ich auf die einzelnen Bilddarstellungen eingehe, möchte ich zum besseren Verständnis versuchen, die besondere zeitliche Situation und die geistigen Strömungen nachzuzeichnen, die für die Entwicklung der Gedankenwelt und der Stilrichtung der Dadaisten und Surrealisten verantwortlich waren.

Um die Jahrhundertwende und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts trat vielen Menschen *die Ambivalenz der modernen Welt* in noch nicht gekanntem Ausmaß ins Bewußtsein. Der Siegeszug der Naturwissenschaften, der Optimismus des technischen Fortschritts kontrastierten in nicht zu übersehender Weise mit der Armut und der wirtschaftlichen Ausbeutung von Millionen von Menschen. Der Erste Weltkrieg zeigte eindrücklich, daß Erfindungen und technischer Fortschritt zur Zerstörung der Welt eingesetzt werden können. Die Gesellschaft reagierte mit Orientierungslosigkeit. Religionen stürzten in eine weltweite Krise und revolutionäre Denker predigten den Materialismus. Die herrschenden Schichten der bürgerlichen Gesellschaft versuchten ihre alte Welt zu bewahren

Max Ernst:
Das Rendezvous der Freunde 1922
Öl auf Leinwand 130/195 cm
Rheinisches Bildarchiv Köln
Museum Ludwig Köln

Die zweite Person
von rechts in der unteren Reihe
(die in dem ockerfarbenen
Anzug und mit weitem
Spreizschritt) ist
Alfred Emanuel Ferdinand
Gruenwald, alias
Johannes Theodor Baargeld,
alias Jesaias, der auch
ein hervorragender Alpinist
gewesen ist.
Mit ihm unter anderem
befaßt sich im folgenden
Beitrag (s. S. 215–223)
Dr. Wilfried Schwedler

Salvador Dali:
La Persistance de la mémoire 1931
(Die Beständigkeit der Erinnerung)
Öl auf Leinwand 24,1/33 cm
The Museum of Modern Art, New York
Anonyme Schenkung

und setzten sich dadurch immer mehr dem Vorwurf der doppelten Moral aus.
Die jungen Künstler der damaligen Zeit stellten sich ihrerseits die Frage, auf welche Weise und mit welchen Mitteln sie diese neue gesellschaftliche Realität zum Ausdruck bringen sollten. Weder die nur der Ästhetik verpflichtete Kunst (Ästhetizismus) noch die naturgetreue Darstellung von vordergründigen Wirklichkeiten (Naturalismus) konnten der neuen Situation gerecht werden. Die neue gesellschaftliche Realität verlangte von den Künstlern eine *Hinwendung zum Inhaltlichen*, der gegenüber formale Gesichtspunkte in den Hintergrund zu treten hatten. Künstler sollten Botschaften, Hoffnungen und Orientierungen in die Welt hinaussenden.
In einer ersten radikalen Form machten sich die *Dadaisten* (1916–1922) diese Kunstauffassung zu eigen. Sie meinten, die Befreiung des Menschen müßte aus dem Nichts, aus der Verneinung des Existierenden kommen. Um die Menschen mit neuen Augen sehen zu lehren, mußte alles in Frage gestellt werden. Protest, Widerspruch, Provokation, ja sogar „tiefgründiges Blödeln" waren die Mittel, um die bürgerliche Welt zu schockieren, zu entlarven und aufzuwecken. Der theoretische Kopf des Dadaismus, *André Breton*, proklamierte, daß Dada weder eine Wahrheit noch ein Programm habe. Es gelte, gegen Intellektualismus und Akademismus, gegen Logik und Vernunft, kurz gegen die „Bürgerlichkeit der Welt" aufzutreten.
Für Dadaisten ist alles erlaubt, was nicht erlaubt ist. Es herrscht Formenbeliebigkeit vor. Auch Geschmacklosigkeiten und Angstmachereien können „den Zweck heiligen". *Francis Picabia* und *Marcel Duchamp* begannen in New York fertige Industrieprodukte in Museen auszustellen (Pissoirs, Maschinen, tägliche Gebrauchsgegenstände). Ihr Ziel war es, Kunst zu entmystifizieren und zu zeigen, daß Kunst Alltagswelt sei und Museen die Aufgabe hätten, Kunst und Leben zusammenzubringen. Gegenstände sind nicht nur zweckbestimmt zu sehen, sondern für sich immer auch „zweckfreie" Kunst. In diesem Sinne fragte der Dada-Schriftsteller *Walter Serner*, was der Unterschied zwischen Malerei und Taschentücherbügeln sei. Die Antwort lautete: das Bügeln.
Der Dadaismus erfüllte eine wichtige Funktion in der Entwicklung der modernen Kunst. Sein Verdienst war es, Strukturen und eingefahrene Denkschemata aufzubrechen. Er tat dies, indem er einen bisher nicht gekannten „beliebigen Freiraum" für künstlerische Betätigungen schuf. Wegen seiner zerstörerischen Grundeinstellung kam es aber innerhalb der Gruppe der Dadaisten bald zu Richtungsstreitigkeiten und persönlichen Auseinandersetzungen. Zwischen Geschmacklosigkeit und Ästhetik, zwischen Beliebigkeit und konstruktiver Aussage, zwischen Formlosigkeit und strukturierter Darstellung entstand ein nicht mehr überbrückbares Spannungsverhältnis, das manche Dadaisten veranlaßte, sich von der Bewegung abzusetzen. So wurde der Dadaismus im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Übergangserscheinung als wichtiger Impulsgeber für andere Kunstrichtungen. *Kurt Tucholsky* meinte zwar, wenn man von Dada den Bluff abziehe, bleibe nichts mehr übrig. Gerechterweise wird man aber sagen müssen, daß die moderne Kunst wie Popart, Konzeptkunst, Nouveau Realisme und vor allem der Surrealismus von Dada wesentliche Anstöße erhalten haben.

Die umfassende Wirklichkeit des Surrealismus

Bereits der Dadaismus hatte starke Impulse von der *Literatur* erhalten. Sein Kampf gegen alles Überkommene, gegen Logik und Intellekt, fand in Theaterstücken, Manifesten, Flugblättern und Plakaten seinen Niederschlag. Der „literarische Anführer" des Dadaismus war *André Breton*, der bald erkannte, daß Protest, Unsinn und Widerspruch nicht Selbstzweck sein konnten. Der Dadaismus habe seine Aufgabe als Tabubrecher erfüllt, habe einen Blick für neue Formen und Wege der Kunst geöffnet. Jetzt gelte es, die neue Kunst mit thematischen Inhalten zu füllen.
Die Künstlergruppe um André Breton, die sich bald selbst den Namen *Surrealisten* geben sollte, begann sich zunächst mit Philosophie, Literatur und Psychologie zu beschäftigen. Die einzelnen Künstler, darunter *Louis Aragon, Paul Eluard, Max Ernst, Robert Desmos, Philippe Soupault*, interessierten sich für Erfahrungen, Denkweisen und Darstellungsformen, die jenseits der vordergründigen Realität und der rein menschlichen Vernunft lagen. Sie wollten in ein künstlerisches Neuland vordringen, das sich jenseits des alltäglich Sichtbaren und Beschreibbaren auftat. Das „ganz andere Leben" aufzudecken, darzustellen und zu erkunden, war ihr Ziel.
In der Literatur wollten sie diesem Ziel mit der Methode der „écriture automatique" näherkommen. Die „automatischen Schriftsteller" sollten sich nicht von vorgefundenen Geschichten leiten lassen, sondern vom „entspannten Hinhören" auf das Unbewußte und damit auf scheinbar „zufällige Einfälle". Frei von Zwängen der Realität, von politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen, von Traditionen und Gewohnheiten könnte das „Diktat des Unbewußten" neue überwirkliche Wirklichkeiten erschließen. Um in diese Bereiche der „Wirklichkeiten" besser eindringen zu können, experimentierten die Künstler mit Inhalten von Träumen, versetzten sich künstlich in Traum- und Trancezustände und kamen zu Sitzungen zusammen, in denen sie ihre Erfahrungen austauschten.
Louis Aragon beschreibt die geradezu hysterische Aufbruchstimmung der Surrealisten sehr eindrücklich: „Die Sehnsucht der Dichter nach dem automatisch-schöpferischen Schlaf wächst von Tag zu Tag. ... man berichtet ihnen, was sie im Traum diktierten, und sie sind berauscht von ihren Worten. Überall schlafen sie ein.

... Träume, Träume, Träume ... das Reich der Träume weitet sich mit jedem Schritt." *André Breton* sieht sich bereits im Jahre 1922 in der Lage, den Begriff des Surrealismus inhaltlich genau zu definieren: „Dieses Wort, das nicht von uns stammt, ... wird von uns in einem präzisen Sinn gebraucht. Wir sind übereingekommen, darunter einen *psychischen Automatismus* zu verstehen, der peinlich genau dem Zustand des Träumens entspricht, einem Zustand, den man heute nur sehr schwer abgrenzen kann."

Es liegt nahe, diese Auffassung von Kunst mit den Thesen von *Sigmund Freud* in Verbindung zu bringen. Bei näherer Befassung wird aber rasch klar, daß zwischen der Faszination der Surrealisten gegenüber der Welt des Unbewußten und der Freudschen Psychoanalyse ein wesentlicher Unterschied besteht. *Freud* ging es darum, die Welt des Unbewußten von der des Bewußten zu trennen und sie in den Dienst der Analyse krankhafter Zustände zu stellen. Die Surrealisten wollten stets die Ebenen beider Welten versöhnen, um auf diese Weise „Leben und Tod, Reales und Imaginäres, Vergangenes und Zukünftiges, Mittelbares und Nichtmittelbares, Oben und Unten nicht mehr als Widerspruch empfinden zu müssen" (*André Breton* im 2. surrealistischen Manifest, 1939). Nicht eine zweite, über der Wirklichkeit liegende Wirklichkeit wollten die Surrealisten entdecken, sondern zum Erkennen einer einheitlichen „Traumwirklichkeit" beitragen. Insofern ist der Name Surrealismus auch mißverständlich, da er eine übergeordnete Ebene der imaginären Wirklichkeit suggeriert. Aber gerade diese wollten die Surrealisten durch Einbeziehung in eine umfassende Wirklichkeit aufheben.

Max Ernst: „Au rendez-vous des amis"

Als *Max Ernst* völlig frustriert aus dem Krieg von Belgien nach Köln zurückkehrte, schloß er sich bald mit anderen gleichgesinnten Künstlern zur Kölner Dada-Gruppe zusammen. Er selbst nennt sich „Dadamax" (manchmal auch dadafex maximus) und bekennt sich zu einer kompromißlosen „antikünstlerischen" Protesthaltung. Als er mit seinem Dada-Freund *Johannes Th. Baargeld* 1919 zu einer Ausstellung im *Kölnischen Kunstverein* eingeladen wird, kommt es zu einem Skandal. Die Werke werden einhellig abgelehnt. Als die Dadaisten daraufhin ihre Werke in einem eigens angemieteten Lokal, dem *Brauhaus*, ausstellen, schreitet sogar die Polizei ein.

Max Ernst hatte seine Fühler von Anfang an zu den *Pariser Dadaisten* ausgestreckt. Er schickt seine Bilder und Zeichnungen dorthin und erregt erhebliches Aufsehen. Besonders *André Breton, Paul Eluard* und *Tristan Tzara* sind von ihm angetan. Da es für ihn so kurz nach dem Kriege nicht möglich war, nach Paris zu reisen, wird im Sommer 1921 ein Treffen der Dadaisten im Tiroler Dörfchen *Tarrenz* (bei Imst) organisiert. Zum Abschluß des Treffens veröffentlichen die Freunde das Manifest „Dada – au grand air – der Sängerkrieg in Tirol". Die Dada-Krise kündigt sich bereits an. Im nächsten Jahr kommen die Freunde noch einmal in Tarrenz zusammen. Im Jahre 1922 hält es Max Ernst in Köln nicht mehr. Mit dem Paß seines Freundes *Paul Eluard* übersiedelt er nach Paris. Im gleichen Jahr malt er sein berühmtes Gruppenbild „Au rendez-vous des amis".

Mit diesem Bild hat Max Ernst endgültig seinen Abschied vom Dadaismus vollzogen. Das Bild enthüllt weder Zufälligkeiten noch Provokationen. Es ist vielmehr bis ins Detail konstruiert und komponiert. Die einzelnen Personen der dargestellten Gruppe sind sogar numeriert und deren Namen auf zwei Tafeln am linken und rechten unteren Bildrand festgehalten. Trotzdem ist das Bild voller Rätsel und Widersprüchlichkeiten, die den Betrachter vor keine leichte Aufgabe stellen.

Die Personengruppe steht und sitzt auf einer Felsplatte, offenbar in ziemlicher Höhe, da unmittelbar dahinter die schnee- und eisbedeckte Gletscherlandschaft beginnt. Die Personen tragen Halbschuhe und Kleider, die für diese Höhe sicher nicht geeignet sind. Die Zusammensetzung der Gruppe einerseits und die bärtigen Männer in einer stilisierten Almhütte andererseits lassen erkennen, daß sich die Gebirgsgegend auf das Zusammentreffen der Dadaisten in Tarrenz in Tirol bezieht.

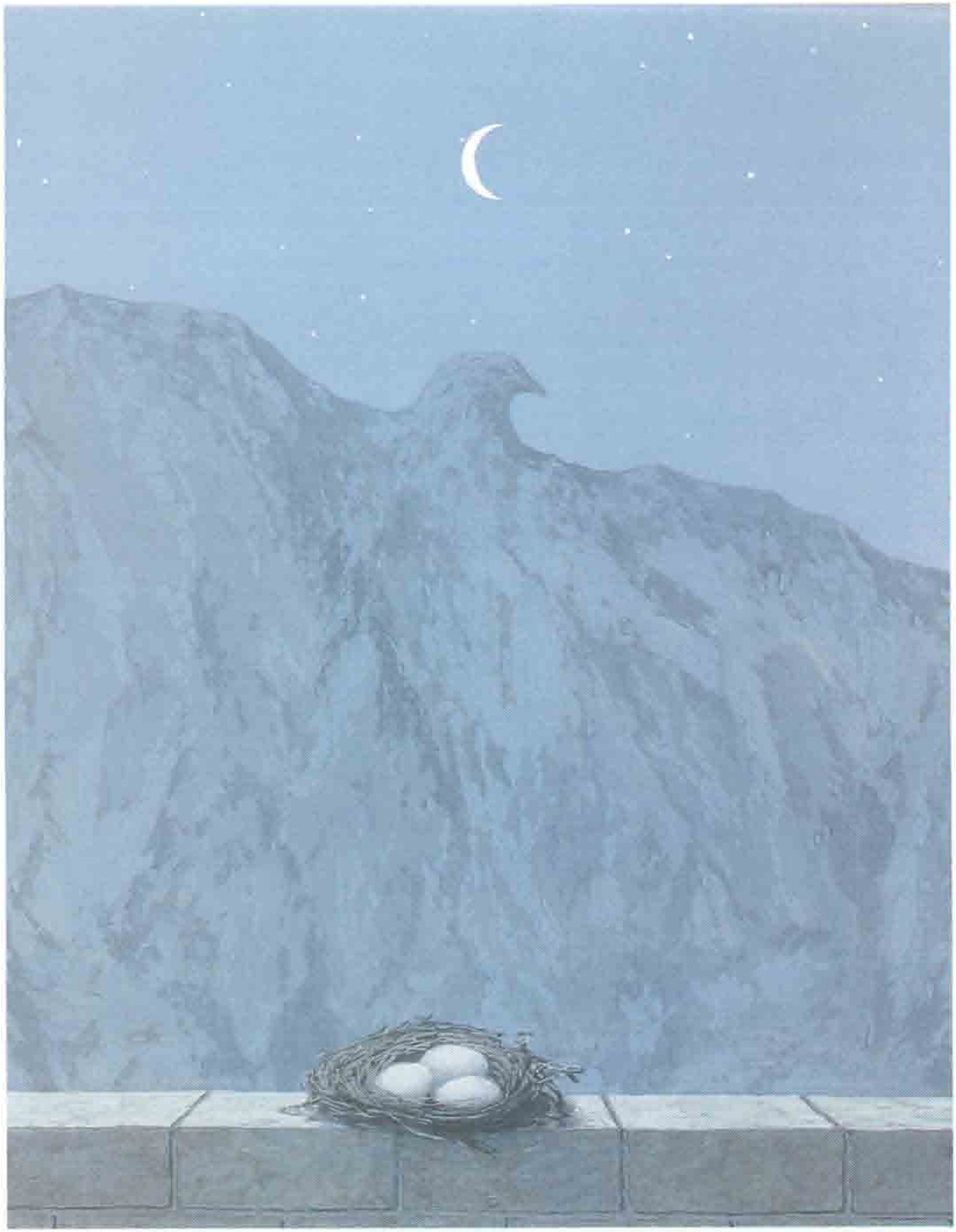
Die eis- und schneebedeckte Gebirgslandschaft ist sanft und bedrohlich zugleich. Dem flachen weiten Gletscherteil rechts steht der gewaltige, steil abfallende Gipfelaufbau links gegenüber. Die Berge sind in gleißendes Licht getaucht. Dabei ist der Himmel aber tiefschwarz. Offensichtlich herrscht sogar eine Sonnenfinsternis. Die Lichtquelle scheint der Berg selbst zu sein. Aus dem Bergmassiv tritt eine schier endlose Reihe von Menschen heraus, die im Vordergrund die Gruppe der dargestellten Persönlichkeiten ergibt.

Die Personengruppe ist sehr schematisch, aber peinlich genau dargestellt. 17 Personen sind namentlich angeführt. Sie sind mit Ausnahme einer Frau – die Nummer 16 zeigt Gala Eluard, die spätere Frau Salvador Dalis – eine Männergesellschaft. Elegant aber uniform gekleidet, blicken die Personen starr aus dem Bild heraus. Sie gestikulieren mit ihren Händen, aber scheinen sich nicht zu unterhalten. Lebhafter geht es bei den Füßen zu, auf die sie sich teilweise gegenseitig treten. Zwei Personen sitzen sogar ohne Stuhl frei schwebend in der Luft (die Nummer 1 René Crevel und die Nummer 11 Benjamin Péret). René Crevel spielt sogar Klavier, obwohl gar keines da ist. Im Vordergrund ist auf einem eckigen Brett ein angeschnittener Käselaib und ein Apfel zu sehen, ein Jausenbuffet, das für alle wohl kaum ausgereicht haben dürfte.

Max Ernst (Nummer 4) sitzt auf dem Schoß des bärtigen Dostojewski, eine Verbeugung vor dem Dichter, der den psychischen Tiefen des Menschen auf den Grund geht. Hinter ihm stehend blickt der Renaissance-Maler Rafaele Sanzio (als Nummer 7) hervor. Sein idealistisches Selbst-

Unten: Peter Blume:
The Eternal City 1934–37
Oil on composition board 86,4/121,6 cm
The Museum of Modern Art, New York
Mrs. Simon Guggenheim Fund

Rechte Seite:
René Magritte:
Die Domäne von Arnheim 1962
Öl auf Leinwand 147/114 cm
Privatsammlung



bildnis paßt natürlich nicht in diese Personengruppe. Will sich Max Ernst über die klassische Malschule lustig machen oder doch nicht alle Brücken zu ihr abbrechen? (Wir werden bei der Interpretation des Bildes von Peter Blume auch auf Bezüge zur Renaissance-Malerei stoßen.)
Insgesamt wirkt das Bild wie ein *Stilleben*. Natürliche, lebendige Bewegungen sind bestenfalls bei den „Tirolern" in der Almhütte über dem Wasserfall zu erkennen. Max Ernst geht es offensichtlich darum, die dem Auge des Besuchers zugängliche Wirklichkeit völlig auf den Kopf zu stellen. Tageshelle bei Nachtfinsternis, Licht ohne Sonne, Unterhaltung ohne viel Worte, Gestikulieren ohne sich anzuschauen, Sitzen ohne Sessel, Klavierspiel ohne Klavier sind nur einige der offensichtlichen Widersprüchlichkeiten. Vielleicht wollte Max Ernst zeigen, daß die Aussage des Bildes nur verstanden werden kann, wenn der Betrachter hinter die schablonenhafte Kulisse zu blicken vermag: in die Welt des Surrealismus. Gleichsam magisch-symbolisch gebiert der eiskalte Berg eine wachsende Zahl von Menschen, die zur Künstlergruppe der Surrealisten stoßen.

Salvador Dali: „La persistance de la mémoire" oder „Die Beständigkeit der Erinnerung" oder „Die weichen Uhren"

Salvador Dali ist wahrscheinlich der konsequenteste Vertreter der Ideen des Surrealismus. Mit bravouröser Maltechnik und unentwegter Provokation schockierte er die Öffentlichkeit. Nicht ohne Absicht baute er sich sein Image als Narr und Perversling auf, zu dem er auch durch seine exzentrische Kleidung und sein exaltiertes Auftreten beitrug. Dahinter entwickelte er für sich eine eigene Philosophie, mit der er sich von den Zwängen der gesellschaftlichen Tabus und des sogenannten vernünftigen Denkens befreien und in die Traumwelt der vollkommenen Freiheit des Individuums entführen lassen wollte. Trotz seiner auch den Gegnern nicht verborgenen Qualität der künstlerischen Perfektion seiner Bilder pflegte er immer wieder zu sagen, daß für ihn weniger die Malerei das eigentliche Anliegen darstelle, als vielmehr die *Wissenschaft* und *Philosophie*. In seinen Bildern gehe es darum, das Verborgene zu suchen. Das was der Betrachter im Bild nicht sieht, sei die wahre Realität der Welt und ihr Motor zugleich.
„Die weichen Uhren" gehören zu den berühmtesten Bildern von Salvador Dali. Er selbst schreibt, daß er eines Tages – seine Frau war mit Freunden ausgegangen – allein zu Hause war. Er malte gerade an einer Landschaft, die die *Felsküste* in der Umgebung von Port Lligat darstellte. Die Felsen standen im Licht der sinkenden Abendsonne. Er fühlte, daß er nach einer Idee für das Bild suchte. Er schaltete das Licht aus und blickte aus dem Dunkel wie durch einen breiten „Sehschlitz" auf die Felskette. Da sah er plötzlich *weiche Uhren* vor sich. Sofort machte er sich ans Malen und vollendete in zwei Stunden sein weltbekanntes Bild.
Im Bild verschmilzt die Felsküste mit dem Horizont im Licht der Abendsonne. Sie scheint sich in die ferne *Zeitlosigkeit* zu entrücken. Das Meer ist nicht mehr sichtbar. In deutlichem Kontrast dazu hängen und liegen im schattigen Vordergrund drei weiche Uhren herum. Sie erhalten von irgendwoher noch ein bißchen Licht und zeigen – der Tageszeit entsprechend – auf fünf Minuten vor sechs Uhr. Die erste Uhr hängt auf dem Ast eines alten Olivenbaumes. Der Baum ist verdörrt und scheint das Zeitliche bereits gesegnet zu haben. Die zweite Uhr hängt ebenfalls wie ausgetrocknet und verdörrt über dem kantigen Betonblock. Die dritte Uhr schließlich hat sich über ein undefinierbares Gebilde, über eine Art *Weichtier* gelegt.
Die weichen Uhren „sind nichts anderes als der paranoisch-kritische, zärtliche, extravagante und von Zeit und Raum verlassene Camembert" klärt uns Salvador Dali im „Lexikon des Surrealismus" auf. An dem Abend, an dem er das Bild malte, hatte er das Abendessen mit einem „superweichen" Camembert abgeschlossen.
Im gewissen Sinn sind für Salvador Dali die weichen Uhren der Spiegel der Welt. Nach außen sind Menschen und Gegenstände harte Strukturen. Salvador Dali bezeichnet sich selbst in seinem Äußeren als eine verhärtete Festung wie ein Gehäuse. Im Innern hingegen sind Menschen und Gegenstände weich. Sie können unsichtbare „gestaltlose Strukturen" entwickeln, die nicht irgendwelchen Gesetzen von Raum, Zeit und Physik, sondern *idealistischen Phantasmen* individueller Vorstellungswelten gehorchen.
Als Symbole der weichen Innerlichkeit dienen Salvador Dali der „superweiche Camembert" und das „wirbellose Weichtier", über das sich die dritte Uhr gehängt hat. Der Camembert ist wie ein Klebstoff, eine mehr oder weniger weiche, knetbare und gestaltbare Masse. Er ist eine Art *aktiver Substanz* im Unterschied zu den passiven Gestalten der äußeren Materie. Das wirbellose Weichtier hat eine ähnliche Bedeutung. Seine Muskelfasern sind so ausgebildet, daß es willkürlich jede Gestalt annehmen kann. Im Bild verwächst das Endteil ununterscheidbar mit dem Boden. Es wird nicht klar, ob die weiche Uhr ihre Gestalt an das Weichtier oder das Weichtier seine Gestalt an die Uhr angepaßt hat.
Salvador Dali wird nicht müde, darauf hinzuweisen, daß die *Form* der irdischen Existenzen nur zufälligen Charakter hat und dem Bereich des Vergänglichen angehört. Um unzerstörbar und unvergänglich zu werden, müssen die Dinge weich werden. Die weichen Uhren überwinden das Zeitliche ebenso wie die strukturlosen Weichtiere. Indem sie ihre Form verändern, bleibt von ihnen nur die „beständige Erinnerung" an das Vergängliche, die ihrerseits die Realität des Unvergänglichen ist.
Die *Felsküste von Port Lligat* aber, die Salvador Dali zu die-

sem Bild inspirierte, scheint bereits jenseits der irdischen Welt zu liegen. Sie verschwimmt mit dem Horizont und bildet das unvergängliche Gegenstück zum Weichtier und den weichen Uhren.

Peter Blume: „Die Ewige Stadt"

Peter Blume erhielt als junger Künstler im Jahre 1932 mitten in der Weltwirtschaftskrise ein Stipendium für einen Studienaufenthalt in Italien. Die meiste Zeit hielt er sich in Rom auf. Eines Nachmittages – er spazierte gerade über das Forum Romanum – wurde er von einem eigenartigen Licht fasziniert, das den ganzen Platz überflutete. In diesem Moment entstand vor seinen Augen ein vollständiges Bild, für das das hellerleuchtete Forum die Bühne bilden sollte. Insgesamt arbeitete Peter Blume vier Jahre an diesem mit vielen Details gefüllten Bild. Erst nach seiner Rückkehr in die USA stellte er es im Jahre 1937 fertig.
„Die Ewige Stadt" ist ein surrealistisches Bild mit sehr realem, ja sogar politischem Hintergrund. Peter Blume äußerte einmal, das Bild habe sich in ihm ereignet, er habe nur auf den Anlaß gewartet, um es malen zu können. Im Mittelpunkt des Bildes springt der brutale Pappmachékopf Mussolinis mit giftgrünem Gesicht und roten Lippen aus einem Sprungfederkästchen empor. Man muß sich vergegenwärtigen, daß der italienische Diktator im Jahre 1934 noch auf dem Höhepunkt seiner Macht stand. Dies war auch der Grund, warum das Bild in den USA lange Zeit nicht anerkannt wurde. Es sei ein politisches Bild und habe nichts mit Kunst zu tun. Erst im Jahre 1943 – nach der Landung amerikanischer Truppen in Italien – wurde es vom New Yorker Museum of Modern Art angekauft. Heute ist es das berühmteste Bild des amerikanischen Malers.
Peter Blume faßt in diesem Bild viele Motive zusammen. Als auffallendes Gegenstück zum klobigen, unästhetischen Kopf Mussolinis findet sich auf der linken Seite in der antiken Stadtmauer eine Grotte mit einer Christusstatue. Dieses Motiv mit vielen Details ist genauestens gemalt. Das Antlitz Christi drückt Schmerz und Sorgen aus. In dieser Armseligkeit ist er mit goldenen Schmuckstücken an Hals und Händen, vor allem mit militärischen Epauletten und Geräten reichlich verziert. Möglicherweise will Peter Blume zeigen, daß der leidende Christus immer wieder für alle möglichen menschlichen Probleme, auch für militärische, in Anspruch genommen oder mißbraucht wird.
Direkt vor der Grotte sitzt eine alte Bettlerin in den Trümmern einer zerborstenen antiken Skulptur eines Liebespaares. Der weibliche Torso hängt frei über den Katakomben des Kolosseums, während die beiden Köpfe sich noch zu küssen scheinen. Die Vergänglichkeit des alten jungen und des jungen alten Rom kommt dem Betrachter unwillkürlich in den Sinn.
Im Hintergrund, auf dem eigentlichen Forum, bahnt sich ein Aufstand der Zivilbevölkerung und eine Meuterei der Soldaten gegen ihre berittenen Offiziere an. Die Soldaten, mit deutschen Stahlhelmen am Kopf (!) legen ihre Waffen nieder. Mutige Frauen versuchen die Offiziere von den Pferden zu zerren. Aus den Katakomben des Kolosseums strömen Menschen empor auf den Platz. Auf der rechten Seite befindet sich eine steinerne Balustrade, auf der zwei Mönche mit erhobenem Kreuz davonstürmen, weil es ihnen offensichtlich zu gefährlich wird.
Die Menschen auf dem Bild sind alle in Bewegung, etwas klobig und untersetzt, aber im Prinzip gutmütig. Peter Blume zeigt, daß er Ernst und Humor, Sadismus und Ironie gut zu verbinden weiß. Die Lebendigkeit des Geschehens erinnert manchmal an Bilder von Breughel.
Mitten aus dem Forum wächst ein wunderschöner und riesengroßer Weidenbaum empor. Er scheint sich über alle Ruinen und Bauwerke zu erheben und wirkt wie ein Triumph des Lebens über die steinerne Vergangenheit der Ruinen. Imaginär und symbolisch ist auch die Landschaft, die Rom im Hintergrund umgibt. Natürlich weiß Peter Blume, daß es in Rom so nahe und so hohe Berge nicht gibt. Er erinnert sich aber, daß er diese Berge in den Alpen in der Nähe von Verona gesehen habe. Sie bilden für ihn die Landschaftskulisse, die zum rosaroten Himmel des Spätnachmittags kontrastiert und zwischen den roten Wolken und den Bergen den Blick in die Weite freigibt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in dieser imaginären Bergwelt der Einfluß niederländischer und italienischer Renaissancemaler widerspiegelt. In der mittelalterlichen Malerei dienten Berglandschaften im Hintergrund häufig als Bindeglieder zur Transzendenz und Zeitlosigkeit des dargestellten Geschehens. In der „Ewigen Stadt" scheint Peter Blume den Bergen diese Funktion wieder zuzumessen. In prophetischer Vorahnung sieht er voraus, daß unter der zerstörerischen Hand von Diktatoren nichts, auch nicht das antike Rom, ewig sein kann. Die „Ewigkeit" der „Ewigen Stadt" verflüchtigt sich in die imaginäre Berglandschaft der Umgebung.

René Magritte „Die Domäne von Arnheim"

Der Belgier *René Magritte* ist ein sehr eigenwilliger und eigenständiger Surrealist, der lange Zeit im Schatten seiner berühmten Kollegen Max Ernst und Salvador Dali stand. Erst in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts findet er die gebührende Anerkennung. Er fühlt sich als ein „psychologischer" Künstler, wehrt sich aber dagegen, etwas mit der Psychoanalyse von Sigmund Freud zu tun zu haben. Es geht ihm nicht darum, die Traumwelt in die Wirklichkeit zu übersetzen, sondern umgekehrt in der Wirklichkeit die Traumwelt zu suchen. Daher spielt bei ihm die bewußte Beobachtung von Erfahrungen, Ereignissen und Gegenständen die wichtigste Rolle. Ihre genaue Wahrnehmung

versetzt ihn in die Lage, den Weg zurück zu den geheimnisvollen Ursprüngen der Dinge zu finden. Diese Geheimnisse der sichtbaren Welt zu enthüllen, ist das Anliegen seiner Bilder.
Die Konzentration auf die Beobachtung der Wirklichkeit bringt es mit sich, daß René Magritte seinen Bildern oft erst hinterher einen Titel gibt. Die Titelbezeichnungen läßt er sich meist erst später einfallen, manchmal ergeben sie sich aus intensiven Diskussionen mit Freunden. Bei vielen Titeln zeigt sich seine Vorliebe für literarische und poetische Vorbilder: „Ich meine, der beste Titel für ein Gemälde ist ein poetischer Titel. Mit anderen Worten, ein Titel, der vereinbar ist mit der mehr oder minder lebhaften Emotion, die wir beim Betrachten eines Gemäldes empfinden ..."
Der Titel des Bildes „Die Domäne von Arnheim" geht auf eine gleichnamige Erzählung von Edgar A. Poe zurück. René Magritte fühlte sich diesem Dichter wegen seiner geheimnisvollen und hintergründigen Geschichten verbunden. Das Bild, dem er diesen Titel gibt, hat inhaltlich keinen direkten Bezug zu Poes Novelle. Die Novelle schildert eine imaginäre Landschaft, in deren Mittelpunkt ein Gärtner steht, der über das Schöne philosophiert und meint, daß die Schönheit, die ein Mensch schaffen kann, stets größer sei als jene, die man in der ursprünglichen Wirklichkeit vorfindet.
Wahrscheinlich ist es dieser Zusammenhang, der René Magritte bewogen hat, diesen Titel zu wählen. Das Bild wird beherrscht von einem gewaltigen, naturalistisch gemalten Bergmassiv, aus dessen Gipfellinie in der Mitte ein Adlerkopf emporwächst. Der kleine Sichelmond am Himmel deutet darauf hin, daß es Nacht ist. Trotzdem ist die gesamte Bergkette wie bei Vollmond gespenstisch beleuchtet. Der Adlerkopf nimmt dem Bergmassiv seine Starrheit, erweckt es gleichsam zum Leben. Nicht mehr die „harte Wirklichkeit" der Felsen beherrscht das Bild, sondern der Adler, der die Bergkette links und rechts zu weiten Schwingen formt und den Anschein erweckt, daß er jederzeit abheben könne. Von seiner überhöhten Wirklichkeit aus blickt er über das Land. Es entsteht der Eindruck einer teils schützenden, teils bedrohenden Dynamik. Der schwarze Felsen im Vordergrund scheint sich zu verselbständigen und beim Höhenflug zurückzubleiben.

Das Motiv der Bergkette mit dem Adlerkopf verwendete René Magritte auch bei anderen Bildern. 1953 hatte er Wandbilder in einem Casino gemalt und ihnen den Titel „Das verzauberte Reich" gegeben. Auf einem der Bilder ist in der ganzen Breite eine ähnliche Bergkette mit dem Adlerkopf abgebildet. René Magritte will seiner Fantasie Flügel geben. Konkrete Gegenstände, wie sie in Gebirgen und Gebirgslandschaften zum Ausdruck kommen, können nach seiner Meinung nicht betrachtet und gedacht werden, ohne daß der Geist beflügelt wird, sie mit seinem „Zauberstab" berührt und verwandelt. Sinne können Berge versetzen. Durch sie wird die Wirklichkeit ihres materiellen Gehalts entkleidet und auf eine „poetische Ebene" gehoben.
Die imaginäre Welt des Gebirges eröffnet sich dem Betrachter im Bild von einer steinernen Brüstung aus. Die Balustrade soll wohl die Grenzen versinnbildlichen, hinter der sinnliches Schauen den Blick in die imaginäre Welt freigibt (solche Brüstungen kommen bei René Magritte auch in anderen Bildern immer wieder vor). Rätselhaft liegt auf der Brüstung ein Nest mit drei Eiern. Wer hat sie hineingelegt? René Magritte weist uns immer wieder Wege, wie wir Dinge auf ihre Ursprünglichkeit zurückführen können. Vielleicht ist das Nest mit den Eiern ein Symbol dafür, daß das „richtige Schauen" des Geistes erst dann gelingt, wenn wir bei der Betrachtung der Dinge von den äußerlichen Bedingungen abstrahieren und zu ihren Anfängen zurückkehren.

Literatur

Frank Anderson Trapp: Peter Blume, New York 1987.
André Breton: Der Surrealismus und die Malerei, Berlin 1967.
Marianne Oesterreicher-Mollwo: Surrealismus und Dadaismus, Freiburg i. Br. 1978.
Winfried Konnertz: Max Ernst, Köln 1980.
Helmut R. Leppien: Das Rendez-vous der Freunde, Neue Zürcher Zeitung, Fernausgabe Nr. 273, 24. 11. 89, S. 39.
Ohne Verfasser: Salvador Dali, Hrsg.: Prestel-Verlag, München 1980, zusammengestellt anläßlich einer Ausstellung im Centre Pompidou, Paris, 18. 12. 79 bis 14. 4. 80.
Ohne Verfasser: Der Surrealismus 1922–1942, Ausstellungskatalog München-Paris 1972.
Rüdiger v. Naso: Dada, „Madame" Nov. 1993, S. 66.
Ohne Verfasser: Amerikanische Malerei 1900–1970, Time-Life-Bücher, Deutsche Ausgabe 1977, S. 110.
A. M. Hammacher: René Magritte, Verlag M. DuMont, Schauberg, Köln 1975, 160 S.

Campagnards und Montagnards

Schriftsteller im Gebirge

Wilfried Schwedler

Oben: Via Mala Phantasiezeichnung des Johann Wolfgang von Goethe

Es mag kurios klingen, trifft aber zu: Den Geheimrat Johann Wolfgang von Goethe kann man getrost als Gelegenheitsbergsteiger in der Frühzeit des Alpinismus bezeichnen. Nicht nur, daß er im März 1787 den Vesuv erklomm, was er so kommentierte: „Den Aschenberg hinauf, welches eine saure Arbeit ist." Vielmehr hatte er sich schon acht Jahre zuvor in den Westalpen umgesehen und auch Chamonix aufgesucht. Erstaunlich sorgfältig dafür war bereits seine Reiseplanung. Da er im November Schneefälle befürchtete, beriet er sich eigens mit dem damals schon berühmten Naturforscher Horace Bénédict de Saussure auf dessen Landgut unweit Genf. Saussure, dem einige Jahre später die Drittbesteigung des Montblanc gelang, war mit der Gegend besonders gut vertraut und hatte gegen die Unternehmung seines ebenso berühmten Besuchers nichts einzuwenden. In Chamonix angekommen, nahm sich Goethe schließlich zwei Führer und bestieg den immerhin knapp 2000 m hohen Aussichtspunkt Montenvers am Westufer des Mer de Glace. Wenig später überschritt er den noch etwas höheren Grenzpaß am Col de Balme auf seinem Weiterweg in die Schweiz. Die schönste, weil geradezu poetische Passage in seinem Reisebericht über Chamonix schildert den Moment, als der Dichter zum ersten Mal den damals noch nicht bezwungenen Montblanc erblickte, diese „Pyramide, von einem innern geheimnisvollen Lichte durchzogen". Hier setzte Goethe ein Wort in die Tat um, das in seinen „Maximen und Reflexionen" zu finden ist: „Wem die Natur ihr offenbares Geheimnis zu enthüllen anfängt, der empfindet eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihrer würdigsten Auslegerin, der Kunst." Die Natur mittels Kunst auszulegen, das bedeutete für Goethe wahrhaftig eine Maxime. Nicht zuletzt sein zeichnerisches Werk zeugt davon. Am augenfälligsten aber hat er die Bergnatur in die Blocksbergszenen seines Faust hineingenommen. Dies als Niederschlag seiner Harzreisen, wo er den Brocken samt seiner reichen Sagenwelt kennenlernte.

Empfinden Schriftsteller unserer Zeit ähnliches, wenn sie die Bergnatur erfahren? Animiert sie die Begegnung mit den Bergen zur künstlerischen Kreativität, oder verstummen sie eher angesichts der Fremdheit und Bedrohlichkeit der den Horizont verstellenden Gipfel? Und abschließend gefragt: Bleiben sie lieber im Tal an ihrem Schreibtisch sitzen, oder zieht es sie hinan zu den lichten Höhen? Der schreibenden Zunft wird ja nachgesagt, daß sie wenig bewegungshungrig, noch weniger sportlich sei. Dieses Klischee paßt zumindest nicht, wie gerade gezeigt, auf unseren Weimarer Olympier, was auch die folgende Notiz in seinem Schweizer Reisetagebuch trefflich belegt: „Müd und munter vom Berg ab springen, voll Dursts u. lachens. Gejauchtzt bis zwölf."

Ein Campagnard in den Bergen

Rainer Maria Rilke, einer der bedeutendsten Dichter deutscher Sprache, hat sich von Landschaftsformen und Naturstimmungen stark beeinflussen lassen. Die jeweilige Umgebung des rastlos Reisenden prägte sowohl seine Verse als auch seine Prosa. Ein Aufenthalt in Arco nahe dem Gardasee inspirierte ihn zu einem dafür charakteristischen Gedicht:

Die Hochschneezinne, schartig scharf,
loht auf wie eine Mauerkrone,
in die der lachende Nerone,
der Morgen, seine Fackel warf.
Und wie die Flammen bis ins Blau
sich zu verblühten Sternen strecken,
erwacht das Tal in schönem Schrecken
und taucht empor aus Traum und Tau.

Verfremdet nur, als Hochschneezinne, wird hier ein Berg aus der Umgebung des damaligen Kurorts geschildert. Rilke, 1875 in Prag geboren, nannte sich einmal einen „Campagnard", nämlich einen Flachländer; dagegen sei er kein „Montagnard", also nicht unbedingt den Bergen zugetan. Wie treffend er sich damit beschrieb, zeigt sein Aufenthalt in Soglio, diesem idyllischen Bergeller Bergdorf. 1919 wohnte er hier zwei Monate lang im Palazzo Salis, der schon damals als Pension diente. In vielen Briefen erzählte Rilke von der Schönheit des winzigen Ortes, von der Geborgenheit des Palazzo mit seinem verträumten Garten und seiner Bibliothek, in die er sich immer wieder zurückzog. „Mon Soglio, es wirbelt mir ein bischen traumdicht ins Gemüth herein", erinnerte er sich später. Doch in diesem Traumwirbel tauchte nie die pittoreske Gipfelkulisse der Bondascagruppe auf, dieser einzigartige Blickfang auf der gegenüberliegenden Talseite. Kein Wunder, denn die Dreitausender störten ihn bloß, wie Rilke einer Bekannten brieflich andeutete: „Sie haben mir nicht zu viel versprochen, als sie mir dieses Bergnest rühmten. Nur bin ich zu wenig Montagnard meiner Natur nach, daß es mich ziemlich Anpassung kostet, das Hiesige zu nehmen, wie es eben ist. Gerade das Stück Himmel, das hinter dem Berg steckt, halte ich für dasjenige, das mich am vollkommensten befriedigen würde. Ahnungslos, wie ich geographisch bin, hatte ich mir auch vorgestellt, auf ein offenes Italien hinunterzuschauen. Es enttäuscht mich, daß auch da noch Berge im Wege sind, wenn auch über sie zuweilen eine wunderbar selige Strahlung herüberreicht."

Der Dichter hielt sich ohnehin lieber in der dämmrigen Bibliothek des Palazzo als im Freien auf. Dort spann er sich wie in einen Kokon ein und vergaß die Umwelt: „Dieser Moment ist so schön, dieser um mich geschlossene Venusberg, darin eine verwilderte Rose die Venus ist und Bücher aufglänzen wie das lockende Gestein im Bergraum." Gar zweimal in einem Satz verwendet Rilke hier das Wort „Berg", wenn auch gleichnishaft wie so oft in seiner Dichtung. Nicht die alpine Realität interessierte ihn; er benutzte sie lediglich als Metapher seiner inneren Visionen. Aufschlußreich für sein Verhalten in Soglio ist der Bericht eines jungen Lehrers, der gleichzeitig mit Rilke im Palazzo Salis logierte: „Tagsüber war von dem Dichter nicht viel zu sehen. Er hielt sich von der übrigen Gesellschaft stillschweigend zurück, und man sah ihn nur einige Stunden in dem verwahrlosten Rokoko-Gärtchen spazieren, das alte Gemäuer musternd, Buchsbaumhecken betrachtend, sich über einen moosbedeckten Brunnen beugend, sich bückend, um eine Blume genauer anzusehen, selten aber den Blick nach oben richtend, wo über das Dach des Schlosses aus dem blauen südlichen Himmel die weißlich schimmernde Herrlichkeit der Bondasca-Gruppe auf uns herabschaute."

Vielleicht sei die Berglandschaft dem Dichter einerseits zu „schön" gewesen, andererseits zu unpersönlich und inhuman, gelegentlich auch drohend, rätselt schließlich der Lehrer. Wie recht er mit dieser Vermutung hatte, geht aus dem Brief an eine Verehrerin hervor, den Rilke kurz vor seiner Abreise von Soglio zum Genfer See schrieb: „Um den 20. denk ich nach Nyon zu gehen! Auch die Landschaft und die Natur, die Offenheit des Sees, die größere Entfernung der Berge, alles das wird mich nach der Eingeschlossenheit des Bergells (wo eigentlich außer dem Haus und dem alten Garten alles nur Hintergrund für mich geworden war) auf eine neue Weise auffassend finden."

Die erhoffte größere Entfernung der Berge fand Rainer Maria Rilke endlich im Rhônetal des Wallis. Im Schloßturm von Muzot, wo er bis zu seinem Tod 1926 hauste, vollendete er seine „Duineser Elegien". An diesem Gedichtzyklus hatte er seit langem, aber mit Unterbrechungen gearbeitet. Soglio schenkte ihm nicht die hier gesuchte Inspiration, um daran weiterzuschreiben. Erst die „wunderbaren Gegebenheiten des Wallis" förderten wieder den Schöpfungsdrang des Campagnard, der partout kein Montagnard werden wollte.

Schriftsteller und Maler zugleich

Von Artur Schopenhauer stammt der Ausspruch: „Bei gleicher Umgebung lebt doch jeder in einer anderen Welt." Daß diese Beobachtung nicht zuletzt auf Schriftsteller zutrifft, wird besonders augenfällig durch den Kontrast der Einstellungen von Rainer Maria Rilke und Hermann Hesse eben zur Bergwelt. Hesse, 1877 im württembergi-

schen Calw geboren, also zwei Jahre später als Rilke, wuchs zunächst ebenfalls „alpenfern" auf. Doch noch in der Kindheit zog er mit den Eltern nach Basel. Von dort aus lernte er die Schwarzwaldhöhen kennen, sicher auch die ersten Schweizer Berge. Eine Tagebuchnotiz verrät, daß Hermann Hesse bereits 1900 als Buchhandelsgehilfe mit Studien zu „Peter Camenzind" begann, seiner ersten Prosaarbeit, die ihm großen Erfolg einbrachte. Dieser stark autobiographisch geprägte Roman ist sicher auch ein Spiegelbild für des Autors persönliches, sein Leben lang andauerndes Nahverhältnis zu den Bergen. Peter, die Hauptperson des Romans, wird als Kind von der wilden Bergnatur beeinflußt. Als Student dann fühlt er sich hin- und hergeworfen zwischen seiner alpinen Heimat mit ihren Pflichten, ja Zwängen und den Verlockungen städtischer Freizügigkeit. Diese Zerrissenheit machte auch Hermann Hesse persönlich lange Zeit zu schaffen. Ihm, der die Einsamkeit suchte, bedeutete die Schroffheit des von Menschenhand unberührten Gebirges sehr viel. Nicht minder aber war er den Zerstreuungen gerade südlicher Städte mit ihrer uralten Geschichte und Kultur zugetan. Mehrmals überschritt Hesse die Alpen, was er in Schriften, Briefen und Gedichten gern erwähnt. Wie sehr ihn dabei der Gegensatz zwischen rauhen Höhen und dem Eintauchen in eine südliche Landschaft berührte, mag folgendes Zitat illustrieren: „Ich fand mich jedesmal, wie vom Anhauch des wärmeren Klimas, den ersten Lauten der klangvolleren Sprache, den ersten Rebenterrassen, so auch vom Anblick der schönen Kirchen und Kapellen zart und mahnend berührt, wie von Erinnerung an milderen, mutternaheren Zustand des Lebens."

Doch Intensität des Lebens empfand Hermann Hesse durchaus auch bei seinen alpinen Unternehmungen, wie ein Gedicht mit dem Titel „Tag im Gebirg" beweist:

Sonne lacht überm sternig flimmernden Schnee,
Wolken ruhen fern überm Tale im Kranz,
Alles ist neu, alles ist Glut und Glanz,
Kein Schatten drückt, keine Sorge tut weh.
Atmen tut wohl, Atmen ist Seligkeit,
Ist Gebet und Gesang,
Atme, Seele, öffne der Sonne dich weit,
Deine flüchtige Stunde lang!

Kein Berg ist im Gedicht selbst erwähnt, und doch ahnt man: Hier erzählt der Dichter von der befreienden Wirkung des Zu-Berg-Gehens, von der Seelenmedizin, die ein einziger im Gebirge verbrachter Tag bedeuten kann. Für Hermann Hesse ist dies charakteristisch. In seiner Lyrik und auch in seiner Prosa spricht er die Berge kaum je als identifizierbare Objekte an. Die Welt der Gipfel mit ihren Bedrohungen, aber auch mit ihren Schönheiten war ihm zwar persönlich sehr vertraut, doch er bedient sich ihrer zumeist nur sinnbildhaft.

Das wohl schönste Beispiel für des Autors liebevolle Beobachtung auch der scheinbar unbedeutendsten Dinge in freier Natur ist ein erst aus dem Nachlaß veröffentlichter Prosatext mit dem Titel: „Vor einer Sennhütte im Berner Oberland". Hesse schildert darin minutiös seine Eindrücke während einer allein unternommenen Skitour. Viele Zeilen lang erzählt er auch über Schmelzwassertropfen, die vom Hüttendach fallen und dem Schnee am Boden eine kleine Vorahnung auf den kargen Bergfrühling abringen. Auch diese Impression während seiner Rast verarbeitet er sinnbildhaft: „Und mir, dem einsamen Schiläufer, der aus dem Reichtum des Menschenlebens mit Eisenbahnen und Postwagen auf Schneeschuhen hier heraufgekommen ist, mir rührt der leise kindliche Duft des erwarmenden Holzes in der Sonne stärker an die Seele als alles, was mir das Menschenreich seit langem gab."
Mehrere Texte belegen übrigens, daß Hermann Hesse ein passionierter Skitourengeher gewesen sein muß. Im „Brief aus dem Schnee" spricht er von früheren Unternehmungen über schweigsame Pässe und auf strenge, mühsame Gipfel; auf vielen „kunstlosen" Touren habe er seine Bretter glatt und dünn gefahren. Aber auch in der schneelosen Jahreszeit war der Autor, der 1924 endgültig die Schweizer Staatsbürgerschaft erwarb, in den Bergen unterwegs. Davon zeugt nicht zuletzt ein Foto, das ihn mit seinem ältesten Sohn Bruno bei der Rast auf der Schaafschnur hoch über dem Öschinensee zeigt. Der Vater trägt genagelte Bergstiefel, der Bub ist mit einem Seil gesichert. Neben ihnen sitzt offensichtlich ein Bergführer, auch mit Nagelstiefeln und mit einem Eispickel in der Hand.
Bereits 1919 zog Hermann Hesse ins bergnahe Montagnola im Tessin, wo er bis zu seinem Tod 1962 blieb. Vor allem in dieser paradiesischen Landschaft und im Oberengadin nutzte er sein zweites Talent als Zeichner und Aquarellist. Zwar spielte er es herunter mit der Bemerkung, er sei kein guter Maler, nur ein Dilettant. Aber eine Vielzahl farbensprühender, zauberhaft leicht hingetupfter Bilder, oft im Kleinstformat, beweist das Gegenteil. Fels- und Schneegipfel darauf wirken nie bedrohlich, dies häufig im Gegensatz zu den Bergen in seinem schriftlichen Werk. Gemalt dürften sie wie auch alles andere auf seinen Aquarellen lachen und tanzen, schrieb Hesse in seinem „Kleinen Lebenslauf". Sein Malerauge reagierte eben spontan und unbefangen. Auf der Schreibhand hingegen lasteten oft auch seine schweren Gedanken. Die Alpen lachen und tanzen jedenfalls nicht, als er ihren Anblick – angezogen und abgestoßen zugleich – von einer Jurahöhe her beschreibt: „Ungeheuer, stumm, eisig, eine strenge, wehrhafte Barrikade durch die Mitte unserer Welt, ragte hart und messerscharf, erstarrt wie ein hundert Meilen langer Lavazug, die Kette der Alpen in den kühlen Herbsthimmel. Es war eine Art Grausen, eine Empfindung eines mit Wonne gemischten Erschrecktwerdens und Frierens, womit ich auf diesen Anblick antwortete: Es tat weh und wohl, es weitete und beklemmte zugleich."

Ein Amerikaner im Montafon

Auch Ernest Hemingway, 1899 in Oak Park bei Chicago geboren, verbrachte eine „bergferne" Kindheit. Doch naturverbunden war er von klein auf, nicht zuletzt durch das Beispiel des Vaters, eines passionierten Jägers. Die sensible Beobachtung auch scheinbar unwichtiger Details der Umwelt verstand Hemingway später in seinen Büchern mit präzisen und knappen Worten umzusetzen. Der Schreibtechnik als Romancier ist seine langjährige Reportertätigkeit für Zeitungen anzumerken. Damit ist es sicher auch zu erklären, daß sich der Autor überall auf der Welt in fremde Situationen rasch hineinfand und sie erstaunlich einfühlsam nachzeichnete.

Natur in Hemingways Büchern: Dafür gibt es ein besonders charakteristisches Beispiel über eine Landschaft, die für den Amerikaner zunächst völlig neu war. Die Hauptrolle spielt dabei der Schnee – beneidenswert mehr Schnee, als wir ihn in den Alpen seit Jahren haben. Es war im Winter 1924/25. Der junge Pariser Korrespondent amerikanischer Blätter reiste mit seiner Frau Hadley und dem kleinen Sohn Bumby aus der naßkalten Seinestadt zum ersten Mal ins tiefverschneite Schruns in Vorarlberg. Sie quartierten sich dort von Ende November beinahe bis Ostern im behaglichen Hotel „Taube" ein, das große Öfen, große Fenster, große Betten, gute Wolldecken und Federbetten hatte. So schildert es Hemingway in seinem letzten autobiographischen Werk „Paris – ein Fest fürs Leben". Jeder Zeile ist anzumerken, wie heimisch sich die amerikanische Familie in dem damals noch recht weltabgeschiedenen Ort fühlte. Und Hemingway nutzte die Zeit fürs Skilaufen – zu Fuß natürlich, wie er besonders betont. Denn es gab damals weder Lifte noch Seilbahnen in Schruns. Auf jeden Berg habe er mit Seehundfellen hinaufsteigen müssen; dadurch bekomme man Beine, die zum Abfahren taugten, erwähnt Sportsmann Hemingway nicht ohne Stolz. Und gleich danach gibt der im Flachland Geborene eine kundige Lektion über richtigen Steigrhythmus: Man setze sich eine gewisse Geschwindigkeit, weit unter dem Tempo, in dem man steigen könne; schon beim zweiten Aufstieg schaffe man mühelos das doppelte Rucksackgewicht. Solch ein Training war auch nötig, denn der Autor und seine Gefährten schleppten als flüssigen Proviant oft auch kleine Rotweinfässer zum Madlener Haus hinauf.

Im darauffolgenden Winter weilte die amerikanische Familie wieder in Schruns. Im tief verschneiten Voralberger Land arbeitete Hemingway an der endgültigen Fassung seines später so erfolgreichen Romans „Fiesta", der im heißen Spanien handelt. Zu Weihnachten wurde ein vom Schullehrer einstudiertes Stück von Hans Sachs aufgeführt, worüber „Hem" eine vom Hotelier übersetzte Besprechung für die dortige Provinzzeitung schrieb. Damals kam es jenseits der Berge in Lech am Arlberg zu einem schlimmen Lawinenunglück, über das der ehemalige Reporter präsize berichtete. Dieser Abschnitt könnte noch heute als Lehrbeispiel für den Leichtsinn unerfahrener Skiläufer herhalten. Ein Feriengast nannte den Skischulleiter von Schruns einen Feigling, weil dieser nach starkem Schneefall eine Gruppe drüben in Lech nicht führen wollte. Die Gruppe drohte ihm, alleine loszugehen. Schließlich brachte er sie doch zum vermeintlich sichersten Hang, den er selber überquerte. Die Leute folgten ihm, und die ganze Schneedecke kam herunter, türmte sich über ihnen wie eine Flutwelle. Dreizehn Verschüttete wurden ausgegraben, und neun von ihnen waren tot. „Die Skischule hatte schon vorher nicht floriert, und danach waren wir fast die einzigen Schüler", vermerkt Hemingway lakonisch.

Dieses Unglück war Anlaß, daß sich der Autor gewissenhaft mit der Gefahr von Lawinen auseinandersetzte. Er, der den Süden und das Meer so sehr schätzte, studierte jetzt im frostigen Gebirge, welche verschiedenen Lawinen es gibt, wie man sie vermeidet und wie man sich verhält, wenn man in sie hineingerät. Im Frühling endlich fühlte sich Hemingway kundig genug für Gletschertouren in der Silvretta rund um die Wiesbadener Hütte. Seine Naturschilderungen darüber gehören zu den schönsten Passagen des Buchs. Der folgende kleine Abschnitt mag belegen, wie sensibel der Amerikaner, obwohl „Campagnard", den Reiz des Tourenskilaufs erkannt hatte: „Die große Gletscherabfahrt war glatt und gerade, endlos gerade, wenn unsere Beine es durchhalten konnten. Die Knöchel aneinandergedrückt, liefen wir ganz tief geduckt, überließen uns der Geschwindigkeit und glitten endlos, endlos im stillen Zischen des körnigen Pulverschnees. Es war schöner als jedes Fliegen, und wir entwickelten die Fähigkeit, es zu tun und zu genießen durch die langen Aufstiege mit den schweren Rucksäcken. Wir konnten den Aufstieg weder erkaufen noch ein Billet zum Gipfel nehmen. Auf dieses Ziel arbeiteten wir den ganzen Winter hin, und der ganze Winter trug dazu bei, es möglich zu machen."

Den Alpinisten sah man ihm nicht an

Im Unterschied zu Ernest Hemingway war Max Frisch, 1911 in Zürich geboren, zumindest seiner Herkunft nach ein „Montagnard". Als der Literaturkritiker Marcel Reich-Ranicki im Jahr 1964 dem damals schon weltberühmten Autor erstmals begegnete, beschrieb er ihn als einen jovialen, beinahe würdig ausschauenden Herrn. Fotos aus jener Zeit scheinen dies zu bestätigen: Frisch, zumeist mit

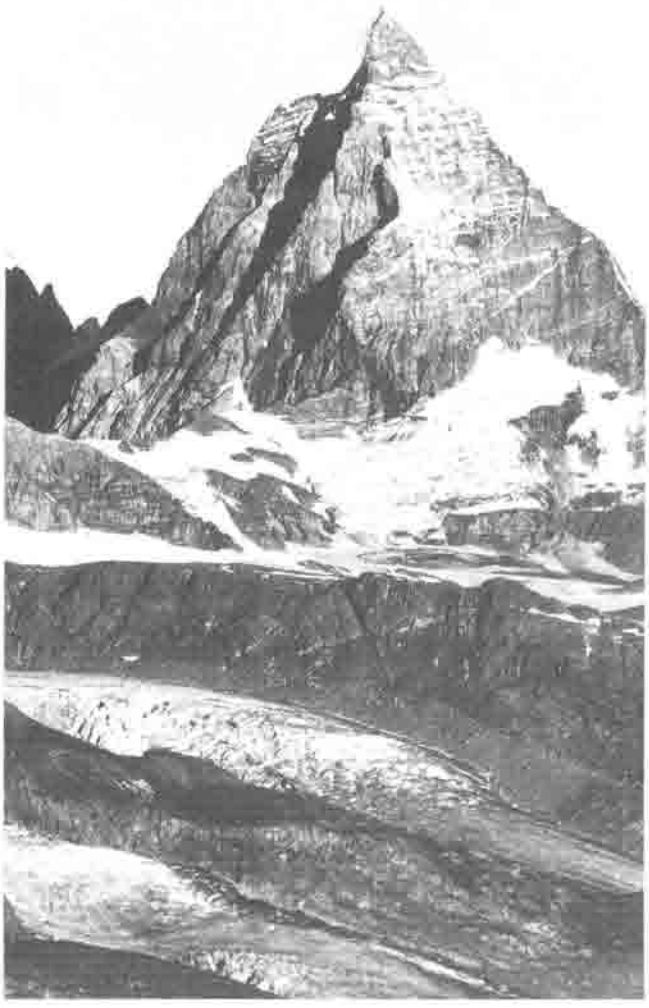


Foto: Friedrich Stettmayer

Erfolg hatte der Alpinist Max Frisch als Ersteiger des Matterhorns über den Hörnligrat (im Bild rechts), keinen der Schriftsteller Max Frisch mit seinem Frühwerk – einer Bergsteigergeschichte

einer voluminösen Pfeife in der Hand oder an den Lippen, gleicht darauf eher einem zur Behäbigkeit neigenden Privatgelehrten denn einem nervös sensiblen Literaten. Nur seine sehr wachen Augen hinter dicken Brillengläsern passen nicht so recht zur vermuteten Bonhomie; sie lassen vielmehr auf eine scharfe Beobachtung seiner Umwelt schließen. Und so war es ja auch: Der passionierte Psychologe Max Frisch schuf als Schriftsteller Menschenbilder, die unsere so widersprüchliche Gegenwart sezierend deutlich widerspiegeln. Auch hatte er ein stark ausgeprägtes Gespür für die Eigendynamik der elementaren Schöpfung. Hierzu in seinen Werken auf Fährtensuche zu gehen, ist äußerst reizvoll, zumal man häufig auf Belege stößt, die auch viel über den Autor selbst aussagen. Zum Beispiel darüber, daß er sehr naturverbunden war und trotz seiner nicht gerade sportlichen Erscheinung in jüngeren Jahren auch extremere Bergtouren unternommen haben muß.

Letzteres liegt für einen Schweizer zwar nahe, bleibt bei seinen Biographien allerdings unerwähnt. Was erklärlich ist. Denn Max Frisch hatte während seines Architekturstudiums nach eigenem Bekunden viele seiner Schriften und Tagebuchnotizen verbrannt. Folglich gibt es Lücken in seinem Lebenslauf. Sie lassen sich teilweise schließen durch das veröffentlichte Tagebuch der späteren Jahre 1946 bis 1949, in dem sich Frisch manchmal auch an seine frühere Zeit zurückerinnert. So meditiert er während eines Flugs über die Alpen, als die Maschine ganz nah am Gipfel des Finsteraarhorns vorbeizieht: „Das Gestein wird wieder greifbar. Die plötzliche Lust jetzt zum Klettern, überhaupt die Gier, den Dingen wieder näherzukommen. Es geht gegen sieben Uhr abends, eine Stunde, wo ich noch nie auf einem solchen Gipfel war; es ist wunderbar für das Auge, aber vermischt mit der Unruhe eines verspäteten Kletterers." Und während sie über die Grimselmauer fliegen, erinnert er sich: „Das ist wirklich, da bin ich schon einmal gewesen, das gibt es, diesen Firn habe ich einmal erlebt, er ist sechs Stunden lang."

Etliche Seiten später entsinnt sich Frisch einer Skitour bei Davos. Mit seiner Begleiterin gerät er in ein Schneebrett: „Plötzlich ein Krach in der blauen Luft oder unter dem glitzernden Schnee, ein kurzer und trockener Ton, fast zart wie der Sprung einer Vase. Allenthalben überschlagen sich die Schollen, und endlich begreife ich, daß auch wir in die Tiefe gleiten, unaufhaltsam und immer rascher. Zum Glück hatten wir unsere Bretter auf den Schultern; ich rufe Constanze zu, die ich für Augenblicke wiedersehe, was sie machen soll."

In ein fast vergessenes Frühwerk von Max Frisch sind offensichtlich viele seiner alpinen Erfahrungen eingegangen. Das heute als Rarität geltende Buch heißt „Antwort aus der Stille" und trägt den Untertitel „Eine Erzählung aus den Bergen". 1937 hat es der damals 26jährige Architekturstudent veröffentlicht, zu einer Zeit also, als er sich über seine eigene Berufung noch sehr im unklaren war. Zweifellos trägt die Erzählung autobiographische Züge. Ihre Hauptperson ist ein knapp 30jähriger Lehrer. Er, der an seinem Beruf schier verzweifelt, will den als unbezwingbar geltenden Nordgrat eines Berges in der Schweiz besteigen. Die Gedanken des Lehrers, als er losgeht, sind aufschlußreich für die unentschiedene Situation, in der Max Frisch damals selber steckte: „Einmal muß man es wagen, die Tat oder den Tod, denn ein Leben, wie es sich anläßt, kann und will er nicht ertragen, das hat er sich geschworen, dieses Leben eines Durchschnittsmenschen – nie und nimmer!"

Die Erzählung enthält viele präzise Einzelheiten, die ohne alpinistische Erfahrung ihres Autors nicht denkbar wären. Die wenn auch dramatische, so schließlich doch erfolgreiche Bezwingung des Nordgrates verknüpft Max Frisch mit einer Dreieckshandlung zwischen dem Lehrer, seiner Verlobten und einer jungen Dänin, die ihn ein Stück auf den Berg begleitet. Luis Trenker, hätte er die Erzählung gekannt, wäre über ihren Inhalt als Vorlage für ein Drehbuch glücklich gewesen.

Ertragreich bei der alpinistischen Fährtensuche ist auch Max Frischs Buch „Der Mensch erscheint im Holozän". Bei seiner Veröffentlichung war der Autor im 68. Lebensjahr. Herr Geiser, die Hauptperson der Erzählung, ist 74 Jahre alt. Das Tal, wo sein Haus steht, versperrt ein Erdrutsch. Folglich will er den Paßübergang in ein Nachbartal

Rechts: Die Blaueisgruppe (Berchtesgadener Alpen) mit Steinberg, Schärtenspitze, Blaueisspitze, Hochkalter, Kleinkalter, Rotpalfen (von links) stand Eugen Roth Pate für seine Erzählung „Der Weg übers Gebirg"

erkunden. Die Tour gerät dem einst passionierten Berggeher zum Leidensweg, seine Kräfte erlahmen bald. Auch verläuft er sich immer wieder, weil ihn sein Erinnerungsvermögen im Stich läßt. Körperliche und geistige Altersschwäche nennt man das gemeinhin: Max Frisch beschreibt sie sicher nicht ohne Grund mit so viel Akkuratesse. Was auch eine Passage aus seinem „Tagebuch 1966–1971" belegt, wo er eine Skiabfahrt von der Diavolezza festhält: „Beim Anschnallen der Skier schon ein kurioses Gefühl; nicht Sorge, denn die Abfahrt ist nicht schwierig ... Es geht denn auch ohne Sturz, trotzdem bleibt das kuriose Gefühl. Was ist anders als früher? ... Als ich am Ziel bin und die Skier losschnalle, entdecke ich: Ich fuhr die ganze Strecke mit der Pfeife im Mund ... Um über das Altern zu schreiben, genügte es für Michel de Montaigne, daß er einen Zahn verlor; er schrieb: ‚So löse ich mich auf und komme mir abhanden'."

Übrigens: Der Autor hatte in einem abgelegenen Tessiner Tal selber ein Ferienhaus. In besagtem Tagebuch schildert er es: „BERZONA ... Einmal im Flugzeug meinte ich, daß ich das Haus erkenne: ein graues Klötzchen in einem Nebental. Es tat mir leid; es steht so oft ohne Bewohner ... Hier also wohnen wir. Winter südlich der Alpen: Schneewasser rinnt über Granit ... dazwischen das verwelkte Farnkraut, Stämme von Birken, Schnee auf den Höhen ... Auf Wanderungen trifft man jetzt keinen Menschen, ab und zu ein paar Ziegen; die Bäche sind vereist, aber an der Sonne ist es warm." Fast identisch schildert Max Frisch im „Holozän" die Umgebung von Herrn Geisers Haus. Und in der wohl beeindruckendsten Passage dieser Erzählung erinnert sich der alte Herr an eine Matterhorn-Besteigung, die er einst gemeinsam mit seinem Bruder unternahm. Bis ins Detail stimmen hier die konkreten Verhältnisse am Berg. Ohne eigene Kenntnis des Normalanstiegs dürfte Max Frisch diesen Abschnitt kaum verfaßt haben. Aus dem Erfahrungsschatz eines Alpinisten ist auch die Szene gegriffen, als die Brüder endlich beim Gipfelkreuz stehen: „Der Bergführer, den sie überholt hatten, erwiderte ihren Gipfelgruß nicht, sondern bediente seine deutschen Kunden mit heißem Tee. Erst nach einer langen Weile machte er sie aufmerksam, daß sie, beim Überholen, Steine ins Kollern gebracht hätten und zwar mehrmals."

Beim Rückweg auf dem Grat versteigen sich die Brüder in die berüchtigte Ostwand. Wie als warnendes Beispiel in einem alpinen Lehrbuch schildert Max Frisch hier sachkundig die unzureichende Seilsicherung der beiden, ihren Kampf ums Überleben in der Todeswand. Marcel Reich-Ranicki, alpenfern in Berlin aufgewachsen, konnte mit dieser Geschichte aus den Bergen offensichtlich nichts anfangen. Obwohl er Max Frisch als Schriftsteller hoch einschätzte, wollte er gerade dieses Buch nicht rezensieren (was ihm Frisch übelnahm). In des Kritikers Frage nach dem Grund dafür schwingt auch schon die Antwort mit: „Fehlte mir das Sensorium für diese Prosa, für ihren Ton, ihren Stil?"

Ein Lebensweg übers Gebirg

Zufällige Entdeckungen sind oft die reizvollsten. Als der Autor dieses Beitrags in einem Bibliothekskatalog kramte, stieß er auf folgende Titelkartei: „Eugen Roth, Der Weg übers Gebirg". Das machte neugierig. Zwar ist Roth für seine heiteren oder bitter-satirischen Verse, auch für seine gleichgestimmte Prosa wohlbekannt. Aber eine *Berg*geschichte aus der Feder des promovierten Germanisten und Kulturredakteurs der einstigen „Münchener Neuesten Nachrichten": So etwas mußte einfach eine Kuriosität sein!

In der Tat: Durch dieses schmale Bändchen kann man gleichsam das zweite Gesicht von Eugen Roth kennenlernen. „Der Weg übers Gebirg" ist eine Erzählung, die erstmals 1941, also mitten im Krieg erschien. 1976 wurde der Band noch einmal aufgelegt, heute ist er vergriffen. Daß die Geschichte einen autobiographischen Hintergrund haben muß, verraten gleich die ersten Seiten. Im Sommer 1940 will Doktor Wilhelm Bornkessel, die Hauptperson, eine Bergtour unternehmen. Es dürfte eine nicht ganz leichte Sache werden, sinniert der Rechtsanwalt. Denn sein linker Arm ist kaum mehr zu gebrauchen, weil er im Ersten Weltkrieg von Granatsplittern zerschmettert wurde, bei Ypern an der französischen Front. Schon dieser Hinweis läßt vermuten, daß sich hinter Wilhelm Bornkessel der Autor Eugen Roth verbirgt, der 1914 vor Ypern tatsächlich eine schwere Verwundung erlitt. Folglich mußte er den Zweiten Weltkrieg auch nicht als Soldat mitmachen, was auf Bornkessel ebenfalls zutrifft. Noch zahlreiche weitere Stellen im Buch lassen auf die Identität der Hauptperson mit ihrem Schöpfer schließen. Diese autobiographische Spurensuche ist auch deshalb so spannend, weil sich für den aufmerksamen Leser herausschält, daß Eugen Roth ein kundiger und passionierter Berggeher gewesen sein muß. Nur wenigen Kennern seines Werks dürfte das bekannt sein.

Dieser Virtuose der Sprache sei in seinem innersten Wesen einzelgängerisch gewesen, schrieb Joachim Kaiser in seinem Nachruf auf den Münchner Dr. Eugen Roth. „Der Weg übers Gebirg" verrät Seite auf Seite, wie gut diese Charakterisierung auch auf Dr. Wilhelm Bornkessel zutrifft. So ist die Schilderung seiner Bergtour ein einziges inneres Gespräch, in dem er sich mit seinem Leben auseinandersetzt, mit Gedanken um Älterwerden und Tod. Heute wird ja oft geklagt, erzählende Alpinliteratur sei weder sprachlich noch inhaltlich qualitätvoll. Am Bergthema selbst kann das nicht liegen. Denn Eugen Roth schrieb mit seinem „Weg übers Gebirg" ein kleines Prosawerk, das sowohl literarischer Kritik standhält als auch dem Anspruch nach stimmiger alpiner Lektüre. Besonders beeindruckt dabei, wie Bornkessel das Naturerlebnis der Bergtour unmittelbar reflektierend verarbeitet, wie die Natur in ihm Assoziationen auslöst. Hier nur ein kleines, aber anrührendes Beispiel dafür: Der Rechtsanwalt unter-

Foto: Sepp Brandl

nimmt seine Tour im Sommer 1940, also mitten im Krieg. Nach kurzer Rast im Nieselregen will er weitergehen, was Eugen Roth so beschreibt: „Bornkessel stand auf und griff an den Stein. Und auch der Stein war naß vom Weinen, das in der Welt war."

Wilhelm Bornkessel will den Hochklaffer über die Klafferscharte ersteigen. Einen Berg dieses Namens gibt es in Bayern nicht. Aber ein bayerischer Berg muß damit gemeint sein. Denn unterwegs begegnet Bornkessel einem einheimischen Senn, dessen Raunzer und Wisperer er nur mit Mühe versteht, obwohl er selber Altbayer ist. Auf die richtige Fährte führt schließlich Eugen Roths Hinweis, die Klafferscharte sei über einen Ferner mit Randkluft zu erreichen. Bayerischer Berg und *Eis*feld?! Hier wird der kundige Leser gleich kombinieren, hinter Bornkessels Gipfelziel Hochklaffer samt Klafferscharte könne sich eigentlich nur der Hochkalter mit dem kleinen Blaueisgletscher und der Blaueisscharte verbergen. Wer um diese Gebirgsgruppe der Berchtesgadener Alpen weiß, wird aus exakten Einzelheiten der Erzählung überdies folgern, daß Eugen Roth die wegen der Randkluft nicht leichte Tour über den sogenannten Eisweg gut gekannt haben, ja gegangen sein muß. (Anm. d. Autors: Die Schwägerin Eugen Roths hat dies im nachhinein bestätigt).

„Der Weg übers Gebirg" hat eine eigenwillige, manchmal sperrige Sprache, die stellenweise ins klassische Versmaß überzugehen scheint. Hat man sich aber erst eingelesen, wird man hineingezogen in den Strudel der Handlung. In Gedichten von Eugen Roth klingt ja immer wieder das Leitmotiv vom Leben und Sterben an. Seine Erzählung verdichtet noch dieses Thema. Nur ein Autor wie Roth, der offensichtlich aus eigener Erfahrung um die bohrende Angst vor einem Alleingang im Hochgebirge wußte, konnte das so glaubhaft beschreiben. Besonders plastisch erscheinen Bornkessels Erinnerungen an ein früheres traumatisches Erlebnis, nämlich an die Bergung von sieben toten Kletterern aus der Schüsselkarwand. Diesmal läßt Eugen Roth den Namen des Schauplatzes unverschlüsselt. Vermutlich hatte er die dramatische Abseilaktion mit eigenen Augen gesehen. Jedenfalls gehört seine Schilderung des gespenstigen Todeszuges zu den dichtesten Passagen der Erzählung.

Wilhelm Bornkessel fühlt sich mit seinen 45 Jahren schon so alt. Am Hochklaffer will er noch einmal Dynamik und Unbeschwertheit seiner Jugend zurückholen. Das gelingt ihm nicht, denn der verwirrende Aufstieg im Felslabyrinth führt ihm die Zerissenheit seines gegenwärtigen Lebens vor Augen. Aber trotz eines Schwächeanfalls und bedrohlicher Situationen erreicht er im Unwetter die rettende Hütte. Hier schöpft er neue Zuversicht, am nächsten Morgen doch noch den Gipfel zu erreichen.

Eugen Roth war 46 Jahre alt, als die Erzählung erstmals veröffentlicht wurde. Es ist sicher nicht vermessen zu sagen, daß der letztlich glücklich ausgestandene „Weg übers Gebirg" auch mit seinem eigenen Lebensweg zu tun hatte.

Ein extremer Dadaist

Als Walter Vitt, Hörfunkredakteur beim Westdeutschen Rundfunk und Kunstkritiker, vor etlichen Jahren der Biographie eines in Köln aufgewachsenen Dada-Künstlers nachzuspüren begann, ahnte er noch nichts von den Weiterungen seiner Recherchen. Gleichsam als Nebenprodukt bekam Vitt allmählich heraus, daß dieser Künstler und Verfasser dadaistischer Texte auch ein Extremalpinist von hohen Graden gewesen war. Die Rede ist von Alfred Emanuel Ferdinand Gruenwald; Walter Vitts zweites Buch über ihn, auf das wir uns im folgenden stützen werden, trägt den Titel „bagage de baargeld". Zwar ist Gruenwalds erhalten gebliebenes bildnerisches und schriftliches Werk schmal und eigentlich nur Insidern bekannt. Trotzdem soll zum Abschluß unserer Untersuchung gerade dieser außergewöhnliche Mann stehen, weil er, obwohl von Herkunft her „Campagnard", in einer kurzen Lebensspanne mit seiner Person (und nicht durch sein Werk) Alpingeschichte schrieb.

Alfred Gruenwald wurde 1892 in Stettin geboren. Nur knapp 35 Jahre später, im August 1927, kam er bei einem Wettersturz im Montblanc-Massiv ums Leben. Sein bürgerlicher Name steht nur in offiziellen Dokumenten. Will man etwas über den Künstler erfahren, ist er in Monographien aus den 20er Jahren als Johannes Theodor Baargeld aufgeführt. Und in Münchner Alpinistenkreisen war er gar nur unter dem alttestamentarischen Namen Jesaias bekannt. Dies alles hat Walter Vitt in mühsamer Kleinarbeit herausgefunden, was um so verdienstvoller ist, weil in der gesamten Dada-Literatur kein korrektes Geburts- und Todesdatum Gruenwalds vermerkt war; auch Todesort und -ursache wurden unterschiedlich dargestellt. Selbst in der Zentralkartei des Marburger Literaturarchivs waren Baargelds Texte unter dem Namen des österreichischen expressionistischen Dichters Alfred Grünewald eingeordnet. Erst dank Vitts Interventionen haben die Marburger Archivare aus einem Dichter zwei gemacht.

Woher rührt eigentlich der Künstlername Baargeld? Als Student der Wirtschaftswissenschaften in Köln schloß sich Gruenwald der dortigen Dada-Bewegung an, einer Kunstrichtung also, welche die absolute Sinnlosigkeit der Kunst propagierte. Mit Max Ernst, einem der Ober-Dadaisten, freundete sich Gruenwald bald an. Weil der Student als Sohn eines wohlhabenden Vaters über mehr Geld als seine dadaistischen Mitstreiter verfügte und häufig auch deren Zeche bezahlen mußte, nannten sie ihn eben Baargeld. Dieses Pseudonym benutzte er während seiner kurzen, aber intensiven Schaffensperiode zwischen 1919 und 1921. Baargeld produzierte Collagen, Fotomontagen und Grafiken, auch zahlreiche Gedichte in absurd-dadaistischer Manier. Überdies engagierte er sich politisch in einer marxistisch orientierten Arbeiterpartei. Trotzdem schaffte er, wenn auch mit Ach und Krach, die Promotion in seinem ungeliebten, wohl vom Vater gewünschten Studium. Doch dieser turbulente, von Widersprüchen erfüllte Lebensabschnitt endete 1920 urplötzlich: Baargeld, der sensible Intellektuelle, erkannte früher als seine Dada-Freunde die Kurzlebigkeit dieser revolutionären Kunstrichtung.

Danach folgten nur mehr knappe fünf Jahre des bergsteigenden Jesaias. Wer den Flachländer zum Alpinismus brachte, ist nicht bekannt. Ein Freund der Familie Gruenwald erinnerte sich lediglich, daß sich schon der Bub am turmähnlichen Teehaus des Vaters im Garten der Kölnischen Rückversicherungs-Gesellschaft mit Stricken hochgehangelt habe. Fest steht jedenfalls, daß sich Baargeld im Sommer 1919 mit Max Ernst zum Bergsteigen im Gebiet des Königssees aufhielt. Im Winter 1922/23 ließ sich der frischgebackene Doktor und Ex-Dadaist in den exklusiven Akademischen Skiclub e. V., München (Asem) aufnehmen. Bald zog er in der Bogenhausener Pienzenauerstraße ins Gartenhaus seines künftigen Berggefährten Professor Karl Gruber, der an der Münchner Universität Parapsychologie lehrte. Hier lud Jesaias gern zu „idealen Hüttenabenden mit geistigen und leiblichen Genüssen" ein, wie ein Nachruf vermerkt. Aufschlußreich ist, daß er seinen neuen Bergfreunden kaum etwas von seiner bewegten Künstlerperiode im Köln der Nachkriegszeit erzählte.

Von Jahr zu Jahr steigerte Jesaias jetzt seine alpinistischen Fähigkeiten. Zu Beginn seines Tourenbuchs stehen noch Stümpfling, Alpspitze und Olperer, im Sommer 1923 sind es schon das Matterhorn über den Zmuttgrat und die Gipfel des Monte Rosa-Massivs. Jesaias ging immer führerlos, wenn auch mit gleichwertigen Gefährten. 1924 folgten Grandes Jorasses, Monte dell'Oro und Piz Forà, um nur einige Unternehmungen zu nennen. Bei seinen Recherchen über Gruenwald alias Baargeld alias Jesaias entdeckte Walter Vitt übrigens im Hüttenbuch der Carl von Salis-Hütte im Oberengadin vier Gedichte des Künstlers. Eines davon, vom August 1923 und folglich nicht mehr in Dada-Manier verfaßt, sei hier wiedergegeben, zumal es wie ein sehr persönlich gestimmter Monolog anmutet:

Du folgst jetzt all den Wegen,
Die durch dich ziehn.
Sie scheinen Dir gelegen
Mit eignen Mühn.
Du glaubst dem fernsten Winken
Ob es Dir galt?
Die fernen Zinken sinken,
Doch Du warst kalt.
Schon lang sind Deine Höhen
Im Dunst gelöst.
Es ist bald wie ein Stehen,
Nun Deinen Weg Du weitergehst.

Blick vom Dôme du Goûter zur Aiguille de Bionnassay, Alfred Gruenwalds Schicksalsberg: rechts im Profil die NW-Flanke (Anstiegsweg); auf den Betrachter zuführend der Grat zum Col de Bionnassay

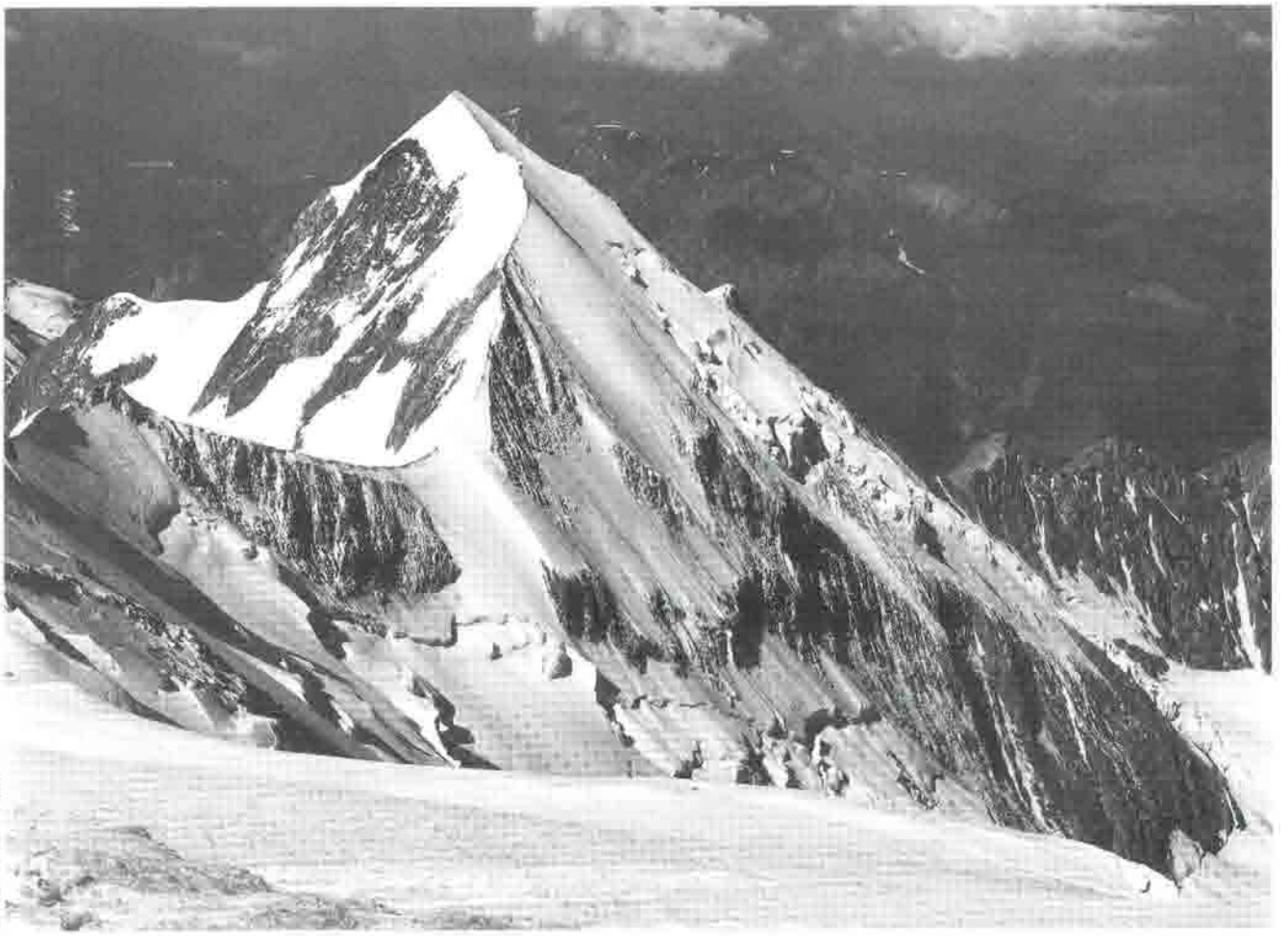


Foto: Wolfgang Rauschel

Im Sommer 1926 gelingt am Cima di Rosso die Erstbegehung der Nordwand; die Route ist noch heute nach Alfred Gruenwald benannt. Im August 1927 schließlich kommt es nach etlichen anspruchsvollen Unternehmungen im Montblanc-Massiv zur Katastrophe. An ihrem letzten Ferientag wollten Jesaias und sein Tourengefährte Max Bickhoff von der Tête Rousse-Hütte aus nur noch einen kleinen Photographierbummel zum Glacier de Bionnassay hinab machen. Da das Wetter ungewöhnlich schön war, dehnten die beiden, so wurde später vermutet, ihre Rekognoszierung immer weiter aus und steckten bald mitten in der gewaltigen Nordwand der Aiguille de Bionnassay. Wie andere Bergsteiger beobachteten, durcheilten sie die 1000 Meter hohe Eiswand in weniger als der Hälfte der Zeit der Erstbezwinger. Offenbar schon beim Abstieg über den Wächtengrat zum Col de Bionnassay wurden sie von einem fürchterlichen Wettersturz überrascht. Über ihren weiteren Leidensweg zitiert Walter Vitt einen (rekonstruierten) Bericht von Philipp Borchers aus der „Österreichischen Alpenzeitung". Danach müssen Bickhoff und Gruenwald versucht haben, den Grat weiterzuverfolgen, der zum Dôme de Goûter führt, mit dem Ziel, die Goûter-Hütte zu erreichen. Vom Grat sind sie schließlich in oder auf einer sich bildenden Lawine etwa 400 Meter die Wand zum Glacier de Bionnassay hinabgestürzt. Bickhoff muß in der Lawine erstickt sein. Alfred Gruenwald stieg trotz seiner Verletzungen mit schier übermenschlicher Kraft die Dôme-Wand 400 Meter zum Eisgrat schräg hinauf und brach an der Kante zusammen, wo er im Schneesturm bei minus 30 Grad vermutlich erfror.

Reinhold Messner hat in einem Interview großen Respekt für die alpinistischen Leistungen von Alfred Gruenwald geäußert: Nur durch seinen frühen Tod sei Jesaias nicht in die absolute Spitzenklasse des Alpinismus vorgedrungen. Und Gruenwalds getreuer Chronist Walter Vitt schreibt: „Jesaias findet erst in den Bergen zur vollen Selbstverantwortung. Hier tut er zum ersten Mal in seinem Leben etwas, das nicht vom Elternhaus abgesichert ist und bei dem er alle Risiken, auch Todesrisiken, selber tragen muß."

Heimat

Wehmutsbegriff oder Utopie?

Helmuth Zebhauser

„Heimat" ist eine schwierige Vokabel. Verbraucht, mißbraucht und doch immer wieder gebraucht. Dem Begriff läßt sich auf verschiedene Weise annähern. Zum Beispiel lassen sich die folgenden fünf Denkansätze wählen:

- ☐ Heimat am Platz der Herkunft (Ort, Tal, Land)
- ☐ Heimat in der Sprache (in der Muttersprache)
- ☐ Heimat in der Gemeinschaft (Familie, Sippe, Gruppe, Volk)
- ☐ Heimat auf der Hütte (Bergheimat)
- ☐ Heimat in der Kunst (Naturlyrismus)

Wo ist Heimat

Man wählt sich Heimat nicht aus. Heimat ist zunächst der Bezirk, wo wir die ersten Erfahrungen mit der Umwelt machen, der natürlichen und der gesellschaftlichen; Heimat ist der Bezirk, wo wir durch unbewußte Anpassung („oft bis zum Selbstverlust in frühen Jahren", Frisch) zur Illusion gelangen, hier sei die Welt nicht fremd. Hier spürst du Geborgenheit. Hier gehörst du dazu. Heimat – ein Problem der Identität. Aber, so fragt sich, der nachdenkt, womit identifiziere ich mich?

Frisch verweist auf die Übereinstimmung mit dem Begriff „Mundart" und zitiert für Heimat aus dem Lexikon: „Wird oft angewandt, um eine besonders gefühlsbetonte Stimmung auszudrücken oder zu erwecken." Aber: „Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich" (Frisch).[1]

Nochmal: Heimat ist also, wo ich in der Frühkindheit aufgewachsen bin: Das alte Haus, die Zimmer entlang dem langen Gang, die unbeschreiblich große Robinie vor dem Haus (die es heute nicht mehr gibt), die sieben Birken in der Wiese und die riesigen Buchen und Ulmen jenseits des Gartenzauns, hinter denen die Fremde begann. Heimat ist also das, von wo aus ich geborgen die Welt erkannte.

„Heimat" war im Lauf der Zeit ein bedeutungsvolles Wort geworden, insbesondere zum Ende des vorigen Jahrhunderts hin. „Heimat" ist inzwischen zu einem Begriff denaturiert, den man nur noch in Anführungszeichen zu verwenden wagt, ähnlich wie das Wort „Patriot". Ein vergleichbares Wort wie „Heimat" gibt es wohl in keiner anderen Sprache. MY COUNTRY erweitert und begrenzt Heimat auf ein Staatsgebiet. HOMELAND setzt Kolonien voraus. MOTHERLAND ist vielleicht verwandt und tönt auch zärtlich („zärtlicher als Vaterland"). LA PATRIE, das hißt sofort Flagge, riecht metallisch und stimmt Patriotismus an. Ich kann nicht sagen, daß mir beim Anblick des Kreuzes der Ehrenlegion oder gar beim Bundesverdienstkreuz sofort und unter allen Umständen heimatlich zumute wird. „Nie habe ich (wenn ich mich richtig erinnere) so scharfes Heimweh erfahren, wie als Soldat, in Reih und Glied". Ach ja: Heimweh gebiert sich, wenn ich fort bin von der Heimat; es entzündet sich in der Ferne und an der Heimat.

Seite 224:
St. Coloman bei Füssen – „Heimat ist also das, von wo aus ich geborgen die Welt erkannte"

Seite 227: Aufbruch vom Karwendelhaus „Es ist je und je aufs neue zu finden, ob ein Verein Heimat bieten kann"

Es muß aber noch etwas anderes als den Platz meiner Herkunft geben, was Heimat hervorbringt, etwas, das Heimat macht, das Heimat spüren läßt, das nach Heimat tönt, das wie Heimat birgt. Wo wächst denn das Gefühl der Zugehörigkeit? Woraus wird denn das Bewußtsein der Zugehörigkeit gespeist? Es ist also mehr als das Haus, in dem ich aufgewachsen bin und der Baum, unter dem ich gespielt habe. Es ist der Ort – Ort im weiten Sinn.
Es ist das figurierte Portalgewände der Haimhauserschule, die Kirche St. Sylvester, wo wir Kinder am Heiligen Grab Wache standen, die immer etwas dustere Kaulbachstraße. Es ist der Hydrant, über den ich irgendwann dann auch zu springen wagte, und die Weiße Brücke, über die ich eine Zeitlang täglich ging. Es ist die große Stadtstraße, die, wenn ich stadtauswärts schaute, unwirklich hell im Regen glänzte. Zum Heimatempfinden gehört auch der Geruch des Pferdestalls, der Geschmack des Apfelstrudels und die Farbe der Zwetschgen.
Das alles sind kleine Stanzstücke, die zum Puzzle passen. Aber das ist immer noch nicht alles. Liefern nicht auch die Gestaltung, die Bilderwelt, die Wörterwelt, die Gedankenwelt, also Bauten, Kunst, Literatur und Geschichte Stücke für mein Zusammensetzspiel?
Frisch hat es mit seinem kleinen, beständigen Land Schweiz und dessen bemessener, besser gesagt, seiner konzentrierten Bilderkunst und Literatur leichter. Er schreibt, es würde ihm heimatlicher zumute bei Robert Walser: „Exil als Scheinidylle, der Diminutiv als Ausdruck heimlicher Verzweiflung; ein großer Landsmann auf der Flucht in die Grazie. Gottfried Keller gewiß; nur beheimaten mich seine Briefe mehr in sein Seldwyla,[2]) dieses verfängliche Modell der Begütigung. Gotthelf macht mich zum staunenden Gast im Emmental, nicht zum Einheimischen; Pestalozzi beheimatet mich in seinem revolutionären Ethos mehr als in unserer Umwelt – aber dann denke ich auch schon an Georg Büchner, Tolstoi ..."
Und der Begriff Heimat weitet sich oder wird gesprengt oder es gibt ihn vielleicht nicht.
Aber es bleibt die Sprache. Max Frisch verweist auf die Mundart.
Es ist von alther, vom Märchenerzählen, von den innigen Liedern. „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum". Aber wer singt noch solche Lieder.

Heimat in der Sprache

Die Kritik an unserer Gegenwart zeitigt den Satz: Der Mensch scheint heimatlos zu werden. An solcher Denkstelle verweist Heidegger auf Nietzsches Gedicht aus dem Jahre 1884 „Weh dem der keine Heimat hat". Und er findet, Heimat sei notwendig. Dennoch konstatiert er: „Heimatlos ist der Mensch, obgleich sich kaum mehr eine Stelle der Erde ausfinden läßt, wo der Mensch sich nicht einrichtet und seine Umtriebe betreibt".
Lange vor Frisch hat der Tiroler Philosoph Ferdinand Ebner mit der „Pneumatologie des Wortes"[1]) Hinweise gegeben. Und Martin Heidegger hat in seinem 1960 in Wesselburen gehaltenen Vortrag „Sprache und Heimat" dargelegt: „Die Sprache ist kraft ihres dichtenden Wesens, als verborgenste und darum am weitesten auslangende, das inständig schenkende Hervorbringen der Heimat."[4])
Heidegger verweist uns auf die Sprache als Heimat. Und er meint damit den Dialekt, die Mundart, die ursprüngliche Sprache; die herkunfthaltende Sprache. Von daher verstehen wir die Bemühungen um das Ladinische und andere Sprachinseln. An spätester Stelle sagt Heidegger: „Es bedarf der Besinnung, ob und wie im Zeitalter der technisierten, gleichförmigen Weltzivilisation noch Heimat sein kann".[5])

Gemeinschaft – Niststätte für Heimatgefühle

Bewahrende Kraft der Heimat ist die Gemeinschaft. „Gemeinschaft ist gewachsene Verbundenheit, innerlich zusammengehalten durch gemeinsamen Besitz, gemeinsame Arbeit, gemeinsame Sitte, gemeinsamen Glauben; Gesellschaft ist geordnete Getrenntheit, äußerlich zusammengehalten durch Zwang, Vertrag, Konvention, öffentliche Meinung." Die Stadt des Mittelalters ist die repräsentative Grundform des einen, die moderne Großstadt die des anderen; jene der monumentale, domhaft gewachsene Versuch, „einen engen Verband zu gegenseitiger Hilfe und Beistand zu organisieren, für Konsum und Produktion und für das gesamte soziale Leben, ohne den Menschen die Fesseln des Staates aufzulegen, sondern unter völliger Wahrung der Freiheit für die Äußerungen des schöpferischen Geistes einer jeden besonderen Gruppe von Individuen" (Kropotkin), diese eine gegliederte Einheit im mechanischen Schein, in Wahrheit eine Masse von „lauter freien Personen, die im Verkehr einander fortwährend berühren, miteinander tauschen und zusammenwirken, ohne daß Gemeinschaft und gemeinschaftlicher Wille zwischen ihnen entstünde" (Tönnies).
In ungeheuren Zeichen erscheint die Auflösung der Gemeinschaft durch die Gesellschaft, durch die „Welt" schicksalhaft bekundet (Buber).[6])
Und da die gesamte Kultur in gesellschaftliche und staatliche Zivilisation umgeschlagen ist, so geht in dieser ihrer verwandelten Gestalt die Kultur selber zu Ende; es sei denn, daß ihre zerstreuten Keime lebendig bleiben, daß Wesen und Ideen der Gemeinschaft wiederum genährt werden und neue Kultur innerhalb der untergehenden heimlich entfalten (Tönnies).
Bergsteiger sind schon um 1900 aus den erlebnismystischen Räuschen und aus Wolkenhäuserträumen aufgeschreckt.

Foto: Klaus Pustschuh

„Stilwende" war angesagt – nicht nur in Kunst und Hochkultur, auch im Alpinismus. Nach und nach wichen utopisch anarchische Wünsche nach Gemeinsamkeit einer realisierbar erscheinenden sozialen Utopie. Buber begann die vollkommene Wirklichkeit des Lebens in wahrer Gemeinschaft zu denken. Allerdings fiel in dieselbe Zeit die Ausschließung der Judensektion im DÖAV. (Affäre Donauland, 1924). Das „Wir" wurde völkisch und rassisch pervertiert.
Die soziale Utopie Bubers wollte sehen, wie einzelne sich zu kleinen lebendigen Gemeinschaften zusammenschließen und auf dieselbe Weise Gemeinschaften zu Gemeinden und diese sich wiederum untereinander, „wobei die gegenseitigen Beziehungen dieser sozialen Gebilde untereinander ebenso unmittelbar und vital sind wie die von Freunden" (Buber).

Diese soziale Vision, dieses Verlangen nach Gemeinschaft fügte sich gut zu den neuromantischen Tendenzen der Jugend. Der Freundeskreis um Paul Bauer und der ganz andere Freundeskreis um Leo Maduschka fanden sich in einem Verein. Also in einer Dachgemeinschaft. Diese war wieder verflochten mit anderen Alpenvereinssektionen und diese standen wieder unter einer Dachgemeinschaft.
1936 bildete sich bei Buber ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem dialogischen Denken und dem sozialen Utopismus heraus. Nur Menschen, die fähig sind, wahrhaft DU zu sagen, können wahrhaft WIR sagen.
„Das Wir, von dem ich rede, ist keine Kollektivität, keine Gruppe, keine gegenständlich aufzeigbare Vielheit. Es verhält sich zum Wirsagen wie das Ich zum Ichsagen. Es läßt sich ebensowenig wie das Ich faktisch in der dritten Person erhalten. ... es aktualisiert sich unversehens und ist auch unversehens nicht mehr da."
Ein großer deutscher Soziologe, Max Weber, unterschied zwischen Gesellschaft und Gemeinschaft oder, wie er es formulierte, Vergesellschaftung und Vergemeinschaftung, auf folgende Weise: Vergesellschaftung sei auf Interessen, also auf Interessengemeinsamkeit begründet, Vergemeinschaftung sei auf Gefühlsgemeinsamkeit begründet. Das scheint aber Buber nicht ganz zulänglich zu sein.
Das Gefühl reicht ihm nicht, um zu begründen, was Gemeinschaft ist. Wenn sich Menschen, die mit bestehenden Verhältnissen unzufrieden sind, zusammentun zu einem Verein, so legen sie ihre Leidenschaften zusammen, „aber eine Gemeinschaft ist dadurch dieser Verein noch lange nicht geworden, sondern er ist schlecht und recht doch nur ein Verein." (Buber)
Es ist je und je aufs neue zu finden, ob ein Verein Heimat bieten kann.

Bergheimat – Abstraktum oder Gefühlskiste

Aus der nachbiedermeierlichen Stimmungswelt, zum Beispiel aus den Illustrationsidyllen des altgewordenen A. Ludwig Richter, aus Märchenbuchbildern und Gartenlaubestimmungen sprach die frohmachende Geborgenheit der Heimatnischen, der Heimatstimmungen.
Von da war es nicht weit zu der Bergsteiger Träume von Wolkenhäusern, die weit mehr und auch ganz anders waren, als nur Stützpunkte fürs Bergsteigen.
Da wurde „Bergheimat" gebaut, inszeniert und manifestiert. In einem Hochtal auf einem Rücken, nah beim Wasser wurde ein Haus in die Öde hineingestellt, in den Wind, in die Wolken. Schutz und Geborgenheit in der Wildnis.
Bürgerhäuser in die Gegenden, in denen der Mensch unbehaust war, haben die Bergsteiger 100 Jahre gebaut. (Daß dies später Abfütterungsstellen und Kloaken für eine Massenwanderbewegung werden, ahnte noch niemand.)
Wir sind keine Nomaden. Wir sind keine Zeltmenschen. Wir sind Höhlenbewohner und Steinhausbauer. Daheim im Tal. Und oben am Rand des Kars. Dort, von wo der Abstieg ins Tal gewiß ist. Dort, von wo der Anstieg ins Ungewisse, zum Ziel, zum Traum, zum Höchstpunkt, zum Ausgesetztsein nahe ist.

Überhaupt, auch das Gegenteil muß man denken. Das Gegenteil von Geborgenheit: das Ausgesetztsein. Auf dem Grat gehen. Da liefert Bergsteigen Ausgesetztsein par excellence für Lebensgefühl. Da wird Leben erlebt. Ek-Sistenz.
Auch ein Weg kann heimatliche Gefühle wecken.
Der immer wieder gegangene Weg. Der sich in Wiederholungen eingesenkt hat. Mein Schulbubenweg am Bach entlang, mein immer wieder gegangener Hohlweg hinauf zur Alm; der Weg durch die moosverwachsene und bergahornbestandene Halde mit den riesigen aus der Nordwand herabstürzenden Felsblöcken, diese kleine in eine Mulde unter der Wand geborgene Wildheit, zu der wir Obstgarten sagten. Dazu gehört auch der immer wieder gekletterte gleiche Grat.
Ein Steinweg, an dem du jeden Griff kennst.
So einen Weg ist der 70 Jahre alte Bergsteiger Silbernagel mit zitternden Händen und scheinbar schwankend, aber dennoch verläßlich jeden Sommer mehrmals hinaufgestiegen zu einem unberührten Gipfelzapfen.
Der Weg. Er spricht mit mir. Er ist mir vertraut. Ich gehe ihn, gehe auf ihm, mit ihm. Ich gehe ihn immer wieder. Der Weg gibt mir Zuspruch. Aber der Zuspruch des Weges „spricht nur so lange, als Menschen sind, ... die ihn hören können". Denn die Menschen sind Hörige ihrer Herkunft" (Heidegger).[1])
In jedem vertrauten Weg ist ein Stück Herkunft, ist ein Stück Heimat.

Foto: Hans Steinbichler

Seite 228: Im Steinernen Meer; im Hintergrund die Schönfeldspitze „... auch das Gegenteil muß man denken. Das Gegenteil von Geborgenheit: das Ausgesetztsein"

Heimatkunde und „Blut und Boden"

Das vaterländische Denken – ein Relikt aus der Zeit der Befreiungskriege und mit der Reichsgründung und Kaiserproklamation wiederbelebt – feierte im Gleichlauf starker naturlyristischer Ausdrucksbemühungen in der Malerei und vor allem der grafischen Kunst fröhliche Urständ. Vaterländische Vereine schwenkten die Fahnen.
Die umtürmende Macht der Berge und das Rauschen ihrer Wälder und Wasser, die bergenden Talräume lieferten den passenden Stimmungszauber.

Jugendbewegtheit, speziell die Wandervogelbewegung, trugen auf eigene, innige und singende Weise das Gedankengut weiter. Üppige, ja schwülstige Auswüchse in deutschen und österreichischen Vereinen gaben zusätzliche Schubkräfte.
Zwei der vielen Kräfte in diesem Spiel waren der Deutsche Schulverein, Wien, und der Verlag für das Deutschtum im Ausland, Berlin. Schubert wurde herbeigerufen: „Ich hört ein Bächlein rauschen, wohl aus dem Felsenquell, hinab zum Tale rauschen, so frisch und wunderhell".
Deutsches Volkstum wurde immer aufs neue proklamiert. „Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme bleibe seine Sprache". (Friedrich Ludwig Jahn)
Mancher der zitierten Verse und manch gefühlvolles Bild scheint den künftigen Tenor schon ahnen zu lassen. Aus alten menschlichen Empfindungen wurden Nationalismus, völkisches Denken und Blut- und Boden-Kult gezüchtet.

Selbstverständlich waren Lenau und Eichendorff, Schubert und Schumann nicht gefährlich. Aber die Art, wie sie in die gesamte Bewegtheit eingebunden wurden, läßt uns heute im nachhinein erkennen, was da wuchs und wuchs und was davon sich in bösen Wucherungen verselbständigte. Schön waren die Gefühle, schön die Bilder, simpel die Worte, schön die Grüße – auch wenn sie zuletzt als Feldpost von den Kriegsfronten kamen.[8])
Das alles wird heute als Blut- und Boden-Ideologie verachtet, und es wird dem Nationalsozialismus untergeschoben, als hätte der es erfunden. Das gab es schon 30 Jahre vorher: „Für die Literatur entscheidend würde sein, ob wir rassige, blut- und heimatechte, wurzel- und bodenständige Eigenpersönlichkeit haben."[9]) Und „Im Geheimnis des Blut und Bodens ruht das Geheimnis der Kunst" (1901).

Mit dem Jugendstil fand zwar eine ästhetische Sublimierung sondergleichen statt. Die aber welkte schnell wieder dahin und verflachte in Ökonomisierungen.
Was blieb, war der treudeutsche Patriotismus als des Biedermanns Halt.

Als Geleitwort im Buch von W. Bredt „Deutsche Lande, Deutsche Maler" stand 1911 ein Vers von Prinz Carolath:

Oh Deutschland mir tat's gefallen
in manchem fremden Land
Dir aber hat Gott vor allen
das beste Teil erkannt.
Du lebst und schwärmst und dämmerst
in tiefster Seelenruh
derweil Du Eisen hämmerst
singst Du ein Lied dazu.

Bredt rechtfertigte seine gefühlvolle, zuweilen auch schwülstige Bildauswahl mit dem Hinweis: „Ein starker Wille zur Naturanschauung muß zweifellos der Liebe zur deutschen Heimat zugute kommen."

Was in Karl Haider, Hans Thoma und Johann Sperl grundgelegt wurde (alles Künstler aus dem Leiblkreis), ging fort in den Bildern der Dachauer und der Chiemseer Malerschulen; es fand in Haushofer, Reifferscheid, Halm, Meyer-Basel, Sieck, Müller-Samerberg, Steppes, Gradl seinen Fortgang und schöne, zuweilen auch süße Vertiefung. Die Bilder gefielen und hingen in den Wohnstuben der katholischen Quickborn-Leute gleichwie in der Reichskanzlei des Adolf Hitler.
Es fällt auf, E. T. Compton war bei Bredt damals nicht mit aufgezählt.
Er hatte mit einer betont alpinistischen Schauweise einen Weg eingeschlagen, der sich dem überlieferten, vielfach aus der Romantik gespeisten Gefühlsmodus entzog. Bei ihm trat Natur nicht über vorgeformte Stimmungsgehalte, sondern in neu geschauten Naturformen auf. In den Bildern von E. T. Compton ist nochmals das Staunen, das in den Zeichnungen Hans Conrad Eschers lag.
Auch fehlt in der Aufzählung von Bredt der nachmalig bedeutende Bergmaler Paul Bürck. Aber wie sollte dieses Gründungsmitglied der Künstlerbewegung Mathildenhöhe den Ganghofereien der anderen anhängen.
Die gefühlvolle, naturlyristische Landschaftskunst gefiel sehr. Man hing sich Heimat an die Wand. Die Heimatkunde aber kettete sich dann mehr und mehr an das Vaterländische. So ging sie zunächst mit dem Patriotismus im Weltkrieg unter.
Ihr Nachatmen in einem Zweig der Neuen Sachlichkeit (Kanoldt, Schrimpf) während der 20er und 30er Jahre war dann schon geläutert zum neuromantischen Landschaftsbild in moderner Formensprache. Gleichzeitig wurde „unverfälschte Heimatkunde" verbunden mit „natürlichem Volksempfinden". Die gefühlsbeladene Faschismuspropaganda von 1933 bis 1945 führte zur Verkitschung des Heimatgedankens und letztlich zur Zerstörung von Heimat.
Seitdem kann man das Wort „Heimat" nur noch in Anführungszeichen schreiben.

Foto: Friedrich Stettmayer

Heimat heute

Sind wir Romantiker?
Projizieren wir vielleicht immer noch unsere Ideen, unsere Sehnsüchte, unseren Wanderdrang unentwegt in die Natur.
Und verlieren wir uns dabei in das Unendliche, unsere Gefühle in die Wolken- und Lichtspiele, die der Morgen, der Mittag und der Abend über den Bergen an den Himmel zaubern. Schöne Schaubilder, meteorologisch bedingte Phantasmagorien. Sind wir dabei letztendlich heimatlos wie Novalis, Eichendorff und die Gründerode? Trotz Wolkenhaus, Almhütte, Bergmulde, Waldstimmung, Trösteinsamkeit und bergendem Tal mit Kindheitsbäumen.

Wir sehnen uns nach Hause
und wissen nicht wohin.[10])

Bei einer Umfrage zum Thema Heimat im Jahre 1993 soll eine junge Dame gesagt haben, Heimat sei überall zwischen Rom und Schwabing, wo gerade ihr Bett stehe.
Und so weiß ich am Ende des Gedankengangs nicht, ist das ewig ruhelose Herumsteigen in Gebirgen, in immer neuen und fremden, ist das jene wundersame Wurzellosigkeit, die den Menschen frei macht, zu sein wie Herbstlaub im Wind – oder ist es heillose, ja entsetzte Verlorenheit. Und sind wir „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens".[11])

Oben:
„meteorologisch bedingte Phantasmagorien"

Anmerkungen

[1]) Max Frisch, „Die Schweiz als Heimat", Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1990.
[2]) Gottfried Keller, Gesamtausgabe, Bibliothek Deutscher Klassiker, Band 4, Frankfurt am Main, 1985.
[3]) Ferdinand Ebner, „Pneumatologie des Wortes", Kösel Verlag, München, 1963.
[4]) Martin Heidegger, „Sprache und Heimat", gedruckt in „Denkerfahrungen" bei Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1983.
[5]) Martin Heidegger, (Letzte handschriftliche Äußerung von Martin Heidegger, geschrieben als Grußwort für Bernhard Welte, posthum, d. h. wenige Tage nach des Philosophen Tod in Meßkirch verlesen.) „Denkerfahrungen", bei Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1983.
[6]) Die grundlegende Formulierung dieser Einsicht stellt Ferdinand Tönnies Werk „Gemeinschaft und Gesellschaft (1887)" dar. (Erstausgabe: Gemeinschaft und Gesellschaft, Abhandlung des Communismus und des Socialismus als empirischer Culturform, Leipzig, 1887; erheblich veränderte und vermehrte Auflage: Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie, Berlin, 1912; zitiert ist nach der 2. Auflage: Ergebnis und Ausblick, § 6, S. 303.).
[7]) Martin Heidegger, „Der Feldweg", gedruckt in „Denkerfahrungen", bei Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main, 1983.
[8]) Diese Gedanken sind in „Alpine Postkarten", Klassiker des Alpinismus, Band 17, ausgeführt und illustriert, München, 1993.
[9]) Vorwort in Michael Georg Conrad, 1901, „Erinnerungen zur Geschichte der Moderne" – Leipzig 1902, siehe: Hans Schwerte, „Deutsche Literatur im Wilhelminischen Zeitalter" in „Deutsche Literatur der Jahrhundertwende", Königstein, 1981.
[10]) Jos. v. Eichendorff, aus „Eichendorffs Dichtungen", Insel Verlag, 1992.
[11]) R. M. Rilke, Gedicht 1913/14, Rilke Ausgewählte Werke, 1. Band. Insel Verlag, 1913/1938.

In dünner Luft

Die alpine Literatur aus der Sicht eines kletternden Independent-Alpinverlegers

Achim Pasold

Lernziel Massengeschmack" hat Helmut Krämer seinen Aufsatz für das Alpenvereinsjahrbuch BERG '91 überschrieben. Darin verrät er „aus der Sicht eines Mitschuldigen", nämlich eines Verlagslektors, „einiges über das Bergbuch von heute".
In BERG '93 läßt sich Stefan König „über das sonderbare Dasein eines alpinen Publizisten" und seine Erfahrungen mit Buch- und Zeitschriftenverlegern sowie diversen Redakteuren aus.
Achim Pasold, der Autor des folgenden Beitrags, mit dem wir diese Reihe hier fortsetzen, ist Vertreter jener alternativen Szene von „Selfmade-Verlegern", die sich ab den 80er Jahren zunächst vor allem auf die Herausgabe von Topoführern für Kletterer nach eigenem Bedarf und Gusto spezialisiert haben. Dabei sind die meisten geblieben. Auch Panico, das „Verlägle" von Achim **Pa**sold *und* **Nico** *Mailänder, ediert weiterhin derartige, wenngleich überdurchschnittlichen Gestaltungswillen der Herausgeber verratende Führer. Doch es sind bei Panico bisher immerhin zwei Anthologiebändchen ebenfalls erschienen, nämlich „Poeten des Abgrunds" und „Kopf in der Wand". Das ist zwar eine auch bei „etablierten" Verlagen noch nicht gänzlich verpönte Gattung. Anders als dies der Regel entspricht, hat Panico allerdings nicht vorzugsweise altbekannte Texte (oder Abfallprodukte) altbekannter „Erfolgs-"Autoren in diese Sammelbände aufgenommen, sondern zumeist bisher unveröffentlichte Arbeiten noch gänzlich oder weitgehend unbekannter Autorinnen und Autoren. Doch Pasold hat es jüngst darüber hinaus sogar gewagt, das Romanmanuskript eines jungen Alpinisten zu verlegen: Malte Roepers „Strategie & Müßiggang". Mit solchen Projekten begibt sich ein „Independent-Alpinverleger" wie er, die Wirtschaftlichkeitsrechnung betreffend, zwar in besonders „dünne Luft": „Aber", so Pasolds trotzig-sarkastischer Kommentar, „wer wird so was schon machen, wenn nicht wir!" Das ist die Frage. Oder ist es vielmehr schon die Frage, ob das Buch oder andere Träger von Geschriebenem in der „Medienlandschaft der Zukunft" noch Platz haben werden? Deuten nicht unübersehbare Zeichen längst darauf hin, daß die Vision eines Tibor Kalman schon auf „bestem"(?) Weg ist, sich zu erfüllen? Kalman jedenfalls ist überzeugt: „Wir stehen am Ende der Wortzeit. Wie dazumal die Dinosaurier sterben jetzt die Wörter. Sie werden ausgelöscht. Oder zumindest werden sie überflüssig. Eine Art kultureller Blinddarm. Was kommt, sind die Bilder ..." (s. S. 247)* *Em*

Autor und Verleger – Geschäfts- und/oder Seilpartner

„Supa Hak'l, do föht se nix", lautet Andis aufmunternder Kommentar. Mein Blick bleibt skeptisch; sein Schmunzeln und mein durch jahrelange Übung geschulter Blick fürs Material – immerhin habe ich als einer der wenigsten meiner Altersklasse auch die Freude an Technokletterei mit ins dogmatische Freikletterzeitalter herübergerettet – haben die beiden jämmerlichen Krücken als müde Seelentröster entlarvt. Der obere, vermutete Arbeitslänge so um die vier Zentimeter, sitzt in dem kurzen Querriß, der das keck vorstehende Klötzchen vom Mutterfels trennt. Vom unteren, der aus dem Ende eines vom Querriß herabziehenden Spalts ragt, läuft eine feine, sich verlaufende Haarfuge weit nach unten. Ich bin befremdet und zufrieden zugleich. Genau so hatte ich mir „Männer ohne Nerven" vorgestellt.
Zwei, drei schnelle Schritte durch den Wasserfall bringen Andi an den Beginn der sich nun mit senkrechten Röhren aufsteilenden Kaskade. Vorsorglich wird ein Eisteufel gesetzt, eine dieser Wahnsinnsschrauben, von denen noch nie eine nicht gehalten hat. Zumindest hat bisher keiner vom Gegenteil berichten können. Dann geht's los. Ziemlich rasch wird aus der Seitenansicht von rechts ein Upview, und mein Bild des zügig vorsteigenden Andi verengt sich auf die Unterseite eines Steigeisenpaares. Auch der Bruch einer Pickelhaue hält ihn nur kurz auf und demonstriert mir, einem ausrüstungsmäßig vor zehn Jahren im Wasserfalleis eingefrorenen Kletterfossil, perfekt die Vorteile eines zeitgemäßen Wechselsystems. Auf einen gut zwei Meter frei herabhängenden Eiszapfen, der

als anzuspreizende linke Verschneidungswand herhalten muß, folgt ein richtiggehender Eisüberhang, und dann ist auch die Steigeisenuntersicht verschwunden. Nur noch die von einer dünnen Wasserglasur ummantelten Seile, die ich mühsam durch die Stichtbremse knicke, bringen etwas Leben in die mich umgebende kühle Bläue. Mein Plätzchen ist zwar durchaus unwirtlich, aber zumindest bin ich nicht allein.
Mit Gliedmaßen, ähnlich steifgefroren wie die beiden Doppelseilstränge, mache ich mich an den Nachstieg. Ein Kaltstart der schiersten Art. Lediglich der Joke, bei dessen Ziehen urplötzlich mehr Blut durch die kältestarren und nun urplötzlich voll geforderten Arme gepumpt wird, fehlt. Nur stotternd nimmt der Motor Drehzahl auf und die Schlagzahl, die für den sicheren Sitz, besonders des linken Eisgeräts nötig ist, genauso langsam ab. Alle fünf, sechs Meter tuckert die Pumpe im Leerlauf, wenn ich unter Mühen die Schrauben herauswinde. Echt teuflisch, diese Dinger. Dann wieder Vollgas geben, durchschalten und ab, bis knapp vor den roten Bereich. Erst nach dem Überhang kann ich zurückschalten und im Economic-Gang zum Standplatz hochtuckern, haarscharf bevor die Tankanzeige unter die Reserven fällt, oder der Gaszug reißt.
Ein Klettererlebnis von vielen, wie man es nach drei, vier Halben Bier, angereichert mit kleinen, den Wahrheitsgehalt kaum verfälschenden, aber die Erzählfreude ins euphorische steigernden Übertreibungen im lustig versammelten Kameradenkreis gern zum besten gibt. Nur eine kleine Besonderheit unterscheidet das Geschichtchen vom ganz normalen Kletterlatein. Der Umstand nämlich, daß die beiden, die da das Seil teilen, selbstverständlich aus Freude an Fels, Eis und Natur unterwegs sind, ein Stück weit jedoch, und das soll hier nicht verschwiegen werden, aber auch geschäftlich. Unzweifelhaft ist der Vorsteigende ein Kenner des Gebiets, in dem sich die Episode abspielt, und deshalb nachgerade prädestiniert, als Autor eines Kletterführers zu fungieren, während es sich beim Ich-Erzähler um den potentiellen Verleger eben dieser alpinistischen Schrift handelt.
Daß gemeinsame bewältigte Seillängen – dazu noch solche – anders verbinden als ein im wahrsten Wortsinn unverbindliches Kaffeestündchen im Chefzimmer des Herrn Verlegers und aus dem vermeintlich geschäftlichen Verhältnis Autor-Verleger ein freundschaftliches Miteinander machen, ist unschwer nachzuvollziehen. Daß der Verleger seinen ihn im Schwabenland besuchenden Autoren als dortiger Gebietskenner und Führerautor auch gerne vorsteigt, zeigt zudem, daß er nicht ein wohlgefällig kalkulierender Betrachter am Rande, sondern selbst leidenschaftlicher Kletterer ist. So wird die folgende Betrachtung des alpinistischen Büchermarkts aus der Sicht des unabhängigen Kleinverlegers immer auch die des aktiven Kletterers beinhalten. Die Gedanken über das Buch zum Klettern und Bergsteigen sind deshalb fast zwingend mit Überlegungen über dieses faszinierende, aber im Grunde doch höchst unsinnige Tun verknüpft, und die eventuelle Kritik am alpinistischen Schriftwerk kann vor diesem Hintergrund leicht in eine argwöhnische Betrachtung der aktuellen „Kletterszene" ausarten. Derartige subjektive Abweichungen vom eigentlichen Thema sind nicht zufällig, sondern durchaus gewollt und für die Gesamtbetrachtung nachgerade unentbehrlich.

Wie, bitte, wird man Verleger?

Fürwahr eine interessante Frage, auf die es viele Antworten gibt, denn die Wege dorthin sind vielfältig. Der Grund ist einfach und logisch. Während fast jeder ehrenwerte Beruf die mehr oder weniger lange Durststrecke einer Lehre oder eines Studiums erfordert, oder, was in seltenen Fällen auch ausreicht, Begabung und Eifer, so ist die Tätigkeit des Verlegers eigentlich von jedem auszuüben, der bereit ist, sein schwer erworbenes bedrucktes Papier in anderweitig bedrucktes umzutauschen. Das bekannte „War für Ihren Beruf eine spezielle Ausbildung nötig?", würde das Frageteam im Verlegerfalle kaum weiterbringen.
Mit Sicherheit führt einer der geschicktesten Wege über die Gnade der richtigen Geburt. Wer als Reiner Rowohlt, als Gerhard Goldmann, als Bernd Bastei, oder, um im alpinen Genre zu verweilen, als Rudolf Rother geboren wird, dem ist das Verlegertum förmlich in die Wiege gelegt. Entrinnen ist kaum möglich. Führt doch die Droge Buch, seit frühester Jugend regelmäßig in Überdosen genossen, zwangsläufig zur Sucht. Eine Sucht, der natürlich auch der Unglückliche erliegen kann, dem das Verlagshaus nicht in die Wiege gelegt wurde.
Denen nämlich, die aus schierer Motivation – einer Eigenschaft, die der ersteren Gruppe beileibe nicht abgesprochen werden soll –, aus reiner Freude und Lust am Medium Buch zum Verleger werden: getrieben vom Bedürfnis, Worte zur Tat, oder zumindest zu Papier, werden zu lassen. Ein Verlangen, das sie mit einer weit größeren zweiten Gruppe teilen, den potentiellen Autoren. Und schon nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Wer will schon ermessen, welches gesprochene Wort festgehalten werden soll, welches dagegen besser im Wind verhallen, ähnlich einem schwächer werdenden Hilfeschrei aus der Gletscherspalte. Alles Ermessenssache. Und über das Ermessen entscheiden allein Geldbeutel und Risikobereitschaft.
Letztere sollte auch derjenige mitbringen, der zur dritten Gruppe gehört. Zu denen nämlich, die sich zu Zwecken des Gelderwerbs, einer zwar profanen, aber nichtsdestotrotz vorstellbaren Zielsetzung, unter die Schar der „Geborenen" und der „Besessenen" mischen. Doch Vorsicht. Wer nicht über einen ganz guten Riecher verfügt oder um eine todsicher boomende Marktlücke weiß, der sollte sein Erspartes besser in Immobilien oder Pfandobli-

gationen anlegen. Selbst Tafelgeschäfte erscheinen sicherer als die vage Hoffnung, auf dem hoffnungslos übersättigten Büchermarkt den ganz großen Knaller zu zünden. Mit Sicherheit ist der Markt der alpinistischen Literatur für derart vom Glanz der vermeintlich schnellen Mark geblendete Verleger in spe das falsche Betätigungsfeld. Die Luft dort ist dünn, und nur die besonders Motivierten haben Chancen auf den Gipfel. Abgesehen vielleicht von denen, die die Kosten für Flug, Permit, Verbindungsoffizier, Farblithos und interessante Auflagezahlen aus der Portokasse bezahlen.

Einen weiteren neuen Weg wählten in der jüngsten Vergangenheit einige Kletterer, die mit dem ihnen von den etablierten Verlagen angebotenen informativen Schriftgut ganz offensichtlich unzufrieden waren und sich folgerichtig mit einer gehörigen Portion Selbstvertrauen selbst an die Erstellung und Vermarktung von alpinistischem Schriftgut wagten. Aus solchen, anfänglich meist regional agierenden, selbst verlegenden Autoren entwickelten sich Kleinverlage wie Wolfgang Müllers „Odyssee-Verlag", Martin Lochners „Flash-Verlag", Jürg von Känels „Edition Filidor" und der von mir und Nico Mailänder ins Leben gerufene „Panico-Verlag". Zusammen mit einem guten Dutzend von Selbstverlegern „kontrollieren" diese kletternden Verleger/verlegenden Kletterer inzwischen einen nicht unerheblichen Teil des Kletterführermarkts. Innovativ und wagemutig, ganz dem gewohnten Anforderungsstil des Kletterns entsprechend, wurde dabei manche kühne Erstbesteigung angegangen. Doch über diesen engen Bereich der reinen Gebrauchsliteratur hinauszusteigen, trauten sich bisher nur ganz wenige. Überhaupt verlangt das Kleinverlegerleben vom aktiven Kletterer herbe Opfer. Sich, während die Kletterkumpels über sonnenbeküßten Fels tanzen, mit der mangelnden Zahlungsmoral säumiger Kunden herumzuschlagen, anstatt die Hände an rauhe Unebenheiten zu schmiegen mit den ungelenken Fingern über die Tasten des Computers zu rumpeln, verlangt ein hohes Maß an Askese, wenn man bedenkt, daß es zumeist ganz besonders leidenschaftlich besessene Felsenjünger sind, die sich derart intensiv mit ihrer Passion befassen. Wer nicht wenigstens einen pensionierten Schwiegervater hat, der sich um das Rechnungswesen kümmert, oder zumindest eine geduldige Ehefrau, die auch dem stupiden Eintüteln von für sie gänzlich uninteressanter Gebrauchsliteratur noch einen Reiz abgewinnen kann, der sollte den Schritt vom Selbst- zum richtigen Verleger besser nicht tun; es ist der Zug über die Sicherung, den man nicht mehr abklettern kann. Und selbst wenn man den nächsten Bohrhaken erreicht hat, ist es nicht so leicht umzukehren. Zum einen lockt der nächste Bolt, denn eigentlich ist die Route ja erst am Umlenkhaken zu Ende. Zum anderen, und ganz realistisch gesehen, wollen die Paletten voll von Büchern im Keller ja auch erst einmal verkauft sein. Wolke am Himmel, Abseilen – ist nicht drin.

Papier und Druckfarbe – die verschiedenen Arten alpinistischen Schriftguts

Wer sich mit alpinistischem Schriftgut – der Begriff Literatur sei absichtlich vorerst einmal ausgeklammert – beschäftigt, der kommt um eine Ordnung dessen, was der Markt bietet, nicht umhin und wird schnell feststellen müssen, daß ein gewichtiger Teil des zu sortierenden Materials bei näherer Betrachtung eigentlich auch den Namen Schriftgut nicht verdient. Ein gewichtiger Teil im wahrsten Sinn des Wortes deshalb, weil er nicht nur an reiner Anzahl, sondern auch an Formatgröße und Papierdicke beeindruckt. Gemeint sind die Unmengen von Bilderbüchern, die uns die schöne, heile Welt der Berge ins Wohnzimmer bringen sollen. Zwar nicht in 3D, das kann ja nicht mal die Heimkinokonkurrenz, aber zumindest in 4C. SW-Ausnahmen bestätigen lediglich die Regel. Dem eigentlichen Wortsinn nach kein Schriftgut, wenn man von den meist kurz bemessenen Bildunterschriften absieht, und dementsprechend auch kein Maßstab, wenn es um die Qualität von Literatur geht. Daß dabei eine nicht geringe Zahl von perfekt ausgerüsteten Fotografen handwerklich perfektes Bildmaterial produziert, ist unbestritten. Neben der Fähigkeit, im richtigen Moment das richtige Objekt aus dem richtigen Blickwinkel zu sehen, dem Talentanteil also, ist dafür ein hohes Maß an technischem Know-how und erlernbares Wissen um die Grundsätze der Gestaltung vonnöten, um ein sauberes – denn das will der Kunde sehen – Abbild der Bergherrlichkeit zu schaffen. Gutes Layout und saubere Typographie tun dann unter Berücksichtigung des modischen Zeitgeistes das Übrige. Technische Perfektion, mit einem Hauch von schräg und schick garniert, besticht nicht nur den Bergfreund des ausklingenden 20. Jahrhunderts. So nimmt es nicht wunder, daß Bilderbücher in der Gunst der potentiellen Käuferschar recht hoch stehen. Warum auch nicht. Gipfel und Wände zu betrachten, die man selbst vermutlich nie zu Gesicht bekommen wird, dazu Kletterer in Posen, bei denen einem selbst nicht nur die Hosen, sondern auch die Gelenke krachen würden, ist ja nicht verwerflich. Nur muß klar sein, daß das Medium in diesem Falle das Bild und nicht das Wort ist, und daß, je höher der Anteil dieser Gattung an der Gesamtheit alpinistischer Bücher wird, die Bedeutung des geschriebenen Wortes abnimmt. Darf man das Betrachten von Bildern allein deshalb fälschlicherweise als Lesen bezeichnen, weil das Trägermaterial Papier und nicht Leinwand ist? Wohl kaum. Doch spätestens wenn die Bildbände ausgedient, oder zumindest habhafte Marktanteile an den Videokonkurrenten abgetreten haben, wird sich diese Sprachverwirrung klären. Unkenrufer geben dem Geschenkartikel Bilderbuch nur noch eine kurze Lebensdauer, denn zu viele Faktoren sprechen für die Konkurrenzmedien. Mehr, und dazu noch bewegte Bilder, günstigerer Preis und handlicheres Format, schnelleres und geselligeres Konsumieren.

Foto: Reinhard Karl

Sich an großformatigen Bergbildern – 66 cm sichtbar! – zu erfreuen und gleichzeitig beide Hände für Bier und Chips freizuhaben, spricht für sich.

Daß einige herausragende Exponenten unter den Fotografen ihre Bilder mit Fug und Recht als Kunsthandwerk oder gar als Kunst bezeichnen dürfen, ist unbestritten, und auf diese Könner trifft die nachfolgende Ausführung beileibe nicht zu. Zumindest aber im alpinistischen Umfeld hat derjenige, der sich statt dem Bild das Wort erkoren hat, um an die Emotionen und den Geldbeutel des kauflustigen Bergsteigers ranzukommen, die schwierigere Route gewählt. Was ein Bild auf einen Schlag zeigt, muß er mit tausend Worten vermeintlich umständlich beschreiben. Oft gelingt dies nur unvollständig, selten nur vielschichtig, hintergründig und weit über die Bildinformation hinausgehend. Der fotografierende Bergsteiger erzielt relativ leicht ein ordentliches Produkt, das Möglichkeiten zur Interpretation läßt; sein schreibender Bergfreund aber kann, zumindest theoretisch, leichter darüber hinaus selbst interpretieren. Natürlich soll und kann das Schrei-

Seite 234: Blick von der Tour Ronde (Montblancgebiet) über das Vallée Blanche zu den Massiven von Jorasses und Aiguille Verte (links); im Hintergrund das Wallis ... „was ein Bild auf einen Schlag zeigt ..."

ben nicht mit dem Fotografieren verglichen werden, so wenig wie das Klavierspielen mit dem Klettern. Unzweifelhaft ist jedoch, daß dem derzeitigen Niveau der schnellebigen alpinen Gebrauchsliteratur entsprechendes Bildmaterial weniger Aufwand erfordert als eine entsprechende Textmenge. Fazit: Lesen out, Schreiben out, Knipsen in!
So widmet sich der mitteilungsmotivierte, aber in seinen zeitlichen Möglichkeiten oft stark eingeschränkte Bergsteiger gerne einer Buchgattung, die es ihm erlaubt, größere Mengen an Bildmaterial einzubringen und sich beim Wort auf eine flott zu formulierende, informationsträchtige Sprache zu beschränken – dem Vorschlagsband. Rezeptbücher, die das Schönste, Tollste, Beste, Schwerste, Genüßlichste, ... darbieten, werden vom Verbraucher gelobt. Dabei reicht die Bandbreite vom informativ dünnen, reich bebilderten Anmachbuch bis hin zum Auswahlführer, in dem nicht nur das grobe Rezept, sondern auch schon die exakten Mengen in Gramm, Kilokalorien, Stunden und Höhenmetern angegeben sind. Seltsamerweise finden sich in den Alpinbuchbestsellerlisten immer jede Menge der erstgenannten Spielart, für die zur Anwendung vor Ort weitergehende Information, sprich Bücher, nötig ist. Der Grund dafür liegt in der Tatsache, daß auch diese Art von Buch ihr Dasein meist in aller Stille im Kreise, oder besser in der Reihe mit anderen nicht genutzten Kollegen und befreundeten Bildbänden in oberen Regalen fristet. Als gut gemeintes, aber im Grunde doch nutzloses Geschenk von Onkeln, Enkeln und Geschäftskollegen.
Wie gesagt: Die Bandbreite dieser Gattung ist enorm und die Kriterien, nach denen in jüngster Zeit so manche Auswahl getroffen wurde, sind auch beim besten Willen nicht nachvollziehbar. Bisweilen gewinnt man gar den Eindruck, dem persönlichen Tourenbuch des Autors zu folgen, worin sich, den Wochenend- und Urlaubsunternehmungen folgend, Mehrseillängenrouten in den Alpen nahtlos an Klettergartentourchen anschließen. Andere Bücher versuchen lediglich einen klaren Einblick in ein klar umgrenztes Gebiet zu geben. Eine erreichbare Zielsetzung, die bei gutem Bildmaterial, ordentlichen Texten und interessantem Layout durchaus kaufenswerte Produkte zeitigt. So bietet Frank Richters Informationsband „Klettern im Elbsandsteingebirge" als Beispiel aus der jüngeren Zeit dem interessierten Unbedarften einen stimmungsvollen Einblick in das Sächsische Klettern, während Bernd Arnolds „Elbsandsteinführer" ganz am anderen Ende des Spektrums, als Auswahlführer mit Hintergrund, schon als ausschließliche Informationsquelle vor Ort dient. Zwei Publikationen, die, besonders wenn man das siebenbändige sächsische Kletterführerwerk kennt, trotz unterschiedlicher Intention die Berechtigung von Vorschlagsbänden deutlich machen. Ob aber der zigste, in etwas anderer inhaltlicher Zusammensetzung zwar, doch mit gleicher Oberflächlichkeit die schönsten Wanderungen im Allgäu beschreibende Vorschlagsband das Chlor für die Papierbleichung wert war, sei dahingestellt. Da verkommt dann auch das neuerlich schicke Argument, daß durch die Vorschlagsbände der Andrang der Massen kanalisiert, versteckte Gebirgsecken vorsätzlich im Ungewissen gehalten und auf diese Weise praktischer Umweltschutz betrieben werde, zur Fadenscheinigkeit.
Ein Argument, das aber durchaus interessant wird, wenn es um die nächste Gattung, die alpinen Führerwerke geht. Denn fragwürdig ist es schon, wenn angesichts der teilweise katastrophalen ökologischen Zustände in den vom bergsteigenden Menschen heimgesuchten Regionen weiterhin die möglichst lückenlose Auflistung aller irgendwann begangenen Anstiege auf den Hinteren, Mittleren und Vorderen Zapfenkogel der allerletzten Karawankenkette angestrebt wird. So sehr der Gedanke an ein absolut vollständiges Alpinarchiv den Chronisten auch begeistern mag, so richtig ist die neue Zielrichtung des DAV, für die Alpenvereinsführer zukünftig den Vollständigkeitsgedanken ad acta zu legen und sie durch gezielte Ausdünnung benutzerfreundlicher zu gestalten. Aus einem Archiv sollen die nicht mehr schwarz auf weiß abgedruckten Routen in und an den Nebenschauplätzen des alpinen Geschehens von Interessierten aber weiterhin abgerufen werden können. Eine Tendenz, die sich mit den Topo-Führern der schon erwähnten Independent-Verlage bereits seit Jahren abgezeichnet hat. Allerdings dürfen auch hier die feinen Unterschiede nicht verschwiegen werden. So scheint die Beschränkung auf wenige Routen an einem Massiv oder Berg auf den ersten Blick sinnvoll, handelt es sich doch dabei nach Meinung des Autors um die lohnendsten Kletereien vor Ort. Wenn allerdings während des Aufstiegs die vier Bier vom Vorabend auf den Magen schlagen, wenn sich der Himmel unheilvoll grau verhangen zeigt oder der weite Runout in der ersten Seillänge schon das Ende der kühnen Kletterträume bedeutet, dann erscheint ein Beschrieb der benachbarten Routen oft auch nicht übel. Auch wenn es sich dabei nur um den zweit- oder drittbesten Kletterweg am Massiv handelt. Für den Benutzer ist deshalb eine Vorauswahl der Gipfel, zumindest als Grundprinzip, weitaus sinnvoller. Nur fordert dies vom Autor ein deutliches Mehr an Einsatz. Unbekannte Routen müssen recherchiert und die Zusammenhänge der Routen teilweise kriminalistisch eruiert werden. Verglichen mit dem Zusammenstellen und graphischen Aufpeppen von mehr oder weniger bekanntem Allgemeingut ein aufwendiges Unterfangen. Auch die Umkehrung des Grundprinzips, nach dem zuerst ein Gebietskenner als Autor nötig ist, um einen Führer zu machen, dahingehend, daß für ein vorab ausgewähltes, da absatzträchtiges Gebiet ein Autor gesucht wird, ist hinterfragenswert. So stellt sich dem Betrachter auch im Bereich der reinen alpinistischen Gebrauchsliteratur ein breites Spektrum, das von der liebevollen, in Jahrzehnten zusammengetragenen Hommage an das heimatliche Gebirge bis hin zur rein auf die schnelle Mark zielenden „Best-off-Parade" reicht.

Gemeinsam ist all diesen Produktionen, daß auch sie vom Begriff der Literatur meilenweit entfernt sind; ja, diesen Anspruch auch gar nicht an sich stellen bzw. stellen lassen. So liest sich, wenn man dieses Wort überhaupt in den Mund nehmen darf, so manche Anleitung zur alpinistischen Naturerfahrung auch wie eine schlechte Übersetzung. Wo's um die alpinistische Grenzerfahrung geht, bei den Kletterführern, wird teilweise auch schon mehr oder weniger auf Worte verzichtet. Fenstersystem nennt sich neudeutsch die nur auf Symbole sich beschränkende Darstellung. Eine Vorgehensweise, bei der zugegebenermaßen die Rechtschreibfehler verschwinden, bei der aber noch so manch anderes, was Worte festhalten können, auf der Strecke bleibt.

Was Worte möglich machen, oder – die Macht der Worte. Wer sie zu nutzen vermag, braucht nicht die besagten tausend Worte dazu, ein Bild zu beschreiben. Ihm genügen vielleicht schon einige wenige, um beim Leser tausend Bilder zu assoziieren. So wie sich beim Fotografieren Technik und Talent kongenial verbinden lassen, so läßt sich auch das Handwerkszeug Sprache derart kunstvoll benutzen, daß das Ergebnis von besonderer Qualität ist. Daß ein solches Produkt als Literatur bezeichnet wird, ist recht und billig. Betrachtet man davon ausgehend das alpinistische Schriftgut, so fallen die bisher aufgelisteten Spielarten wohl kaum unter diesen hehren Begriff. Der Bildband bedient sich eines anderen Mediums und stellt sich wie der Führer erst gar nicht dem Anspruch von Literatur; und auch der Vorschlagsband ist viel zu sehr dem Informativen verhaftet, als daß sich die Notwendigkeit zum virtuosen Umgang mit der Sprache böte. Daß sich einzelne Autoren auch bei der Erstellung von Informationsliteratur um eine lebendige Sprache bemühen und nicht bei jedem die Klettertour im wohlbekannten „über Schrofen z. G." führt, tut dieser Verallgemeinerung keinen Abbruch. Aber auch die gut gemeinte Formulierung, nach der „über teilweise nur vage verbundene Gesteinsbrocken und Graswasen mühsam" der höchste Punkt erreicht werde, macht die Sache noch lange nicht zu etwas anderem als einer Beschreibung, wenngleich im Wörtchen mühsam schon ein Anflug von Wertung enthalten ist.

Doch der Schritt zur Erzählung, zur Schilderung, zu einer Kurzgeschichte oder gar einem Roman ist weit. Dorthin also, wo keine Bilder und Illustrationen mehr zwingend nötig sind. Wo nur die Aneinanderreihung von Worten das Bild vom Berg schafft und wo nicht Fakten, sondern persönliche Erlebnisse das Anliegen sind. In diesem Bereich alpinistischer Schreiberei, der einzelnen begnadeten Exponenten die Möglichkeit bietet, über die Grenzen der bergsteigenden Leser hinaus ein größeres Publikum anzusprechen – sei es nun durch spektakuläre Unternehmungen oder durch den gekonnten Umgang mit dem Wort – bietet sich die Möglichkeit, so etwas wie Literatur zu schaffen. „So etwas wie", denn der Begriff Literatur ist vage und selbst die Experten sind sich bis heute nicht einig, ob es überhaupt jemals alpinistische Literatur gegeben hat. Für den einen sind Lammer, Maduschka oder Messner Literaten, für den anderen schlicht Schreiberlinge. Werten ist immer eine Sache der Meßlatte bzw. der Höhe, auf die man sie hängt. Doch darüber zu diskutieren ist müßig, wenn überhaupt niemand am Anlauf steht, wenn in der Umkleidekabine der Athleten gähnende Leere herrscht, wenn weder die Höhe der Latte noch ihr Hängen überhaupt von Interesse ist. Darum ist die alpinistische Literatur in der Krise.

Wenn ich als mittlerweile 40jähriger Kletterer an meine alpinistische Sturm- und Drangzeit zurückdenke, dann bietet sich ein anderes Bild. „8000 – drüber und drunter", „Hände am Fels" und wie die Schwarten auch alle hießen, die man als frisch infizierter Felsenjünger vor gut 20 Jahren noch in den Bücherregalen der knapp älteren Kletterkameraden entdecken konnte. Über die Qualität dieser literarischen Ergüsse von Buhl, Bonatti, Oggioni, oder ihren Ghostwritern, ließe sich mit Sicherheit trefflich streiten; besonders aus dem heutigen zeitlichen Abstand und all den damit verbundenen Veränderungen. Tatsache aber ist, daß sich diese Generation nicht nur zu Bild, sondern auch noch zu Wort gemeldet hat. Wenn man an Pierre Mazeaud denkt, möchte man fast schon den neuzeitlichen Begriff des „Outens" verwenden. Man war dazu bereit, Erlebnisse zu äußern, zuweilen etwas heroisch verbrämt zwar, aber immer mehr oder weniger persönlich. Wer sich die Mühe macht, in den Rümpelecken alpiner Büchereien nach alten Zeitschriften zu kramen, der wird erstaunt sein. Keine herausschneidbaren und abzuheftenden Tourenplaner, keine für potentiell zwei Jahre überlaufenen Hauptvorschlagsgebiete, sondern Erzählungen, Berichte, Schilderungen. Der aktuelle Gegenpol ist bekannt und braucht nicht dargestellt zu werden. Zu hinterfragen sind höchstens, sofern sie überhaupt von Interesse sind, die Hintergründe der Tatsache. Das heißt, es geht, höchst menschlich gedacht, um die Suche nach den Schuldigen. Dabei kommt man schnell zu der Geschichte mit der Henne und dem Ei. Die Frage ist nur: Ist der Verleger die Henne und der Leser das Ei, oder sind die Verleger die Eier und die Lesergemeinde die Hühnerschar?

Wer ist schuld? Die Qualität alpinistischer Literatur als gemeinschaftliches Resultat von Leser und Verleger

Zweifellos ist die alpinistische Literatur in einer Krise. Bei näherer Betrachtung ein wenig verwunderlicher Zustand, der lediglich „zeitgeistige" Gegenwartsströmungen widerspiegelt. Zum einen kämpft das geschriebene Wort überhaupt um seinen Platz in der sich von Grund auf umstrukturierenden Medienlandschaft; zum anderen fehlt es nicht nur in Politik, Wirtschaft und Kirche, sondern auch

im vergleichsweise unbedeutenden alpinistischen Bereich an Persönlichkeiten, deren Aussagen das Papier wert sind, auf das sie gedruckt werden. Die Bergsteiger und Kletterer mögen sich ob solch harscher Worte nicht auf den Schlips getreten fühlen. Daß Bergsteiger „bessere" oder zumindest andere Menschen seien – als wer überhaupt? –, ist eine nostalgisch verklärte Vorstellung aus Luis-Trenker-Zeiten, längst passé, und sie war wahrscheinlich auch schon damals, als sich das Klischee bildete, nur bedingt berechtigt. Markantes Merkmal der westlichen Wohlstandsgesellschaften, und aus denen rekrutieren sich die Scharen der Bergbegeisterten – wer irgendwo in der dritten Welt ums tägliche Essen bangt, braucht weder künstlich erzeugte Grenzbereichserfahrung noch hat er Zeit, Muße und die Möglichkeit, sich am Alpenglühen zu erfreuen –, ist die zunehmende Individualisierung. Eine Tendenz, die zu Recht mit Argwohn betrachtet wird, und die sich leider auch im Klettermilieu weiter Verbreitung erfreut. Natürlich gab es in den goldenen Jahren der Bergsteigerei auch Einzelgänger und individuelle Leitfiguren, die, oft im wahrsten Sinne des Wortes, keine Partner nötig hatten. Zu Dülfer, Preuß oder Bonatti assoziiert das alpinhistorisch geschulte Hirn nicht zwingend andere Namen; und wenn, dann auch die von Gegenspielern oder Kontrahenten. Genauso häufig findet man in jener Zeit aber auch die Teams, die Seilschaften, die sich im Gedächtnis zu einem zusammengehörigen Begriff verdichtet haben. Zu berühmten Südostwänden der Nordalpen gehört Peters genauso wie Haringer, Wiessner genauso wie Rossi, und Solleder geht einem ohne Lettenbauer ja kaum über die Lippen. Heute gibt es solche Doubletten kaum noch. Jeder arbeitet für sich selbst am roten Punkt, erste Begehungen werden mit nur einem Namen in den alpinen Chroniken vermeldet, aus den Seilgefährten früherer Jahre wurden die sogenannten Sicherungsneger, und scharfzüngige Lästerer brachten auch schon den Begriff des Belay-Robots ins Gespräch, zuverlässig, sicher und schweigsam, gewünschte Sturzdynamik stufenlos einstellbar. Nur Satire? Oder ist nicht der „Soloist", die bei Alleinbegehungen von Big-Walls benutzte Sicherungsmaschine, die es erlaubt, statisch gesichert ohne Partner zu klettern, schon ein großer Schritt in diese Richtung? Wie man's auch sieht, der einst hehre und edle Begriff der Seilschaft ist nicht erst seit der Wiedervereinigung negativ belegt.

Dabei hat das Leistungsniveau der alpinistischen Spitze im gleichen Zeitraum rasant zugenommen. Eine nüchterne Feststellung, die die Heroen früherer Epochen beileibe nicht vom Sockel stürzt; sind doch Ausgangsvoraussetzungen – Ausrüstung, Sicherheit, Training – in keiner Weise vergleichbar. Alpinistische oder klettermäßige Glanzleistungen, die den Stoff für gute Geschichten in sich bergen, werden derzeit also unzweifelhaft zuhauf vollführt. Enchaînements mit zig Gipfeln, Wänden, Graten; spektakuläre Verknüpfungen von Seil, Ski und Schirm, rasende Abfolgen schwerster Klettermeter, die sich Otto Normalkletterer nicht einmal vorstellen kann. Die Essenzen sind in rauhen Mengen vorhanden, doch nur schwerlichst ist der Duft eines Parfüms zu erschnuppern. Daß es kaum Lesenswertes zum Thema Klettern und Bergsteigen gibt, bedeutet also beileibe nicht, daß nichts Aufschreibens-, sprich Lesenswertes geschieht. Nur – wird es auch erlebt? Oder wird es nur abgehakt, konsumiert, erarbeitet. Zehn, zwanzig, oder dreißig Tage arbeiten – man lasse sich dieses Wort im Ohr zergehen – François, Ben oder wer auch immer an ihren (Kletter-)Projekten. Wer will es ihnen dann verübeln, wenn sie nach Feierabend nicht auch noch darüber schreiben wollen. Kaum ein Auszubildender, der nicht höchst widerwillig und spärlich sein Berichtsheft mit Tätigkeitsnachweisen füllt. Zugegeben, auch ich kann mir nicht auf Anhieb vorstellen, wie ich aus drei Überkreuzzügen, zwei weiten Dynamos, einem Foothook und einer Handvoll ganz tief zu blockierender Fingerlöcher einen zweihundertseitigen Roman konstruieren sollte, aber ein kleines Aufsätzchen mit etwas Vorspann und einem launigen Resümee müßte doch möglich sein. Doch selbst wenn man die alpine Monatspresse der Bergsportmagazine betrachtet, das Podium für knappseitige, schnellebige Gebrauchsliteratur, dann herrscht dort ähnliche Funkstille wie auf dem Markt der gebundenen Seiten. Der Auszug aus dem Auswahlführer, die Vorspeise vom großen Rezept. Erlebnisse? Stimmungen? Humor, oder gar Selbstironie? Ich kann mich noch an jeden einzelnen Artikel der letzten fünf Jahre erinnern, der mir unter diesen Aspekten ein zweites Durchlesen abgenötigt hat.

Nun können aber Zeitungsverleger zurecht darauf hinweisen, daß die Qualität dessen, was sie der werten Leserschaft in regelmäßigem Rhythmus zu Geles bringen, nur so gut sein kann wie die Manuskripte, die der Redaktion zur Verfügung stehen. Daß die drei, vier Mitarbeiter einer Redaktion allwochenendlich selbst haarsträubende Abenteuer erleben und schildern, kann ihnen nun wirklich nicht zugemutet werden. Es ist immer und überall dasselbe. Ralph Stöhr, einer meiner Kletterf(ührerautoren)reunde, hat es im Vorwort seines Donautalführers so formuliert: Ohne Information kein Führer, ohne Führer keine Information – nachgerade ein Teufelskreis. Oder, allgemeiner gesprochen: ohne gute Manuskripte keine lesenswerten Magazine, ohne gute Autoren kein lesenswertes Buch. Fazit: Die Leserschaft schafft sich, zumindest auf so eng begrenzten Inhaltsfeldern wie dem alpinistischen, eigentlich selbst den Lesestoff und liest so, wohl oder übel, was sie geschaffen hat und was sie verdient. So ist die Qualität der alpinen Literatur, ob lesens-, lobens- oder lästernswert, ein Stück weit – denn so einfach wie eben dargestellt geht die Gleichung natürlich nicht auf – mit den Ansprüchen des Lesers verknüpft. Wer denn krachend den Stab über Verleger und Redakteure bricht, bedenke diesen Umstand. Es könnte der Ast sein, auf dem er sitzt.

Kriminalromane mögen, so ist zumindest zu hoffen, auch Autoren schreiben können, die die geschilderten Untaten nicht persönlich begangen haben. Geschichten vom Gebirge, vom Bergsteigen oder vom Klettern können aber nur Menschen erzählen, die die Berge kennen, die auf die Berge steigen oder selbst klettern. Berichte aus zweiter Hand sind oft schon etwas fad, mit Vorsicht zu genießen und verlieren durch emsiges Weiterreichen direkt proportional an Authentizität, Erlebnisdichte und Glaubwürdigkeit. Ein bedauerlicher Umstand für den, der zwar brillant die Feder zu schwingen vermag, dem es aber leider an bemerkenswerten Erlebnissen mangelt. Nicht daß das alltägliche alpinistische Tun nicht berichtenswert wäre, allein, wer wird es, in einer Zeit, die selbst von Sensationen nur noch müde Notiz nimmt, lesen wollen? Fazit: Pech gehabt. Oder gibt es Bergsteiger, die derart mit Phantasie gesegnet sind, daß sich bei ihnen die Abenteuer wirklich allein im Kopf abspielen? Immerhin, auch Karl May war nie im wilden Westen, geschweige denn im wilden Kurdistan. Wäre also dementsprechend die erste Durchsteigung der Lhotse-Südwand zu schildern auch rein theoretisch möglich? Und mal ganz ehrlich: Wer, zumindest aus der Masse der Leser, die „Sturz ins Leere" als kommerziell erfolgreiches Serie-Piper-Taschenbuch gelesen hat, hätte das Buch entrüstet zur Seite gelegt, wenn die Geschichte nur erfunden gewesen wäre? Wohl nur wenige; das Dauercrescendo aus Verzweiflung, Schmerz und Überleben hätte auch als Roman fasziniert. Doch die Leidensgeschichte von Joe Simpson wurde nun eben nicht erdacht, sondern erlebt – die besten Geschichten schreibt halt doch das Leben. Den Lichtstreifen am Firmament der alpinistischen Schreiberei im wohlersonnenen, durchkonstruierten Bergroman zu erhoffen, ist so irreal wie eine solche Hirngeburt selbst. Also bleibt die Aufgabe schlußendlich doch wieder an denen hängen, die etwas zu berichten haben. Das Resultat ist, zumindest im deutschsprachigen Raum, ein fast völliges Fehlen an alpinistischer Erlebnisliteratur.

Oder lagern womöglich Dutzende von Manuskripten in den untersten Schubläden der entsprechenden Verlage? Als nicht zu verkaufendes Produkt nach kurzer Kalkulation beiseite gelegt? De facto wohl kaum, aber tendenziell gut vorstellbar, denn die Risikobereitschaft der etablierten Bergverlage ist zutiefst bescheiden. Jungen, unverbrauchten oder wenig bekannten Autoren eine Chance zu geben, Neuland zu betreten und sich vom sicheren Bohrhaken wegzubewegen, ist megaout. Die erste Hälfte des alten Buchhaltungsbegriffs vom „Wagnis und Gewinn" hat ausgedient. Statt dessen werden die, oder muß man sagen der?, Erfolgs- sprich Verkaufsautor/en ein ums andere Mal bemüht, ihre/seine Erlebnisse am Berg neu zu referieren, reflektieren, resümieren, unter diesem oder jenem Aspekt neu zu beleuchten. Nur was mit hoher Sicherheit gewinnbringende Auflagezahlen erzielen kann, wird produziert. Entscheidend ist nicht die Qualität, sondern allein die Absatzerwartung.

Da bleiben deutschsprachige Autoren, denen es gegeben ist, Erlebnisse am Berg hautnah nachvollziehbar rüberzubringen, vom peinlichen Staub ausgedienter Berghelden-romantik gesäubert, sich selbst und ihr Tun ironisch und selbstkritisch hinterleuchtend, schnell auf der Strecke. Aus Freiburg erhielt ich vor gut drei Jahren ein notdürftig verschnürtes Paket, in dem ein kurzer Begleitbrief, offensichtlich spät nachts mittels einer 60er-Jahre-Reiseschreibmaschine Typ Monika auf einen runzeligen Bogen Umweltpapier zu Papier gebracht, auf das beiliegende Manuskript eines im Klettermilieu spielenden Romans verwies, das der Schreiber wohl schon mit mißlichem Erfolg verschiedensten Verlagen angeboten hatte. Zugegebenermaßen war die Verpackung wenig professionell, das Schriftbild des gut sechshundertseitigen, notdürftig gehefteten Dissertationsdrucks leseunfreundlich, aber als neugieriger Kletterer weiß man nur zu gut, daß manche aus der Ferne gelbbrüchig aussehende Wand in Wirklichkeit höchsten Klettergenuß bietet, wenn man erst einmal Hand anlegt. Schon nach wenigen Seiten war klar: Das hat was! Mittlerweile ist die erste mickrige Auflage von „Strategie & Müßiggang" verkauft, und der Autor, Malte Roeper, auch dadurch, in Kletterkreisen eine feste Größe. Seine Essays, Erzählungen und Übersetzungen gehören zu den wenigen Lichtblicken zeitgenössischer deutschsprachiger alpinistischer Schreiberei. Doch für die großen Verlage war und ist er anscheinend uninteressant.

Reinhard Karls „Zeit zum Atmen" mußte jahrelang vergriffen sein, um jetzt mit großer Verspätung und unter tatkräftiger Mithilfe des DAV neu aufgelegt zu werden; und brillante amerikanische Schreiber und Kletterer wie Jim Bridwell, Greg Child oder John Long werden wohl damit leben müssen, daß ihre faszinierenden Kletterstories im deutschsprachigen Raum, wenn überhaupt, nur häppchenweise in Anthologien von Kleinverlegern zu finden sind. Bedauerlich, denn solche Idealisten können zwar dringend notwendige, unkonkurrierte Gebrauchsbücher einigermaßen verkaufen, tun sich beim Absetzen von nicht unbedingt nötigen Schriften aber über die Maßen schwer. Geringe Auflagen bedingen unverhältnismäßig hohe Herstellungskosten, Handelsspannen müssen haarscharf an der Buchhandelsschmerzgrenze kalkuliert werden, Werbung in Fachmagazinen ist unbezahlbar, für Vertreter sind sowohl die Mengen als auch die Provisionen uninteressant.

Was bleibt, ist das ernüchternde Fazit, daß die einen nicht wollen und die anderen nicht können. Sowohl auf Seiten der Leser als auch der Verleger. Dem anspruchsvollen Leser kann nur geraten werden, sich die Gutenachtlektüre auch zukünftig in anderen Themenbereichen zu suchen und die Berge besser selbst zu erleben. Warum auch nicht? Daß Goethe, Schiller und Heine nicht klettern konnten, stört heute ja auch niemanden mehr.

Zurück zum Analphabetentum?

Vom (Berg-)Blatt- und Büchermachen zur Frage, ob Schrift auch künftig ein „Biotop" in der „Medienlandschaft" haben wird

Elmar Landes

Das Schreiben und das Lesen ist nie mein Fall gewesen, beteuert publikumswirksam eine einstmals populäre Operettenfigur; und sie beschließt ihr mehr selbstgefällig als selbstkritisch gemeintes Bekenntnis mit der lakonischen Feststellung: *Poetisch war ich nie.*

Die Figur, ein Mann, vermögender Großbauer, Züchter von Schweinen und mit solchen befaßt *von Kindesbeinen* an, verkörpert also ein Standesbewußtsein, das den Umgang mit Geschriebenem, mit Literatur, „höheren", Schön- und sonstigen Geistern vorbehaltenen Sphären zugeordnet weiß.

Dutzendware für Nichtleser?

Da scheint sich unterdessen doch einiges geändert zu haben. Dafür spricht jedenfalls die Klage kritischer – oder nur „kulturpessimistischer"? – Zeitgenossen, Literatur, ein Buch zum Beispiel, sei heute keineswegs mehr Kulturgut, sondern Dutzendware für Banausen von der Art jenes Schweinezüchters. Derart apodiktisch hingestellt ist das freilich ein bitterböses Wort. Deshalb soll es unbesehen nicht stehenbleiben. Also: Unabstreitbar erscheinen auch heute noch ernstzunehmende, zumindest respektable Bücher – darunter bisweilen sogar ein Bergbuch. (Dies zudem nicht lediglich im Bereich von Lehrbuch- oder vergleichbarer Fachliteratur, die aus diesen Betrachtungen auszuklammern angezeigt erscheint.) Allerdings: Es erscheinen heute auch so viele Bücher wie nie zuvor, ohne daß zugleich die Zahl beachtenswerter Neuerscheinungen in annähernd entsprechendem Maß zugenommen hätte – sollte sie denn zugenommen haben. Bloß bös scheint das böse Wort von der Dutzendware demnach doch nicht zu sein.

Wie aber verhält es sich mit einem anderen unartigen Wort? Mit dem, wonach die große Mehrheit der Bevölkerung, auch der bergsteigenden, die Nichtleser stellen! Gewiß, so, als gäbe es weitverbreitet noch Analphabetentum, kann das wiederum nicht gemeint sein. Selbstverständlich beherrschen heutzutage beinahe alle das Schreiben und das Lesen: Lesen jedenfalls definiert als flüssiges Entschlüsseln von „Buchstabengirlanden" (H. Zebhauser). Nur: Die wenigsten lesen noch. (Abgesehen abermals von unumgänglicher Fach-, praktischer Gebrauchsliteratur – oder von den Schlagzeilen, „Infotainment"-Hits und „atmosphärischen" PR-Prosastücken der bevorzugten Gazette. Solches freilich läse, lebte er heute, gewiß auch der erwähnte Großunternehmer auf dem Agrarsektor.)

Also wie bitte! Da überschwappen alljährlich unzählige neue Buchtitel einer Springflut gleich den Markt; dann scheint der ja immerhin in der Lage zu sein, diese Ergüsse umgehend aufzusaugen oder in Kanäle von ausreichender Kapazität abzuleiten. Wieso kann das funktionieren, wenn tatsächlich kaum noch wer was liest?

Deshalb unter anderem, weil eine Vielzahl von Verlegern mit geweitetem Blick auf absatzträchtige Zielgruppen als größte solche seit Jahren eben die der Nichtleser besonders umwirbt: also zum Beispiel Bildbände feilbietet und Text weiterhin nur insoweit „vermarktet", als damit Bildbände gefällig zu ergänzen und zu „füllen" sind. Oder – aber „höchsten"-falls – insoweit noch, als die Entschlüsselung der dekorativen Buchstabengirlanden genau das assoziiert, was der „Erwartungshaltung" und dem Empfinden der Entschlüsselnden entspricht: also aller Voraussicht nach keine intellektuellen Schluck- und Verdauungsbeschwerden bereiten wird. Und zum „Anbeißen" erst recht nicht wache Neugier, die Lust auf gedankliche Abenteuer voraussetzt: – oder gar die Bereitschaft, sich in unerhoffte, der eigenen Vorstellungswelt bisher fremde, entsprechend wenig trauliche Gefilde entführen zu lassen.

Mit solcherlei wohlmundenden Texten – oder auch mit schlicht trivialen – scheinen überdies selbst die Verleger von „reiner", also unbebilderter „Literatur" heute die Mehrheit der Nichtleser gewinnen zu wollen. Genau darüber offensichtlich erregt sich in der „Zeit"[1]) Ulrich Greiner auf seine Art: *Es gehört zum kulturkritischen Repertoire, das erbärmliche Niveau der privaten Fernsehsender zu beklagen und dagegen die Lesekultur ins Feld zu führen. Die Wahrheit ist leider, daß es den deutschen Verlagen inzwischen gelungen ist, den Fernsehschrott durch Bücherschrott zu unter-*

bieten [...]. Gemessen an solchen Büchern, die den Markt verstopfen, ist der gescholtene Simmel eine wahre Geistesgröße, weil er noch mit Stoff und Form ringt und den Begriff ‚Literatur' zumindest im Kopf hat, während im deutschen Verlagsalltag Literatur eine rote Zahl und Stoff und Form Marketingfragen sind [...].

So beklagenswert das aus der Sicht eines Chefkritikers gewiß erscheinen muß: Dem Argument, Konsumenten, welchen es schmeckt, sich solcherart „Literatur" „reinzuziehen", hätten halt ebenfalls Anspruch auf Befriedigung, ist kaum zu widersprechen. Und vielleicht ja ließe sich, durch die Brille des Optimismus betrachtet, als etwas Gutes daran immerhin erkennen, daß die Freunde so zubereiteter Lektüre das Lesen nicht gänzlich verlernten. Dem werden Pessimisten zwar entgegenhalten, das sei eine äußerst trügerische Hoffnung. Wer nämlich immer nur geistige Schonkost zu sich nehme, die, wohl abgestimmt darauf, was er selber denkt und empfindet, diesbezüglich kein Rumoren auslöst, dessen Verdauungsapparat werde gegenüber jeglicher anderer Nahrung zunehmend unverträglich reagieren. Solche „Leser" seien also nur insofern nicht als Analphabeten zu bezeichnen, als sie gewiß flüssig zu buchstabieren verstünden. Den Sinn entflochtener Buchstabengirlanden aufzunehmen verlernten sie allerdings mehr und mehr ...

Was heißt da Demokratieverständnis?

Doch den Fall selbst gesetzt, die Pessimisten hätten damit recht: Dann erscheint das immer weit weniger bedenklich noch als die Tatsache, daß es Verleger gibt, die für die Popularisierung ihrer Produkte „Demokratieverständnis" geltend machen. Das hieße ja wohl, wenn wir schon die Metapher von der Nahrungsaufnahme weiter ausreizen wollen, daß in einer Demokratie auch eine zweifellos existierende Mehrheit von Fast-Food-Essern als verbindliches Abstimmungsergebnis über die Qualität von Vollwertkost zu akzeptieren wäre. Ganz ohne satirischen Unterton aber ist festzustellen, daß ein Volk, das seine Angelegenheiten zum eigenen besten wirklich selbst regeln will, darauf angewiesen ist, über alles diese Angelegenheiten Betreffende möglichst genau und umfassend unterrichtet zu sein. Ihm muß also daran gelegen sein, nicht nur erbauende Informationen zu erhalten oder solche, die das eigene Urteil (oder Vorurteil) bestätigen, sondern – so die Situation dies erfordert – eben auch solche, die Zweifel zu schüren, zu beunruhigen vermögen. „Dem Volk aufs Maul schauen", um seine Sorgen verstehen, ihm in vertrauter Sprache aber auch die nötigen Wahrheiten – also gegebenenfalls auch wenig erfreuliche und unerwünschte – nahebringen zu können, und dem Volk nach dem Mund reden ist zweierlei. Als Demokrat zu ehren ist deshalb der Bewerber für ein politisches Mandat, der seinen Mitbürgern – denn das Volk sind wir alle – sagt: „Ich sehe unsere gemeinsamen Probleme folgendermaßen, wenn Ihr mich also wählt, werde ich diese oder jene Schritte tun, die Probleme zu lösen." Ein Populist ist, wer demokratische Strukturen geschickt, aber ruchlos nutzend „dem Volk" sich anbiedert: „Wähl' mich, dann tu ich selbstverständlich alles, was du willst, daß es in welcher Situation auch immer getan werde!" So direkt und wortwörtlich wird sich zwar gewiß selbst der unverschämteste Populist nicht anbiedern. Doch dazu, denselben Effekt auf viel „diskretere" Weise zu erreichen, helfen ihm ja regelmäßig durchgeführte Meinungsumfragen unterm „Volk" – und dazu geneigte Helfershelfer aus der schillernden Zunft „atmosphärischer PR-Arbeiter". Womit wir uns zum wiederholten Mal bereits das Stichwort serviert haben für eine besonders bedenkliche, dem „Demokratieverständnis" gewisser Verleger allerdings ziemlich wesensverwandte Zeiterscheinung. Die nämlich, daß Begriffe wie „Infotainment" oder eben „atmosphärische PR-Arbeit" als Kriterien für besondere Meisterschaft nicht nur von Werbetextern, -grafikern, -fotografen, -filmern, Regierungssprechern, Öffentlichkeitsreferenten oder auch von Entertainern und Verbreitern populärer Belletristik gelten – sondern zunehmend für cleveren Journalismus ebenfalls. Das mag mit dem Begriff „Infotainment" noch einigermaßen angehen. Denn selbstverständlich ist nichts dagegen einzuwenden, daß die Nachricht über einen unterhaltsamen Sachverhalt themengerecht übermittelt wird. Nur darf ein Journalist nicht weniger unterhaltsame, ärgerliche und nicht ganz leicht verständliche Sachverhalte, bzw. die weniger unterhaltsamen, ärgerlichen und schwer verständlichen Aspekte eines Sachverhalts, des ungetrübten „Infotainments" wegen unterschlagen. Anders auch als „atmosphärisch" oder sonstwie aufgeputzte PR(= public relations)-Arbeit Verrichtende hat sich ein Journalist dem Thema, das er behandeln will, möglichst unvoreingenommen zu nähern. Das heißt natürlich nicht, daß er sich keine Meinung zu seinem Thema bilden dürfte. Und selbstverständlich darf er diese Meinung auch äußern, zum Beispiel in einem Kommentar. Nur muß er auch dabei – soweit ihm bekannt – alle Aspekte seines Themas berücksichtigen, darf nicht die unter den Tisch fallen lassen, die einer leicht verständlichen, beschwingt atmosphärischen Darlegung und Begründung seiner Ansichten entgegenstehen. Suggestivwirkung zu erzielen ist die Sache von Journalisten nicht. Sollte es jedenfalls nicht sein.

Ein Skandalon besonderer Art aber ist es, wenn Populisten aus dem Lager der Politik und PR-Arbeiter, die bedenken- oder ahnungslos(?) ihre Tätigkeit als eine journalistische verkaufen, eine „Symbiose" (Herbert Riehl-Heyse) miteinander eingehen: Dergestalt beispielsweise, daß sie sich zu einem als „Interview" getarnten Frage- und Antwortspiel zusammenfinden, wobei die Politiker erwarten dürfen, von ihren Mitspielern genau die Stichworte zugespielt zu bekommen, die geeignet sind, die eigene Trefflichkeit

leutselig-locker in möglichst günstigem Licht erscheinen zu lassen. (Daß es auch heute unter den Politikern nicht ausschließlich Populisten, sondern ebenso untadelige Demokraten gibt und unter den Journalisten solche, die sich zu Recht so nennen, ergibt sich aus dem bisher Gesagten zwar ohnehin, sei eingedenk des Gesagten indessen gern noch einmal ausdrücklich betont.)

Gezielte Abschweifung

Diese Abschweifung mag etwas weit hergeholt und ausgedehnt erscheinen. Ungezielt indessen erfolgte sie nicht. Einmal nämlich gibt es auch Bergbuchverleger, die für die Qualität ihrer Produktion „demokratischen Respekt" reklamieren! Wohin es aber kommen kann, wenn in der öffentlichen Information, Argumentation, Diskussion, also letztlich Meinungsbildung einer Gesellschaft Griffigkeit allzuoft mehr zählt als Genauigkeit, leichte Faßbarkeit mehr als größtmögliche Vollständigkeit, erzielbare Wirkung mehr als nötige Differenzierung – eine Kostprobe davon bereitet unter den Bergsteigern derzeit allen voran den Mittelgebirgskletterern große Beschwerden.
Da wir uns aber gerade an diesem Punkt dem soeben erhobenen Vorwurf nicht selber aussetzen wollen: Selbstverständlich hat zum Beispiel der Naturschutzbund Deutschland seine Verdienste; nicht zuletzt das, durch vorbildliche Jugendarbeit (zumindest regional) viele junge Menschen für die Natur aufgeschlossen zu haben. Zugestanden sei ihm sogar, daß er seiner Zielsetzung wegen den Kletterbetrieb im Mittelgebirge mit Skepsis betrachtet. Eine durch nichts zu entschuldigende, wenngleich publikumswirksame Verleumdung aber ist es, daß dieser Bund in einer Broschüre Felskletterer als trampelhafte, mit Steigeisen(!) bewaffnete Bösewichte darstellt, die ungerührt, wenn nicht mutwillig in vollbelegte Vogelnester treten. Auch dem prominenten Tierfilmer Heinz Sielmann seien seine Verdienste nicht bestritten – trotz ähnlich schwerer Diffamierungen, die er in einer seiner Fernsehsendungen des vergangenen Jahres gegen Kletterer und andere Natursporttreibende vorgetragen hat. Festzustellen jedoch ist, daß sowohl Sielmann als auch der Naturschutzbund Deutschland in ihren Darstellungen die Bemühungen der IG Klettern, des Alpenvereins sowie des überwiegenden Teils der Kletterer/innen, ihren Sport naturverträglich auszuüben, ihre Bereitschaft dazu, begründbare Sperrungen hinzunehmen, für tragbare Kompromisse selbst Lösungsvorschläge zu erarbeiten, Konsens zu erzielen, außer acht lassen. Wobei Unwissenheit (die allerdings auch auf mangelnde Recherche zurückzuführen wäre) bei Sielmann als Grund für seine Äußerungen noch eher vorstellbar erscheint als beim Naturschutzbund Deutschland.
Wenn aber in einer Gesellschaft die öffentliche Diskussion und Meinungsbildung (zu?) weitgehend schon auf die oben skizzierte Weise „funktioniert", daß dann auch Behörden, zum Beispiel so manche untere Naturschutzbehörde, eher die einfachere, griffigere Lösung der differenzierenden gegenüber bevorzugen – also zum Beispiel die Totalsperrung eines Gebiets gegenüber zeitlich oder örtlich begrenzten Teilsperrungen –, auch diese Erkenntnis wird den Kletterern/innen BRD-weit derzeit mit wachsender Gründlichkeit eingebleut. Auf rühmliche Ausnahmen, wie beispielsweise vom Landratsamt Forchheim im vergangenen Jahr gemeinsam mit dem DAV und der IG Klettern demonstriert, verweisen wir in diesem Zusammenhang besonders gern. Leider nur erscheint das Bemühen um komplexere, möglichst alle Aspekte eines Problems in vertretbarem Rahmen berücksichtigende Lösungen weitaus häufiger ähnlich erfolgverprechend wie das, sich innerhalb eines Blechbläserensembles mit der Piccoloflöte Gehör zu verschaffen. Und das gilt gewiß nicht allein für Konflikte, von denen die Kletterer und der Alpenverein betroffen sind, sondern für alle Felder der öffentlichen – also politischen – Auseinandersetzung.

Bücher machen nicht dick

Doch zurück zunächst in harmlosere Gefilde: Fahren wir also fort in unserer Betrachtung von Bildbänden mit unverfänglichen Textzumengungen. Natürlich haben wir nicht von vornherein und „grundsätzlich" etwas gegen derartige Bände. Manche mögen wir sogar. Besonders solche, worin eine der in aller Regel guten Ausstattung eines Buches adäquate Gestaltung der Bildstrecken tatsächlich zum Schauerlebnis wird; und worin die Textuntermischungen wenigstens nicht ärgerniserregend geschwätzig oder gar blödsinnig sind. Zudem begreifen wir durchaus, daß sich Verleger auch als Unternehmer verstehen und darauf bedacht sein müssen, ihre Ware loszuwerden.
Gerade mit Bedacht darauf ist allerdings auch festzustellen, daß es zwar alljährlich eine kaum überschaubare Zahl von Neuerscheinungen gibt – zumeist jedoch solche von eher geringer bis mickriger Auflagenhöhe. Dafür mag es viele Gründe geben: Augenschmaus hält weniger lang vor als Lesefutter. Da außerdem die meisten dieser Bücher „bestimmungsgemäß" von Nichtlesern gekauft werden, geschieht dies häufig – überwiegend? – nicht zum Eigenbedarf, sondern – einer Geschenkidee etwa folgend. Solche Bücher sind ja als Geschenke unbedenklicher sogar als Bonbonnieren zum Beispiel. Sie machen nicht dick und werden also auch von streng linien- und gesundheitsbewußten Freundinnen, Freunden und Bekannten geschätzt. Derart „dankbare" Präsente benötigt man aber häufig – und immer wieder neue. Man kann ja, zumindest im engeren Bekanntenkreis, nicht jeder Person, ebenso wenig jeder Freundin/jedem Freund zu unterschiedlichen Anlässen dasselbe schenken. Also müssen möglichst laufend möglichst viele neue Buchtitel auf den Markt. Da die

Konkurrenz auf diesem aber enorm und entsprechend hektisch ist, gilt die Faustregel, daß für einen möglichst großen Teil einer Neuauflage Bestellungen bereits vorliegen sollten, ehe das Buch überhaupt erschienen ist. Wenige Monate nach dem Erscheinen schon sei nämlich kaum noch ein Exemplar davon zu verkaufen.

Das bringt's freilich mit sich, daß in der Regel für eine Neuerscheinung die Werbung bereits auf vollen Touren laufen muß, wenn die Arbeit daran bestenfalls gerade erst einmal angelaufen ist. Als Folge daraus aber ist es nichts weniger als verwunderlich, daß die Textgarnierungen solcher Bände an Unzumutbarkeit nur noch gewinnen. Klar, sie können ja mit bestenfalls flüchtigem Bedacht auf zutreffende Aussagen wenigstens und ebensolchen Ausdruck „gemacht" sein. Von Sorgfalt oder gestalterischem Eros gar bei der Textanlage und beim Formulieren nicht zu reden! Genauso leicht erklärbar ist ein merklich fortschreitender Trend zur „Harmonisierung" des Niveaus von Bildseiten- und Textgestaltung. Achtsamkeit auf proportional gut und spannungsfördernd einander zugeordnete Bildformate, auf Bildwitz gar, erzielt etwa durch Gegenüberstellung geeigneter Bildinhalte (oder entsprechender Texte und Bilder) – für solche Flausen Zeit zu vergeuden, ist nicht „drin". Das ist's immer häufiger offensichtlich nicht einmal mehr dafür, verfügbare und keineswegs von unverbesserlichen Ästhetikern bloß, sondern – unter anderen – von Verhaltensforschern erarbeitete Gestaltungsleitlinien zu berücksichtigen ...

Dafür aber haben wir heute ja den Computer! Leider nur wird der auch in diesem Einsatzbereich nicht als vorzügliches Hilfsmittel lediglich, sondern allzugerne als Allheilmittel (miß-)verstanden. Jedenfalls vermitteln Bücher (und auch Zeitschriften) nicht selten mehr den Eindruck, als hätten da gestreßte und aus unterschiedlichen Gründen stark überforderte Gestalter den Tausendsassa von Computer mit einigermaßen ins Ungefähre zielenden Vorgaben gefüttert und betrachteten alsdann das Ergebnis einer äußerst peniblen Ausführung derart vager Eingebungen als „state of the art", Druckwerke zu gestalten. Da kann's endlich nicht ausbleiben, daß professionell arbeitende Verlage Professionalität – im Sinne von Könnerschaft! – am regelmäßigsten noch bei den Vermarktungsmaßnahmen für Bücher erkennen lassen. Wohingegen die Bücher selbst oft – und immer öfter – eher den herben Reiz zur Professionalität deklarierter Stümperei ausstrahlen... *Im Krieg der Titel, den die Buchmesse alljährlich führt, sieht sich derjenige als Sieger, der den Werbeetat erhöht und das Niveau senkt,* konstatiert Ulrich Greiner in seinem „kleinen Empfehlungsschreiben für die deutschen Verleger", aus dem wir weiter vorne schon einmal zitiert haben.

Noch einmal – und einmal mehr wiederholt sei das gerade an dieser Stelle: Nach wie vor erscheinen auch respektable Bücher und auch, wenngleich seltener, Bergbücher darunter. Was letztere betrifft, ist oft allerdings festzustellen, daß so ein erfreuliches Einzelergebnis hauptsächlich dem Durchsetzungs- und Stehvermögen entsprechend engagierter Bild- und Textautoren gegenüber den Verlagen zu danken ist. Zumeist freilich ist solches Durchsetzungsvermögen allein daraus zu schöpfen, daß jemand sich (sei's als Autor, oder sei's – in unserem Metier – auch als Bergsteiger) einen entsprechend gut zu vermarktenden „Namen gemacht hat"; oder daß ihm eine aus verkaufsstrategischen Gründen irgendwie gefragte Institution den Rücken stärkt: Was andererseits leider bedeutet, daß zwar befähigte, zugleich engagierte, aber eben noch namen- und rückhaltlose Nachwuchstalente nur schwerlich der Chance teilhaftig werden, sich ebenfalls zu bewähren und ihr Talent zu entwickeln.

Also wird in Zukunft – jedenfalls mittelfristig – „Buchschrott" wohl in noch zunehmendem Maß produziert werden. Soweit das keine zusätzlichen bedenklichen Folgen hat – wie bei der sowieso meist harmlosen Thematik von Berg- und anderen Landschaftsbänden – wollen wir darüber nicht weiter lamentieren. Ja, müssen wir nicht vielmehr den Verlegern ihren Verkaufserfolg – wenn's denn einer sein sollte – selbst mit solchem Schrott zubilligen? Hängen davon doch die Arbeitsplätze ab, die die Branche zu vergeben hat! Diese Frage ist hier nicht zynisch der Aktualitäts- und Effekthascherei halber aufgeworfen. Wir fühlen mit allen, die, in welchem der vielen Teilbereiche der Branche auch immer, um ihren Arbeitsplatz oder eine Verdienstmöglichkeit bangen. Festzustellen ist dazu allerdings auch, daß in der Branche – und das gilt für die Bergbuchproduktion durchaus in besonderem Maß – mehr und mehr kostengünstige Hilfskräfte Aufgaben erledigen, die der bestmöglichen Betreuung durch Fachkräfte dringend bedürften. Dennoch: Wir sollten es wirklich unterlassen, uns mit dem Lamento über die miese Qualität vieler Bücher und der Auflistung von Ursachen dafür im Kreise zu drehen! Sollten besser doch auf die Sorge eingehen um Arbeitsplätze.

„Design-Journalismus"

Als Dauerzustand empfinden wir das Bohren dieser Sorge gegenwärtig ohnehin: der täglich neuen Nachrichten wegen von fortschreitendem Arbeitsplatzabbau in immer zahlreicheren Gewerben und den – meist ohnmächtig – wütenden Protesten dagegen. Wir fühlen mit den Abertausenden von Betroffenen: Auch, und gerade dann auch, wenn die's nur als blanken Hohn empfinden können, von coolen Experten hören zu müssen, die heutigen Massenentlassungen – im Kohlebergbau und in der Stahlindustrie etwa – seien halt der Tribut für das Versäumnis, auf sich verändernde Wirtschaftsstrukturen rechtzeitig mit den richtigen Weichenstellungen reagiert zu haben. Das extra Zynische daran ist leider nur, daß die Experten vermutlich recht haben.

Schrift – ein
rätselhaftes Labyrinth?

I. C. Hiltensperger
Beginn des 18. Jahrhunderts
Holzschnitt

Nicht unrecht aber hat gewiß ebenfalls, wer heute die Branche der Buch- und Zeitungsmacher konfrontiert sieht mit rasch und heftig um sich greifenden Strukturwandlungen in ihrem Bereich. Funk, besonders aber Fernsehen, Ton- und Videokassetten vermögen, was sie zu bieten haben, viel direkter zu vermitteln als das spröde Medium Schrift. Erstmals 1993 gab es auf der Frankfurter Buchmesse eine eigene Halle für das Thema „Elektronic Publishing". Als Sensation darin vor allem bestaunt wurden die sogenannten CD-ROMs (Compact Disc Read Only Memory). Das sind kleine, den bekannten Musik-CDs sehr ähnliche Scheiben, von denen eine einzige genügte, „nahezu das gesamte Verlagsprogramm, das ich in Jahrzehnten geschaffen habe, drauf zu speichern", wie halb fasziniert, halb konsterniert ein bis vor wenigen Jahren aktiver Bergbuchverleger resümierte. Wie sehr eine derart enorme Speicherkapazität schon heute für CD-ROMs als Träger von Dateien, aber auch Sammel- und „Nachschlage"-werken spricht, bedarf keiner Erklärung. Doch Klaus W. Rößel, Entwicklungschef für elektronische Medien bei Sony, schweben weitergesteckte Perspektiven vor: *Das Buch der Zukunft ist rund [...] Unsere Vision ist, daß sich die Medien auf eine Art Kommunikationszentrum im Haus zusammendampfen. So ein Kommunikationszentrum wird mit Sicherheit einen Bildschirm haben. Der wird fernsehtauglich sein, aber auch für die Übertragung von Dokumenten und für Videokonferenzen geeignet...* Diese Zitate sind einem Gespräch entnommen, das Klemens Polatschek mit dem Mann fürs Zeitmagazin[2]) anläßlich der Frankfurter Buchmesse geführt hat. Letztere betreffend aber sagt Rößel im Schlußsatz dieses Gesprächs: *Also, lassen Sie mich mal ganz dreist vermuten, daß in fünfzehn Jahren die ganze Messe elektronisch ist.*

Ungerecht wäre es, zu behaupten, Buch-, Zeitungs- und Zeitschriftenverleger hätten auf diese Entwicklungen nicht reagiert. Zum Teil haben sie, darunter auch Verleger von Bergbüchern und -zeitschriften, sehr schnell reagiert:

Nämlich so, daß sie bestrebt waren, mit einem Bein von Anfang an auch auf dem Boden des Tele- und Videomarktes Fuß zu fassen. Sofern sie sich aber weiterhin des Mediums Schrift bedienen, erliegen sie immer häufiger der Versuchung, der verführerisch leichten Zugänglichkeit, mit welcher die elektronischen Medien den Konsumenten entgegenkommen, durch Bemühungen Paroli zu bieten, die wir in unserer Jeremiade über belanglose Deko-/Gusto-Texte sowie Begriffe wie „Infotainment" oder „atmosphärische PR-Arbeit" beklagt haben.
Weil wir weltfremd sind?
Jedenfalls finden die Verleger für solches Bemühen heute gute Unterstützung durch einen Stab von Marktberatern für Buchhändler/innen. Deren Ratschlag aber ist klar: Literatur, in dem Sinne, wie sie ein Ulrich Greiner versteht, wenn er Simmel bestätigt, daß er „den Begriff zumindest im Kopf" habe, solche Literatur sollte die Buchhandlungsregale möglichst wenig belasten. Was dagegen in die Regale soll, ist unschwer zu erraten. Darüber haben wir genug gejammert und andere Jammerer zitiert. Außerdem geht unsere Weltfremdheit soweit nicht, daß wir's verwunderlich fänden, wenn solche Ratschläge von Marketingberatern kommen. Doch da gibt es noch andere Experten. Die wirken meist von Instituten unterschiedlichster Gestalt und Zuordnung, teils auch von Universitäten aus. Ihre Sorge gilt – zumindest vordergründig – nicht dem Markt, sondern der „mediengerechten Sprache". Sie wenden sich hauptsächlich also an Journalisten. Und ihre Botschaft an diese, sonderlich auch an diejenigen darunter, die für Zeitungen und Zeitschriften arbeiten, ist einfach. Zugegeben etwas knapp und zugespitzt ausgedrückt, läuft sie darauf hinaus, dem Widerstreben der Bevölkerungsmehrheit gegen Gedrucktes Rechnung zu tragen. Das heißt also: Da über Seiten sich hinziehende Texte kaum wer auch nur zu lesen beginnt, gestellte Themen – und seien die noch so vielschichtig und kompliziert – knappstmöglich abhandeln. Dies zudem in Sätzen von tunlichst nicht mehr als 17 Wörtern, da den Sinn längerer Satzbildungen niemand zu erfassen vermag. (Obiger – rudimentäre – Satz besteht aus 20 Wörtern.) Und gegen die Verpackung in ein „Text-Design" von unentrinnbarer „Eye-Catcher"-Wirkung sollte sich so eine Schreibe überdies nicht sperren ...
Womöglich allerdings wäre es eine gute Übung für Eleven dieser Lehre, ohne Verstoß gegen deren Regeln darzulegen, warum seit Beginn der 90er Jahre im bundesdeutschen Zeitungs- und Zeitschriftenwesen Auflagenrückgänge in Millionenhöhe zu verzeichnen sind: Und dies, obschon doch Expertenrezepte der geschilderten Art keineswegs in die Luft gesprochen, sondern weitgehend befolgt werden. Könnte es sein, daß die Rezepte so gut gar nicht sind; jedenfalls nicht als Patentrezept für alle Fälle? Sicherlich ist wiederum, was zum Beispiel der schmucke Begriff „Text-Design" bezeichnen soll, nicht von Haus aus verwerflich. Geschickt genutzt an passender Stelle für die geeigneten Textinhalte kann das selbstverständlich eine sehr förderliche Maßnahme sein. Symptomatisch und darum fragwürdig erscheint allerdings, daß auch sowas wie „Design-Journalismus" unterdessen – und nicht nur als Begriff! – branchenüblich zu werden beginnt. Denn: Muß der Versuch letztlich nicht scheitern, ausgerechnet mit dem dazu am wenigsten geeigneten Mittel, nämlich Schrift, blindlings nachzuäffen, was andere Medien, namentlich Video, viel besser können: augenfällig und schnell Aufmerksamkeit weckende, aber eben entsprechend vordergründige Information ausstrahlen zum Beispiel? Wenn man aber schon daran glauben und darauf hinwirken will, daß Schrift auch künftig ihr „Biotop" in der „Medienlandschaft" behaupten kann, wär's dann nicht sinnvoller, sich auf die Vorzüge zu besinnen, die Schrift gegenüber allen anderen Medien auszeichnet?

„Was man schwarz auf weiß besitzt ..."

Diese Vorzüge resultieren zum einen indessen eben daraus, daß durch Schrift etwas „schwarz auf weiß" auf Papier *festgehalten* wird. Ein Leser hat somit den Vorteil, daß er sich mit einem Text befassen kann so lang er will. Er muß nicht wie ein Radiohörer oder Fernsehzuschauer eine Botschaft exakt in der Zeitspanne erfaßt und begriffen haben, während der sie ihm sein Gerät übermittelt. Er kann einen Satz auch zweimal lesen. Und er kann in umfangreicheren Texten komplikationslos zurückblättern, wenn er die Aussagen von Bezugsstellen memorieren und miteinander vergleichen möchte. Schrift bietet also wie kein anderes Medium die Möglichkeit, komplexe Sachverhalte offenzulegen, ohne zu simplifizieren. Kein anderes Medium auch ist wie Schrift prädestiniert dazu, alle Aspekte eines vielschichtigen Problems, ihre Parallelen, Divergenzen aufzuzeigen, Schnittstellen zu markieren. Allen anderen Medien voran könnte demnach Schrift gewährleisten, daß die öffentliche – also politische – Diskussion zwar nicht um jeden Preis publikumswirksam, aber demokratisch verläuft: Nämlich so, wie wir in dem Exkurs darüber, wie der Begriff wohl zu verstehen sei, uns gewünscht haben, daß die Auseinandersetzung um Naturschutz und Naturnutz zum Beispiel verlaufen sollte. Ganz anders leider nur, als sie in diesem, doch auch in zahlreichen anderen – und noch wichtigeren – Bereichen derzeit verläuft.
Papperlapapp! Wo's langgeht, bestimmt allein der Markt. Und auf dem sind mit solch wirklichkeitsfernem Wunschdenken keine diskutablen Auflageziffern zu erzielen!
Wirklich nicht? Immerhin sind im Verlauf der letzten Jahrzehnte, und das heißt ziemlich genau zeitgleich mit dem immer stärkeren Aufkommen der „neuen Medien", ausgerechnet die Auflagen von Blättern wie „Die Zeit", „Frankfurter Allgemeine Zeitung" oder „Süddeutsche Zeitung" konstant gestiegen. Während in eben dieser Zeit ein Stagnieren zumindest, ja sogar Rückgänge der Auflagen

selbst von „Bild" – und entschieden deutlicher noch von anderen Blättern der sogenannten „Regenbogenpresse" zu beobachten sind. Gewiß, da hat es in jüngster Zeit einigermaßen beachtliche Senkrechtstarter gerade in diesem Milieu wieder gegeben. In welchem Maß deren Erfolg andauern wird, wenn der Fokuseffekt des Neuen einmal anderswo zu orten ist, muß vorläufig immerhin offenbleiben. Desgleichen somit wohl doch die Frage auch, ob eine auf laute Marktschreieffekte zielende Blattgestaltung mit einem Papierflächenverbrauch für Schlagzeilen, der den für die ausgelobten „News" bisweilen um ein Vielfaches übersteigt, zwar weiterhin „mega-in" ist – gemessen an der vorwiegend geübten Praxis sowie den immer noch einsamen Auflagenhöhen von „Bild": und dennoch bereits ein Anachronismus – gemessen an der anderen Medien „wesens"eigenen Anmachekraft?
Dick zu unterstreichen scheint diese Deutung das Schicksal der „Quick". Die, jahrzehntelang Toptitel (zusammen mit dem „Stern") auf dem deutschen Illustriertenmarkt, ist von diesem seit 1993 verschwunden. Und das, obschon doch die Macher der „Quick" während der letzten Jahre ihres Dahinsiechens kaum eines der gängigen Patentrezepte im Werben um die Publikumsgunst nicht zur Rettung ihres Blatts ausprobiert haben.
Sollte sich mithin der geweitete Blick vieler (Zeitungs- und Zeitschriften-, doch auch Buch-)Verleger vornehmlich auf die Zielgruppe der „Nichtleser" allmählich als nur begrenzt weitblickend herausstellen? War's der verkaufsstrategischen Weisheit rühmlichster Schluß womöglich doch nicht, die Ansprüche ausgerechnet der Leser – einer Minderheit zwar, aber keineswegs einer „verschwindenden", wie die Auflageziffern von „Zeit", „FAZ" und „SZ" ausweisen – weitgehend ignoriert zu haben?
Diese Zeilen hat nicht Schadenfreude diktiert. Im Gegenteil: Das Los gerade der „Quick" hat auch uns bestürzt; schon deswegen, weil wir mit den vielen namhaften und namenlosen Beschäftigten empfinden können, die für das Blatt bis zuletzt ihr Bestes gegeben haben.
Nicht ganz unerwartet träfe uns außerdem der Vorwurf, diese Ausführungen seien ein hochnäsiges Plädoyer für Literatur als „Privileg einer elitären Schicht". Unsere Betroffenheit diesem Vorwurf gegenüber bliebe allerdings gering. Denn: Leser oder Nichtleser, das ist heute ja keineswegs mehr, wie zu Zeiten einer gewissen Operettenfigur, eine Frage des Standes. Zu Schreiben und zu Lesen gelernt hat, wie schon einmal hier betont, nahezu jede und jeder von uns. Darum verläuft die Trennlinie zwischen Lesern und Nichtlesern längst nicht mehr zwischen unterschiedlichen Volksschichten und Ständen, sondern zwischen Interessierten und Desinteressierten aller Schichten und Stände. Es gibt äußerst leseunwillige Akademiker und bestens belesene Arbeiter. Gegen geistige Trägheit und Interesselosigkeit anzuschreiben (oder sich anderer Medien bedienend dagegen zu wirken) kann zudem gerade in einer Demokratie nicht verpönt sein. Das ist sogar eine Forderung. Denn ein Volk von gänzlich Desinteressierten ist nun einmal nicht imstande, seine demokratischen Rechte und Pflichten wahrzunehmen. Auch damit rekapitulieren wir schon Gesagtes.
Lesen aber nötigt zum Mitdenken und fördert somit das Denken. Das kann gewiß anstrengend sein. Doch selbst die Gehorsamsgemeinschaft, die einmal nach dem Gesetz angetreten sein soll, das Denken Wesen mit großen Köpfen, also im Zweifelsfall Pferden, zu überlassen, will danach nicht mehr antreten, seit ihre Glieder sich demokratiebewußt als „Bürger in Uniform" verstehen. Wie fatal sich's aber gerade für die Gemeinschaft des Alpenvereins erweisen könnte, wollten sich seine Mitglieder nicht weiterhin zur Anstrengung des Mitdenkens, Denkens und durchdachten Handelns aufraffen, das läßt die Verstrickung des Vereins in die Auseinandersetzung um Naturschutz und Naturnutz auf nahezu allen seiner Betätigungsfelder in exemplarischer Überdeutlichkeit erahnen. Weshalb es angezeigt erscheint, gerade auf dieses Beispiel so oft hier zu verweisen wie Gelegenheit dazu gegeben ist.

Lesende sind Mitgestalter

Was heißt außerdem „anstrengend"? Und wo ist der Beweis dafür, daß jegliche, vor allem aber jegliche gedankliche Anstrengung unpopulär sei. Wär's so, wieso ist dann vom schillerndsten Blatt der Regenbogenpresse bis zum farblosesten der sogenannten seriösen kaum eines ohne Rätselecke zu finden. Rätsel, zum Beispiel die besonders beliebten Kreuzworträtsel, nötigen doch ebenfalls zum Nachdenken und zum Kombinieren. Kniffliger als Rätsel zu lösen ist aber auch Lesen nicht; jedenfalls nicht für jemanden, der darin einigermaßen in Übung geblieben ist. Doch es kann weit anregender noch und spannender sein. Und dies ausgerechnet einer Eigenschaft von Schrift wegen, die sie anderen Medien gegenüber vordergründig so inattraktiv erscheinen läßt: ihrer Bild- und Tonlosigkeit! Eben deretwegen bleibt es Lesenden nämlich unbenommen, die Welten und Zusammenhänge, die sie mit der Entschlüsselung von Buchstabengirlanden betreten, kraft eigener Vorstellung selbst mitzugestalten.
Der Versuchung, für diesen ganz besonderen Vorzug des Mediums Schrift Belege aus der „gehobenen" – oder jedenfalls dafür geltenden – Literatur anzuführen, haben wir hier schon aus Platzgründen zu widerstehen. Zwei Beispiele, willkürlich herausgegriffen aus Bergbüchern jüngeren Erscheinungsdatums, möchten wir dazu dennoch bringen. So schildert Fritz März in einem der ersten Kapitel seiner „Gratwanderungen" (Rosenheimer Verlag) das Erlebnis eines Biwaks beim Abstieg von der Lamsenspitze (Karwendel) ins Zwerchloch. Was er da schildert, ließe sich mit der heutigen Foto- und Filmtechnik gewiß auch sehr stimmungsvoll ablichten. Nur wären durch die

Ablichtung Ort und Ablauf des Geschehens (oder Nichtgeschehens) unübersehbar, also entsprechend „verbindlich" vorgegeben. Demgegenüber läßt der Buchtext Lesenden weitestgehend die Freiheit, die Wanderung des Mondes in dieser Nacht, den Wechsel des Einfalls seines Lichts in ein zu erahnendes Bühnenbild selbst zu inszenieren. Nun sind die „Gratwanderungen" zwar erst 1992 erschienen, erlebt hat Fritz März diese Biwaknacht aber als junger Mensch 1949. Und damals bereits hat er sein Erlebnis auch notiert. Daß es jedoch im letzten Dezennium dieses Jahrhunderts ebenfalls noch Bergsteiger (und gewiß auch Bergsteigerinnen) im Alter des Fritz März von damals gibt, die's als Schreiber(innen) vermögen, ganz auf Bilder verzichtend, in Stimmungen und Erlebnisse hineinzugeleiten: Einen schönen Beweis dafür hat Malte Roeper mit seinem Romanerstling „Strategie & Müßiggang" (Panico-Verlag) vorgelegt. Lebendiger als etwa durch Roepers Standplatz-Impressionen beim Klettern im Gebiet von Los Riglos (Spanien) sind die Nuancen der Empfindungsmixtur zwischen Ausgesetztsein und souveränem Spiel über der Tiefe nicht „rüberzubringen". Dasselbe gilt für eine Biwaknacht, die auch dieser Autor schildert: allerdings eine unfreiwillig unter wenig romantischen Bedingungen in der Droites-Nordwand (Montblanc-Gebiet) verbrachte. Wesentlicheres vom extremen Alpinismus spürbar werden lassen als diese Schilderung hat noch keine Filmregie – trotz wiederholter Versuche teils sehr prominenter Vertreter dieser Zunft.
Was aber vermag überzeugender zu illustrieren, was diese Beispiele belegen sollen, als die herbe Ernüchterung, die Lesende zumeist empfinden, wenn sie der Neugier nicht haben widerstehen können, von einem ihnen als Lektüre bereits bekannten Roman zum Beispiel auch die Filmfassung kennenzulernen?

Realitätsnahe Utopie?

Dies ist ein Plädoyer für das Medium Schrift, doch keines gegen den Film oder andere Medien. Es hat, das räumen wir eben deshalb gerne ein, Filme gegeben, die uns uneingeschränkt begeistert haben; darunter auch Bergfilme. Und von denen, die uns verdrossen haben, wollen wir hier weiter nicht reden. Da Filmemachen zudem unsere Profession nicht ist, wollen wir's möglichst auch vermeiden, uns mit altklugen Urteilen und Analysen zu blamieren. Einen Eindruck wagen wir dennoch anzudeuten: Könnte es sein, daß zu den grandiosesten Filmen häufig die geraten sind, deren Schöpfer, wie dem Vernehmen nach Fellini zumeist, ihr Werk von Anfang an in der ihrem Medium eigenen „Sprache" angelegt haben; die sich also nicht darauf eingelassen haben, einen Vorwurf, eine Idee, eine Phantasmagorie erst aus einer „Fremdsprache" – der von Schrift zum Beispiel – in die Sprache ihrer Bilder zu „übersetzen"? Sollte das aber so sein, wär's dann gänzlich abwegig, wenn nicht nur Schreiber(innen), sondern alle „Medienschaffenden", mit welchem auch immer sie schaffen, bereit wären, über die Vorzüge, doch eben auch die Grenzen ihres jeweiligen Ausdrucksmittels nachzudenken?
Kaum großes Nachdenken dürfte indessen die Erkenntnis fordern, daß Filmwerke nur in Kinos zu bewundern sind. Und sogar das „Pantoffelkino" nötigt Betrachter(innen) einigermaßen unerbittlich auf einen Platz vor dem Fernsehschirm. Das erhellt einen weiteren, nicht gering zu achtenden Vorzug des Mediums Schrift: Mit einem Buch oder sonstigen „Schriftstück" kann ich mich in jeden Winkel, notfalls den entlegensten, zurückziehen, wenn ich nicht gestört werden und andere nicht stören will. Das aber erschiene zum Beispiel auch in der „Art Kommunikationszentrum", auf die nach der Vision des Klaus W. Rößel „die Medien im Haus zusammendampfen" werden, kaum vermeidbar. Jedenfalls dann nicht, wenn wir eine gewisse Inkompatibilität der Programmvorstellungen unter den einzelnen Hausgenossen voraussetzen müssen. Ob's mit dieser Einsicht zusammenhängt, daß selbst der Entwicklungschef für elektronische Medien Rößel beteuert: *Wir wollen das Gefühl, die Nase in ein Buch zu stecken, nicht aufgeben?*

Da freuen wir uns aber! Denn daß wir einem Jahrtausende alten „Medium", eben Schrift, Zukunftschancen auch über den bevorstehenden Jahrtausendwechsel hinaus wünschen, können wir nach all dem bisher Gesagten schwerlich abstreiten. Doch wir sind auch überzeugt, daß unser Wunsch nicht unerfüllbare Utopie bleiben muß. Dann eben nicht, wenn Bücher-, Blatt- und sonstige der Schrift verbundene „Macher" sich wieder der Vorzüge ihres Mediums bewußt werden und es wagen, auf diese Vorzüge zu vertrauen. Das könnte unserer Vorstellung nach für die Bergbuchmacherei zum Beispiel bedeuten, daß künftig zwar der „Ausstoß" von Titeln pro Jahr deutlich geringer ausfiele, daß damit aber auch die Zahl belangloser Titel erheblich schrumpfte. Dann könnte füglich von einer *selbstverschuldeten Überproduktionskrise* (Ulrich Greiner, s. o.) nicht mehr die Rede sein. Was hoffen ließe, daß auf dem wieder übersichtlicheren Markt auch „Longseller" eine Chance hätten. Die nämlich werden solche vorwiegend ihres Inhalts wegen, können dazu auch mittels raffiniertester Werbestrategie nur sehr bedingt „gemacht" werden. Das könnte schließlich bedeuten, daß bei erheblich eingeschränktem Werbeaufwand von den wenigeren Titeln größere Auflagen zu verkaufen wären. Das hieße dann zwar gewiß, daß die so „gesundgeschrumpfte" Branche weniger Arbeitsplätze zu vergeben hätte. Doch die, die sie zu vergeben hätte, wären vermutlich „sicherer" als die meisten der heutigen. Und vielleicht sogar gäbe es darunter wieder mehr für qualifizierte Fachkräfte. Vor allem aber: Die Branche hätte dann überhaupt noch Arbeitsplätze zu vergeben.

Wie dazumal die Dinos?

Denkbar – und dies nicht lediglich als Hirngespinst, sondern als realitätsnahe Perspektive – denkbar erscheint das gewiß. Schließlich hat doch einen ermutigend-aufschlußreichen Horizont für eine solche Perspektive erst im Frühjahr 1994 wieder der jugendlich-spannkräftige Mitachtziger Indro Montanelli im Lande der Angelli und Berlusconi mit „La Voce" aufgezeigt!

Trotzdem: so sehr sind selbst wir nicht unserem eigenen Wunschdenken verfallen, daß wir nicht anderes ebenfalls als denkbar erkennen. Fremd ist uns – so sehr sie uns befremdet – also auch die Vision nicht, die im SZ-Magazin[3]) Tibor Kalman entwirft:

Wir stehen am Ende der Wortzeit. Wie dazumal die Dinosaurier sterben jetzt die Wörter. Sie werden ausgelöscht. Oder zumindest werden sie überflüssig. Eine Art kultureller Blinddarm. Was kommt sind die Bilder. Bald werden wir in einer Bildwelt sein, die bislang ungeahnte künstliche Realitäten und synthetische Erlebnisse schafft. Höchst fraglich ist, ob wir da noch unsere Emotionen unter Kontrolle haben können. Vermutlich werden sie verramscht ...

Werden wir also, eingefangen von „synthetischen Erlebnissen", bald die uns umgaukelnden „künstlichen Realitäten" für die wirklichen halten? Und uns um so etwas banales wie eine „real existierende Wirklichkeit" nicht mehr kümmern? Werden wir so genau gar nichts mehr wissen wollen? Werden eben darum auch wir bald – obwohl die meisten von uns doch von Kindesbeinen sich nicht mit Schweinen befaßt haben, alle aber mit dem Alphabet und dessen sinnvoller Anwendung –: werden eben darum, des Beifalls der Mehrheit gewiß, also auch wir bald wieder keineswegs verschämt, sondern höchst selbstgefällig bekennen, mit dem „Schreiben und Lesen" wenig im Sinn zu haben?

So wie jene Operettenfigur?

Die freilich hat ihr Schöpfer in einer Zeit – der *guten* alten? – angesiedelt, in der „das Volk" noch nahezu unbeirrt mehr oder weniger weisen und (selbst-)gerechten Vor-„Denkern"(?) hörig gewesen ist.

---

[1]) In: „Die Zeit" Nr. 41 vom 8. 10. 1993.
[2]) „Zeitmagazin" Nr. 41 vom 8. 10. 1993.
[3]) SZ-Magazin Nr. 45 vom 12. 11. 1993.

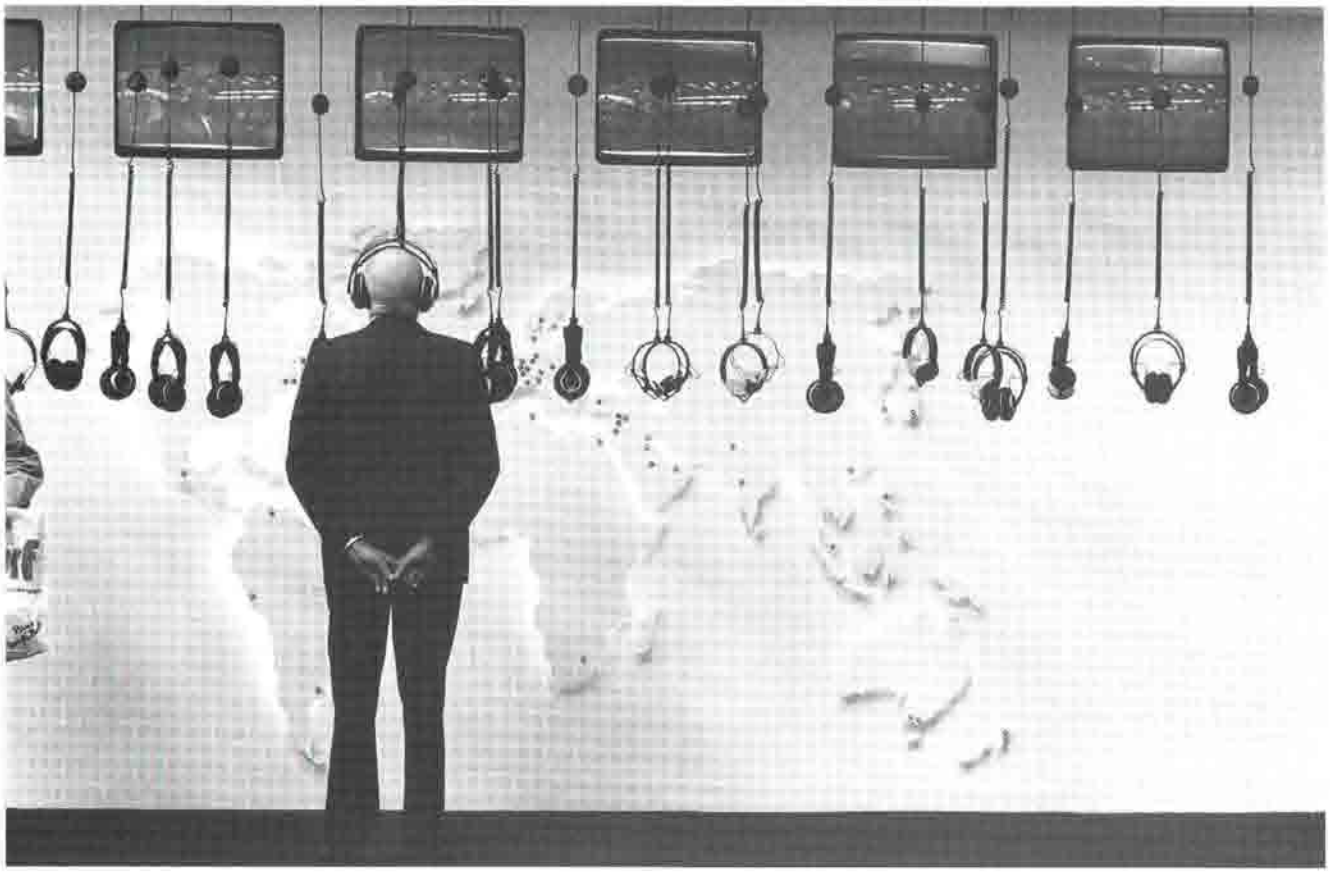


Foto: Gerd Heidorn

Hintergründe des Dadaismus und Surrealismus sieht Professor Christian Smekal unter anderem in der „Ambivalenz der modernen Welt", auf welche um die Jahrhundertwende und zu Beginn dieses 20. Jahrhunderts „die Gesellschaft mit Orientierungslosigkeit reagiert" (s. S. 205). Eine Diagnose, die indessen für die „Befindlichkeit" der Gesellschaft unseres Kultur- und Zivilisationsraumes auch im nun auslaufenden Jahrhundert noch – oder erst recht? – zu gelten scheint. Indizien dafür sind jedenfalls auch in einigen Beiträgen dieses Bandes zu entdecken. Ob sie nun von der Umwertung des Begriffs „Heimat" oder von einer durch die Brille der Nostalgie verfälschten Anschauung vom „alten Leben" handeln. Oder ob es um die Beschaffenheit der Ver(-jahr-)marktung von (Des-)Information in der „Medienlandschaft" einer Zukunft geht, die schon begonnen hat. Doch auch Malte Roepers Analyse der Voraussetzungen für den Extremalpinismus der Gegenwart (s. S. 65) scheint diese Diagnose zu erhärten. Ebenso die Reflexionen um Realität oder Irrealität, die Andreas Orgler in seine Schilderung abenteuerlicher Klettereien im Brennergebiet eingeflochten hat (s. S. 53).

Geradezu aufdringlich aber legt die derzeit tobende „Diskussion" um „Naturnutz und Naturschutz" es nahe, der Gesellschaft Orientierungslosigkeit zu attestieren. Oder, genauer besehen, eher groteske Maßstabslosigkeit? Oder jene als Folge von dieser? Das Beispiel „Klettern und Naturschutz", womit sich im folgenden Lutz Hermann Kreutzer und Nicholas Mailänder auseinandersetzen, legt diese Deutung besonders nahe. Die drakonische Härte, mit welcher Kletterern vielerorts die Nutzung von Felsgebieten der Schonung dieser wegen verwehrt wird, steht gelegentlich ja in schon sehr befremdlichem Gegensatz zur „Akzeptanz", die irreparable Naturvergewaltigungen großen Stils für andere Zwecke ziemlich problemlos finden, wie es scheint. Wenn Kletterer dies freilich als schreiende Ungerechtigkeit beklagen, dann ist ihnen zumeist die schulmeisterliche Zurechtweisung sicher, sie sollten nicht mit dem Finger auf andere zeigend von eigenen „Verfehlungen" ablenken. Wir wollen uns hier nicht in eine Erörterung darüber verheddern, inwieweit diese Zurechtweisung ihrerseits als Ablenkungsmanöver gegenüber Fragen um Verhältnismäßigkeit oder Unverhältnismäßigkeit der oder jener Maßnahme zum tatsächlichen oder vorgeblichen Schutz der Natur zu werten ist. Nehmen wir den Verweis also ernst. Dann allerdings ist auch der gleichfalls gebetsmühlenhaft immer wiederkehrende Vorwurf fehl am Platz, Kletterer (und andere Natursportler) entlarvten sich als höchst uneinsichtige Egoisten, wenn sie sogar angesichts menschheitsbedrohender Naturkatastrophen nicht willens seien, von ihrem nutzlosen Vergnügen zu lassen. Auf eine mögliche Klimakatastrophe oder das Waldsterben, auf die Verseuchung ganzer Regionen durch radioaktive oder andere Strahlung oder der Böden durch Pestizide hat es nämlich gleich wenig Einfluß, ob die Felsgebiete unserer Mittelgebirge von Kletterern restlos „gesäubert" werden oder diesen gänzlich unbehindert zugänglich bleiben.

Die gezielte Fehlinterpretation dieser Aussage dahingehend, sie enthülle die Geringschätzung, die Kletterer der Schutzwürdigkeit von Tieren und Pflanzen entgegenbrächten, ist abzusehen. Das Gegenteil freilich trifft zu: Schon zu Zeiten, da Naturschutz noch als Spleen weniger Spinner gegolten, als es – eben deshalb? – noch lange keine Umweltministerien, keinen Behörden- und Verbändeapparat für Natur- und Umweltfragen gegeben hat, haben gar nicht so vereinzelt bereits Kletterer ihre Artgenossen zur Rücksichtnahme zum Beispiel auf Wanderfalken und Uhus zu bewegen versucht. Und dies keineswegs ohne Erfolg! Unter der überwiegenden Mehrzahl der Kletterer(innen) ist heute die Verpflichtung zu solcher Rücksichtnahme unbestritten, ebenso die Hinnahme ihretwegen begründbarer Sperrungen. Dieses Verständnis unentwegt anzumahnen, ist unterdessen darum weit weniger geboten als Sorge dafür zu tragen, daß es nicht in Verständnis- und Fassungslosigkeit umkippt. Es geht also – siehe oben – keineswegs darum, unser gefährdetes Ökosystem gegen die egoistischen Interessen von Kletterern (und anderen Natursportlern) zu verteidigen. Was letztere betrifft, geht es um nicht mehr – aber auch nicht weniger – als darum, notwendige oder wünschenswerte Schutzmaßnahmen für Tiere und Pflanzen den Werten gegenüber abzuwägen, die zum Beispiel das Klettern in der Natur vermitteln kann. Werte, wie sie Nicholas Mailänder sehr eindringlich in seinem Beitrag „In der Stille des Sturms" darlegt (s. S. 257), wie sie ganz deutlich aber auch bei Stefan Glowacz anklingen (s. S. 85). Inbegriffen in unserer Verantwortung für Natur und Umwelt ist die für die Mitmenschen: besonders für junge, suchende, umgetriebene Mitmenschen. Und auch die Schützer von Fauna, Flora, Pilzen, Flechten, Sonder- und Mikrobiotopen stehen nicht außerhalb dieser Mitverantwortung. *Elmar Landes*

Foto: Dieter Rockenbauch

Seit Jahrzehnten schon haben sich immer wieder auch junge Kletterer für den Schutz des Uhu (oben) zum Beispiel eingesetzt

Wie von Gottes Hand

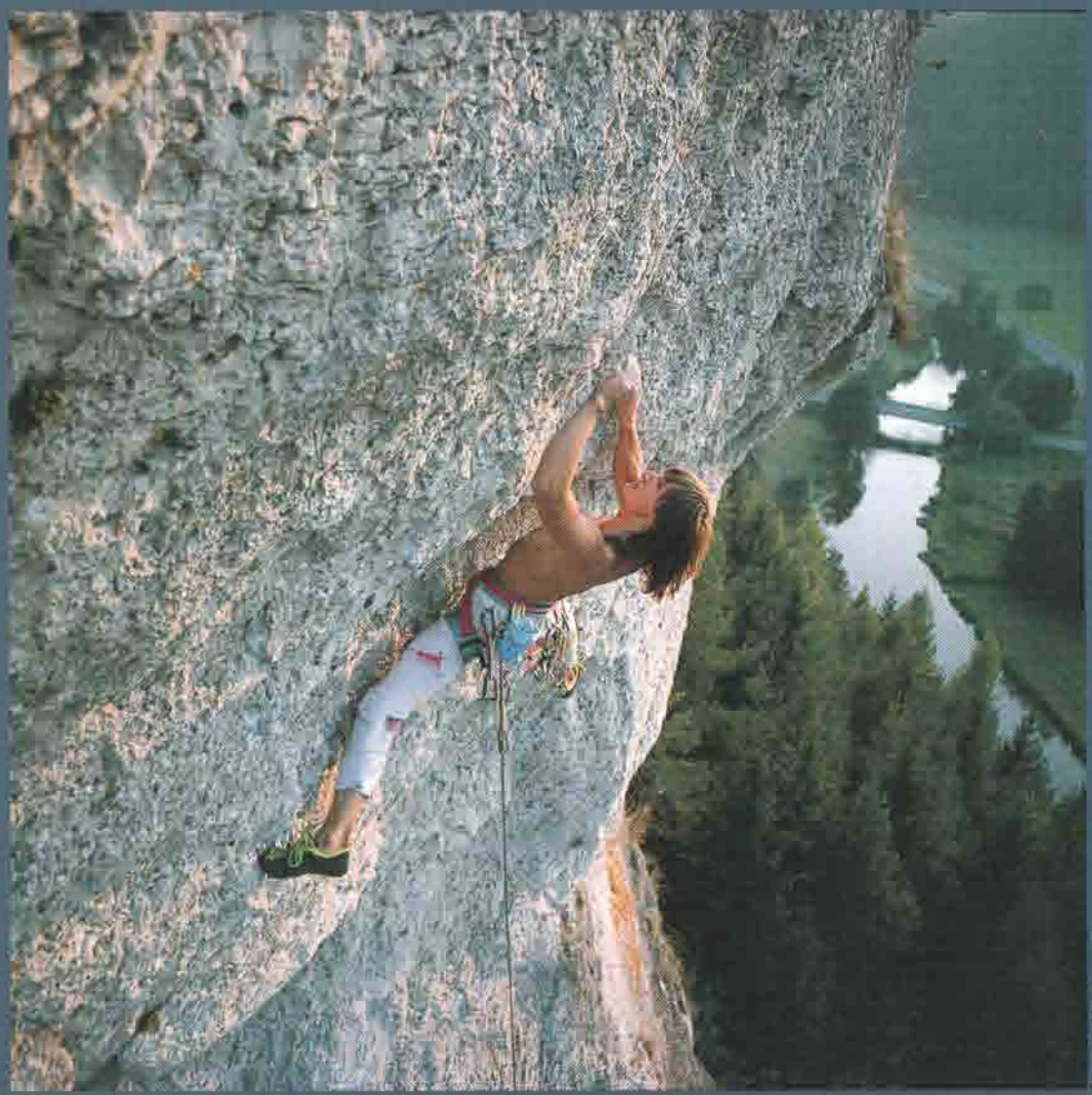
Die zweite Vertreibung aus dem Garten Eden

Lutz Hermann Kreutzer

Man will die Klettergärten sperren! Daß die betroffenen Kletterer mit Verärgerung und Gram reagieren, liegt auf der Hand; Gram, der schnell in eine übertriebene Haltung gegen den Naturschutz umschlagen kann. Das aber wäre fatal! Denn es ist nicht der Naturschutz an sich, der absurderweise Bergsteiger und Kletterer zu Naturfeinden erklärt. Es ist eine bestimmte Gruppe unter Naturschützern, die vom Klettern ein absolut falsches Bild zeichnen, und erstaunlicherweise haben sie mit diesen objektiv betrachtet unrechten Darstellungen bei Behörden, die unter Zugzwang stehen, ein offenes Ohr gefunden.
Wir können also nicht gegen Naturschützer in ihrer Funktion als Bewahrer vor Gefahren reden, nicht gegen jene, die das natürliche Gut vor zerstörerischen Zugriffen beschützen wollen und nicht gegen jene, die sich mit vollem Herzen für aktiven Naturschutz engagieren (denn das haben gerade Kletterer und Bergsteiger seit jeher getan), nein! Zu beklagen sind frustriert verbitterte Pseudo-Naturschützer, und ich lege Wert auf beide Attribute: frustriert und verbittert! Anmaßendes Gehabe, das Naturverständnis für sich gepachtet zu haben, versaut mit teilweise militanten Gedanken jegliche seriöse Betrachtungsmöglichkeit und erhebt Einseitigkeit zur Maxime.
Das Prinzip, das jeder biologischen Systematik zugrundeliegt, ist die Evolutionslehre. Das große Denkabenteuer des Charles Darwin ist eine der bedeutendsten Marken in der Geschichte der Naturwissenschaften. Seine Theorie hat entscheidend das Selbstverständnis des Menschen gewandelt, sie ist die philosophische Grundlage, auf welcher nicht nur die moderne Biologie fußt; denn die Biosphäre ist von der Geosphäre nicht zu trennen, und es gibt keinen Grund anzunehmen, daß eine von beiden wichtiger sei als die andere!
Und trotzdem wird viel zu oft das Wort Naturschutz nur für die Biosphäre beansprucht! Darwin hat ganzheitlich gedacht, und eine seiner größten Erkenntnisse war die Tatsache, daß alles mit der Zeit einer Veränderung unterworfen ist, daß aber dieser Fortgang der Zeit und die damit eng verbundene Evolution in Fossilien, Steinen und geologischen Formationen dokumentiert und konserviert ist. Ohne solche zweifellos schützenswerten Felsgebilde (Geotope), wie sie beispielsweise im Donautal, der Pfalz, in der Eifel und an vielen Orten der Erde bestehen, hätte Charles Darwin seine revolutionären Gedankengänge nie haben können. Aus all seinen diesbezüglichen Beobachtungen ist schließlich sein berühmtes Werk über die Entstehung der Arten herangereift.
Darwin wußte, was er schrieb. Wer groß ist, das bestimmt eben doch die Geschichte. Und Darwin erkannte auch, daß der Mensch als Lebewesen den Tieren oder Pflanzen durch nichts überprivilegiert ist. Andersherum: Pflanzen und Tiere sind auch den Menschen durch nichts überprivilegiert! Und solange Menschen die Natur lieben und achten und sie zu bewahren trachten, besteht logisch und emotional kein Grund, sie auszuschließen!
Ich sprach von Frustration bei einigen Naturschützern; sie rührt vielleicht daher, daß gegen die wirklich großen Naturverbrechen kurzfristig jeder machtlos zu sein scheint; Verbitterung vielleicht darüber, daß ihre an sich kämpferische Seele in der Vergangenheit dauernd mit Unverständnis malträtiert wurde; Pseudo- nenne ich sie wegen ihres Mangels an ganzheitlicher Denkfähigkeit, der Natur aber liegt das Welt*ganze* zugrunde und alles, was von selbst da ist und sich selbst reproduziert. Dazu gehört ein Stein ebenso wie der Mensch! Sehen wir uns die Naturschutz-Szene in Deutschland näher an, ihre Geschichte und was daraus geworden ist.
Im Mittelalter noch galten alle Naturlandschaften als lebensfeindlich, und die Menschen fürchteten sich vor ihnen; sie mieden Berge und andere gefährliche Landschaften, aber sie hatten gelernt, mit der Natur zu leben. Die christliche Religion lehrte sie außerdem, sich als Krönung der Schöpfung zu betrachten, die Natur aber auch als ihr Beherrscher zu pflegen. Das wiederum gab ihnen potentiell das Recht, alles Natürliche für sich zu nutzen, zur Übernutzung aber fehlte noch – bis auf wenige Ausnahmen – das Instrumentarium.
Erst im Zuge der Aufklärung verloren die Menschen ihre Urängste vor der natürlichen Gefahr, und sie begannen den Aberglauben zu überwinden. Mit der Epoche der Romantik, in die auch die Zeit des klassischen Alpinismus fällt, entdeckten die Europäer die ästhetische Seite der

Biotop oder Geotop?

was ist wann wichtiger?



Fotos: Bernhard Thum

Oben: Thomas Fickert an der Dooser Wand (Frankenjura)
Linke Seite: Der Rabenfels im Nestelgrund (Frankenjura)

„Jetzt geht es den Kletterern an den Kragen, und man macht sie pauschal verantwortlich dafür, daß Felsgruppen zerstört werden. Mit Verlaub, aber das ist aus geowissenschaftlicher Sicht ein Schmunzelwitz!

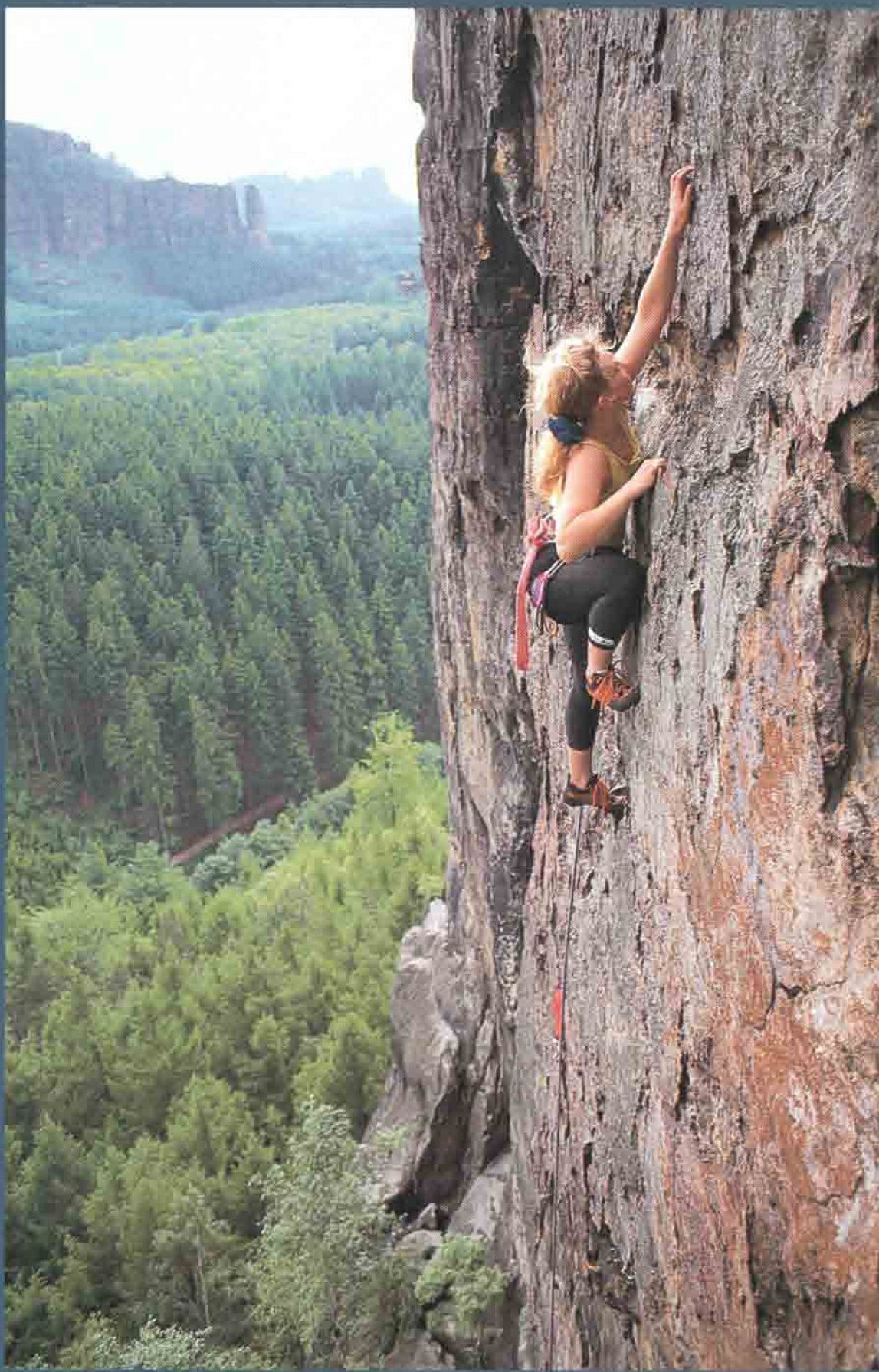
Natur; Goethe beschrieb seine Italienreise, Kaspar David Friedrich malte die Kreidefelsen auf Rügen, und der Drachenfels im Siebengebirge wurde als erstes Naturgebilde in Deutschland unter Schutz gestellt: Die Natur hatte im Abendland als zu bewahrendes Gut einen Wert bekommen, und nicht nur – wie bisher – als Beutegut zu dienen.
Mit dem Siegeszug der Industrie in Kontinentaleuropa aber begann eine Wende einzusetzen: Produzieren was das Zeug hält, koste es was es wolle! Die natürlichen Ressourcen wurden nur noch von einer Seite her betrachtet; sie mußten als Nahrung herhalten für die gefräßigste Eigendynamik, die je von Menschen verursacht wurde: die Maschinerie der maximal-profitablen Geisteshaltung. Ästhetische Naturerlebnisse wurden auf Reservate zurückgedrängt, deren Morphologie und potentielles Rohstoffangebot noch keine ökonomisch lohnende Ausbeute zuließen.
Moderne Verkehrsmittel und verfahrenstechnischer Fortschritt aber ließen die Flächen der nutzbaren Landschaften immer größer werden, und die Reservate und Rückzugsgebiete für Flora und Fauna wurden kleiner und kleiner. Zwei Weltkriege hinterließen ein verwüstetes Europa, doch schon kurze Zeit später raste der Siegeszug des Wirtschaftswunders über Deutschland. Rücksicht auf bewahrenswerte Naturphänomene war kaum mehr denkbar. Kein Wunder: Es regte sich leiser Widerstand; Widerstand gegen eine allmächtig scheinende Lobby der Industrie.
Aus dem leisen Widerstand wuchs eine immer stärker werdende außerparlamentarische Gruppierung, die postulierte, das Grundübel sei im gesellschaftlichen Selbstverständnis zu suchen. Und schließlich gelang es den Kindern des westlichen Europas, ein Umdenken herbeizufordern, während in Prag die Panzer des Ostblocks einrollten.
Der neue Geisteshauch schien sich jedoch in naiven Träumereien und von Drogen vernebelten Irrwegen zu verlieren, und der Frust begann zu wachsen, wofür die gesellschaftlich Verantwortlichen sicherlich ein wenig dankbar gewesen sind. Die wenigen starken Vordenker aus dieser Zeit aber formierten sich Jahre später neu: der grüne Gedanke ward geboren.
Und niemand glaubte ernsthaft an einen Erfolg dieser als verkappte Kommunisten beschimpften Idealisten, bis zu dem Punkt, wo sie mit ihren Fahrrädern und Blumentöpfen den deutschen Bundestag eroberten; die ersten Waschmittelhersteller machten Werbung mit Phosphatfreien Produkten und der frischgebackene deutsche Innenminister heftete sich schleunigst den Nimbus des Naturbewahrers an die Brust: Das Wort Umweltschutz war gesellschaftsfähig geworden, und die ersten Hobbygärtner begannen, sich ein eigenes Biotop zu bauen, das schnell zum bürgerlichen Aushängeschild der Solidarität zu einer intakt gewünschten Natur wurde.
Der Druck der Öffentlichkeit wurde sehr schnell stärker, der Otto-Normal-Verbraucher immer sensibler, wenn es um das Thema Umwelt ging; und das war der Startschuß zu einem an sich großen Gedanken der Vernunft. Die hohe Politik gab unter diesem Druck zum ersten Male zu, daß die Vergiftung unseres Wassers und die Vernichtung unserer Landschaften nicht so weitergehen dürfe; die Menschen nach uns sollten noch lebenswürdige Bedingungen auffinden. Allerdings hatte die Sache einen großen Haken: Es wurde viel geredet, aber konkret passierte wenig. Bei den *labilen* Geistern unter den Umweltschützern setzte die teilweise zehn Jahre vorher bereits traumatisierte Frustration und Verbitterung erneut ein, statt der Erkenntnis, daß nichts ohne Zeit zu bewerkstelligen ist und eine gewisse Diplomatie nötig sein würde.
Ob aus sachlicher Überzeugung der Politiker oder, weil sie ihre Felle (sprich: Wähler) schwimmen sahen, sei dahingestellt, und es ist auch für die Folge der Ereignisse nicht wichtig; aber die bürgerlichen Parteien installierten mit der Zeit mehr Macht in den Naturschutz- und Umweltbehörden, schafften Planstellen und setzten für Umweltgutachten aller Art enorme Summen frei.
Ein Aufatmen ging durch die Reihen der realistisch und innovativ denkenden Naturwissenschaftler, und ich spüre ihn heute noch, diesen wunderbaren Hauch von Aufbruchstimmung. Die politisch Verantwortlichen standen mit dem Rücken zur Wand und mußten die fachlichen Entscheidungen den Experten überlassen. Hier lag endlich eine Möglichkeit, moderne Ideen konstruktiv umzusetzen, die zwar bereits erdacht, aber bislang verpönt waren. Und die Arbeit und deren Erfolge begannen vielversprechend.
Doch dann passierte es: Ehe wir es begriffen hatten, waren sie da, die Verbitterten, und der fachlich gebundene Starrsinn und das resultierende berühmte Mittelmaß schlugen erbarmungslos zu!
So passierte es, daß sich frischgebackene Fachbegutachter auf die Suche nach bestimmten Floren- und Faunengruppen machten und ihr subjektives Kleinod zum besonders schutzwürdigen Ort erklärten, ohne Rücksicht auf dessen objektive Wichtigkeit zu nehmen. Ihr privates Vergnügen – und das sicherlich ohne argwöhnischen Hintergrund – wurde zur fixen Idee. Die Begriffsschärfe des Wortes Biotop, eines räumlich begrenzten Lebensraumes von bestimmten Tieren und Pflanzen, unterlag einer schwindelerregenden Inflation. Man hat sich in Folge in vielen Fällen nur wenig Mühe gemacht, auf diese Art verfaßte Studien auf Objektivität und Seriosität zu überprüfen, waren sie doch oft nur für eine Schublade bestimmt.
Und jetzt beginnen einige, mittlerweile mit behördlicher Autorität ausgerüstete Fachgutachter einen Feldzug gegen den Menschen als grundsätzlich potentiellen Umweltvernichter zu betreiben, und diese pauschalisierenden Denksackgassen einer Kollektivbestrafung fangen an, sich durchzusetzen.
Fern von gesamtheitlicher Betrachtung wird messianisch verfahren und über jegliche Sachlichkeit hinwegentschieden. So besitzt der Begriff des Fels-Biotopes eine scharfe

Foto: Wolfgang Rauschel

Zunge, da er absurderweise den Biotop in den Vordergrund stellt, ohne zu berücksichtigen, daß solche von Gesteinen und geologischen Formationen geprägte Naturgebilde in erster Linie Zeugen der Erdgeschichte sind, Geotope, also – biologisch betrachtet – die Lebewelt vor Millionen von Jahren zu beschreiben wissen. Es sind Gebilde, durch welche der Werdegang der Evolution und die Dynamik unserer Erde dokumentiert werden, sozusagen die Kinderstube unserer heutigen biologischen Vielfalt. Jetzt geht es den Kletterern an den Kragen, und man macht sie pauschal verantwortlich dafür, daß Felsgruppen zerstört werden. Mit Verlaub, aber das ist aus geowissenschaftlicher Sicht ein Schmunzelwitz! Daß Pflanzenwuchs und Wachstumsdruck von Wurzeln die Verwitterung von geschützten oder schützenswerten Felsen stark vorantreiben, ja sogar ganze Felsblöcke absprengen, ist eigentlich eine Binsenweisheit, wird allerdings ständig ignoriert. Dagegen wirkt die Kraft eines Kletterers geradezu erbärmlich. Aus Sicht des Geotopschutzes ist es sogar in vielen Fällen erstrebenswert, daß bestimmte Felsstellen geputzt und begangen werden. Hat die pflanzenforcierte Verwitterung und Bodenbildung einmal Fuß gefaßt, dringt sie bis in die kleinsten Spalten ein, und ein noch festes, kompaktes Felsgebilde wird rasch zersetzt. Dadurch kann ein Geotop zerstört werden, ein Zeugnis der Erdgeschichte, dessen Vernichtung im Gegensatz zu der von Biotopen unwiederbringlich ist. Was in welchem Falle wichtiger ist, will und kann ich hier nicht entscheiden. Aber ich möchte klar aufzeigen, daß diese Aspekte nahezu nie berücksichtigt werden! Wir alle wissen, daß es schwarze Schafe in den Klettergärten gibt! Schwarze Schafe aber gehören nicht in die Klettergärten. Da lassen sich Regelungen finden. Das darf jedoch längst kein Grund sein, alle sich am Fels Bewegenden in einen Topf zu schmeißen. Kein Richter der Welt würde sich erdreisten, alle Insassen eines Gerichtssaales zu verurteilen, nur, weil ein einzelner ein Unrecht begangen hat!

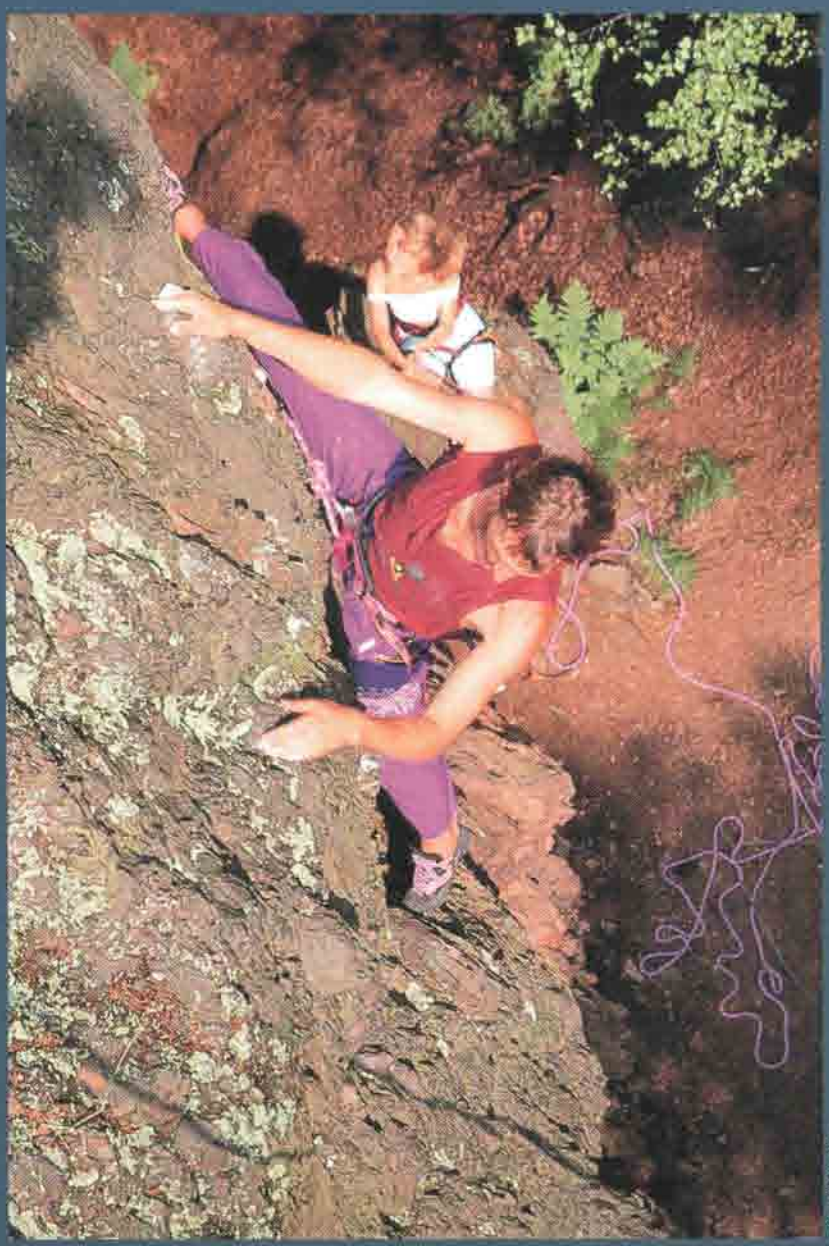
Ich kenne keinen Kletterer, der mit Vehemenz und Hammerschlägen versucht, eine Stufe in den Fels zu hämmern, wie es letztens in einem Gutachten einer Landes-Naturschutzbehörde zu lesen war. Die Liste der Absurditäten und der Unkenntnis – selbst wissenschaftlicher und methodischer Ansätze von Gutachtern – könnte ich weiter fortführen. Das Bild des Kletterers und Bergsteigers ist oft in diesen Schriftstücken vollkommen falsch und verzerrt dargestellt.

Die meisten Kletterer haben eher ein übertrieben zärtliches Verhältnis zu ihren Felsen und Bergen. Kaum jemand, glaube ich, kann mehr Achtung haben vor der Schönheit einer Felsstruktur, als ein Kletterer, der von der „wunderbaren natürlichen Formgebung" eines einzelnen Griffes schwärmt. Wer hat mehr Ehrfurcht vor einem natürlichen Felsgebilde als ein Kletterer, der jedes Detail einer Wand studiert und sich tatsächlich mit jeder kleinsten Form in ihr auseinandersetzt? Nicht um sie zu bezwingen und zu zerhacken, sondern aus Bewunderung



Anke Markowski in der Route „Plattenwand“ (VIIb) an der Zyklopenmauer (Elbsandsteingebirge); Blick zu den Affensteinen mit dem Bloßstock und zur Schrammstein-Kette (ganz im Hintergrund)

eher
felsverbunden
übertrieben zärtlich?



Fotos: Mike Jäger

Peter Janschek
in der Route
„Schatten und Licht" (VI+)
am Findling/Lauchagrund
(Thüringen)

„Wir müssen
die Natur bewahren,
in welcher wir durch
einfache Sinneseindrücke
erleben können,
daß überhaupt etwas
bewahrenswert ist."

Foto: Gerd Heidorn

Wolfgang Güllich in der Route „Sportfest" (Elbsandsteingebirge). „Kaum ein anderer Sport bietet Natur zum Anfassen so wie das Klettern"

darüber, daß es diese Wand überhaupt gibt, aus dem Bedürfnis heraus, an ihr hinaufzugleiten, ohne sie zu verändern.

Gerade eine Gruppe von Menschen, die sich eigentlich immer durch den Respekt vor der Natur ausgezeichnet hat, für die Zerstörung derselben verantwortlich zu machen, ist grotesk und intellektuell schwach. Wird da nicht eher unter dem Zugzwang des Handlungsbedarfes ein Sündenbock gesucht? Wie von Gottes Hand kommen Diktate, die niemand von den Betroffenen verstehen kann. Naturschutz am naturbedürftigen Menschen vorbei ist ein schlechter Naturschutz. Wie sollen einem Kind Wert und Schönheit der Natur bewußt werden, wenn man Kinder von ihr fernhält? Kinder sind haptisch betont, sie wollen anfassen. Kaum ein anderer Sport bietet Natur zum Anfassen so wie das Klettern. Wir brauchen wilde Landschaften, in denen wir uns bewegen können und keine Philosophie der Freilicht-Glaskästen, die jegliche angeborene Neugier schon im Kindesalter kriminalisiert.

Wir müssen endlich erkennen, daß wir in einer Kulturlandschaft leben. Naturlandschaften gibt es in Deutschland keine mehr! Und um mit dieser schwerwiegenden Tatsache fertig zu werden, müssen wir sie erst einmal respektieren. Wir müssen uns bemühen, Kultur und Natur nicht als unvereinbar zu erklären, wir müssen sie lediglich verträglich gestalten.

Naturschutz ist wichtig und notwendig. Aber zwischen Naturschutz einerseits und Naturliebe andererseits, also dem Bedürfnis, sich in ihr zu bewegen, besteht logisch betrachtet grundsätzlich kein Widerspruch. Wir müssen die Natur bewahren, in welcher wir durch einfache Sinneseindrücke erleben können, daß überhaupt etwas bewahrenswert ist; nicht zuletzt, weil unsere eigenen Wurzeln in ihr zu suchen sind.

Klettern ist ein Ausdruck der Verbundenheit mit der Natur, und deshalb gehört jeder, der sich im Klettergarten danebenbenimmt, hinausgeschmissen. Dafür müssen wir auch selbst sorgen. An einem Strang mit den Behörden. Aber es hat keinen Sinn, den Kletterern kollektiv den Schwarzen Peter für etwas zuzuschieben, woran die Gesellschaft krankt. Wir Kletterer und Bergsteiger haben zwar immer versucht, genau dieser kränkelnden Gesellschaft zu entkommen, aber: wir wollen uns nicht vor der Verantwortung drücken. Wir wollen mitreden und mitarbeiten!

Erfreulich ist, daß sich Landschaftsverbände Gedanken darüber machen, ob Klettern naturverträglich sein kann. Es wird demnächst hoffentlich eine entsprechende Untersuchung geben. In dieser mit wissenschaftlichen Methoden durchzuführenden Studie besteht dann endlich die Möglichkeit, den Klettersport unter Mitwirkung der Kletterer objektiv zu beleuchten.

Wir Kletterer würden uns freuen. Wir sind es gewohnt, anzupacken und Dinge durchzuziehen. Fordert uns, aber jagt uns nicht davon!

In der Stille des Sturms

Der Beitrag des Kletterns und Bergsteigens zur Charakterentwicklung

Nicholas Mailänder

„Wie geht's denn dem Hügelbeet, das du anlegen wolltest, Nico?" fragt der Steinhuber Ernst, Nachbar in der Münchner Maikäfersiedlung. „Du, Ernst, ich hab' in letzter Zeit soviel Streß gehabt, da bin ich lieber Bergsteigen gegangen als mich ums Biogemüse zu kümmern." Mißbilligend zieht Dr. Ernst Steinhuber seine Augenbrauen in Richtung auf die ausgeprägten Geheimratsecken: „Das liegt an dem krankhaften Bewegungsdrang von dir und deiner Frau Liz, den die Sportindustrie noch dazu künstlich anheizt."

Daß er heute mit mir auf Skitour ist, hindert ihn nicht daran, engagiert über das Für und Wider von Sport in der Natur zu diskutieren. „Ernst, da kann ich dich beruhigen, mit dem Stubenhocken hatte ich schon als Kind meine Schwierigkeiten. Vielleicht war das auch besser so, denn ohne das Klettern an den Felsen der Schwäbischen Alb hätte ich als 14jähriger für nichts garantieren wollen!" „Als ob es da keine Alternative gegeben hätte! Mit einer guten Psychotherapie wäre sicher was zu machen gewesen!" „Ja, du hast recht! Vielleicht auch mit Valium, Elektroschocks oder einer Frontallobotomie?"

Unmerklich hat sich meine Schrittfrequenz erhöht. Eigentlich hatte ich mir vorgenommen, dem braven Ernst eine zivilisierte Spur auf die einsame Seekarspitze überm Achensee zu legen. Und dann hatte Ernst angefangen, mir von den Problemen mit seinem Sportlerherz zu erzählen und wie wichtig es sei, die Schönheit der Natur auch im Garten in der Stadt erleben zu können. Ein Wort gab das andere. Mit einer Stinkwut drehe ich mir jetzt den langen Aufstiegsstöckel der Tourenbindung unter die Ferse und lege mit Volldampf eine „Berchtesgadner Spur" geradewegs auf den Steilhang unterm Gipfelgrat der Seekarspitze zu.

Wie gut es tut, Ski und Stöcke weit nach vorn zu schleudern! Felle und Stockspitzen finden Halt im Harsch, Bizeps und Quadrizeps spannen sich, übergeben an die Extensoren, der Blasebalg füllt und leert sich, damit die ATP-Motoren in den Zellen keinen Kolbenfresser kriegen. Wenn der Ernst nur wüßte, wie sehr ich mich schon bemüht hatte, meine überschüssigen Energien anders los zu werden als bei so umstrittenen Freizeitbeschäftigungen wie dem Bergsteigen oder gar dem Klettern. Überdeutlich erinnere ich mich an die Zeit des Häuslebauens, die offensichtlich jeder Schwabe durchleiden muß, oder, noch schlimmer, an unsere Alternativphase. Damals waren Liz und ich beim schönsten Kletterwetter heldenhaft im Holzlos gestanden, um die winterliche Ofenwärme mit der eigenen Hände Wirken zu erwirtschaften. Nach einer Woche unentfremdeter Arbeit waren wir zwar hundemüde und hatten Schwielen an den Händen wie die Holzknechte. Aber die alternative Roßkur hatte nicht angeschlagen: Richtige Zufriedenheit stellte sich erst ein, nachdem ich in dem fürchterlichen Rampfriß des Winterstock-Südgrats den Harzgeruch und das Kettensägengekreische gründlich vergessen und die Rotpunktbegehung in der Tasche hatte.

Der Gipfel des Hoch-Unnütz drüben überm Achental zeigt an, daß ich, in meine Grübeleien versunken, schnell an Höhe gewonnen habe. Zurückblickend sehe ich, daß meine Berchtesgadner Direttissima nach wenigen hundert Metern in weite Schleifen übergeht, die gleichmäßig ansteigend zum Schlußaufschwung unterm Gipfelgrat heraufziehen. Der vor drei Tagen gefallene Neuschnee zwingt hier zur achtsamen Plazierung der Ski in dem losen, funkelnden Pulver. Es dauert nicht lange, bis ich im windgeschützten Skidepot knapp unterm Grat eine Mulde getreten habe. Im Brennpunkt des Hohlspiegels auf dem Rucksack sitzend schaue ich hinab, ob Ernst nicht hinter einer Geländekuppe auftaucht. Doch weit und breit ist nichts von ihm zu sehen – nur der Schneehang mit der Spur. Tief drunten im Tal die Häuser von Achenkirch und das grüne Wasser des fjordartigen Sees, schattseitig noch im eisigen Griff des Winters. „Er wird schon bald kommen, mein Dr. Steinhuber!" denke ich mir und lehne mich zurück in der Sonne.

Excuse me while I kiss the sky

Eine Landsknechtsidylle auf Zeit

Fotos: Ingomar Heidler/Uwe Schumacher

Kleine, Große und Westliche Zinne mit ihren Nordwänden (v. l.): „... mit 16 Jahren hatten selbst unsere Idole Buhl, Comici und Bonatti noch keine ‚Zinne Nord' gemacht"

Wäre der Ernst damals in Stuttgart dabeigewesen, hätte er für den zwölfjährigen Buben sicher mehr Verständnis aufgebracht. Ort der Handlung war das Stuttgarter Wilhelms-Gymnasium für Knaben, dort wo der Verkehr von der Neuen Weinsteige kurz vor der Innenstadt ins Stocken gerät. Obwohl die Milchglasscheiben den Blick nach außen verwehren, läßt sich der schöne Maienmorgen nicht verheimlichen. „Mailänder!" schnarrt da unvermittelt eine Stimme im besten Honoratiorenschwäbisch Ulmer Ausprägung, „hol' mir einen Bogen Fünfziger von der Post!" Ich schrecke auf aus meinen Träumen. Aber seitdem ich in der Arbeit über „to do" einen Zweier geschrieben habe, ist es normal, daß mich Dr. Wilhelm Angler auf Botengänge in die Stadt schickt. Ich winde mich aus der vollgekritzelten und zerschnitzten Schulbank heraus. Trapp, trapp, trapp, schon habe ich die Klinke in der Hand und freue mich auf eine halbe Stunde Sonne. „Halt!" tönt es da von hinten, die Stimme hat etwas Bedrohliches. „Wie kommst denn du daher? Zieh dir mal die Socken hoch! Deine Haare stehen dir ja über den Kragen! Nein, Bürschle, so kommst du mir nicht auf die Straße!" Statt des erhofften Spaziergangs wartet der Pranger auf mich:

Seht einmal, hier steht er,
Pfui, der Struwwelpeter!
An den Händen beiden
Ließ er sich nicht schneiden
Seine Nägel fast ein Jahr!
Kämmen tät er nicht sein Haar!
Seine Bücher sind zerrissen,
Seine Schrift, wie hingeschissen!
Pfui, ruft da ein jeder,
Garst'ger Struwwelpeter!

Warum sollten sich meine Mitschüler besser benehmen als dies Menschen normalerweise tun, wenn sie Exekutionen beiwohnen dürfen? Der Höhepunkt der Show stand aber noch bevor. Der kam, als ich die erzieherischen Praktiken des verdienten Sprachpädagogen laut und deutlich in Frage stellte. Um es kurz zu machen: Die Gänge in der Stadt erledigte von diesem Zeitpunkt an ein anderer und in Englisch bin ich auf einen Dreier runter. Aber hatten nicht auch meine Mitschüler in letzter Zeit etwas gegen mich? Wurde mir nicht öfter die Kappe geklaut? Stand ich nicht immer häufiger außen am Kreis, wenn etwas diskutiert wurde? Es war mir ja eigentlich egal! Nachmittags war ich draußen im Stadtwald bei der Fuchsklinge und warf mit meinem Fahrtenmesser auf den Baumstumpf. Nach einer Woche traf ich dem Herrn Oberstudienrat fast mit jedem Wurf ins Auge. Wenn nur die Pinguine nachts nicht gewesen wären! Die drängten zischend und schnatternd mit messerscharfen Schnäbeln heran, wo doch das Hemd zu kurz war.

Excuse me while I kiss the sky...

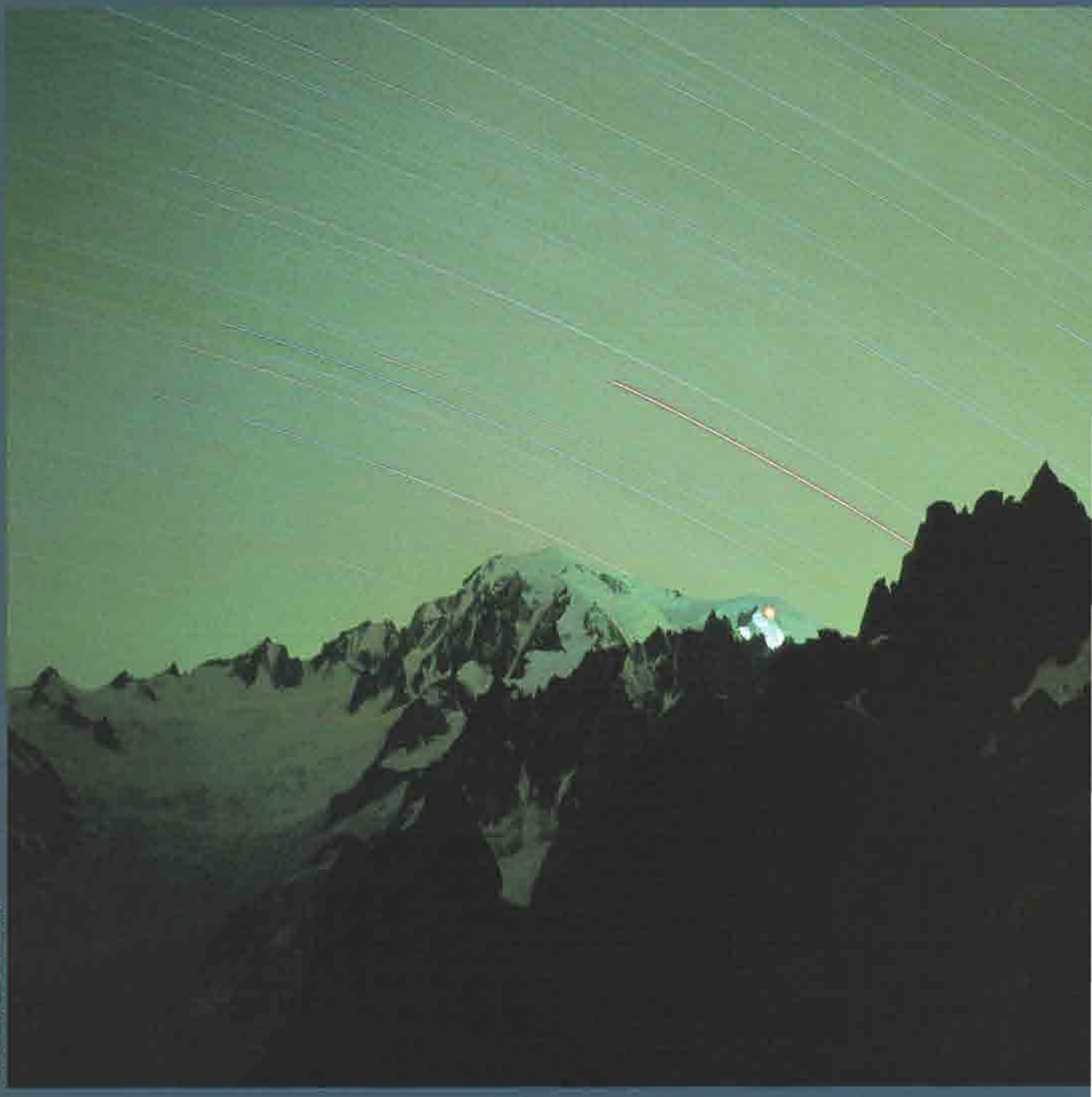
„So, Schwob, gönnst dir a Ruh' nach deim Spurt? Du bist ja ab wie a Raketen!" Ernst steht mit gerötetem Gesicht und angelaufener Brille vor mir. Mit den Stockspitzen betätigt er den Auslösemechanismus der beiden Bindungen und befreit diese dann umständlich vom Schnee. Bald hängen die Felle sauber gedrittelt in der Sonne. Der Früchtetee aus seiner Thermoskanne, gesüßt mit Birnendicksaft und lecker mit Zitrone gesäuert, ist so heiß, daß ich nur daran nippen kann. Ich erzähle Ernst die Geschichte vom Dr. Angler, den Pinguinen, und wie es dann weiterging: „Es war dann der Hans-Jörg, der wegen Bio und Musik damals bei uns ‚geparkt' hatte, der auf den Gedanken kam, mit dem Fahrrädern am Wochenende zum Wielandstein auf die Schwäbische Alb zu fahren, um dort einmal das Klettern zu probieren. Er hatte von Hermann Buhl ‚8000 – drüber und drunter' gelesen und redete nur noch von der Fleischbank-Ost, vom Eiger und vom Nanga-Parbat. Zu unserem Glück trafen Hans-Jörg und ich, als wir, bewehrt mit einer Vorkriegsausgabe der Nieberlschen Seilkunde und dem von Muttern entliehenen Wäscheseil am Ort der Tat anlangten, auf einen Kletterkurs des Alpenvereins. Am Abend stand für uns beide fest: Wir wollten Bergsteiger werden, und zwar gute!
Die folgenden Jahre kreiste alles um ein Thema: Klettern. Täglich hundert Klimmzüge an der Türleiste im Badezimmer. Drei Nachmittage in der Woche im Fels und natürlich an den Wochenenden. Um die Finger abzuhärten, trugen wir den ganzen Winter über Schneebälle in den Händen, bis sie grün und blau wurden und schließlich anfingen zu glühen. Auf die Anerkennung durch Mitschüler und Lehrer konnten wir pfeifen, denn samstags hingen wir in unseren Trittleitern am großen Überhang der ‚Direttissima' am Schaufelsen und spuckten runter auf die Gestalten mit den Ferngläsern auf der Straße. Mit 16 Jahren hatten selbst unsere Idole Buhl, Comici und Bonatti noch keine ‚Zinne Nord' gemacht! Als ich an Ostern durchgefallen bin und der Hans-Jörg wegen Erdkunde und Musik von der Schule gejagt wurde, war uns das beiden schnurz. Denn die ‚Zinne' konnten sie uns nicht nehmen! 14 Stunden hatten wir gebraucht für die tropfnasse, überhängende Wand. Wir waren zu sechst, alle aus der Jugendgruppe der Sektion. Auf dem Ringband verbrachten wir eine schauerliche Nacht in einem Wasserfall. Am andern Morgen standen wir durchgefroren und mit zerschundenen Knochen auf dem Gipfel und konnten es kaum glauben. Das dauerte nicht lange. Da drüben stand die Westliche Zinne, im Vergleich zu ihrer Nordwand galt die der Großen als trivial. ‚Ob wir schon gut genug sind?' Im nächsten Jahr klappte es. Es folgten andere, die als ‚schwerste' galten. Der Erfolg begann selbstverständlich zu werden. Von Leo Maduschka, einem unserer Chefideologen, hatte ich ein Gedicht abgeschrieben. Ich kannte es bald auswendig. Es hieß:

Alleingänge
Einsam zu schreiten ohne zu gleiten,
Alleine wandern ohne die andern;
Das Leben erkennen, verachten die Memmen,
Die Niederen, Schwachen.
Höhnend verlachen die Zagen, die Toren,
Mit offenen Ohren hören die Welt.
Wenn einer fällt, nicht jammern und klagen,
Immer das Hohe, das Äußerste wagen.
Wenn es soweit, wenn es ist Zeit,
Blick nicht zurück, erfüll' Dein Geschick...

Wenn man genau hinschaut, war der Maduschka gar nicht so weit weg von unseren anderen Helden: ‚Excuse me, while I kiss the sky' – lieber wie die Janis Joplin und der Jimi Hendrix nach einem Leben an der Grenze früh im Karacho abtreten, als gesichert in der Schublade zu vermodern. Das dachte ich auch an den Gräbern von Freunden oder als die beiden Katalanen in der Bionnassay-Nordwand an uns vorbeiflogen. Die hatten ihren eigenen, nicht den stromlinienförmigen Massentod in der Intensivstation. Den Fans liefen andächtige Schauer über den Rücken, wenn wir mit dem einstudierten Todesschrei in der Kehle den Quergang im ‚Kaiserweg' hinübersprangen und besoffen fünf ‚äußerst schwierige' Routen am Tag abknipsten. Gut, was?
Ein Wächtenbruch setzte der Landsknechtsidylle jener Jahre ein Ende. Nach zehn Meter freiem Fall konnte ich mich abbremsen, ehe es ins Senkrechte ging. Ich bekam Angst vor dem Sterben und fuhr mit dem Fahrrad nach Italien. ‚On the Road' war 1969 ‚in'. Ein seltsamer Gegensatz zwischen der frohen kalabrischen Landschaft und meiner Niedergeschlagenheit. In Träumen meldeten sie sich wieder, die Pinguine und der Fischer, die gesamte Horrorshow von damals, von der mich die Kletterei ein halbes Jahrzehnt lang abgeschirmt hatte. Inzwischen war ich aber alt genug zu wissen, daß ich mit den Figuren aus der Vergangenheit meinen Frieden schließen mußte, wollte ich mich nicht im Kreis drehen. Ich begann, Ordnung zu schaffen. Als ich einige Jahre später wieder ernsthaft mit dem Klettern anfing, war es von der Haupt- zur wichtigen Nebensache geworden. Inzwischen war ich in der Endphase meines Studiums, glücklich verheiratet und litt sicher nicht mehr unter der Mühsal des Daseins als der Durchschnittsbürger. Mir war aber klar geworden, daß man der Kraxelei dadurch nicht gerecht wird, daß man sie mit dem Etikett ‚neurotisches Symptom' versieht, sie auf ein Mittel der Kompensation psychischer Schwierigkeiten reduziert."

...einer über die Berge

„Aber", meint Ernst, „jetzt ohne Schmäh und du brauchst auch nicht wieder davonzulaufen wie ein vergifteter Affe! Wäre dir und deinen Kumpanen nicht einiges an Ärger und Gefahr erspart geblieben, wenn ihr eine anständige Therapie gemacht hättet?" „Ist wirklich etwas dadurch gewonnen, Ernst, daß man jemand den Stachel der Unrast nimmt? Nicht nur bei Künstlern kommt es vor, daß es gerade das Leiden ist, durch das sie himmelhoch über ihre Macke hinauswachsen. In den 50er Jahren gab es in der Wiener Bergsteigerszene so einen schrulligen Professorentyp, über den alle gelacht haben, weil er so geschwollen dahergeredet hat. Er hieß Karl Greitbauer. Wer sich aber die Mühe macht, die im bombastischen Eigentlichkeitsjargon zusammengeschachtelten Kapitel seines ‚Die Gestalt des Bergsteigers' nach den Anweisungen des Autors beim vierten Kapitel anfangend zu lesen und zu verdauen, der wird feststellen, daß dieser Exzentriker vielleicht das Gescheiteste abgesondert hat, was jemals über die Psychologie des Bergsteigens geschrieben wurde. Nach Greitbauers Hypothese ist das Bergsteigen nämlich so etwas Ähnliches wie ein Lebenslabor. Alle Erfahrungen, an denen ein Mensch im Alltagsleben wachsen kann, werden ihm hier in konzentrierter Form geboten. Da können nicht nur Wunden heilen, sondern es sind Entwicklungen möglich, von denen auf der Couch noch keiner geträumt hat.
Sicher, zu Beginn mancher alpinen Laufbahn mag es bei manchem Pubertierenden das Gefühl der Minderwertigkeit sein, das den Anstoß gibt, sich in der Gefahr zu bewähren. Besonders weil beim Klettern das schöne Gefühl zu haben ist, den anderen auf den Kopf spucken zu können. Denk' nur an Maduschkas die ‚Niederen, Schwachen, die Zagen, die Toren ...'. Aber dennoch empfindet der Neuling den Fels und die Ausgesetztheit im Grunde genommen als etwas Bedrohliches. Du hast ja die Bücher von Reinhard Karl gelesen. Der hat in ‚Zeit zum Atmen' seine Anfänge als Bergsteiger eindringlich genug geschildert. Das Leben muß für Reinhard damals ziemlich trostlos gewesen sein. Die Schwester hatte ihn zur Tanzstunde mitgenommen, aber er war so schüchtern, daß es eine Qual für ihn war. Besonders zu schaffen machten ihm seine Minderwertigkeitskomplexe. Er, ‚nur' Automechaniker, und die Oberschülerinnen, die so viel Schnippischkeit, Selbstsicherheit, auch Arroganz ausstrahlten. Die Mutter, die Reinhards Begeisterung für Bergbücher bemerkt hatte, brachte ihn dann auf die Idee, beim Alpenverein an einem Kletterkurs in den Battertfelsen bei Baden-Baden teilzunehmen. Doch der Anfang gestaltete sich schwierig: Zwanzig Meter über dem Boden stellt sich wieder die totale Verkrampfung ein. Die Tiefe hat einen ungeheuren Sog. Reinhard merkt die Schwerkraft, die an seinem Körper und an seinen Nerven zieht. Aber er spürt auch die wunderbare Kraft, die von dem Seil ausgeht, das um seine Brust geschlungen ist und ihm den Weg nach oben zeigt. Es endet in den Händen seines Lehrmeisters Hermann Kühn, der ihn gewissenhaft hochsichert. Am Montag in der Werkstatt hört der Lehrling dann wieder die alten Wochenendgeschichten, mit Biertrinken und



Fotos: Thomas Hofmann/Hans Saler

Nächtlicher Ausblick von den Flammes de Pierre über die Aiguilles von Chamonix zum Massiv des Montblanc: hellerleuchtet der Gipfel der Aiguille du Midi, Lichterspuren vom Montblanc du Tacul absteigender Bergsteiger

so etwas

Bergsteigen

wie ein Lebenslabor?

Räuschen und 150 Kilometer auf der Autobahn. Für Reinhard hat dies jedoch alles ein Ende gefunden. Er ist jetzt Bergsteiger, da können die anderen noch so viel lachen. Die wissen ja nicht, was es bedeutet, hochzuklettern. Oben zu sein, selbst wenn man Angst hat. Du siehst, Ernst, schon auf dieser Stufe macht der Neuling bisweilen die Erfahrung von Augenblicken, in denen er über sich selbst hinauswächst, Probleme bewältigt, die er für unlösbar gehalten hätte. Dieses Über-Sich-Selbst-Hinauswachsen bleibt auf allen Stufen das Grundthema der kletter-sportlichen und letztlich auch der menschlichen Entwicklung.

Als ich Reinhard dann im Herbst 1977 in Yosemite kennenlernte, war ihm von Angst und Unsicherheit nichts mehr anzumerken. Er hatte mit dem Richard Mühe gerade die ‚Salatwand' gemacht, wie er die Salathé am El Cap nannte. Für Greitbauer wären die beiden sicher Musterexemplare von Kletterern in der zweiten Phase der bergsteigerischen Entwicklung gewesen, der Phase der Meisterschaft. Für Richard und Reinhard hatte sich dieser Begriff allerdings relativiert. Denn wie weit sie mit ihrem Kletterkönnen von der Weltspitze entfernt waren, wurde ihnen im Camp Four von den ‚Locals' im Valley täglich vorexerziert. Aber Könner waren die beiden dennoch. Das zeigte sich nicht nur darin, daß sie die Salathé in der damals phantastischen Zeit von drei Tagen geschafft hatten, sondern auch in ihrem Unwillen, die derzeitigen Grenzen ihres Könnens als unverrückbar zu akzeptieren. Und daß Grenzen beim Klettern dazu da sind, überschritten zu werden, hatte Reinhard kurz zuvor ja mit der ersten Begehung der ‚Pumprisse' demonstriert. Die ‚Meisterschaft' von Reinhard und Richard zeigte sich also nicht so sehr in der Beherrschung eines bestimmten Schwierigkeitsgrades, als darin, daß sie alle Schwierigkeiten nicht als Bedrohung, sondern als eine Herausforderung ansahen, die eigenen Fähigkeiten zu entwickeln. Er habe sich lange genug eingeredet, seine Grenze sei der sechste Grad, jetzt habe er keine Lust beim achten Grad denselben Fehler zu machen, meinte Reinhard damals im Valley. Es komme nur darauf an, mit dieser negativen Selbsthypnose aufzuhören: ‚Take it to the limit!, den Rest macht der Body von selber!'

Reinhard hatte erkannt, daß sich bei der Bewältigung eines Problems am Fels oft jener hellwache, kreative Zustand einstellt, den der amerikanische Psychologe Mihaly Csikszentmihalyi als ‚Flow' bezeichnet hat. Jeder Kletterer kennt jene eigenartige Veränderung des Bewußtseins, in dem die Angst verschwindet, die Wahrnehmung glasklar wird, das Zeitbewußtsein aufgehoben ist und er in der Aktion mit den Strukturen des Gesteins zu verschmelzen scheint. Die Tiefe des Flow-Erlebnisses ist abhängig von der Intensität und dem freien Fluß der geistigen Energie, die der Kletterer in eine Situation einbringt. Intensivste Flow-Erfahrungen stellen sich bei den meisten Stürmern und Drängern nur dann ein, wenn sie alles auf eine Karte setzen und die Möglichkeiten des Scheiterns bewußt in Kauf nehmen. Erst in solchen Augenblicken, wenn nur noch die Flucht nach oben möglich ist, sind sie gezwungen, alle Kräfte zu mobilisieren. Freiwillig haben sie das geordnete, sichere Terrain verlassen, im Vertrauen darauf, daß verborgen schlummernde Kräfte helfen werden, wieder Ordnung – Bewegungspläne – zu entwickeln, mit denen sie sich, wie Münchhausen am eigenen Schopf, wieder in Sicherheit bringen können. Für uns deutsche Klettertouristen im amerikanischen Eldorado war es damals jedoch neu, dabei voll an die Grenze zu gehen und Stürze bewußt zu provozieren. Aber bald merkten wir, daß eine Weiterentwicklung ohne das Scheitern nicht zu haben ist. Denn die totale Fixierung auf ein Ziel wird in der Gefährdungssituation energetisch so stark angereichert, daß der Kletterer in einen Zustand versetzt wird, in dem alle über die Jahre gespeicherten Bewegungsmuster abrufbar sind und neue spontan mutieren können. Wir fuhren Ernten ein, die wir in jahrelanger Arbeit ausgesät hatten.

Vom Sinn des Unnützen

Auf den Gedanken, daß diese auf ein Ziel gerichtete Spannung das Salz des Lebens ist, das dem Menschen das Gefühl gibt, nicht umsonst auf der Welt zu sein, ist der Wiener Psychologe Victor Frankl gekommen. Als Psychoanalytiker der ersten Stunde, Überlebender von Auschwitz – und Bergsteiger – weiß Altmeister Frankl, wovon er spricht, wenn er behauptet, daß ein Mensch Gefahr läuft, krank zu werden, wenn er nicht von einer ihn persönlich ansprechenden Spannung gehalten wird. Im Konzentrationslager hatte Frankl die Erfahrung gemacht, daß nur jene Mithäftlinge ihren Überlebenswillen nicht verloren, auf die draußen ein Mensch oder eine Aufgabe wartete. Aber nicht nur im Konzentrationslager besteht die Gefahr, daß der Mensch ins Trudeln kommt, weil er keinen Sinn mehr im Leben sieht, sondern auch wenn er, wie wir heute, lebt wie die Made im Speck."

„Aber du kannst doch einen Familienvater, der seiner Familie zuliebe das KZ überleben will, oder einen Wissenschaftler, der sein Lebenswerk noch nicht vollendet hat, nicht in einem Atemzug nennen mit deinen Adrenalin-Freaks!" Ernst unterbricht mich engagiert. „Die benehmen sich doch wie der Esel, der auf's Eis geht, weil es ihm zu wohl oder zu langweilig wird. Ich sehe keinen Unterschied zwischen den Sportkletterern, die nichts anderes im Kopf haben als an möglichst kleinen Griffen hängend gerade nicht abzustürzen, und den Kids, die sich einen Benz mit Airbag klauen, um mit ihm zynisch lächelnd auf einen Betonpfeiler zu rasen." „Der Frankl schon, Ernst, und der muß es als jemand, der sowohl das KZ als auch das Klettern aus eigener Erfahrung kennt, ja schließlich wissen. Für Frankl unterzieht sich der Sportler, und hier

hebt er besonders die extremen Kletterer hervor, einer Form der modernen, der weltlichen Askese. Er setzt sich bewußt einer Notsituation aus, um herauszubekommen, wo die Grenze des Menschenmöglichen liegt. Und siehe da: so wie den Horizont schiebt er diese Grenze mit jedem Schritt, den er auf sie zugeht, vor sich hin – er schiebt sie immer weiter hinaus.
Indem er die Grenzen seiner Möglichkeiten aber immer mehr hinausschiebt, geht er auch über sich selbst hinaus."
„Und die U-Bahn-Surfer und Airbagger", Ernst unterbricht mich, „wo haben die ihren Platz in deiner If-life-gets-boring-risk-it-Theorie"? „Bei Airbaggern, Bungie-Jumpern, Snowraftern und wie die alle sonst noch heißen, liegt das ganz anders. Haben die einmal die Hemmschwelle vor dem Absprung bzw. dem Start überwunden, liefern sie sich passiv dem Geschehen aus. Sie sind hinter der Spannung um der Spannung willen her. Darum ist das Glücksempfinden, das sie erleben, wie bei allen zu leicht errungenen Siegen flach. Kletterern und Bergsteigern geht es dagegen um die Bewältigung eines Problems. Ausnahmezustand hin oder her: Volle Zufriedenheit wird sich erst einstellen, wenn der Ausstiegsgriff in der Hand oder der Gipfel erreicht ist. Das kann man sich nicht kaufen oder klauen, das muß hart erarbeitet werden."
„Mag ja sein", gibt Ernst zu, „daß Extremsportler durch ihre Eskapaden so etwas ähnliches wie Sinn erfahren. Besser an der Wand hochgehen als Heroin schießen, auf der U-Bahn durch Tunnel reiten oder Ausländer anzünden! Mir kommt dieser Felsfanatismus aber dennoch wie eine fürchterliche Zeitverschwendung vor. Die können sich doch nicht bis ans Ende ihrer Tage an Miniaturgriffen emporzerren, um irgendwelche pubertären Minderwertigkeitskomplexe zu kompensieren!"
„Wenn ich mir anschaue, wie sich die Camp-Four-Figuren von damals in der Folge entwickelt haben, besteht da kaum eine Gefahr. Der Sturm und Drang, die extreme sportliche Leistungsorientierung, ist für die meisten Episode geblieben. Das war schon bei der Generation von Eugen Guido Lammer so, und daran wird sich auch in der Zukunft nichts ändern. Daß die Stufe der alpinsportlichen Könnerschaft in die Phase der Reife übergeht, dafür sorgt beim einen der Bergsport selbst, beim anderen das ‚große' Leben. Viele Sportkletterer kehren sich vom ‚steiler, kleiner, glatter' einfach deshalb ab, weil sie an ihre Leistungsgrenze stoßen. Dann merken sie, daß es auch Spaß machen kann, ohne Leistungsdruck klettern zu gehen und gerade so schwer zu klettern, wie man gerade Lust hat. Die Stürmer und Dränger unter den Alpinos kommen dagegen meistens dadurch in die Krise, daß der Sensenmann gar zu deutlich zu winken beginnt. Wer gute Freunde verloren hat oder dem ‚Beinenkarle' oft genug von der Hippe gesprungen ist, der kommt zwangsläufig irgendwann ins Grübeln. Es gibt aber noch eine dritte Möglichkeit, die den Entschluß reifen läßt, mit dem Stürmen und Drängen ein Ende zu machen: Man stellt fest, daß es wichtigere Herausforderungen gibt, als sein Kletterkönnen immer mehr zu steigern.
Egal ob einer weiterhin im Fels unterwegs ist oder nicht: Nun zeigt sich, daß während des Sturms in der Stille wesentliches gewachsen ist. Dies gilt für den alpinen Bergsteiger gleichermaßen wie für den extremen Sportkletterer. An die Stelle des ungestümen Stürmens und Drängens tritt eine gelassen-analytische Grundhaltung. Diese Fähigkeit zur sachlichen Entschlüsselung von Problemen, zum Auffinden von Lösungen, wo es auf den ersten Blick keine Möglichkeit des Erfolges zu geben scheint, ist Ergebnis einer jahrelangen Schärfung der Sinne an der Leistungsgrenze. Die auffälligsten Eigenschaften von Leuten, die durch die Schule von Fels und Eis gegangen sind, dürften aber ihre Freude an der Herausforderung und ihre Sturheit sein, wenn es darum geht, ein gestecktes Ziel zu erreichen. Ganz gleich ob dies die Flucht nach Lhasa aus einem Internierungslager in Indien ist, die Hebung eines Inkaschatzes in Peru, das Ergattern einer Rinderranch in Bolivien oder die Einrichtung eines alpinen Museums in München. Vielleicht ist etwas dran an der Behauptung von Greitbauer, daß es das ‚Milieu der massierten Grenzsituationen' ist, das solche Charaktere hervorbringt. Natürlich können ‚existentielle' Erfahrungen auch im Alltagsleben gemacht werden. Selten aber so intensiv und regelmäßig wie beim extremen Bergsteigen und Klettern.

Unter den Kletterern der jüngeren Generation dürfte Reinhard das beste Beispiel dafür sein, daß eine solche Entwicklung möglich ist. Fünfzehn Jahre nachdem er als scheuer Automechanikerlehrling im Battert mit dem Klettern begonnen hatte, war aus dem jungen Heidelberger ein kontaktfreudiger Mensch geworden, der mit dem damaligen Bundesinnenminister Baum genauso ungezwungen umging wie mit jedem Tankwart. Das Selbstbewußtsein, der Drive und die Analysefähigkeit, die sich bei seinem ‚Umweg über die Berge' entfalten konnten, kamen Reinhard auch beruflich zugute: Auf dem Zenit seiner sportlichen Leistungsfähigkeit wurde er zum erstklassigen Bergfotografen, zum erfolgreichen Buchautor und zum mitreißenden Vortragsredner. Kein Zweifel, Reinhard hatte seine ‚Zeit zum Atmen' gut genutzt. Es fällt aber auf: Die Summe von Eiger, Pumprissen, Everest, Yosemite-Bigwalls, dem neunten Grad und schließlich dem beruflichen Erfolg kristallisierte sich ausgerechnet in der Relativierung dieser Leistungen: ‚Meine Ziele werden nicht mehr 8000 Meter oder der 8. Grad sein', schreibt er im Vorwort zu *seinem* Buch. ‚Das sind nur nominelle Ziele. Die Kunst einen Berg zu besteigen', fährt er fort, ‚wird jetzt das Problem für mich sein. Was zählt sind die Stunden, Minuten, Sekunden, wie man sie verbringt.'

Reinhard war, glaube ich, nach dem Gasherbrum II und seinen ersten Fünfzwölfern im Valley soweit, daß er sich vom Leistungstrip zu verabschieden begann. Vielleicht

hatten Erlebnisse wie bei der Begehung des ‚Great White Book' am Stately Pleasure Dome in der High Sierra den Anstoß gegeben. Zusammen mit John Bachar und Jon Jablonsky war ‚Poopsy', wie die beiden Reinhard wegen seiner im Baltoro versauten Verdauung damals nannten, in wenigen Minuten diese Sechs-Längen-Tour hinaufgerast. Als er uns einen Monat später in der Pfalz davon erzählte, kam er noch immer ins Schwärmen: ‚Ohne Angst, in solch einer wahnsinnigen Atmosphäre sechs Seillängen in fünf Minuten hinaufzurennen. *Freedom's just another word for nothing left to lose.* Für einige Minuten waren wir völlig frei. Das war das Gegenteil vom freien Fall, das war das Gegenteil von Todesangst, das war Leben, schnell, intensiv. Ein Rausch, Klettern als Auseinandersetzung mit der Natur, Klettern wie ein sexueller Akt, Klettern als wahnsinnige Freude... Während langsam die Sonne am Horizont verschwindet und der Grenzbereich zwischen Tag und Nacht für wenige Momente alles in irreguläres Licht taucht, beginnen mir langsam die Tränen zu laufen. Ich weiß, das war soeben ein Höhepunkt im Bergsteigen, vielleicht ein emotionaler Endpunkt, mehr ist nicht drin, das kommt nicht wieder!'

Kein Wunder, daß die Qualität dessen, was er tat, Reinhard mehr zu faszinieren begann als irgendwelche vorzeigbaren Ziele: Was er unter dieser Kunst verstand, zeigte sich in seinen beiden letzten Jahren immer deutlicher. Diese Kunst war mehr als die technisch perfekte Abwicklung der Besteigung eines Berges. Sie begann, sein gesamtes Leben zu durchdringen.
Die Bouldersessions am Riesenstein, dem zyklopigen ‚Sandsteinquacken' am Königsstuhl, bekamen zusehends eine spielerische Note. Auch die Bergläufe mit ihm waren nicht mehr das gnadenlose Geknüpple wie vordem. Immer häufiger kam es vor, daß Reinhard vor einem schönen Abschnitt seiner Pfalzrunde seinen unversieglichen Redefluß unterbrach: ‚Jetzt laufen wir ganz ruhig über die Lichtung. Sieh die Nebel an mit den Kiefern, das könnte Caspar David Friedrich gemalt haben oder so ein Chinese.' Als ich mich wieder einmal wie ein Schneekönig über irgendeine Rotpunktbegehung freute, meinte er nur lakonisch: ‚Beruhige dich, Nico, das geht vorbei!' Natürlich dachte er nicht daran, das Bergsteigen aufzugeben. Aber er wußte, daß es wichtigere Dinge gibt, als einen Gipfel zu erreichen. Als Patrick Berhault im Jahr 1980 auf 7000 m am Nanga Parbat höhenkrank wurde, opferten Reinhard und Luis Fraga ohne zu zögern die einzige Gipfelchance, um den bewußtlosen Kameraden auf dem Biwaksack ins Tal zu schleifen; zwei Jahre später stieg Reinhard aus der Südwand des Cho Oyu 2000 m weit ab und am selben Tag wieder hinauf ins Hochlager, um für den an einem Lungenödem erkrankten Oswald Ölz ein Medikament zu holen, ohne das der ziemlich sicher gestorben wäre. Reinhard hatte kapiert, was übrig bleibt, wenn Erfolg und Ruhm vergessen sind. Die einstmals auf Leistung gerichtete Spannung hatte ein neues Ziel gefunden. Es lag letztlich in der Durchformung des eigenen Charakters."

Aussichtstürme des Lebens

„Ist es aber nicht etwas kühn, von einer Ausnahmeerscheinung wie Reinhard Karl auf das Gros der Bergsteiger und Kletterer zu schließen?" hält mir Ernst entgegen. „Nicht jeder ist ein sportlicher und künstlerischer Überflieger wie der Reinhard das war! Wer schafft es denn schon, sich vom Automechanikerstift zum Superstar in der Bergsportarena hinaufzubaggern! Außerdem sieht man im Gebirge genug alte Deppen, die wie gejagt durch die Gegend hirscheln. Da ist nichts zu merken von einer Vertiefung des Erlebnisses in der Reifephase!" „Das ist richtig, die Berge und der Fels können niemandem eine Entwicklung aufzwingen. Aber sie machen Angebote, die von auffallend vielen wahrgenommen werden. Vor rund zwei Jahren ist mir im Alpenvereins-Mitteilungsblatt ein Artikel aufgefallen. Da erzählt so ein älterer Typ, wie es ihm erst vor wenigen Jahren gelungen ist, aus seinen Bergtouren die Leistungsorientierung zu nehmen: ‚Gewiß, ich freue mich auch heute noch über körperliche Fitneß und gute Gehzeiten', schreibt der gute Mann da, ‚aber letzteres ist doch viel unwichtiger geworden. Auch Gipfelhöhen und Fernsicht haben an Bedeutung verloren, die näher liegende Welt der Blumen, der Schattenspiele im Wald, der *kleinen Welt* hat sich mir erschlossen. Dabei ist das Eigenartige, daß ich, nun älter geworden, Strecken, die ich als sehr anstrengend in Erinnerung habe, viel leichter bewältige, und dabei nur wenig langsamer bin als früher.'

Da hat sich doch ein ähnlicher Prozeß abgespielt wie bei Reinhard und wie ich ihn schon bei vielen anderen beobachtet habe. Und der Alois Glück, der das geschrieben hat, ist bestimmt kein Extremer. Wäre ‚Erlebnis Berg – Zeit zum Atmen' zu einem Klassiker der modernen Bergsteigerliteratur geworden, wenn sich nicht viele Menschen mit der Gestalt und dem Werdegang des Autors identifiziert hätten? Nicht nur Extreme. Wie sein alpiner Lehrmeister Hermann Kühn für ihn selbst ist Reinhard für viele junge Kletterer und Bergsteiger ein Vorbild, ein positives Rollenmodell.
Vielleicht gibt es mehr Menschen als du glaubst, die dabei sind, Reinhard auf seinem Weg zu folgen. Die von ihm verkündete ‚frohe Botschaft' ist heute, zwölf Jahre nach seinem Tod, in der Kletterszene immer noch lebendig. Diese ‚Botschaft' mag auf der Oberfläche nach einem Konglomerat von freiem Leben, Naturerfahrung, sportlicher Leistung und menschlicher Solidarität aussehen – in der Tiefe ist sie vorgelegte Entwicklung. Die alpinen Verbände in Deutschland, und nicht zuletzt der Deutsche Alpenverein, haben sich von Anfang an mit dem von den jungen

Unten:
Herbst am Battert,
wo Reinhard Karls
Bergsteigerlaufbahn
begonnen hat

Foto: Reinhard Karl

Kletterern gepflegten Lebensstil schwer getan. Das Soziotop der Freikletterszene ist den meisten Vertretern des ‚Bürgervereins' DAV bis heute verdächtig geblieben." Ernsts Verärgerung ist ihm deutlich anzusehen: „Und trotzdem lassen sie sich zu geradezu peinlichen Annäherungsversuchen hinreißen, um sich bei den Extremen anzubiedern! Ob du in das Blattl meiner Sektion schaust, in die Mitteilungen des Hauptvereins oder ins Jahrbuch: Überall nichts als Expeditionen, Kletterwettkämpfe und Fingernageltouren! In letzter Zeit kommt dazu noch der Zinnober um die Klettersperrungen! Wo die Kletterer doch gerade fünf Prozent der Mitglieder ausmachen!" „Hast du schon gemerkt, Ernst, daß die ärgsten Kritiker der Extremen aus Ehrfurcht vor den Göttern im alpinen Pantheon schier aus den Latschen kippen? Der Hans Ertl oder der Anderl Heckmair haben sich in ihrer Jugend aber auch nicht viel anders aufgeführt als die jungen Extremen heute. In der Kritik an ihnen steckt sicher genauso viel Neid wie Bewunderung und Sehnsucht. Tief im Herzen manch braven Sektionsvorstandes schlummert wahrscheinlich so ein vagabundierender Felsfreak. Der beunruhigende Wunsch, aus dem Gleis des Alltags auszubrechen. Erstaunlich viele identifizieren sich auch mit den Taten der Leistungsspitze. Das ist nicht viel anders als bei einem Tennisclub, dessen erste Mannschaft in der obersten Liga spielt. Ist dir schon aufgefallen, wie viele ehemalige Extreme sich in gesetzteren Jahren aktiv am Vereinsleben des DAV beteiligen? Auf allen Ebenen und in den unter-

schiedlichsten Sachgebieten – von der Sicherheitsforschung über die Kulturarbeit bis hin zum Natur- und Umweltschutz? Ich möchte ja nicht behaupten, die Extremen seien so etwas wie das geistige Rückgrat der alpinen Verbände. Aber ohne Beiträge von Leuten wie Lothar Brandler, Gerhard Baur, Jürgen Winkler, Reinhold Messner, Bernd Ritschel und Reinhard würde es wesentlich öder ausschauen in der alpinen Kulturlandschaft. Keine Frage, Ernst, wenn der Alpenverein es nicht schafft, die Extremen zu integrieren, verdorrt ihm langfristig eine seiner lebenskräftigsten Wurzeln!" „Trotzdem sehe ich nicht ein, daß wir sogenannten Normalmitglieder jetzt für diese Primadonnen die Kastanien aus dem Feuer holen müssen! Jetzt sollen wir ihnen helfen, die Klettergebiete zu erhalten, wo sie sich jahrelang nicht um den Naturschutz gekümmert haben!" „Du vergißt, daß alle vernünftigen, ausgewogenen Vereinbarungen mit dem Naturschutz von den Kletterern immer mitgetragen und auch eingehalten wurden. Ausreißer gibt's dort, wo die Sperrungen wie in Baden-Württemberg und Nordrhein-Westfalen groteske Ausmaße angenommen haben. Es stimmt, daß die Kletterer in der Bevölkerung genauso wie im Verein eine verschwindende Minderheit sind. Und zwar eine, die heute ganz konkret vom Aussterben bedroht ist. Denn die ‚Klettergärten' sind weit mehr als bloße Ausbildungszentren für die alpenfernen Sektionen. Es sind Lebensräume für eine Spezies von Mensch, die ihren Sport zum Leben braucht wie die Luft zum Atmen. Diese Leute finden ganz nebenbei in ihren vertikalen Spezialbiotopen auch Entwicklungsmöglichkeiten, die ihnen unsere Gesellschaft anderswo nicht zu bieten hat. Ohne Heimat kann niemand *unterwegs nach Hause* sein. Und Heimat bleiben die Kletterfelsen in den Mittelgebirgen auch für Leute, die den Sturm und Drang schon lange hinter sich gelassen haben. Wenn ich von einer weiten Reise zurückkehre, fühle ich mich erst richtig Daheim, wenn ich die altbekannten Griffe in ‚meinem' Klettergarten wieder in der Hand habe. Wer mehr als zwei Drittel seines Lebens geklettert ist, für den sind die Felsen zu Hause keine Staffage in der Landschaft, sondern gute Freunde. Da geht es keinem von uns anders als selbigem schwäbischen Dichter*), der nach Jahren wieder ins Uracher Tal kam:

Da seid ihr alle wieder aufgerichtet,
Besonnte Felsen, alte Wolkenstühle!
Auf Wäldern schwer, wo kaum der Mittag lichtet
Und Schatten mischt mit balsamreicher Schwüle.
Kennt ihr mich noch, der sonst hieher geflüchtet,
Im Moose, bei süß-schläferndem Gefühle;
Der Mücken Summen hier ein Ohr geliehen,
Ach, kennt ihr mich, und wollt nicht vor mir fliehen?

*) Eduard Mörike

Da kann man noch so viel Streß unter der Woche gehabt haben. Die Konzentration, zu der du beim Klettern ja gezwungen bist, führt immer zu einer Umschaltung, die man gut mit der beim Autogenen Training oder beim Yoga vergleichen kann. Schon nach ein paar Seillängen rückt der Alltag in den Hintergrund, und abends sitzt du droben auf einem dieser ‚alten Wolkenstühle', die der Tag am Fels zu so etwas wie Aussichtstürmen auf das Leben gemacht hat. Du stehst gleich weit über dem eigenen Alltagsärger wie über dem Brummen und Klappern drunten im Tal. Da wundert es mich nicht, daß alle Kletterer, die jungen wie die alten, einen Naturschutz, der sie hier vertreiben will, als eine Bedrohung ihrer existentiellen Interessen sehen. Habt ihr Ökos denn noch nicht gemerkt, daß der Mensch auch eine innere Ökologie hat? Da haben die extremen Naturschützer schon viel kaputt gemacht! In Amerika ist das ganz anders gelaufen. Dort kommen die meisten Naturschützer aus dem Outdoorsport und kämpfen Schulter an Schulter mit Wanderern, Kletterern und Kajakfahrern gegen die Naturzerstörung. Das ist die Richtung, in die auch wir uns bewegen müssen! Wenn uns das nicht gelingt, wird der Streit um die Sperrungen in den Klettergebieten ein Windchen sein im Vergleich zu dem Sturm, der uns bald ins Gesicht bläst. Es wird dann nicht lange dauern, bis es auch im Gebirge eng wird. Auf den Geigelstein im Chiemgau darfst du heute schon im Winter nur auf einer einzigen Route. Aber vergiß nicht: Es waren ausgerechnet die Skitourengeher, denen es der Geigelstein zu verdanken hat, daß er heute kein abgehobelter Liftbuckel ist! Wer soll denn die letzten Wildnisgebiete verteidigen, wenn nicht eine Koalition von Naturschutz und Natursport? Schau dir doch da drüben die riesigen Parkplätze an bei Achenkirch und die Schneisen, die sie an der Christlum in den Wald gefräst haben!
Wenn wir nicht aufpassen, ‚erschließen' die auch noch unsere schöne Seekarspitze, lohnen würde es sich schon. Komm, jetzt gehn wir noch schnell rauf zum Gipfel und schaun, daß wir runterkommen, bevor die Hänge total durchgeweicht sind!" Zwanzig Minuten später stehen wir wieder bei den Rucksäcken. Ernst prüft den Schnee mit wissenschaftlicher Akribie und fischt aus einem Leinensackerl den passenden silbernen Wachsquader. Gleichmäßig verteilt er das Gleitmittel auf dem Belag und poliert dann die Fläche mit einem Plastikkork bis sie glänzt wie ein Spiegel. Die Skistiefel und Bindungen werden auf Abfahrt gestellt. Zielsicher steigt er ein, schaut mich herausfordernd an, geht in die Hocke und wirft sich in den Steilhang. Nach kurzer Schußfahrt eine professionelle Tiefentlastung im filzig-feuchten Pulver. Jeder Bewegung ist anzusehen, daß Ernst drüben im Loisachtal lange Jahre zu den Stars zwischen den Toren gezählt hat. Kein Buckel und kein Wechsel in der Schneebeschaffenheit vermögen ihn aus dem Rhythmus zu bringen, und als ein echter Werdenfelser Juchzer zu mir herauftönt, ziert ein makelloses Wellenmuster den Gipfelhang der Seekarspitze.

Die gekaufte Königin

Zum Erwerb des Grundstücks „Nr. 1423" Hochalm

Heinz Jungmeier

Wer einen Berg besitzt, hat davon eigentlich nichts ... Der größte Berg-Besitzer in Österreich ist der Alpenverein, hört man. Ihm gehören die meisten Gipfel. Am Fuß der Berge machen sich aber andere breit. Den Berggipfel zu besitzen bedeutet letztlich wenig, es ist dies eher ein symbolischer Besitz, denn dort oben ist die Luft dünn, dort herrscht ein Klima des Idealismus ... Alois Brandstetter: „Almträume"

8. 8. 88 9.00 Uhr, Bezirksgericht Spittal/Drau. Eine mehr als ungewöhnliche Umgebung für Bergsteiger und Alpenvereinsfunktionäre! Drückende Schwüle im Saal 1, Richter, Anwälte, Interessenten, Journalisten. Der letzte Akt beginnt, wer ist Akteur, wer Kiebitz? Haben wir Konkurrenten? Werden wir unser Ziel erreichen? Die Spannung ist gewaltig, sie wird sich in den folgenden drei Stunden noch steigern. Was wir vorhaben, ist einmalig in der AV-Geschichte! Sollte hier und heute tatsächlich das letzte Kapitel unserer langjährigen Bemühungen um die Hochalmspitze – zweithöchster Berg Kärntens nach dem Großglockner – aufgeschlagen werden? Einen Urlaubstag hatte ich zuvor dazu benutzt, um mit den Freunden im Innsbrucker Verwaltungsausschuß alle Details zu klären, viele gute Wünsche haben mich begleitet. In der Hand eine Vollmacht und ein Vadium mit S 112 120.–, Voraussetzungen, um hier mitmachen zu können.
Weitere Stühle werden in den Verhandlungssaal geschleppt, die Gedanken aber gehen zurück – was hat uns hierher gebracht? Wie steht es in den Vereinsstatuten?
Zweck des Vereins ist es u. a., die Schönheit der Alpen und ihre Ursprünglichkeit zu erhalten, Erwerb und Erhaltung von Naturschutzgebieten ...
Viele Aktivitäten hat der Alpenverein über mehr als ein Jahrhundert entfaltet, um dieser Zielsetzung nachzueifern. Ungezählte ehrenamtliche Mitarbeiter versuchten ihr Bestes. Die Dokumentation dieser Arbeit würde eine Bibliothek füllen. Zum Herausragendsten gehörten eine vorausschauende Raumplanung mit vorsorgenden Unterschutzstellungen und Schutzkäufen weiträumiger Gebiete in den Alpen.

Das Maß setzte 1918 der Villacher Industrielle Albert Wirth. Er konnte die vier Schwestern von Aichenegg dazu bringen, dem Alpenverein ihren Besitz samt Großglockner – nahezu 41 km² – käuflich zu überlassen. A. Wirth hat den gesamten Kaufbetrag von 10 000 Kronen gespendet, um dieses herrliche Gebiet „für ewige Zeiten" zu sichern. (Vertrag vom 1. August 1918). 74 Jahre sollten vergehen, bis die Zeit für einen Nationalpark reif war, aller Respekt gilt dem visionären Handeln dieses Mannes!
Der Alpenverein aber hat diese Politik konsequent weitergeführt. Am 17. Jänner 1938 konnten zur Errichtung eines Naturschutzparks in Kals am Großglockner rund 30 km² erworben werden, vom Berger Törl über das Eiskögele und die Kalser Tauern bis zur Granatspitze. Dann landete der AV einen großen Erfolg: Am 8. Dezember 1938 erwirbt er ein 221 km² großes Stück Grund an der Südseite des Venedigers für stattliche 15 000 Reichsmark vom Rechtsnachfolger des Österreichischen Bundesschatzes in den Gemeinden Virgen, Prägraten, Debant, Nußdorf, Matrei, Kals, Dölsach. Weitere Versuche zur Ausweitung des Grundbesitzes scheiterten vorerst: Kaufansuchen bezüglich Grundstücken in den Gemeinden Krimml, Sulzau, Habach, Hollersbach, Felbertal und Stubach wurden vom zuständigen Reichsforstmeister mit Hinweis auf Ausbaupläne der Tauernkraftwerke abgelehnt. Am 2. Oktober 1940 kamen dann in St. Jakob in Defereggen noch 35 km² Grundbesitz dazu, 1940/41 weitere 34 km² Almen in den Sulzbachtälern.

Die Hochalmspitze, 3360 m

Zweithöchster Berg Kärntens, weitum auch unter dem Namen „Tauernfürstin" oder „Eiskönigin des Maltatales" bekannt. Meist wird sie von den Einheimischen liebevoll „Hochalm" oder „Keesige Alm" genannt, manche glauben in ihr sogar den schönsten Berg Kärntens zu erkennen: architektonischer Aufbau, vier Gletscher und Grate nach allen Himmelsrichtungen, vor allem aber ist der Anblick von den Schwarzhornseen her fürwahr königlich. Als breite, zweigipfelige Eis- und Felspyramide thront sie über

Hinterer Findlkarkopf
Preimlkarkopf
Preimlspitz
Preimlscharte
Preimlsee
Keesboden
Großelendkopf
Hochalmspitze
Hochalmkees
Maltastollen
Steinerne Mannln
Kordonspitz
Zsigmondykopf
Winklspitz
Trippkees
Lassacher Winklscharte
Schneewinklspitz
Obere Winklscharte
Kleiner Hochalmer
Obere Hochalmsee
Trippm's Kar
Winterleitnkopf
Gießener Hütte
Weitental
Hohes Plattach
Findlkarscharte
Vorderer Findlkarkopf

Foto: Sepp Brandl

Die Hochalmspitze, aufgenommen vom Beginn des Detmolder Steiges am Säuleck, links das Winklkees, rechts, über dem Trippkees, Steinerne Mandln und Zsigmondykopf
Seite 270: Das gekaufte Grundstück 1423 „Hochalm", Ausschnitt aus der Alpenvereinskarte 1 : 25 000

Seebach-, Dösener-, Maltatal und dem Gößgraben, wobei die Schneeige von der Aperen um 15 m überragt wird.
1799 war der Großglockner erstmals bestiegen worden, womit sich die Aufmerksamkeit der Bewunderer des Hochgebirges auf die Gipfel der östlichen Tauern richtete. Das Oberhaupt ihrer zweithöchsten Gruppe, die Hochalmspitze, galt noch ein halbes Jahrhundert später als unersteigbar. Sie war überdies unbekannt geblieben, weil sie sich hinter ausgedehnten Gletschern verbirgt und nur von wenigen kleinen Talsiedlungen abseits der Hauptreisewege zu sehen ist. Infolge eines kartographischen Irrtums bezüglich ihrer Höhe wurde sie lange Zeit unterschätzt, bis sich 1855 Gmündner und Malteiner einen edlen Wettstreit um ihre Ersteigung lieferten. Am 30. August des gleichen Jahres gelang es dem Werksbeamten Josef Moritz aus Eisentratten mit dem Jagermatthl, Andreas Pucher und Jakob Homann, die Schneeige Hochalm zu erreichen. Vier Jahre später, am 15. August 1859, steht Paul Grohmann als erster auf dem Hauptgipfel, in seiner Begleitung Andreas Pucher und dessen Knecht Moidele Franz. Weitere Besteigungen folgten: Edmund v. Mojsisovics, Karl Gussenbauer, Ludwig Purtscheller, Artur Edler v. Schmid, um nur die bekanntesten zu nennen. Jahre später – 1878 – querte das berühmte Brüderpaar Emil und Otto Zsigmondy die Eiswand unter dem Winterriegel – später Zsigmondykopf genannt – um auf diesem Weg die Hochalmspitze zu erklimmen. „Voll frohen Mutes schritten wir dahin, auch unsere Ausrüstung war eine bedeutend geeignetere: Pickel, Steigeisen und Gletscherseil hatten wir von Dr. Chiari ausgeliehen, während die früheren Expeditionen ohne irgendein derartiges Hilfsmitel angetreten waren." Tatsächlich gelang es, unter ostseitiger Umgehung der Steinernen Mandln über den Südostgrat den Gipfel zu erreichen. Nur ein Jahr später war auf dieser Route Dr. Julius Kugy mit dabei – zu Fuß von Millstatt aus! Heute wird die Hochalm das ganze Jahr hindurch von allen Seiten bestiegen und hält vor allem im Frühjahr dem Skitourengeher herrliche Erlebnisse bereit.

Unten:
Die geplante
technische Erschließung
der Hochalm

Technische Erschließung droht

Seit etwa 1950 hatten im Aufwind des „Weißen Booms" die führenden Fremdenverkehrsorte ihre Aufstiegshilfen in immer höhere Regionen geführt: in der Schweiz Zermatt, Verbier, St. Moritz, in Frankreich Chamonix, Courchevel, Val d'Isere, in Italien Cervinia, Marmolata, Stilfser-Joch. Österreich folgte relativ spät: das Kitzsteinhorn (I 1965, II 1974), Hintertuxer Gletscherbahn (1968–1975). Die Möglichkeiten moderner Technik machten auch vor der Tauernkönigin nicht halt. Tief durch ihr Inneres wurden Beileitungsstollen zur Nutzung der Wasserkraft getrieben. All die herrlichen Wasserfälle an ihrer NO-Flanke sind heute unter 2200 m Höhe in Stollen verschwunden. In der Mitte der 70er Jahre wurden vom damaligen Besitzer Peter Lowry Irsa sogar Pläne in Auftrag gegeben, ein riesiges, ganzjähriges Skigebiet aufzubauen!

Die Begehrlichkeit war verständlich: Der relativ sanfte, von WNW nach ONO abfallende Hochalmgletscher und das für die Erschließung vorgesehene Gebiet sind von einer Reihe attraktiver und landschaftlich schöner Dreitausender umgeben. Mehrere reizvolle Gletscherseen erhöhen die Anziehungskraft des Gebietes. Schon am 28. August 1975 fand über Einladung der Reißeck-Seilbahngesellschaft eine Begehung statt, die die „Erschließungswürdigkeit" in leuchtendsten Farben beschreibt. Laut Vorprojekt sollten Seilbahnen die Besucher in drei Sektionen von der 1186 m hoch gelegenen Gmündnerhütte zur 3360 m gelegenen Hochalmspitze bringen.

Sektion I:	Einseilumlaufbahn:	Gmündnerhütte – Villacherhütte
Sektion II:	Einseilumlaufbahn:	Villacherhütte – Schwarze Schneid
Sektion III:	Einseilumlaufbahn:	Schwarze Schneid – Hochalmspitze

Weiters waren mehrere Schlepplifte projektiert, u. a. im Preimlkar und zum Hochalmsee. Später wurden weitere Varianten ausgearbeitet.

Bezeichnende Anmerkung der Planer:

Diese Erschließung ist sowohl für den Skifahrer als auch für den Halbschuh-Touristen interessant, da die Bahn bis in den Gletscherbereich führt.

Heute, nach vielen Jahrzehnten Erfahrung, weiß man, wie vielen Touristen dieser Kategorie solche Überlegungen zum Verhängnis wurden!

Auch die Idee, mittels eines senkrechten Schachtes, der über einen Tunnel in Verlängerung der Kölbreinsperre erreichbar sein sollte, um dann direkt zum Gipfel der Hochalmspitze zu führen, wird noch heute im Maltatal diskutiert.

Die Zerstörung der Tauernkönigin war programmiert. Dieser wunderbare Berg, Arbeitsgebiet der drei Alpenvereinssektionen Villach, Osnabrück, Gießen, auch er sollte dem „Goldenen Kalb" geopfert werden. Besuchermassen mit all den Umweltproblemen, wie sie schon im Tale nicht beherrschbar sind, wären in diese sensible Hochgebirgsregion geschleppt worden. Abwasser, Müll, Abgase, Pistenwalzen, Hochspannungsleitungen, Lifte, Seilbahnen, Berg- und Talstationen, Lärm. Wäre zu diesem Zeitpunkt das nötige Geld vorhanden gewesen, die Dinge hätten ihren Lauf genommen, denn Hoffnungen in einen wirtschaftlichen Aufschwung der Region beflügelten die Überlegungen, und Naturraum schien zu diesem Zeitpunkt noch unbegrenzt verfügbar zu sein. So aber stoppte Geldmangel vorerst konkrete Erschließungsschritte.

Leidvolle Erfahrungen

Die Bergheimat meiner Jugend fällt mir ein. Der Kasberg im oberösterreichischen Almtal! Jede freie Minute haben wir oben verbracht. Er war für uns das Maß aller Dinge. Nach stundenlangem Anstieg genossen wir die stillen Skihänge, die gemütlichen Hüttenstunden auf der Sepp-Huber-Hütte mit der Wirtin Frau Pimminger, die uns umsorgte. Nein, nicht erst später, als die Zerstörung der Bergnatur schon allen sichtbar wurde, nein schon damals – als Mittelschüler – erteilten wir „harten" Erschließungsplänen eine spontane Absage. Ohnmächtig mußten wir später zusehen, wie alles – Stück für Stück – zerstört wurde. Jede Menge Straßen, Seilbahnen, Lifte, Pisten, Dreck! Ich glaube, ich werde nie mehr dort hinaufgehen. Wenn es mir jedoch an anderer Stelle gelingen könnte,

ein Berggebiet unversehrt zu erhalten, ich würde mich mit ganzer Kraft dafür einsetzen!
Der Schutz der alpinen Natur vor zerstörerischen Erschließungsmaßnahmen ist ein wesentliches, im Grundsatzprogramm des Alpenvereins festgelegtes Ziel.
Wir wissen nicht alles.
Wir können nicht alles.
Wir dürfen nicht alles.
Eine Weiterverbreitung dieses Gedankengutes hatte in den letzten Jahrzehnten zu einer Sensibilisierung breiter Bevölkerungskreise geführt, und auch die Schattenseiten der bisherigen Entwicklung traten immer deutlicher hervor. Nahezu alle befaßten Kreise forderten nunmehr vehement den Schutz der Alpen.
Groß war ursprünglich die Hoffnung in Naturschutzgesetze; grenzenlose Enttäuschung folgte, als nicht einmal Gesetze einen nachhaltigen Schutz gewährleisten konnten. Der Verein selbst mußte vor allem im Glocknergebiet leidvolle Erfahrungen sammeln, sogar Enteignungen hinnehmen. Exemplarisches Beispiel ist aber das Maltatal – Tal der stürzenden Wasser – das das Hochalmmassiv im Osten begrenzt. Dabei schien es, als würde alles gut laufen für die Natur, damals 1943! Der verantwortliche Landesrat für Wasser und Energie formulierte die Meinung der damaligen Regierung mit folgenden Worten:
... es bedeutet daher einen sehr schwerwiegenden Verzicht von seiten der Energiegewinnung ... Bestimmend hierfür war für mich die Einsicht, daß die vorerwähnte Maltastrecke in den Deutschen Alpen ohne Gegenstück dasteht, und daher in höherem Maße des Naturschutzes bedarf, als andere Schönheiten unserer Alpen ...
Gleichzeitig lehnte der Energiereferent auch alle Kompromisse der Projektbetreiber ab, die mit höheren Pflichtwassermengen ihr Kraftwerk im letzten Moment doch noch durchzubringen versuchten.
Ich gehe hiebei vor allem auch von der Überzeugung aus, daß Kompromisse, gerade bei der Gegenüberstellung von Wasserkraftnutzung und Naturschutz, selten zum Ziel führen. Jede Wasserkraftnutzung nach neuzeitlichen technischen Gesichtspunkten ... greift mit wenigen Ausnahmen verändernd in die Natur des Hochgebirges ein. Dabei wird man ohne reinliche Scheidung und Verzicht nicht auskommen.
Als am 26. 1. 1943 das Naturschutzgebiet „Gößgraben und Maltatal" per Verordnung festgelegt wurde, schien der Kampf zugunsten des Maltatales für alle Zukunft entschieden zu sein. Weit gefehlt!
Schon elf Jahre später meldeten die Österreichischen Draukraftwerke neuerdings ihr Interesse zur energetischen Nutzung der Wasserfälle an. Vehement, aber vergeblich protestierten die vereinigten Naturschutzorganisationen. In den Abendstunden des 30. 10. 1964 hob der Kärntner Landtag das Naturschutzgebiet „Gößgraben und Maltatal" auf. Wieder hatten wirtschaftliche Interessen gesiegt! Am nächsten Tag schreibt eine Kärntner Tageszeitung: „Wofür Naturschutzgebiete, wenn sie, sobald eine finanzkräftige Gesellschaft um sie wirbt, fallen gelassen werden?" Am 20. Juli 1965 wurde der ÖDK die Bewilligung erteilt, einen Staudamm im Maltatal zu errichten sowie die Wasserfälle und Wildwasserstrecken abzuleiten. Nach großen Schwierigkeiten mit der Abdichtung – eine Stützmauer mußte zusätzlich errichtet werden – erfolgte der erste Vollstau im Herbst 1993.

Grundbesitz als stärkster Schutztitel

Die Lehre aus diesen Vorgängen war, daß mit einem „romantisch, optisch und gefühlsbetonten Naturschutz alleine ein Gebiet nicht verteidigt werden kann, wenn es in den Griff von Wirtschaftsinteressen gerät".
Der Alpenverein sah damit aufs Neue bestätigt, daß er seine Ziele bei geplanten Erschließungen nur dann optimal erreichen kann, wenn sich der Grundeigentümer mit den Alpenvereinszielen identifiziert. Das wiederum ist meist nur dort möglich, wo der Alpenverein selbst Grundeigentümer ist. Eine Parteienstellung in allen behördlichen Verfahren und vor dem Verfassungsgerichtshof hinsichtlich der Individualanfechtung von Verordnungen und Gesetzen hat wiederum nur der Grundeigentümer. Dabei kann auf die historischen Beispiele des Erwerbs von Grundeigentum an Großglockner, Pasterze, Venediger hingewiesen werden.
Wäre es nach dem Willen der Projektwerber gegangen, so würde heute über die Pasterze eine Seilbahn zur Adlersruhe führen oder, skurriler, eine Seilbahn über die Pasterze zum Glocknerfuß, ein 2,75 km langer Stollen zur Adlersruhe und ein anschließender Fußgängertunnel zum Gipfel. Eine weitere Seilbahn war schon 1933 über die Gamsgrube zum Fuscherkarkopf projektiert! Auf der Südabdachung des Venediger wäre heute ein Großskigebiet errichtet.

Wie kann die Hochalm gerettet werden?

In dieser Situation suchte der Alpenverein nach Möglichkeiten, um einen dauerhaften Schutz des Gebietes sicherzustellen. Neue Gesetze, Natur- oder Nationalpark?
Da überraschte am 30. 11. 1983 Peter Lowry Irsa den damaligen Vorsitzenden des ÖAV-Landesverbandes Kärnten, Dr. Kurt Dellisch, mit einem Angebot: Er wolle das Grundstück Hochalm, Parzelle 1423, KG Maltatal, im katastralen Ausmaß von 747 ha zu einem Preis von S 1.–/m² dem Alpenverein verkaufen! Er folgte damit dem Drängen der Grundbuchgläubigerin Kärntner Hypothekenbank, seinen Schuldenstand durch Abverkauf weiterer Teile seiner Liegenschaft zu vermindern! Wie war so etwas möglich? Dem Normalbürger und Flachlandbewohner ist es unvorstellbar, daß herrliche Gipfel und Firnfelder unserer Alpen Privateigentum sein können! Dennoch war und ist es so.

„Am 13. August 1988
zog eine fröhliche Gesellschaft
von etwa 60 Bergsteigern zur
Hochalmspitze, um das jüngste
Kind des AV zu begrüßen"

Foto: Heinz Jungmeier

Seit dem 17. Jahrhundert herrschten in Gmünd die Grafen von Lodron und nannten große Ländereien ihr eigen. Peter Lowry Irsa war 14 Jahre alt, als 1932 seinem Vater Karl Irsa – er war zu dieser Zeit Verwalter – die Lodronschen Güter zufielen. Karl Irsa, aus Geretsberg in Oberösterreich, war Abgeordneter zum Nationalrat, wo er das Innviertel vertrat. Ihm gehörte nun auch der Pflügelhof, einst Gewerkehof des mächtigen Bergwerkchefs Christian Pflügel; eine Gräfin von Lodron hatte ihn schon 1645 gekauft, als er damals noch „Graf Lodronscher Wirtschaftshof" hieß. Sohn P. L. Irsa soll später mit diversen Unternehmungen Pech gehabt haben; Versuche, sich mit Krediten über Wasser zu halten, waren gescheitert. Immer mehr Grundstücke, Eigenjagden, Fischrechte wurden veräußert, das Imperium zerfiel. Nun war auch die Hochalm an der Reihe, und sie stürzte den Alpenverein in schwere Gewissenskonflikte! Ein Kauf wäre der richtige Weg, um die skitechnische Erschließung abzuwenden! Aber woher das Geld nehmen? 7,5 Mio. S waren ganz einfach viel zu viel! Das Finanzielle war stärker. Schweren Herzens mußte die Alpenvereinsantwort negativ ausfallen, der Kauf war schlichtweg unfinanzierbar. In weiteren Gesprächen konnte der Preis zwar bis auf 2,0 Mio. S gedrückt werden, aber die dafür notwendige Gemeinschaftsfinanzierung mit anderen Naturschutzorganisationen kam nicht zustande. Weitere Gespräche zwischen mir als neuem Vorsitzenden des ÖAV-Landesverbandes Kärnten und P. L. Irsa folgten bis 1987, doch letzterer hatte in der Zwischenzeit den Einfluß auf das Geschehen endgültig verloren. Hoffnungen keimten erst wieder auf, als sich eine Zwangsversteigerung abzuzeichnen begann. Im Dezember 1987 wurde es zur Gewißheit: nahezu alle Liegenschaften des P. L. Irsa würden unter den Hammer kommen, darunter auch die Hochalm. Vielleicht ist ein akzeptabler Preis zu erzielen, vielleicht würde es jetzt klappen!

Der letzte Akt

Die Worte von Richter Dr. Arnold Riebenbauer bringen mich in die Wirklichkeit zurück. Es kommt Leben in den Gerichtssaal! Einige AV-Kameraden aus Spittal und Klagenfurt, auch meine Frau haben mich begleitet. Ein bekannter Journalist sitzt neben mir und fragt, wofür sich der Alpenverein interessiert. Ich winke ab, nicht für den Steinbruch, über den gerade heftig diskutiert wird! Dann, nach einer Reihe von Einzelversteigerungen, wird endlich das Grundstück „Nr. 1423 Hochalm" mit einem geringsten Gebot von S 748 000.– zur Zwangsversteigerung aufgerufen. Die Spannung erscheint unerträglich! Ein Blick in die Runde zeigt, daß außer dem Alpenverein nur eine Bank mitsteigert. Als ich den Schätzwert biete, steigt sie aus. Es ist gelungen; aber noch immer nicht ganz, weshalb ich Glückwünsche von hinten abwehre. Weitere zwei Stunden quälendes Warten! Als die Einzelversteigerungen beendet sind, folgt die Frage des Richters, ob es Interessenten für „en block" gibt. Nach einer Warteminute ist es Gewißheit, der endgültige Zuschlag, wir haben es geschafft! Neues Gefühl eines neuartigen Gipfelsieges! Wir gratulieren einander überglücklich. Es ist 11.30 Uhr, exakt 70 Jahre nach dem Erwerb von Großglockner mit Pasterze.

Eine halbe Stunde später geht das nebenstehende Telegramm an den Alpenverein.

Wenig später, wir schrieben den 13. August 1988, zog eine fröhliche Gesellschaft von etwa 60 Bergsteigern zur Hochalmspitze, um das jüngste Kind des AV zu begrüßen. Es war ein schöner Sommertag, als wir an der Gießener Hütte vorbei zum Detmolder Grat stiegen, um den zweithöchsten Gipfel Kärntens zu erreichen. Mit dabei zum ersten Mal auf diesem Berg: meine Frau Ingrid, Tochter Bärbel, mein alter Freund Dieter Praxmarer und viele AV-Bergkameraden. Man müßte es nicht extra erwähnen, welch große Freude und Stolz uns erfüllten, als wir einander zu diesem „Gipfelsieg" die Hände reichten! War es nach vielen Jahren des Bemühens mit großer Ausdauer doch noch gelungen, diesen herrlichen Berg zu erwerben, um ihn für alle Zeiten in seiner Ursprünglichkeit zu bewahren. Vor dem bescheidenen Gipfelkreuz haben wir die Vereinsfahne aufgezogen, das Edelweiß auf grünem Grund! Vom Horizont hob sich deutlich der Glockner ab und grüßte herüber!

Es war einer der wenigen ganz großen Tage, die man erleben darf, und es berührte, als aus unseren Kehlen das Kärntner Heimatlied erklang. Beim Abstieg über den Grat blickten wir hinunter zum Hochalmkees: Keines Menschen Hand, nur die Natur selbst wird hier ihre Veränderungen vornehmen! Vor den Steinernen Mandln begegneten wir markanten Felsblöcken: Auf einem von ihnen werden wir eines Tages eine Tafel anbringen*, die an die-

* Die Montage erfolgte am 11. 6. 1994 (s. S. 278).

An den 1. Vorsitzenden ÖAV
An den 1. Vorsitzenden DAV

Telegramm

Betrifft: Erwerb von Hochalmspitze
und Hochalmsee

In großer Freude teile ich mit, daß mich seit heute 1988/08/08 11[30] Hochalmspitze und Hochalmsee im Besitze des Alpenvereins befinden! Bei der am Bezirksgericht Spittal/Drau erfolgten Zwangsversteigerung konnte das Grundstück 1423 "Hochalm" mit 347,4741 ha für einen Kaufpreis von insges. S 1,121 200,– erworben werden. In Höhenlagen zwischen 2300 und 3360 m ü.M. mit darunter der "Preimel See" und der "Obere Hochalmsee"; Bergspitzen in diesem Bereich: Hochalmspitze 3360 m (zweithöchster Berg Kärntens) Hochalmkarspitze mit 2903 m, Preimelspitze 3133 m, sonstige Bezeichnungen: Steinerne Mandln, Zsigmondykopf, Schwarze Schneid, Oberlercherspitze 3106 m. Von der Gesamtfläche sind rd. 350 ha Weidegebiet, der Rest ist stark felsig und mehr oder minder Ödland.
Möge damit diesem Gebiet eine Zukunft beschieden sein, die es vor dem Zugriff von Technik und "Erschließung" bewahrt!

Das mein aufrichtiger Wunsch mit Bergheil!

Dr. Heinz Jüngmeier
Vorsitzender des Landesverbandes Kärnten
des Österr. Alpenvereins

1988/08/08

Österreichischer Alpenverein
Landesverband Kärnten

ses Ereignis erinnern soll. Mit uns freute sich die gesamte Presse im In- und Ausland, sie war voll von Fotos und Berichten, es gab ein Rauschen im Blätterwald!
Mit dem 1989–1991 erfolgten Ankauf der Krimmler Wasserfälle besitzt der Alpenverein nun insgesamt 340 km² Grund, den er allsamt in den Nationalpark Hohe Tauern eingebracht hat.

Der Gönner

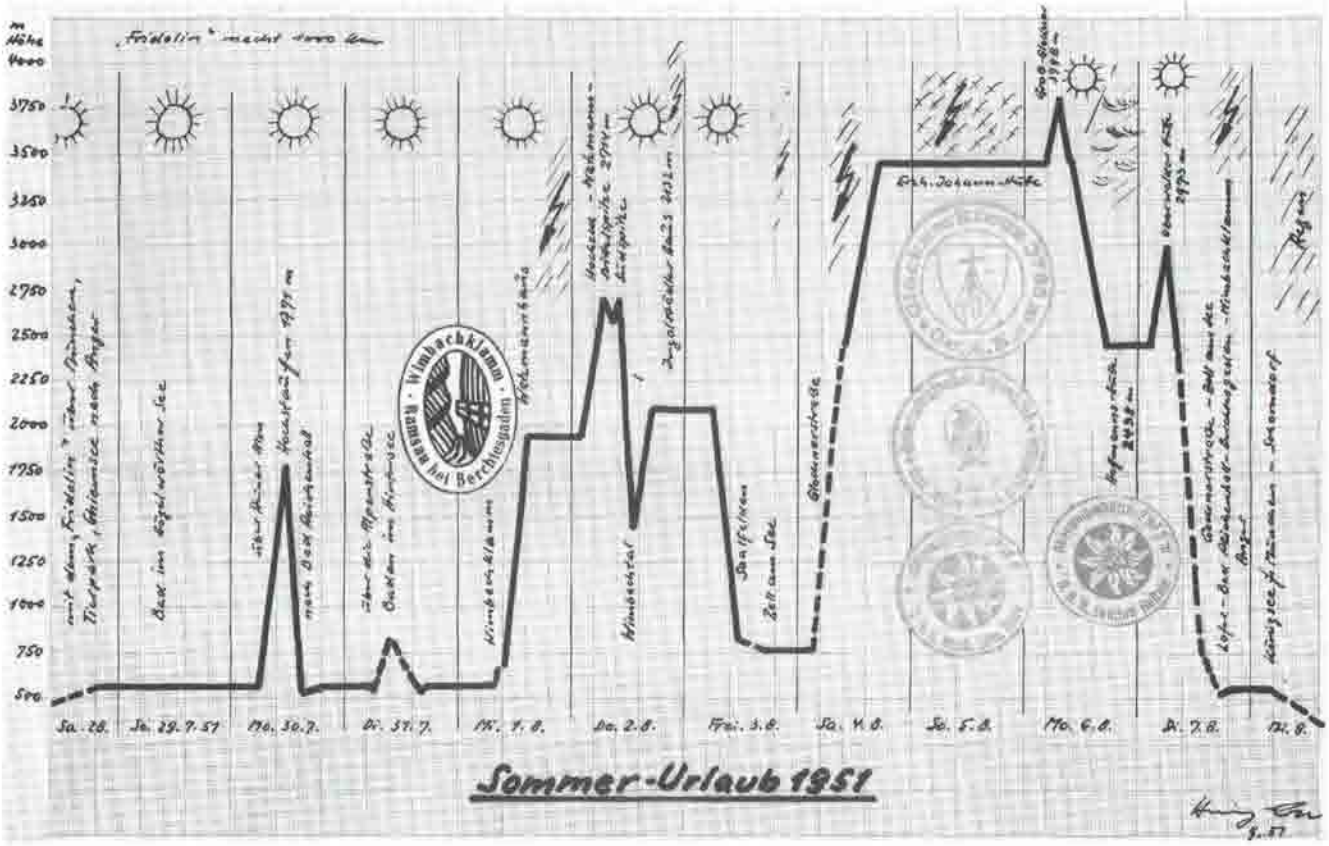
Aus Mitgliedsbeiträgen kann der Alpenverein solche Kaufsummen nicht aufbringen, allenfalls vorstrecken kann er sie. Nach vielen aufmunternden Gesprächen aber war ich sicher, daß eine Spendenaktion unter Mitgliedern und Gönnern zum Erfolg führen würde. Bald nach der Ersteigerung wurde mit dem Sammeln begonnen, und es liefen die ersten Beträge ein. Da erreichte mich am 14. 10. 1988 der Anruf eines Herrn Roth. Er habe in der Zeitung von der Versteigerung gelesen und wolle den gesamten Kaufpreis übernehmen, die angebotene Summe läge bereits jahrelang für einen solchen Zweck bereit! Meine Stimmung schwankte zwischen Glaubenwollen und nicht Glaubenkönnen, bald aber stellte sich die Ernsthaftigkeit des Angebotes heraus. In schlichter Einfachheit entwickelten sich die Dinge! Nie zuvor habe ich Herrn Roth gesehen, da lagen schon die Einzahlungsbestätigungen auf dem Tisch; nach der ersten Überraschung hatte der Alpenverein mit dankbarer Freude angenommen! Es war unfaßbar! Seine Spende wollte Herr Roth zu gleichen Teilen an den ÖAV und DAV verstanden wissen. Ein schlichtes Dankesschreiben des Vereins an den Gönner konnte dieser Tat in keiner Weise gerecht werden. Wir wollten ihn daher entsprechend würdigen, aber nach dem alten Spruch „Namen sind Schall und Rauch, kein Stein soll davon künden", wollte Herr Roth selbst nicht in Erscheinung treten oder genannt werden. All unsere Einladungen waren vergeblich, und wir mußten uns damit abfinden. Obwohl ein Briefverkehr aufrecht blieb, sollten fünf Jahre vergehen. Dann haben wir ihn besucht, weiß Gott, wir hätten es viel früher tun können! Er, der kaum etwas von sich preisgegeben hatte, wird uns auch verzeihen, wenn wir heute einen Zipfel seiner Identität lüften.

Foto: Heinz Jungmeier

Heinz Roth (1993)

Wer ist Heinz Roth?

Am 28. April 1993 stehen wir vor dem schmucken Einfamilienhaus in Schorndorf bei Stuttgart. Benno Schober, Vorsitzender der Sektion Wolfsberg und Mitglied des ÖAV-Hauptausschusses, hat mich begleitet.
Eine mehrstündige Autofahrt liegt hinter uns, wir brauchen nicht lange zu klingeln – wir werden erwartet! Eine große stattliche Gestalt mit weißen Haaren blickt uns offen an, nach Jahren stehen wir uns gegenüber. Ein eigenartiges, fast schuldhaftes Gefühl! Tatsächlich, wir hätten schon viel früher kommen müssen! Bald sitzen wir bei Kaffee und Kuchen, von der Haushälterin liebevoll zubereitet, und lernen einander kennen. Wir berichten von unserer Anreise, vom Alpenverein, von den mühevollen Aktionen zum Erwerb der Hochalm. Interessiert hört H. Roth unseren Ausführungen zu. Schließlich aber kommt dann der Augenblick, auf den wir so lange und so voll Spannung gewartet haben: Er erzählt uns von sich, und wir lauschen.
Ing. Heinz Roth ist Junggeselle, am 17. 10. 1916 in Stuttgart geboren, und – der letzte seiner Familie. Seine Brüder sind hochdekoriert in Rußland gefallen, mit ihm wird auch sein Name aussterben, das Seemannsgrab in der Nordsee ist schon bezahlt ...
Sein Berufsleben hat er in der Industrie verbracht und als Vollblutttechniker zahlreiche Neuentwicklungen und Erfindungen geschaffen, nicht immer waren sie mit der erhofften Anerkennung verbunden. Heinz Roth war in seiner Kindheit sehr krank, ein Herzklappenfehler verbot jede sportliche Betätigung. Erst viel später begann er mit dem Bergsteigen. Jeden freien Tag fährt er ins Kleine Walsertal, Fridolin, das Motorrad, ist oft sein einziger Begleiter bis zum Berg; dann meist allein, auch in der Nacht! Im Winter mit Ski, aber auch im Sommer suchte er sein Bergglück: 5mal Königsspitze, Cevedale, Großglockner, Großvenediger, Geiger, Stubaier, Similaun, Weißkugel, Watzmann u.v.a. Per Skier kommt Roth über die damals gesperrte Grenze und über alle Berge nach Lech, Zürs, zur Ulmer Hütte, am gleichen Weg wieder zurück. Der Techniker schlägt auch beim Tourenbuch durch, „Fieberkurven" nennt er die grafische Darstellung seiner Bewegungen über Berg und Tal! Auf Millimeterpapier kann er uns jedes Abenteuer belegen; die geschafften Höhenmeter hinauf und hinunter, Mondphase, Wetter, Temperatur – manchmal ein Ruhetag! Benno und ich blicken uns an, fürwahr, das ist Bergfieber!
Berge haben im Leben des Heinz Roth eine ganz besondere Bedeutung: „Ich fühle mich auf dem Berg auf das



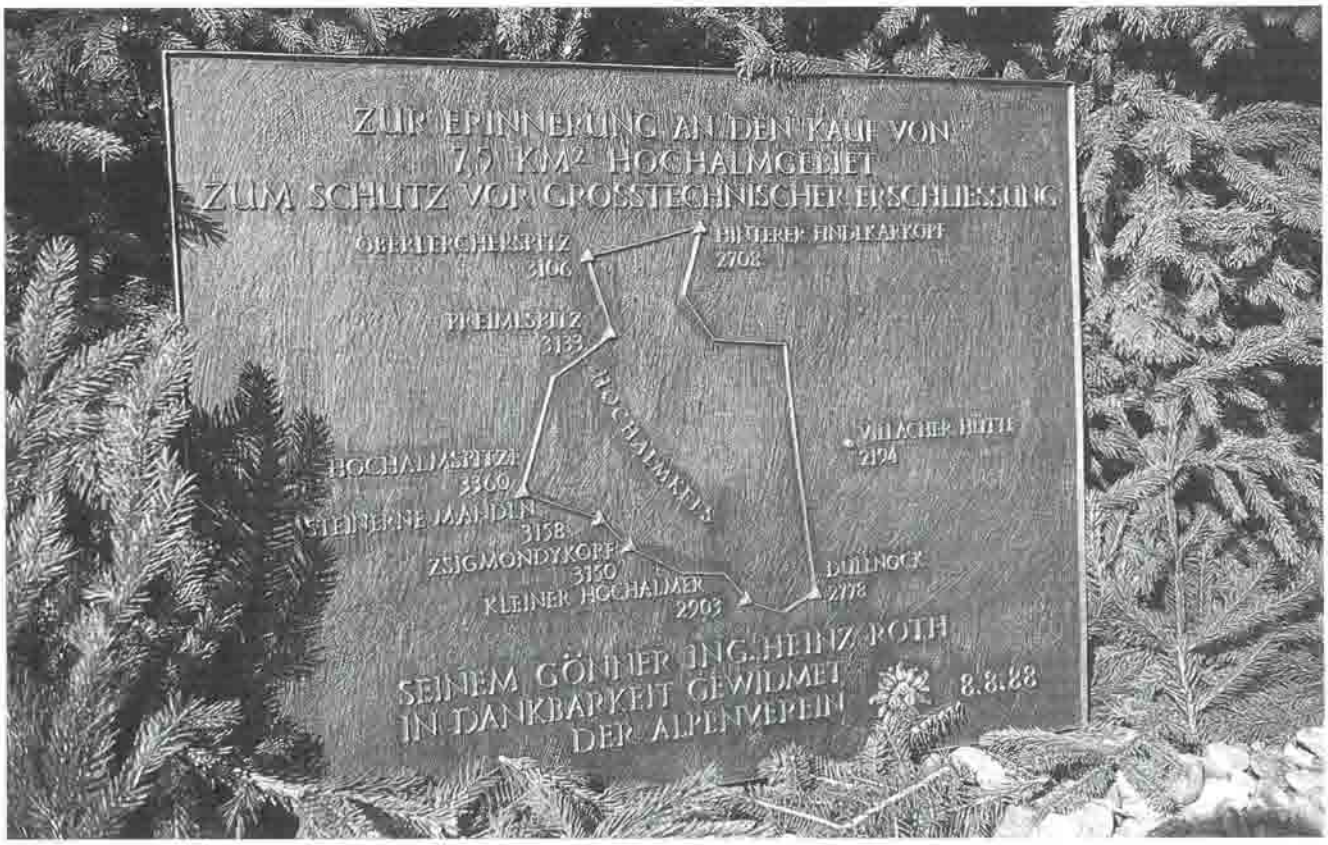
reduziert, was ich bin, auf etwas winzig Kleines." Wir fühlen es: Berge waren für ihn auch der Ersatz für die Liebe einer Familie. Um so mehr Liebe hat er der Bergnatur entgegengebracht, und wohl auch von ihr empfangen. Auch Schmerzvolles war dabei, als 1944 auf dem Trittkopf eine Bergkameradin dem Weißen Tod zum Opfer fiel.

Ja, was ihn denn bewogen hat, so viel Geld für den Kauf eines Berges – für einen Naturschutzzweck – zu spenden, wollen wir wissen. Und es kommt die Antwort, die wir erwartet haben: die große Sorge um die heutige Entwicklung, bei der Stück um Stück unberührter Berglandschaft verloren geht. Was kann man als einzelner machen, etwa einen Teil für Schutzzwecke kaufen? Schon Ende der 70er Jahre reifte in H. Roth die Idee, den Erlös aus dem Verkauf seiner Firmenanteile dem Alpenverein für ein Projekt zur Verfügung zu stellen. Leichter geplant als getan! Zuerst einmal mußten die Anteile ihrem Wert entsprechend verkauft werden, und dann ein interessantes Projekt gefunden werden. „Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wie viele Schriftwechsel, Telefonate und Verhandlungen nötig waren, bis mein 1984 gestifteter Firmenanteil in Form von Bargeld endlich beim DAV landete." Er hatte sein Angebot für einen Schutzkauf 1984 an den Deutschen Alpenverein gerichtet, als dieser gerade zu einer Spendenaktion „Patenschaft Nationalpark Hohe Tauern!" aufgerufen hatte. 1985 übergab H. Roth dem DAV treuhändisch DM 180 000.– für einen Ankauf im Nationalpark, sein Traum wäre ein Berg oder Gletscher im Massiv des Großvenedigers gewesen. „Das Gebiet, mit dem ich auf besondere Weise verbunden bin, hatte mich doch die Erinnerung an meinem Bergurlaub im Herbst 1944 dort oben die Kriegsgefangenschaft überleben helfen. Ich habe auf der Kürsingerhütte mit 28 Jahren meine erste Liebe erlebt", entschlüpft es ihm. Später dürfen wir das alte Fotoalbum durchblättern und stoßen auf das Bild einer schönen attraktiven Frau: Für sie hatten die Berge vermutlich nicht die gleiche Bedeutung ...

Daß es dann die Hochalm „wurde", stört H. Roth nicht, ganz im Gegenteil: „Daß dieser Betrag ausreichen würde, ein so großartiges Stück Gebirge zu erwerben, hätte ich mir wirklich nie träumen lassen. Ich wäre ja schon mit einem kleinen Gipfel glücklich gewesen. Das war ein einmaliger Glücksfall. Nun ist dieser Berg „meine Königin", dafür habe ich 20 Jahre gearbeitet. Ich bin überwältigt beim Gedanken, daß mein Wunsch doch noch in Erfüllung ging." Zwei großformatige Bilder der Hochalmspitze schmücken heute die Diele seines Hauses. „Oft bin ich täglich bei diesem Berg, und bin in Gedanken schon oft den Weg gegangen zu diesem Berg, den ich nie gesehen und bestiegen habe, und heute nicht mehr kann. Schnell überholt der Geist die körperliche Fitneß. Ich bin davon nicht überrascht, habe ich doch meine Zeit genützt und nichts aufgeschoben, was ich mir vorgenommen habe. Immer wieder bestätigt sich mein alter Wahlspruch:

Die Erinnerung ist das Paradies, aus dem wir nicht vertrieben werden können.

Was lange währt, wird endlich gut. Rückblickend gebe ich gerne zu, ungeduldig, enttäuscht und irritiert gewesen zu sein. Hatte ich doch drei Jahre von der Hoffnung gelebt, daß meine Stiftung noch zu meinen Lebzeiten etwas bewegen könnte. Dann die erlösende Nachricht, daß der Alpenverein gekauft hat. Daß eine Stiftung mit von der



Die Erinnerungstafel bei den Steinernen Mandln in 3160 m Höhe, montiert am 11. 6. 1994

Partie war, stand nirgendwo, nicht einmal in den Mitteilungen. Dabei wäre es eine einmalige Gelegenheit gewesen, für Stiftungen zu werben."
Wir geben ihm gerne recht und denken, was wäre dieser Verein, würde er nicht von solchen Gönnern getragen. Hier kommt dem Alpenverein wohl eine unschätzbare Mittlerrolle zu! Wie viele gute, interessante Ideen werden geboren, was könnte man nicht alles machen für den Gemeinnutz, für Natur, Umwelt und Heimat, wenn oft nur das nötige Kleingeld verfügbar wäre. Andererseits gibt es genügend Menschen, die über entsprechende Mittel verfügen, etwas tun wollen und nicht wissen, wie sie es anpacken, wohin sie sich wenden sollen. Nicht nur an den Beispielen Großglockner oder Hochalm, sondern an ungezählten anderen Projekten und Aktionen der Vergangenheit hat der Verein aber bewiesen, daß er in der Lage ist, die erfolgreiche Rolle des kompetenten Partners zu erfüllen. Die Erinnerung in den Annalen soll ein Dankeschön für beispielhaftes Handeln sein.

„Zwei Tage sind zu kurz für eine solche Begegnung. Nicht einmal meinen Garten habe ich Ihnen gezeigt, dabei habe ich seinerzeit 30 Obstbäume gepflanzt. Jetzt gibt es einige Wochen jede Menge Kirschen. Das geht dann so weiter über Pflaumen, Birnen, Zwetschgen, bis zu den verschiedensten Sorten Äpfeln, dabei habe ich die Pfirsiche und Nüsse ganz vergessen. Auch den Apfelmost aus meinem Keller haben wir nicht probiert. Welche Unterlassung! Aber Sie sind so plötzlich in Eile, daß ich alles vergaß. Auch warten viele tausend Dias, zurückreichend in das Jahr 1938, um nochmals durchgesehen zu werden!" Benno und ich versprechen wiederzukommen.

„Der Corpus löst sich auf, aber alles, was man getan und gedacht hat, wird in irgendeiner Form bleiben", ist Roth überzeugt. Wir nicken und wissen es gleichzeitig: Was dieser Mann getan hat, wird ewig bleiben: die gekaufte unberührte Königin, und neben Albert Wirth, in Dank und Anerkennung, der ehrenvolle Platz für Heinz Roth.

Literatur

Bach, H. Dr.: Das Maltatal – Tal der stürzenden Wasser – Ein 25jähriger Kampf – 1968.
Draxl, A. DI.: Idee und Initiative zur Gründung eines Nationalparks 1970.
Edinger, J. Dr.: Vorprojekt zur Erschließung des Hochalmgletschers im Maltatal, Kärtnen 1979.
Girardi, W. Dr.: Gutachten über eine Erschließung des Hochalmgebietes im Maltatal 1975.
Gröbner, H. Ing.: Vorprojekt zur Gletschererschließung Hochalmkees, Maltatal 1979.
Jungmeier, M. Mag.: Der lange Weg zum Nationalpark.
Kleine Zeitung: 21. 8. 1988.
Kordon, F.: Die Entwicklung des Alpinismus im Malta- und Liesertal 1937.
Roth, H. Ing.: Briefe.
Schemmann, Chr.: Die Tauern im Zeitraffer 1990.
ÖAV: Archiv.
ÖAV: Alpine Raumordnung Nr. 2.
Zsigmondy, E.: Im Hochgebirge 1889.

Zurück zu den Wurzeln

Von der Renaissance des „alten Lebens"

Willi Schwenkmeier

„Was Großmutter noch wußte ..." – so oder so ähnlich lautete der Titel einer Fernsehserie in einem Ableger jener Programme, bei denen man angeblich in der ersten Reihe sitzt. Das taten gewiß, in Anbetracht der nachmittäglichen Sendezeit, viele Kinder, und deren Großmütter sind beileibe noch nicht so alt, daß sie etwas wissen, was im Begriff ist, verschütt zu gehen. Wenn überhaupt, dann wußten deren Großmütter von Dingen, die heute nicht mehr geläufig sind, und so wär's wohl besser, man würde von Urgroßmüttern, wenn nicht gar von Ururgroßmüttern sprechen ...

Der Titel dieser Fernsehsendung muß überhaupt metaphorisch verstanden werden, als Redewendung und als Sinnbild für jene Zeit, die man die „gute, alte" nennt. Zugleich impliziert dieser Titel Vergessenes, das besser nicht vergessen wäre, denn „Großmüttern" haftet nicht nur in den Märchen der Ruf von „wissenden Frauen" an, zumindest jenen, die ihr Dasein nicht in den Häuserschluchten von Großstädten zubringen mußten, sondern irgendwo draußen im Einklang mit der Natur. Ihnen waren – so wird es diesen Frauen nachgesagt – noch die Geheimnisse einer gesunden Ernährung geläufig, sie kannten sich mit der heilenden und vorbeugenden Wirkung von Kräutern aus, sie vermochten Mittelchen anzuwenden, die längst durch chemische Produkte ersetzt sind.

Ihren männlichen Zeitgenossen, den „Großvätern", war demzufolge noch vertraut, wann Bäume geschlagen und entrindet werden mußten, wie man einfache, aber dennoch wohnliche und nutzfreundliche Häuser baute, welches Tier wann geschlachtet werden sollte, unter welchen Vorzeichen eine ertragreiche Aussaat zu erfolgen hatte. Das alles und noch vieles mehr ist heute Legende und symptomatisch für die „gute, alte Zeit", als die Menschen noch Teil einer intakten Umwelt waren und sich als solcher auch verstanden, ohne daß man darüber sprach oder tiefschürfende Ökologie-Diskussionen führte. Wann das allerdings war, läßt sich weder eingrenzen noch epochal festlegen, diese „gute, alte Zeit" der Harmonie von Mensch und Natur ist längst zum Mythos geworden.

Heutzutage sehnen sich viele Menschen nach diesen angeblich so guten Zeiten, wobei sie sich oftmals von einer Verklärung leiten lassen, die jeglicher rationalen Grundlage entbehrt. Was André Heller dereinst die „Nostalgie der Nostalgie" nannte, diese schwärmerische, romantisierende und mit oberflächlicher Wehmut behaftete Rückwendung zu paradiesischen Zeiten, dieses vergangenheitsbezogene Heimweh ist überaus aktuell. „Wurzelsuche" ist angesagt, die Parole heißt „Zurück zum dereinst Bewährten", und schon verschwimmen die dringend notwendigen Grenzen, vermischt sich Wesentliches mit esoterischen Torheiten. Pseudoreligiöses Gehopse um uralte Bäume ist ebensowenig angebracht wie eine undifferenzierte Bergbauern-Romantik. Nichts ist diesbezüglich leichter, als mit wohlgefülltem Magen vom einfachen, entbehrungsreichen Leben zu schwärmen, und ebenso dümmlich ist es, als moderner Urlaubernomade mit dem Wohnmobil hoch hinauf zu einem Südtiroler Berghof zu fahren und bei Vinschgerl, Speck und Rotwein das unverbildete Dasein der Bauern zu glorifizieren.

Das hat mit echter Wurzelsuche nichts, aber auch gar nichts gemein, das ist höchstenfalls ein oberflächliches Abtasten eines fremden und ideologisierten Lebens, geboren aus Ignoranz und verbrämter Nostalgie. Wurzelsuche bedarf nicht des Irrationalen, es ist die Auseinandersetzung mit dem „alten Leben", damit die Bewohner der Alpentäler – drastisch formuliert – überleben können, ohne sich und ihr Milieu aufgeben zu müssen. Die in den letzten Jahren alpenweit gegründeten Initiativen, Vereinigungen und Organisationen streben nicht danach, im Zuge dieser nostalgischen Romantisierung die noch verbliebenen Bergbauern unter einen Glassturz zu stellen und zur Besichtigung freizugeben; ihre Intention ist es, eine annehmbare Symbiose zu finden im Spannungsfeld zwischen Naturschutz und Naturnutz. Folglich gilt es, das Dasein der Älpler und der Bergbauern von Klischees zu befreien und sie als wesentlichen Faktor im Kontext des Ökosystems Alpen zu sehen, das in all seiner Vielfalt als Lebensraum zu bewahren ist. Diese Zusammenschlüsse sind der eine Aspekt in der Betonung des „alten Lebens", der andere sind all die Publikationen, die in letzter Zeit auf dem alpinen Büchermarkt erschienen sind. Beileibe nicht

alles ist auch lesenswert, aber es gibt Dokumentationen und Abhandlungen, die eine nähere Betrachtung verdienen. Entscheidend ist also nicht, daß man staunend erfährt, was die Großeltern noch alles wußten, es ist vielmehr der Extrakt von Nützlichem und Notwendigem dessen, was so schön als „altes Leben" bezeichnet wird: Es geht um neue Wege, die das bewährte Alte als richtungsweisende Möglichkeiten beinhalten.

Zum Zeitpunkt der Entstehung dieses Textes hat bislang einzig die Bundesrepublik Deutschland die von der CIPRA initiierte „Alpenkonvention" unterschrieben. In deren Präambel heißt es unter anderem: „Deutschland, Frankreich, Italien, Slowenien, Liechtenstein, Österreich, die Schweiz und die Europäische Union stellen unter Beachtung des Vorsorge-, des Verursacher- und des Kooperationsprinzips eine ganzheitliche Politik zur Erhaltung und zum Schutz der Alpen sicher – im Bewußtsein, daß die Alpen einer der größten zusammenhängenden Naturräume Europas und ein durch seine spezifische und vielfältige Natur, Kultur und Geschichte ausgezeichneter Lebens-, Wirtschafts-, Kultur- und Erholungsraum im Herzen Europas sind, an dem zahlreiche Völker und Länder teilhaben, in Anerkennung der Tatsache, daß die Alpen unverzichtbarer Rückzugs- und Lebensraum vieler gefährdeter Pflanzen und Tierarten sind, in der Überzeugung, daß wirtschaftliche Interessen mit den ökologischen Erfordernissen in Einklang gebracht werden müssen." In der Regel sind Präambeln besonders schön ausformuliert und wecken oftmals Ansprüche, die der nachfolgende Verordnungs- oder Gesetzestext nur bedingt erfüllen kann. Vom Sprachlichen abgesehen – kein Gymnasialschüler dürfte ein solches Satzungeheuer ungescholten konstruieren –, findet man in komprimierter Form sehr wesentliche Aussagen, die keiner inhaltlichen Kommentierung bedürfen. Auch wenn ein gewisses Pathos nicht abzusprechen ist, die Verfasser wußten, warum sie solchermaßen Vieles zusammenpackten, denn Präambeln dienen quasi der „Einstimmung" und geben gerafft Intention und Inhalt des Folgenden wieder. Desgleichen ist anzumerken, daß leichte Zweifel wohl ihre Berechtigung haben, ob denn die Regierenden und die aufgeblähten Ministerialbehörden in den alpenfernen Kapitalen die hehre Absicht des Initiators so zur Kenntnis nehmen, wie sie es eigentlich in Anbetracht der mißlichen Lage längst sollten. Werner Bätzing ist sich dessen nicht so sicher:

Mit der Alpen-Konvention beginnt sich der Alpenraum zum ersten Mal in seiner Geschichte überhaupt als ein eigenständiger Raum in Europa zu konstituieren, wobei die großen gemeinsamen Probleme das verbindende Element darstellen. Grundsätzlich wäre diese Alpen-Konvention als gemeinsame Plattform das Schlüsselinstrument zur Lösung der zahlreichen aktuellen Probleme im Alpenraum, und die Beschlüsse der Umweltminister von Berchtesgaden im Jahr 1989 zielen durchaus in diese Richtung.

Betrachtet man allerdings die Entwicklung anderer vergleichbarer europäischer Initiativen („Nordsee-Konferenz", Konferenz der Mittelmeeranrainer-Staaten) und die Art und Weise, wie derzeit einige beteiligte Staaten die Arbeit an der Alpen-Konvention vorbereiten, dann bleibt abzuwarten, ob diese Alpen-Konvention nur ein mehr oder weniger bürokratischer Akt auf der obersten politischen Ebene wird, der in erster Linie auf Wählerstimmen abzielt, oder ob die Politiker die Chance ergreifen, die zukünftige Entwicklung des Alpenraumes im Sinne eines nachhaltigen und integrativen Konzeptes zu gestalten. (Bätzing, Die Alpen ..., S. 237)

Genau genommen beinhaltet diese Konvention, daß um ihrer Durchsetzung willen auch auf anderen Ebenen, nicht nur der „obersten politischen Ebene", Aktionsgemeinschaften und Initiativen wirksam werden müssen. Salopp gesagt heißt das, daß durch Druck von unten die Herrschaften oben zum Handeln gezwungen werden sollen. Wo nämlich die Politik vor bestehenden Problemen die Augen verschließt und nicht hinschauen will, wo sogenannte „Interessen" vorrangig sind, die gerne als bi- oder multilateral bezeichnet werden, dort bilden sich Bürgerinitiativen und Aktionsgemeinschaften, um auf die sie beeinträchtigenden Mißstände aufmerksam zu machen und Lösungen zu entwickeln. Bei vielen Bewohnern der Alpentäler breitet sich immer mehr die Meinung aus, daß die überregionale Politik mit ihren Bürokratie-Wasserköpfen in Paris, Rom, Wien oder auch Berlin die Betroffenen im sauren Regen stehen läßt. „Hilfe durch Selbsthilfe" – dieser dereinst für die Entwicklungsländer der Dritten Welt formulierte Grundsatz trifft mehr denn je auf die Bewohner der Kulturlandschaft Alpen zu. Niemand kann die Gefährdung dieser Kulturlandschaft leugnen, man kennt die Probleme, die eine drohende Zerstörung durchaus wahrscheinlich machen, man ist sich der neuralgischen Punkte bewußt – dennoch läßt ein explizites Eingreifen mittels durchdachter und geeigneter Gesetze und Verordnungen auf sich warten. So ist es auch nicht verwunderlich, daß die unmittelbar Betroffenen zur Selbsthilfe greifen und sich zu Eigeninitiativen zusammenfinden, um mit dieser Strategie zu retten, was noch zu retten ist. Diese letzte Formulierung mag jetzt zu pessimistisch und zu verabsolutierend klingen. Doch es geht längst nicht mehr allein darum, derzeit bestehende Mißstände zu korrigieren und Flickarbeit zu leisten. Die Alpen als erhaltenswerte, ja erhaltensnotwendige Kulturlandschaft brauchen eine umfassende Planung, die für die weitere Zukunft richtungsweisend ist; die Folgen zahlreicher, noch jetzt begangener Umwelt- und Erschließungssünden offenbaren sich ohnehin erst in späteren Jahren. Bis eine erst zu beschließende pragmatische Politik zu „greifen" beginnt, kann es – nach Meinung der Initiativen und Aktionsgemeinschaften, die zudem agieren und nicht nur reagieren wollen – zu spät sein.

Zum anderen ist es ein bezeichnendes Phänomen unserer Zeit, daß vielen Spitzenpolitikern der Bezug zu den Pro-

blemen der Basis abhanden gekommen ist. Auch deshalb bedarf es dieser Initiativen, um die Verantwortlichen an den Schalthebeln der Macht (welch gräßlicher, aber dennoch zutreffender Terminus!) immer wieder vehement auf diese Probleme hinzuweisen, von denen sie oftmals, gelinde gesagt, nicht die geringste Ahnung haben. Initiativen und Aktionsgemeinschaften sind zudem nicht an Parteidoktrinen gebunden, was sie einerseits glaubwürdiger macht, was aber andrerseits auch dazu beiträgt, daß man ihnen in etablierten Kreisen gerne mit Mißtrauen begegnet. Dem Begriff „Bürgerinitiative" haftet immer noch der Ruch des Aufmüpfigen, des Nonkonformistischen an, was seit nunmehr gut zwei Jahrzehnten vor allem den konservativen Kreisen wenig behagt. Dabei sind es zahlreiche solcher Alpen-Initiativen, die konservativ sind, wollen sie doch am Bestehenden, das sich bewährt hat, festhalten und nicht das konservative Paradoxon vom „Wachstum um jeden Preis" als einzig gültige Maxime sehen. Eine dieser alpenweit agierenden Initiativen sei nun genauer vorgestellt.

„pro vita alpina" als Exempel

Die Alpen sollen von den großen Energiekonzernen Europas ausgepreßt werden wie Zitronen.
Die Alpen sollen als einzigartige Erholungslandschaft Europas von der weltweit agierenden Tourismuslobby ausgequetscht werden.
Die Alpen sollen von den unermeßlich dreckigen Transitkolonnen Europas überrollt und zerstampft werden.
Disneyland mit Alpenglühen?
Ein richtiger, ein besonnener, vernünftiger Tourismus ja!
Das Alpenglühen hat wieder einmal eingesetzt.
Mit Witz und Mut geht's an den organisierten Widerstand.
(Haid, Aufbruch ..., S. 100)

Die Sprache ist drastisch, und doch ist vom „sollen" die Rede, dabei gibt es bereits diesen Status quo. Bloß ist es ungeschickt, öffentlich als Tatsache zu bezeichnen, was längst eine ist, deshalb das „sollen", das erlaubt Ausflüchte. Ja, man muß vorsichtig formulieren heutzutage. Ohnmacht gebiert jedoch irgendwann Wut, nichts läßt sich schönreden, was drauf und dran ist kaputtzugehen. Die heute oftmals glorifizierte Linke der 68er hat nie begriffen, daß sie auch an ihrer Sprache gescheitert ist, daß diejenigen, für die sie glaubte sprechen zu müssen, ihre Worthülsen gar nicht verstehen konnten. Sprache muß geradlinig sein, notfalls eben auch drastisch, hauptsächlich aber einfach, am effektivsten ist dabei der Dialekt, wenn er in jenen Regionen die Alltagssprache ist, die es zu bewahren gilt. Witz ist nicht nur wesentlicher Bestandteil der Sprache, wenn man aufrütteln will; Witz, der verstanden wird, kann auch Polemik beinhalten, die weniger weh tut, die aber dennoch trifft. Und Witz kann, soll, muß den Aktionen immanent sein, die aufwecken und aufklären und die irgendwann am Anfang stehen. Und Mut? Wir dürfen nicht an die tollkühnen Aktionen von Greenpeace oder Robin Wood denken, wenn vom Mut die Rede ist. Mit Seilen auf himmelhohen Fabrikschornsteinen, mit winzigen Schlauchbooten gegen Walfangschiffe oder Verklappungsfrachter – der Mut der Verzweiflung verleitet zu tollkühnen Aktionen, die werbe- und medienwirksam und sehr bald vergessen sind. (Was nicht heißen soll, daß sie auch nicht redlich sind.) Mut beinhaltet zugleich Zivilcourage, heißt, das Wagnis auf sich zu nehmen, sich mit den Übermächtigen anzulegen. Da hat Romantik keinerlei Platz, da scheitert jegliche Robin Hood-Mentalität, da bedarf es eher engagierter und gewiefter Rechtsanwälte, die sich im Dschungel der Paragraphen auskennen. Mit Mut gegen politische Verkrustungen, gegen allmächtige Großkonzerne, gegen das Phlegma der Eingelullten, gegen die eigene und fremde Bequemlichkeit, gegen all das, was Allen Ginsberg in „Das Geheul" den „Moloch" nannte: die Macht im Hintergrund, die alles verschlingt. Mut, Witz und Widerstand in den Bergen – das ist quasi das Leitmotiv von „pro vita alpina", einer Schutz-Initiative von vielen.
Es gibt „S.O.S. Dolomites" und die „Initiativa da las Alps", die „Arbeitsgruppe Val Madris-Curciusa" und die „Nederlandse Mileigroep Alpen", „TransALPedes" und das Projekt „Bonneval", und es gibt noch viele andere lokale, regionale und auch überregionale Vereinigungen und Initiativen, von Slowenien bis zu den Seealpen, denen allen eines gemein ist: Widerstand zu leisten gegen den Ausverkauf.
„Pro vita alpina", ein „Verein zur Förderung der kulturellen, gesellschaftlichen, ökologischen und wirtschaftlichen Entwicklung im Alpenraum", wurde bereits 1972 als schweizerische Arbeitsgruppe gegründet und 1989 auf den gesamten Alpenraum ausgeweitet: Auf dem uralten Rimpf-Hof im Südtiroler Gadriatal fand die Gründungsversammlung unter einem strahlend blauen Himmel statt, auf einem Hof, der als Kultur-Denkmal eine neue Bestimmung erfahren hat und zugleich der Sitz von „pro vita alpina-Südtirol" ist.
Werner Bätzing, Beiratsmitglied von „pro vita alpina", stellt die Frage, ob es „zur immer stärkeren Überprägung und Umgestaltung der Alpen als europäischer Freizeit-, Transit-, Wasserkraft- und Wohnregion überhaupt eine Alternative" gibt. (S. 213)
Aufgrund seiner langjährigen Arbeit und Erfahrung entwickelt Bätzing zwei „Lösungsschienen", die er als „realpolitische" und als „utopische" Dimension bezeichnet. Sofortiges Handeln ist Aufgabe der Realpolitik, diesbezüglich sind zahlreiche „Reparatur- und Sanierungsarbeiten" im ökologischen, sozialen und kulturellen Bereich dringend erforderlich. „Aber angesichts des prinzipiellen Widerspruchs zwischen dem Natur-/Kulturraum Alpen und seiner heutigen Nutzung und Gestaltung stellt sich als

utopische Forderung diejenige nach einer fundamentalen Veränderung der gestörten Mensch-Umwelt-Beziehung, um so die eigentliche Ursache der Umwelt- und Kulturzerstörung zu beheben." (S. 213)
Pragmatische Realpolitik und utopische Dimension müssen, nach Bätzing, zusammenwirken, obgleich in unserer Zeit gesellschaftliche Utopien jedweder Art auf Mißtrauen stoßen. Dennoch brauchen sich ökologische und kulturelle Reproduktion und die Grundprinzipien der europäischen Tertiarisierung, also Arbeitsteilung, Marktwirtschaft und Demokratie, nicht zu widersprechen, sie müssen zu einer Symbiose geführt werden, denn die Zukunft der Alpen und ihrer Bewohner kann nicht in der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Isolierung von Europa liegen. Realiter heißt dies, daß sich die Alpenbewohner bisher primär wirtschaftlich den europäischen Interessen unterzuordnen haben. Die utopische Lösung allerdings würde tiefgreifende Strukturveränderungen bewirken, nämlich eine „alpine Wirtschaft", „die die vorhandenen regionalen natur- und kulturräumlichen Ressourcen und Potentiale nutzt und dabei ihrer ökologischen und kulturellen Reproduktion verpflichtet ist". (S. 214) Die Folge wäre, daß „die Alpen nicht mehr ökonomisch vernutzt, sondern ökologisch, kulturell und ökonomisch wieder aufgewertet werden".
Dazu allerdings bedarf es nicht nur der Einsicht innerhalb der Realpolitik, es muß auch das Bewußtsein bei den Alpenbewohnern und bei den Touristen geschärft werden, daß ein dringlicher Handlungsbedarf besteht. Dies ist die Aufgabe der Oppositionsgruppen im Alpenraum (und auch außerhalb), die als Natur- und Umweltschutzgruppen, als Alpenvereine, Skiverbände, agrarische, kulturelle, politische und verkehrspolitische Gruppen auftreten. Dazu kommen alternative und innovative Projekte wie „pro vita alpina", die neue Nutzungsformen und neue Nutzungsstrukturen für den Alpenraum entwickeln. Dies ist eine neue Bewegung auf den Fundamenten des dereinst Bewährten, die Hans Haid „als die größte Oppositionsbewegung im Alpenraum seit den Bauernkriegen" bezeichnet.
Gemäß der Satzung von „pro vita alpina" beinhaltet diese Opposition Handlungsstrukturen, die am Überleben der Älpler orientiert sind:

- Errichtung und Betrieb einer internationalen, interdisziplinären Dokumentations- und Forschungsstelle für Kultur und Entwicklung im Alpenraum;
- Durchführung von Tagungen, Seminaren, kulturellen und künstlerischen Veranstaltungen;
- Verbindung von Kultur und Agrikultur, u. a. durch Anbau und Kultivierung standortgerechter Pflanzen, Kräuter, Getreidesorten, durch Erprobung von Überlebensformen unter extremen Bedingungen;
- Zusammenarbeit und Vernetzung von Gruppen, Initiativen und engagierten Personen im Alpenraum;
- Mithilfe bei der Schaffung von menschen- und umweltgerechten Lebensmöglichkeiten, bei der Entwicklung von Überlebens- und Langzeitstrategien, bei der Stärkung des Selbstbewußtseins, der Identität und der Eigenständigkeit, bei der Förderung ethischer und kultureller Vielfalt;
- Hilfestellung beim Aufbau neuer Initiativen, Cooperativen, besonders in den Bereichen Kulturarbeit, innovativer Volkskultur, Bildung Agrikultur, Tourismus-Kultur, eigenständige Regionalentwicklung und -autonomie, Widerstand gegen Ausverkauf, Übererschließung, Zerstörung, Raubbau, gegen Resignation und Ungleichheit;
- Herausgabe von Publikationen.

Sinn und Zweck kann also nicht nur, auch wenn der Begriff der „Opposition" dies insinuiert, eine bloße Verhinderungspolitik sein, so notwendig sie auch in vielen Bereichen erscheint, sondern zugleich eine aktive Neugestaltung im positiven Sinne. Widerstand soll keineswegs nur als negative Kritik entstehen, er muß auch Lösungsvorschläge und Alternativprojekte beinhalten, die realisierbar sind.
1993 erschien, in Zusammenarbeit von „pro vita alpina" und dem österreichischen „Institut für Alltagskultur", eine Dokumentation „Regionaler Initiativen im alpenländisch-mitteleuropäischen Raum" von Günther Marchner unter dem Titel „Bis an die Wurzeln". Diese Dokumentation ist insofern von Bedeutung, als sie aufzeigt, daß Regionalismus eingebettet werden kann in ein „Europa der Regionen". Das von „pro vita alpina" initiierte Projekt „Volkskultur" dient einerseits der Identitätsfindung von ethnischen Gruppen und Randgruppen und will dadurch Artikulationsmöglichkeiten bieten, andrerseits verdeutlicht sich damit jene Crux, die oppositioneller Regionalismus zwangsläufig mit sich bringt: die reaktionäre Tümelei der Ewiggestrigen. Wer sich mit Volkskultur analytisch beschäftigt und sie nachhaltig als wesentliche Basis eines effizienten Widerstandes einsetzt und propagiert, dem haftet sehr schnell der Ruch des Reaktionären, ja des Faschistoiden an. Volkskultur dient als Handlanger für nationalistische Extreme, sie bietet den Nährboden für falsch verstandene Heimattümelei und Haß auf alles Fremde, für Narzißmus und Engstirnigkeit.
Ein Anliegen von „pro vita alpina" besteht daher unter anderem darin, dieser Tümelei entgegenzuwirken und den gesellschaftlichen Regionalismus nicht als den Egoismus regionaler Eliten zu sehen, wie ihn zum Beispiel die in den letzten Jahren entstandenen oberitalienischen Ligen repräsentieren:
Tal- und Dorfautarkie ohne falsches Pathos, ohne Abgrenzung, ohne Eingrenzung, dafür offen, tolerant, liberal und fortschrittlich. Neue Kulturentwicklung aus den Wurzeln. Gemeinwerk und Gemeinsinn vor Einzelnutz und Ausbeutung. Undemokratisch dirigierte Amtskirchen nach dem Muster von Haas-Chur haben hier ebensowenig Hilfe anzubieten wie separatistisch-reaktionär-ausländerfeindliche Gruppierungen der Lega-Nord,

insbesondere der Lega Lombarda. Es kann und muß einen fortschrittlichen Weg der autonomen Volkskultur geben. (Haid, Aufbruch ..., S. 204.)

Der Weg der Opposition geht also über die Wurzeln der Volkskultur. Identitätssuche ist angesagt, und zwar ohne pathetische nationalistische oder ethnische Empfindungen, die andere ausgrenzen. Die Probleme der Alpen sind international, folglich lassen sie sich auch bloß auf dieser Ebene lösen. Dies widerspricht nicht der Idee vom „Europa der Regionen", dies beißt sich aber auch nicht mit der Wurzelsuche. Volkskultur zeigt die Identität im globalen Rahmen auf; dadurch, daß miteinander und nicht gegeneinander gearbeitet wird, verhindert man das „Florians-Prinzip". Mut, Witz und Widerstand in den Bergen kann nicht das Anliegen separatistischer Eigenbrötlerei sein; damit die Alpen als Vorreiter eines ökologischen Umbaus in Europa funktionieren können, muß eine Abkehr erfolgen von einem regionalistischen Chauvinismus. *Die Alpen bieten sich als schicksalhafte Chance. Dazu benötigen wir eine Zusammenschau und die Zusammenarbeit aller wachen, kritischen, besonnenen, vorausschauenden Kräfte aus den Bereichen Wirtschaft, Ökologie, Tourismus, Landwirtschaft und vor allem der Kultur.* (Haid, Aufbruch ..., S. 204.) Organisationen wie „pro vita alpina" versuchen, eine Basis für diese dringend notwendige Kooperation zu bieten.

Die Renaissance des „alten Lebens" in der alpinen Literatur

Wir sind eine multimediale Gesellschaft, verseucht, verdummt und manipuliert. Die Medienkonzerne bestimmen eindringlicher unser Denken und Handeln, als es viele wahrhaben wollen. Neil Postman hat uns vor Jahren davor gewarnt, doch er war nichts als ein Rufer in der Wüste. Was die großen Zeitungen mit den riesigen Buchstaben alleine nicht bewerkstelligen, erledigen unsägliche Fernsehprogramme; die Folgen zeigen sich nicht nur im Verlust der Sprache, es fehlt auch immer mehr an Kritikfähigkeit. Natürlich brauchen wir mehr denn je die Bücher, es fragt sich nur welche.

Bücher können aufrütteln, indem sie Wahrheiten vermitteln. Dazu allerdings müssen sie erst gelesen werden, und das ist unbequem. Mit dem Verlust der Sprache geht eine Retardierung, eine Hemmung der geistigen Entwicklung, Hand in Hand, dröge Dumpfheit kann die Folge sein, man blicke nur in die Gesichter all jener, die mit Reichskriegsflaggen und schweren Stiefeln durch die Städte skandieren. Identitätssuche setzt Durchdringung voraus, das heißt nachdenken, sich informieren, hinterfragen. Dazu bedarf es des Lesens und der Bücher, niemand ist so klug, sich einmal Gehörtes oder Gesehenes so zu merken, daß es jederzeit abrufbereit und verwendbar ist. Viele Bücher sind nichts als papierener Schrott und die Bäume nicht wert, die zur Herstellung gefällt werden mußten, doch wir kommen ohne Bücher nicht aus. „Lest, Leute! Lest weiter!" Peter Härtlings Imperativ sei durchaus als Flehen verstanden, wir müssen weiterlesen, um nicht völlig in Abhängigkeiten zu geraten.

Bücher helfen, verstehen zu lernen. Wir begreifen Probleme nur dann, wenn wir sie sehen und durchdringen, dann können wir sie aufarbeiten. Wir sind keine Bergbauern aus Südtirol oder den Seealpen, wir leben nicht von den Erträgen der Almwirtschaft, wir besitzen keine Pensionen im Zillertal oder im Vinschgau. Es genügt auch nicht, in urlaubseliger Laune sich mit Weinbauern an einen Tisch zu setzen und kluge Fragen zu stellen. Weg von der Oberflächlichkeit, hin zur Kritikfähigkeit heißt die Maxime: Das setzt Information voraus. Diese Information soll aber nicht aus nüchternen Zahlen oder Statistiken abgeleitet werden, sie braucht auch eine emotionale Basis, weil Rationalismus allein uns nicht mehr anspricht. Wut muß formuliert werden, das ist Aufgabe der Literaten. Fotografen müssen uns helfen, in Antlitze zu blicken, damit wir verstehen können, was Gesichter prägt. Altes muß dokumentiert sein, damit die Wurzelsuche einen Sinn ergibt, und wir müssen differenzieren, damit kein falsches Pathos entsteht.

Es gibt mittlerweile Bücher en masse, die das „alte Leben" zum Gegenstand haben: Verklärende und nüchtern beschreibende, beschönigende und wütende, unsinnige und wichtige. Romantisierung ist verwerflich, weil sie niemandem nützt, am wenigsten den Betroffenen. Nostalgie ist ebenso nichtig, sie beschwört Zeiten, die ein für allemal vorbei sind. Kein Bauer verkauft seinen Traktor und kehrt zum Ochsengespann zurück, weil das den Vorstellungen der Städter entspricht und wunderschöne Fotos ergibt. Menschen im Tal, Menschen im Gebirge, Menschen in den Alpen: Die Bücher gewähren uns Einblicke, die haften bleiben und die wir verarbeiten können, ja müssen, wenn wir verstehen wollen.

Da sind die faszinierenden Fotos eines Josef Schöpf und eines Johann Santeler vom Alltagsleben aus dem Pitztal, die fern jeglicher Romantik das harte Alltagsleben von Menschen zeigen, die nie eine andere Rolle gespielt haben als die, existent zu sein, Pflichten zu erfüllen und zu überleben. Nichts ist beschönigt oder verklärt, die Bilder sprechen für sich, niemand kann sich zu solchem Leben zurücksehen. Willi Pechtls Texte schwätzen nicht, sie erklären und bringen eine Welt nahe, die eine erbärmliche war. „Menschen im Tal" und „Josef Schöpf: Flickschuster, Mesner, Fotograf" sind große Dokumente eines unvorstellbar entbehrungsreichen, harten Lebens, sie entlarven jegliche verlogene Romantik als das, was sie letztendlich ist: ein Hirngespinst fern aller Realität.

Der aus Mähren stammende Fotograf Hubert Leischner wurde in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg, ehe er seine zweite Heimat in Kärnten fand, für einige Jahre ins Villgratental in Osttirol verschlagen. Heute ist auch dieses

Bergheuträger
aus dem Zederhaustal,
Lungau, Salzburg
(1939)
„Wer wird es später
einmal für möglich
halten, daß
Zederhauser Bauern
ihr Bergheu eine
halbe Stunde von den
obersten Hängen
des Murtales auf den
2450 m hohen Kamm
hinaufgetragen,
dort zu Tristen auf-
gestapelt und im
Herbst auf der ande-
ren Seite zu ihren
Höfen hinuntergezo-
gen haben?"

Winterliche
Holzarbeit in Tirol
(1946)
„Meist verwendet man
Hornschlitten,
die zum Bremsen mit
‚Sperrtatzn' aus-
gerüstet sind, starken
Stahlklauen, die
beim Anziehen der
Tatzstiele beider-
seits der Kufen in den
Boden oder in das
Eis eingreifen."

Die Kinder vom Lederer-Hof, Ellmau, Tirol (1949)
„Es schmeckt ihnen, den neun Kindern einer Tiroler Bergbauernfamilie, die da um den behäbigen Stubentisch sitzen und ihre Abendsuppe löffeln … Die Bäuerin, die neben der Hausarbeit auch im Stall und auf dem Feld zu tun hat, kann sich bei der großen Kinderschar freilich nicht jedem einzelnen so widmen, wie sie es gerne möchte. Da müssen eben die größeren Geschwister die kleineren ‚kindsen'."

Kochen am offenen Herd, Muhr im Lungau, Salzburg (1949)
„Die ‚schwarze Kuchl' mit dem großen, rußgeschwärzten Feuerhut, jetzt noch zum Selchen von Speck, Fleisch und Würsten sehr geschätzt, bot noch um 1950 in so manchem Bauernhaus die einzige Kochgelegenheit."

Alle Fotos und Zitate auf den Seiten 284–286 aus
Erika Hubatschek: „Bauernwerk in den Bergen – Arbeit
und Leben der Bergbauern aus einem halben Jahrhundert".
Im Eigenverlag, 5. Auflage Innsbruck 1992

„Mischt-U'riblen", Padaun im Valser Tal, Tirol (1950)
„Zu diesem ‚U'riblen' (fein zerreiben; d. Red.) verwendet man im Wipptal und seinen Seitentälern (also im Gebiet der beiliegenden AV-Karte Brennerberge!) die ‚Bürschtn', ein selbstverfertigtes Gerät, bei dem Reisigbüschel zwischen hölzernen Querleisten eingeklemmt sind. Die ‚Bürschtn' wird ebenso wie der hier auch noch gebräuchliche, noch einfachere ‚Mischt-Stroafer' – eine Strauch- oder Dornenegge, wie sie vermutlich schon in der jüngeren Steinzeit verwendet wurde – als Urform unserer Egge angesehen."

„Vorpflügen", Juns im Tuxer Tal, Tirol (1943)
„Der Tuxer ‚Vorpfluag' ist ein beinahe vorgeschichtlich anmutendes Gerät, das noch während des Zweiten Weltkriegs im Tuxer Tal zum Wiesenumbruch verwendet und von Menschen gezogen wurde."

Tal, wie so viele andere in den Alpen, wesentlichen Strukturveränderungen unterworfen und in seiner gewachsenen Existenz bedroht; zu der Zeit, als Hubert Leischner nach Villgraten kam, war das Tal noch geprägt von einem intakten bäuerlichen Leben mit all seinen Sonnen- und Schattenseiten. Leischner hat dieses Leben mit der Kamera dokumentiert und grandiose Belege hinterlassen, die mit zum Eindrucksvollsten zählen, was es in diesem Genre gibt. „Menschen im Gebirge" zwingt geradezu zum Mitdenken und zum Mitfühlen, hier ist der Mensch unverrückbarer Teil der Landschaft, die ihn in allen Bereichen geprägt und über Jahrhunderte geformt hat, hier werden Wurzeln faßbar, deren Ausreißen Wut erzeugt.

Das gilt auch für die sensiblen Bilder des Fotografen Josef Huber aus Kufstein, den nicht nur die kunsthandwerkliche Fotografie mit Hubert Leischner verbindet. „Poesie des Landlebens" ist eine faszinierende Reise in eine bäuerliche Welt, die es so nicht mehr gibt. Daß sich dennoch keine simple Nostalgie ausbreitet, liegt in der kunstvollen Umsetzung der Lebenswirklichkeit: Die verschwindende Welt war ja eine unbequeme, keinesfalls eine angenehme. Hans Haids Mundarttexte sind dazu nicht als Kontrapunkte zu verstehen, das Lyrische der Bilder findet in ihnen ein treffliches Pendant. Nicht Reminiszenzen sollen geweckt werden, wie bei Hubert Leischner wird durch die Darstellung der kleinen intakten Welt das Ungeheure der Entwurzelung sinnfällig. Man muß weiterdenken, nicht schwärmerisch verharren, muß Haids Gedichte und Prosatexte lesen und hinterfragen, was die Idylle abgelöst hat, die tatsächlich trotz aller Widrigkeiten eine Idylle war, weil das karge Leben selbst- und nicht fremdbestimmt war.

Gianni Bodini aus dem Vinschgau, Fotograf und Redakteur der Südtiroler Zeitschrift „Arunda", befaßt sich in „Menschen in den Alpen" mit den Methoden der Nahrungsbeschaffung und der Speisenzubereitung all jener Bewohner, die seit unzähligen Generationen zwischen Ligurien und den Julischen Alpen heimisch sind. Im Gegensatz zu den vorhin Genannten dokumentiert Bodini nicht eine vergangene, sondern eine gegenwärtige Zeit. Seine Bilder sind nicht wie bei Leuschner und Huber im Duplexverfahren schwarzweiß wiedergegeben, Bodini verwendet die Farbfotografie. Arbeit und Brot, das ist im Prinzip der einfachste Nenner, auf den das Leben der Bergbauern zu bringen ist. Dahinter verbergen sich härteste Arbeit unter schwersten Bedingungen, Enttäuschungen, Freude, Entbehrungen, manchmal auch Überfluß. Und auch Bodini zeigt den Wandel, Ackerbau und Viehzucht verlieren immer mehr an Bedeutung, die einst stolzen Bauern können ihre Kinder nicht mehr halten: Die verdingen sich als Skilehrer und Bedienungen, als Angestellte und in der Fabrik, bestenfalls als Pensionsbetreiber und Kaufleute.

Der verlogenen Romantik um ackernde, schollebebauende Bauern, um das Säen und Ernten, die gelbe Frucht auf den Ähren, ist soviel falsche Ehre zuteil geworden.
Jetzt wäre es an der Zeit, wieder auf die schwieligen Hände zu schauen, wäre auf den todmüden Pflughalter, auf das schwitzende, dampfende Pferd, auf den stinkenden Traktor zu achten.
Und dann gehen wir hinaus auf den verseuchten Acker, insektenfrei und durch Zaubermittel ungrasfrei, sterilisiert und geschändet, verstecken uns hinter den Landvermessern, Geometern, denen, die vorgeben, Geländekorrekturen von amtswegen vornehmen zu müssen.
Wir geben ihnen einen richtigen Pflug in die Hand, spannen ihren Geschäftssinn zwischen die Furchen: und wir warten auf die Frucht.

Natürlich, das kann nur Hans Haid schreiben, der Volkskundler, Dialektforscher, Bücher- und Hörspielautor. Dieses Zitat stammt aus „Vom alten Leben", es ist plaziert neben einem fast zweiseitigen Schwarzweißfoto, das zwei Bauern beim Pflügen mit einem Pferdegespann zeigt: schwerste Plagerei und Schinderei für Mensch und Tier. „Vom alten Leben" und „Vom alten Handwerk" sind nicht nur bestechende Bestandsaufnahmen von vergehenden Existenz- und Arbeitsformen im Alpenbereich, sind nicht nur ein Abgesang auf verschwindende Kulturprodukte und Kulturprozesse, beide Bücher dokumentieren das, was man schlechthin unter Kultur und Leben versteht. Ordnung ist spürbar, Daheimsein, Heimat im ureigensten Sinne, nichts ist verbrämt, aufgesetzt, vordergründig. Es sind Bücher, die Wehmut erzeugen, keine irrationale, nostalgische Wehmut, sondern trauriges Empfinden darüber, was alles bereits gestorben ist und noch alles stirbt. „Wir sind allesamt Museumsmenschen geworden", hat dereinst einmal der Kulturreferent Helmuth Zebhauser geäußert; was Hans Haid in diese beiden opulent ausgestatteten Bücher aufgenommen hat, bestätigt aufs Eindrücklichste diese These. Handwerkliches Können und bäuerliches Verstehen geht verloren, es wird nicht mehr weitervererbt, weitergelehrt, weitererzählt. Es landet als Exponat in den Heimatmuseen und wird katalogisiert, ausgerissen mitsamt der Wurzel, weil die Zeit ein Überdauern verbietet. Es ist der Zeitgeist, der die Zeit nimmt. Wer benützt noch einen handgefertigten Holzrechen, wenn die Lager- und Genossenschaftshäuser Fabrikware bereithalten, billiger, erwerbbarer, aber g'lumperter. Für Wühlmäuse und Maulwürfe braucht es nicht mehr den „Feldmauser", das erledigt großteils die Chemie. Nichts ist mehr wie früher, nichts mehr im Lot. Franz Hohler läßt in der Ballade vom „Weltuntergang" einen kleinen, dreckigen Käfer verschwinden, jeder ist froh, daß dieses Ungeziefer endlich weg ist, bis ... bis sich herausstellt, daß dieser kleine, dreckige Käfer Teil des Ganzen ist, Teil des Gleichgewichts, das durch das Verschwinden aus den Fugen gerät und die Katastrophe unweigerlich nach sich

zieht, nach sich ziehen muß. Aussterbende Handwerks- und Lebensformen stören nicht das globale Gleichgewicht, das weiß selbstverständlich auch ein Hans Haid, aber die Welt wird dadurch ärmer und langfristig auch unbewohnbarer, denn was nachkommt und an deren Stelle tritt, ist nur in seltenen Fällen besser.

Was treibt die Verleger, Bücher vom alten Leben zu veröffentlichen? Diese Frage ist müßig, wichtig ist einzig, daß es sie gibt. Als wesentlich erscheint, daß nicht nur Bestandsaufnahmen gedruckt werden, und seien sie noch so eindrucksvoll und bestaunenswert. Es bedarf der Lösungswege, der machbaren Alternativen zum Schnellebigen und Zerstörenden. Reinhold Messner hat in seinem vieldiskutierten und vielerorts genußvoll sezierten und verrissenen Südtirol-Buch nachdenkenswerte Anstöße gegeben, Hans Haid verbreitet in „Mythos und Kult in den Alpen" vorsichtigen Optimismus, Werner Bätzing analysiert, mahnt, fordert und entwickelt Utopien für pragmatische Realpolitiker.

Natürlich kann im Rahmen eines solchen Aufsatzes längst nicht auf alle Überlegungen und Beschreibungen eingegangen werden, es müssen die Gedanken bruchstückhaft bleiben, es gäb so vieles Erwähnenswertes ...

Und ebenso Vieles muß sich in den Köpfen festsetzen und muß geschehen, sonst droht die Sage von „Tanneneh" doch noch Wirklichkeit zu werden, jene Legende von der fruchtbaren, schönen Gegend mit der blühenden Stadt Tanneneh. Der Reichtum hatte die Bürger satt, stolz und hartherzig gemacht und ihnen den Blick für das Wesentliche verschleiert, mit goldenen Stöcken trieb man einen Bettler zum Stadttor hinaus: *Da fing es an zu schneien und schneite fort soviel Tage und Nächte, bis die reiche schöne Stadt samt ihren hartherzigen, gottlosen Bewohnern tief unter einem Ferner begraben lag. Und es muß wahr sein, denn auf der anderen Seite sieht man heute noch goldene Kellen im Fernerbach hinunterrinnen.* (Aus: Ötztaler Buch, Schlern-Schrift 229, Seite 129.)

Kann das alte Leben, kann Wurzelsuche ein neues Tanneneh verhindern? Können es Organisationen wie „pro vita alpina"? Können es lesenswerte Bücher? Fragen über Fragen, denen man sich jedoch stellen muß, denn die Bürger von Tanneneh, das sind wir ...

Literaturliste

Bätzing, Werner: Die Alpen. Entstehung und Gefährdung einer europäischen Kulturlandschaft. München 1991.

Marchner, Günther: Bis an die Wurzeln. Regionale Initiativen im alpenländisch-mitteleuropäischen Raum. Eine Dokumentation. Innsbruck 1993.

Außerdem: Die Heftpublikationen von „pro vita alpina" und zahlreiche, nicht explizit aufgeführte Beiträge in den alpinen Zeitschriften.

Zur „Renaissance des alten Lebens" in der Literatur:
Die Bibliographie kann mehr als eine Seite füllen, wenn ich alles aufführe, was von der Thematik her unterzubringen ist.
Genau betrachtet sind aber die wirklich relevanten und daher auch lesens- bzw. anschauenswerten Bücher so viele auch wieder nicht; die hier aufgeführten sind alle guten Gewissens zu empfehlen, ob sie auch noch erhältlich sind, ist eine andere Sache. Selbstverständlich gibt es auch noch andere gute Bücher, die hier keine Erwähnung gefunden haben. Jeder Leser kann für sich selbst fündig werden.

Bodini, Gianni: Menschen in den Alpen. Arbeit und Brot. Rosenheim 1992.

Daucher, Helmut/Rettenegger, Gerhard/Schörkhuber, Otto: Hintergebirge. Stilles Leben im grünen Meer. Graz 1991.

Haid, Hans: Vom alten Leben. Vergehende Existenz- und Arbeitsformen im Alpenbereich. Rosenheim 1986.

Haid, Hans: Vom neuen Leben. Alternative Wirtschafts- und Lebensformen in den Alpen. Innsbruck 1989.

Haid, Hans: Vom alten Handwerk. Rosenheim 1991.

Haid, Hans: Mythos und Kult in den Alpen. Kultstätten und Bergheiligtümer im Alpenraum. Rosenheim 1990.

Haid, Hans: Aufbruch in die Einsamkeit. 5000 Jahre Überleben in den Alpen. Rosenheim 1992.

Haid, Hans/Huber, Josef: Poesie des Landlebens. Rosenheim 1992.

Hubatschek, Erika: Almen und Bergmähder im oberen Lungau. Innsbruck 1988.

Hubatschek, Erika: Bauernwerk in den Bergen – Arbeit und Leben der Bergbauern in Bilddokumenten aus einem halben Jahrhundert. Innsbruck 1992.

Leischner, Hubert: Menschen im Gebirge. Klagenfurt 1991.

Messner, Reinhold: Rund um Südtirol. München 1992.

Neubronner, Eberhard: Der Weg. Vom Monte Rosa zum Mittelmeer. Grande Traversata delle Alpi. München 1992.

Erhard, Benedikt/Pechtl, Willi: Menschen im Tal. Bilder und Berichte von kargem Leben. Zur Alltagsgeschichte des Pitztales (1890–1950). Innsbruck 1985.

Pechtl, Willi/Tamerl, Alfred: Josef Schöpf – Flickschuster, Mesner, Fotograf. Alltag im Pitztal. Rosenheim 1991.

Schemmann, Christine: Die Tauern im Zeitraffer. Ein Charakterbild von Land und Leuten. Salzburg 1990.

Werner, Paul: Almen. Bäuerliches Wirtschaftsleben in der Gebirgsregion. München 1981.

Die europäische Einigung am Beispiel der Normung der Eisausrüstung

Eisgeräte, Steigeisen und Eissicherungsmittel

Pit Schubert

Eisgeräte und Steigeisen zählen immer noch zur sicherheits-technisch kritischen Ausrüstung des Bergsteigers. Die Hauen der Eisgeräte können immer noch brechen, ebenso können Steigeisen zu Bruch gehen. Beides besonders fatal bei der Alleinbegehung einer Eiswand. Die Normung entsprechender Festigkeitsanforderungen und die der Prüfung machen nur schleppende Fortschritte.
Eisschrauben und Eishaken dagegen entsprechen überwiegend dem heutigen technischen Sicherheitsstandard. Sie gelten nicht mehr als kritisch.

Gemeinsamkeit

Keine Frage – der Gemeinsame Markt hat beachtliche Vorteile, die nicht mehr wegzudenken sind. Der Gemeinsame Markt muß leider auch Nachteile mit sich bringen, so wie alles zwei Seiten hat.
Im Bereich der Normung liegt der Vorteil in den gleichen sicherheitstechnischen Anforderungen an ein Gerät und in der einheitlichen Prüfung derselben. Nichts wäre schlimmer als ein Normenwald. Man stelle sich nur vor, in Österreich gäbe es andere Normanforderungen an Bergsteigerausrüstung als bei uns oder in Frankreich oder Großbritannien, um nur einige der EU-Staaten zu nennen. Jeder Hersteller von Bergsportausrüstung muß heutzutage exportieren. Unterschiedliche Normanforderungen würden ihm das Leben nicht nur schwermachen, sie würden sich auch exporthemmend und verteuernd auswirken. Und wozu unterschiedliche sicherheitstechnische Anforderungen überhaupt? Was bei uns als sicher einzustufen ist, kann in anderen Ländern nicht unsicher sein und umgekehrt. So sind einheitliche Normen und einheitliche Prüfmethoden nur von Vorteil. Für alle – für die Hersteller, für die Prüfinstitute und für die Verbraucher.
Darüber hinaus wird der Europäische Binnenmarkt ungeahnte wirtschaftliche Möglichkeiten bieten. Er dürfte der größte Markt der Welt sein bzw. binnen kurzer Zeit werden. Dies läßt sich an den nachfolgend aufgeführten Bevölkerungszahlen sowie an den Zahlen des Bruttoinlandsproduktes ablesen (Stand April 1994):

	Verbraucherpotential Einwohner in Millionen	Bruttoinlandsprodukt in Billionen DM
Europa	346 (April 94) 380 (Anfang 95)*)	9,5
USA	255	9,8
Japan	124	4,2

*) nach Beitritt von Österreich, Norwegen, Schweden, Finnland

Wenn das Bruttoinlandsprodukt der Europäischen Union jetzt noch etwas unter dem der USA liegt, dann wird sich dies nach Beitritt von Österreich, Norwegen, Schweden und Finnland ab 1995 ändern. Die Europäische Union wird damit zum größten einheitlichen Binnen- und Verbrauchermarkt der Welt.
Unser künftiger Riesenmarkt hat aber auch eine Kehrseite. Nachteilig ist die in einer Art Eigendynamik entstandene und weiterhin expandierende EU-Bürokratie. Natürlich geht heute nichts mehr ohne Bürokratie. Und eine Bürokratie wird um so umfangreicher, je mehr Nationen zu integrieren sind. So treibt die Eurobürokratie inzwischen manche Blüten, die sich eher hemmend als den Fortschritt unterstützend auswirken.
Anhand der Eisausrüstung seien nachfolgend die Vor- und die Nachteile der EURO-Bürokratie erläutert.

Bisher

Die erste Norm für Bergsteigerausrüstung wurde zu Beginn der 60er Jahre geschaffen. Es war die UIAA-Norm für Bergseile. Da das Seil das augenscheinlich wichtigste Ausrüstungsstück des Bergsteigers, Fels- und Eiskletterers ist, war die Schaffung der Seilnorm die vordringlichste Aufgabe. Die Seilnorm beruht auf den Forschungsarbeiten von Prof. Dodero (Frankreich) und Prof. Avcin (Ljubljana). Danach wurden noch weitere UIAA-Normen für Bergsteigerausrüstung geschaffen, so die für Karabiner, Eispickel, Helme und Anseilgurte.
Seit Ende der 60er Jahre erlebte das Bergsteigen und Klettern einen Boom, der auch heute noch anhält, wenn auch nicht mehr in diesem Ausmaß. So nahm der Bergsport eine Breitenentwicklung, die zwangsläufig zu einer auffallenden Umsatzsteigerung bei den Herstellern und Händlern und zu einem Innovationsschub auf dem Bergsportsektor führte. So lag der Ruf nach weiteren, vor allem rechtsverbindlichen Normen für Bergsteigerausrüstung in der Luft. Ende der 70er Jahre ordnete dann der Bundesarbeitsminister in Deutschland die Normung von Bergsportausrüstung an. Die Normung war im Rahmen des Gerätesicherheitsgesetzes, das der Bundestag schon 1968 verabschiedete, notwendig geworden. Dieses Gerätesicherheitsgesetz besagt, daß alle sicherheitsrelevanten Geräte, die auf den Markt gebracht werden, dem Stand der Technik entsprechen müssen. Und damit keine Unklarheit aufkommen konnte, was der Stand der Technik ist, wurde dieser im Gerätesicherheitsgesetz definiert: Es ist die Meinung der Mehrzahl der Gutachter und Fachleute.
Diese Meinung aber kann, obwohl überall auf der Welt $2 \times 2 = 4$ ist, recht unterschiedlich sein. Je nachdem, welche Sicherheitskriterien zugrunde gelegt werden. Damit Gutachten nicht unterschiedlich ausfallen, mußten einheitliche Richtlinien geschaffen werden, ein technisches

Regelwerk war notwendig geworden, nach dem sich alle Gutachter und Fachleute richten können bzw. müssen. Und ein Technisches Regelwerk ist nunmal nichts anderes als ein Normenwerk.
Die UIAA-Normen standen nur so lange zur Diskussion, wie keine anderen Normen existierten. Da die UIAA-Normen nur empfehlenden Charakter haben – die Hersteller können sich danach richten oder auch nicht –, war es damals notwendig geworden, nationale Normen für Bergsportausrüstung zu schaffen. In Deutschland also die DIN-Normen. Auch in Österreich, in Frankreich und in Großbritannien wurden nationale Normen für Bergsteigerausrüstung geschaffen, doch fehlte in diesen Ländern ein dem Gerätesicherheitsgesetz vergleichbares Gesetz, so daß die nationalen Normen dieser Länder nur empfehlenden Charakter hatten, so, wie die UIAA-Normen.
Nach Schaffung der DIN-Normen traten die UIAA-Normen in Deutschland zwangsläufig in den Hintergrund. Nicht so in anderen europäischen Ländern.
In diesem Zusammenhang darf nicht unterbewertet werden, daß die UIAA-Normen weltweit der Vorreiter waren, und daß die ersten DIN-Normen auf den UIAA-Normen beruhen, so wie auch in anderen Ländern (die ÖNORMen in Österreich, die AFNOR-Normen in Frankreich und die BRITISH STANDARDs in Großbritannien). Später, als weitere Normen für Bergsteigerausrüstung entstanden, waren die DIN-Normen und die ÖNORMEN die Vorreiter für die Normen der UIAA. Es war also für alle Normengremien ein erfreuliches – sprich wirtschaftlich kluges – Geben und Nehmen.
Bemerkenswert ist eine bei der Gründung des DIN-Normausschusses geäußerte Meinung des Bundesarbeitsministers: „Sollte es nicht zur Konstituierung des Normenausschusses kommen, beauftragt er eine Institution mit der Normung der Bergsteigerausrüstung, zum Beispiel die Universität oder das Seeamt in Hamburg – genormt wird in jedem Fall!" Daraufhin waren sich alle Anwesenden – Hersteller, Prüfinstitute, Bergwacht und Alpenverein – einig: Dann machen wir das schon lieber selbst – auch wenn es eine Menge Geld kostet.
Obwohl die genannten nationalen Normen auf den UIAA-Normen beruhen und umgekehrt, gibt es doch Abweichungen untereinander, wenn auch nur geringfügiger Art. Und dies nicht nur auf dem Bergsportausrüstungssektor, auch in anderen Bereichen. Deshalb hatten die Regierungschefs im Rahmen der europäischen Einigung schon Mitte der 80er Jahre beschlossen, die unterschiedlichen Normen zu vereinheitlichen, zu harmonisieren, wie es im Fachjargon heißt. So erfolgte im Februar 1990 in Köln im Haus des DIN-Institutes die konstituierende Sitzung des europäischen Normenausschusses für Bergsteigerausrüstung. Österreich führt seitdem das Sekretariat der Working Group (WG5), die für den Normentext verantwortlich zeichnet, Deutschland das übergeordnete Technical Commitee (TC-136), das für die Normung aller Sportgeräte verantwortlich ist.
Und damit begannen die Schwierigkeiten. Die ersten sechs Normen ließen sich zwar noch relativ schnell zuwege bringen – sie sind in der Zwischenzeit erschienen – seitdem aber hapert es mächtig. Diese ersten sechs Europäischen Normen (ENs) sind diejenigen, bei denen es praktisch keine oder keine wesentlichen Unterschiede zwischen den nationalen Normen gegeben hat, und bei denen keine wesentliche Überarbeitung notwendig war. Es sind dies die Normen für

☐ Reepschnur	EN 564
☐ Band	EN 565
☐ Schlingen (Expreßschlingen)	EN 566
☐ Seilklemmen	EN 567
☐ Verankerungsmittel im Eis (Eisschrauben und Eishaken)	EN 568
☐ Felshaken (Normalhaken)	EN 569

An allen anderen Normen wird seitdem gearbeitet. Zäh, sehr zäh. Das liegt auch daran, daß sowohl die nationalen wie auch die UIAA-Normen dem Stand der Technik angepaßt werden müssen – sprich: sie sind veraltet. Der technische Fortschritt hat sie überholt. Der Fortgang der Normenentwürfe läßt sehr zu wünschen übrig. Es geht augenblicklich fast nichts weiter. So auch bei den Normen für Eisgeräte und für Steigeisen.
Die Basis bilden die UIAA-Norm und die nationalen Normen für Eispickel. Für Steigeisen gibt es bislang gar keine Norm, auf der man aufbauen könnte. Es gibt lediglich einen von deutscher Seite ausgearbeiteten Normvorschlag, den der DAV-Sicherheitskreis im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums für Arbeit und Sozialordnung*) erarbeitet hat.

Eisgeräte bisher

Die UIAA-Norm und die nationalen Normen entsprechen dem Stand der Technik Mitte der 70er Jahre. Damals war der Eispickelschaft das Sicherheitskriterium. Die Holzschäfte aus Esche – aus Kostengründen selten aus Eiche, noch seltener aus verleimtem Holz – brachen schon bei geringer Belastung. Folglich wurden Prüfmethoden mit entsprechenden Festigkeitsanforderungen für den Schaft in den Normen festgeschrieben, die nur noch Schäfte zuließen, die den Praxisbelastungen gewachsen waren.

*) Das Ministerium ist auch für Frauen- und Familienpolitik zuständig.

Dies hatte relativ schnell zur Folge, daß die Hersteller auf Schäfte aus Aluminium und aus Kunststoff übergingen. Die Holzschäfte waren in kürzester Zeit verschwunden. So weit, so gut.
Kaum war dies erreicht, etablierte sich das Steileisklettern an gefrorenen Wasserfällen. Die Schäfte hielten, doch nun brachen die Hauen. Und das reihenweise.
Für das Plazieren der Eisgeräte im Steileis mußten die Hauen schlanker werden. Die stabile Keilform mit Sprengwirkung zum Stufenschlagen war nicht mehr gefragt. Das notwendige Lösen der Eisgeräte aus dem Steileis führte zu einer immer wiederkehrenden Torsionsbelastung der Haue in Form einer Schwingbelastung, wie der Techniker sagt. Und dieser Torsionsschwingbelastung waren die schlanken – sprich dünneren – Hauen nicht gewachsen. Sie brechen auch heute noch. Natürlich nicht beim ersten Plazieren im Eis.
Eine Normenergänzung durch eine entsprechende Hauenprüfung war notwendig geworden. Einer solchen Prüfung aber konnte keine Einmalbelastung genügen wie bei der Prüfung des Schaftes. Die Belastung der Haue ist eine – siehe oben – immer wiederkehrende Torsionsbelastung. Folglich kamen nur Torisonswechselprüfungen in Frage. Und Wechselprüfungen sind zeit- und damit kostenaufwendig. Denn eine Haue muß einige 'zig tausendmal belastet werden, um ihre Schwachstelle zu finden. Sie bricht ja auch in der Praxis nicht bei der ersten Belastung.
Wir standen vor der Frage, wo das Geld für die kostenaufwendige Entwicklung einer solchen Prüfmethode hernehmen. Da sollte sich – siehe nachfolgend – eine ungeahnte Geldquelle auftun.

Steigeisen bisher

Es stand von Anfang an fest, daß die Festigkeitsprüfung und damit die Normung von Steigeisen ein sehr schwieriges Unterfangen ist. Steigeisen werden wie die Hauen von Eisgeräten einer immer wiederkehrenden Belastung – also ebenfalls einer Schwingbelastung – unterzogen. Deshalb konnten Prüfmethoden mit Einmalbelastung, wie sie von den britischen Delegierten in der UIAA und in der CEN (Europäische Normung) vorgeschlagen wurden, keine Lösung sein. Wir – die deutsche Delegation im CEN-Normenausschuß (Leitung durch den DAV-Sicherheitskreis) – lehnten die britischen Prüfvorschläge ab und schlugen statt dessen Biegeschwellbelastungsprüfungen vor. Wir waren uns natürlich darüber klar, daß die Entwicklung derartiger Prüfmethoden eine enorme Summe an Geldern verschlingen wird, noch mehr als die Entwicklung einer Hauenprüfung. Und wir wußten auch nicht, wo wir derartige Gelder herbekommen sollten. Fest stand nur, daß die Einmalbelastungsprüfung der Briten keine Lösung war, sondern nur Hausnummern als Prüfergebnisse liefern kann. Denn ein Steigeisen könnte eine solche Einmalbelastungsprüfung ohne weiteres bestehen und beim anschließenden Einsatz im Eis bei einer wesentlich geringeren Belastung schon nach kurzer Zeit zu Bruch gehen. Eben bei einer wiederkehrenden Belastung. Das Material ermüdet. So wie ein Draht auch nicht gleich bricht, biegt mal ihn einmal. Jeder weiß aber, daß sich ein Draht sehr wohl leicht brechen läßt, biegt man ihn nur einige Male hin und her.
Glücklicherweise sollte sich zu diesem Zeitpunkt, als wir Mittel für die Entwicklung beider Prüfmethoden suchten, eine unerwartete Quelle für die benötigten Forschungsgelder auftun.

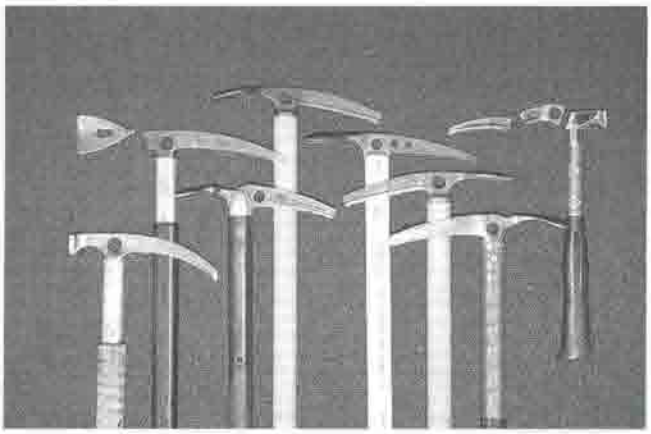
Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung

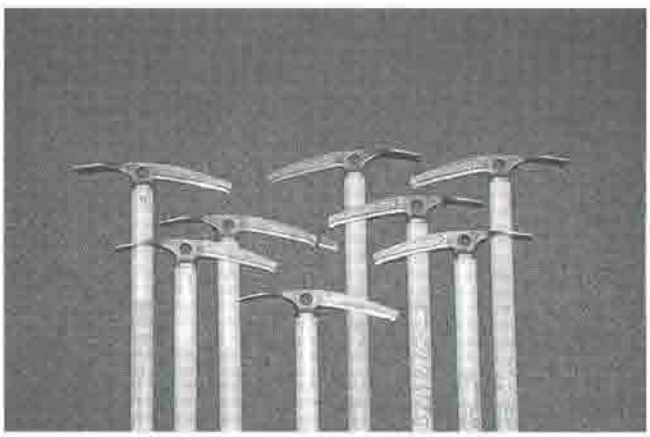
Mitte der 80er Jahre bahnte sich eine Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium für Arbeit und Sozialordnung an. Das Ministerium zeigte Interesse an der Verminderung ausrüstungsbedingter Bergsportunfälle. Der DAV-Sicherheitskreis wurde beauftragt, einen Kriterienkatalog zu erarbeiten, aus dem hervorgeht, wo es bei der Sicherheit der Bergsportausrüstung noch mangelt. Es wurde ein umfangreicher Katalog. Neben dem wichtigsten Nachholbedarf für die verschiedenste Ausrüstung – angefangen bei Karabinern, über Helme bis hin zu Biwaksäcken und Rucksäcken – konnte dem Ministerium auch die Entwicklung einer Hauenprüfung für Eisgeräte und die einer Prüfung von Steigeisen nahegebracht werden. So erhielt der DAV-Sicherheitskreis den Auftrag entsprechende Prüfmethoden zu entwickeln und Normanforderungen zu erarbeiten mit dem Ziel, diese Vorschläge in die Normung einfließen zu lassen.

Eisgeräte

Zunächst galt es festzustellen, welche Belastungen an den Eisgerätehauen in der Praxis auftreten. Prüfen und kaputtmachen kann man schließlich alles. Eine sinnvolle Prüfung muß sich an der Belastungen der Praxis orientieren. Wir fuhren ins Eis, plazierten Eisgeräte im Steileis und maßen die Handkräfte, die beim Lösen des Eisgerätes auftreten.
Sodann galt es zu ermitteln, wo sich die Schwachstellen an den Hauen befinden. Denn das Oberflächeneis wird bei Torsionsbelastung der Haue weggedrückt oder weggesprengt und erst das etwas tiefere Kerneis führt zu einer Fixierung der Hauenspitze. Eine solche praxisgerechte Einspannung aber läßt sich im Labor nicht realisieren. Wir sahen uns deshalb die vielen in der Praxis gebroche-

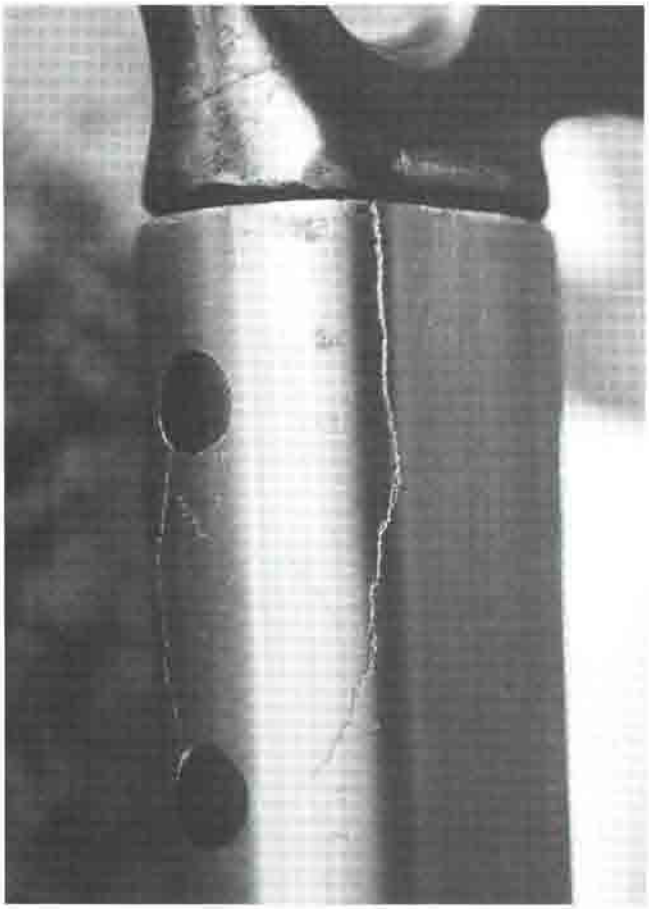
Typische Praxisbrüche von Eisgeräten, unten eines einzigen Modells



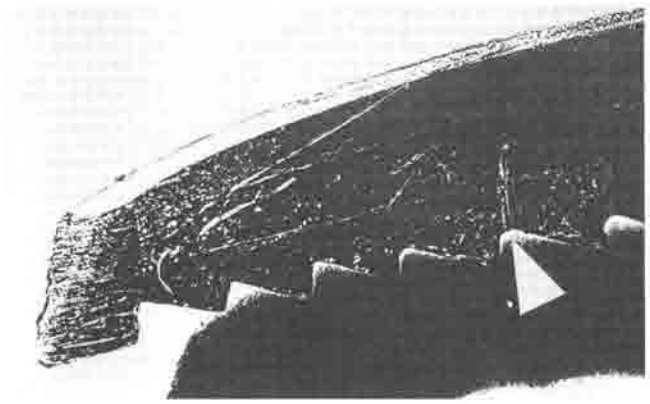


nen Hauen an und konnten feststellen, daß der Großteil im vorderen Hauenviertel bricht. Also reichte eine feste Einspannung zwischen glatten, an der Kante gerundeten Schraubstockbacken auf den vordersten zwei bis drei Hauenzentimetern.
Mit diesem Wissen entwarfen wir dann eine Hauenprüfmaschine. Mit unseren Konstruktionsplänen gingen wir zum TÜV**)-München, wo man danach eine Belastungsmaschine baute. Wir nannten sie Wackelmaschine, weil sich ständig was hin- und herbewegt.
Schon bei Prüfung der ersten Hauen konnten wir die Spreu vom Weizen trennen. Es gab Hauen, die brachen bei ganzen 512 Wechselbelastungen und andere, die hielten über 200 000 (!) aus. Wie in der Praxis erfolgte der Bruch immer vom Zahngrund ausgehend.
Der Zahngrund ist der kritische Bereich, weil der Zahngrund – auch wenn er gerundet ist – schließlich eine Kerbe im Hauenquerschnitt darstellt. Und jede Kerbe schwächt ein Bauteil nicht nur aufgrund dessen, daß sie den Querschnitt verkleinert, die Kerbe selbst führt zur sogenannten Kerbwirkung, die die Festigkeit des übrigen Querschnitts, abhängig von der Geometrie der Kerbe, enorm reduziert. Dies läßt sich leicht erklären, wir alle kennen es aus dem täglichen Leben: Will man einen dickeren Besenstiel oder einen Ast brechen, tut man sich schwer; mit einer kleinen mittels Taschenmesser angebrachten Kerbe, die den Querschnitt nur unwesentlich verkleinert, ist das Brechen des Besenstiels bzw. Astes eine Kleinigkeit.
Taucht die Frage auf, wie viele Lastwechsel sollte eine Eisgerätehaue aushalten. Wir fragten herum: Wie viele Eiswände haben extreme Eisgeher durchstiegen? Die Antwort war verblüffend: in der Summe selten mehr als zehn Wände je 1000 Meter. So wählten wir, um sicher zu gehen, fünfzehn Eiswände je 1000 Meter Flankenhöhe. Das sind für eine Eisgerätehaue 50 000 Lastwechsel.
Auch für Rund- und Halbrundhauen war eine Prüfmethode notwendig. Sie ließ sich auf ähnliche Weise realisieren wie die für Flachhauen. Lediglich die Einspannung in die Schraubstockbacken wurde etwas komplizierter.

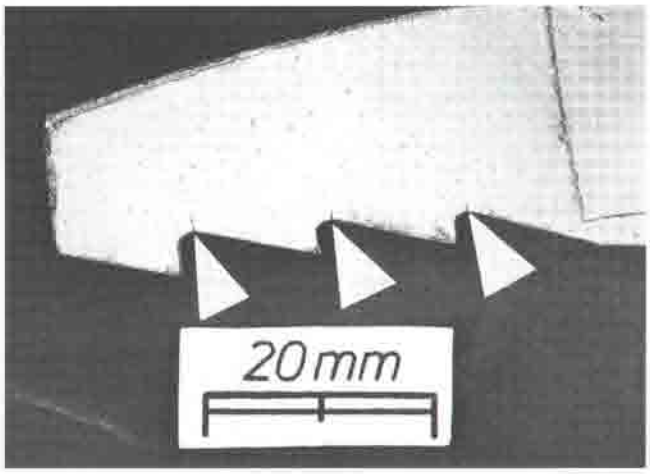
**) Richtig: TÜV-Product Service GmbH, die Sportgeräte prüft.



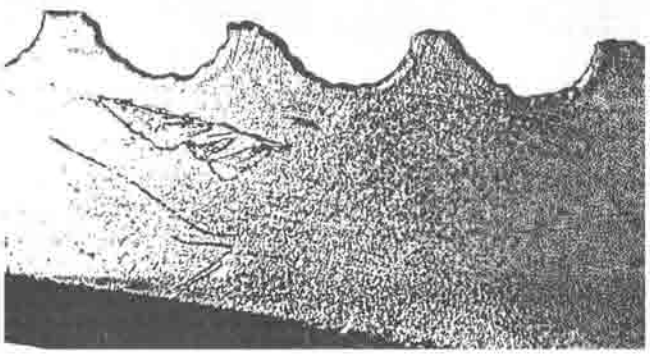
Nach Gebrauch: Anriß eines Schaftes am Übergang zum Kopf

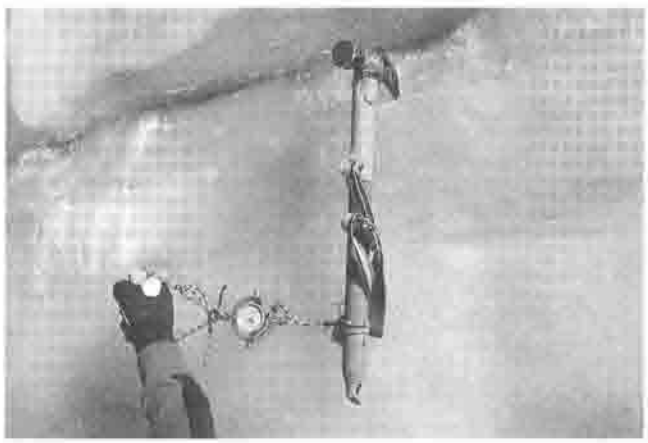


Auffallender Anriß einer Haue nach Gebrauch; der Anriß geht – wie immer – vom Zahngrund aus

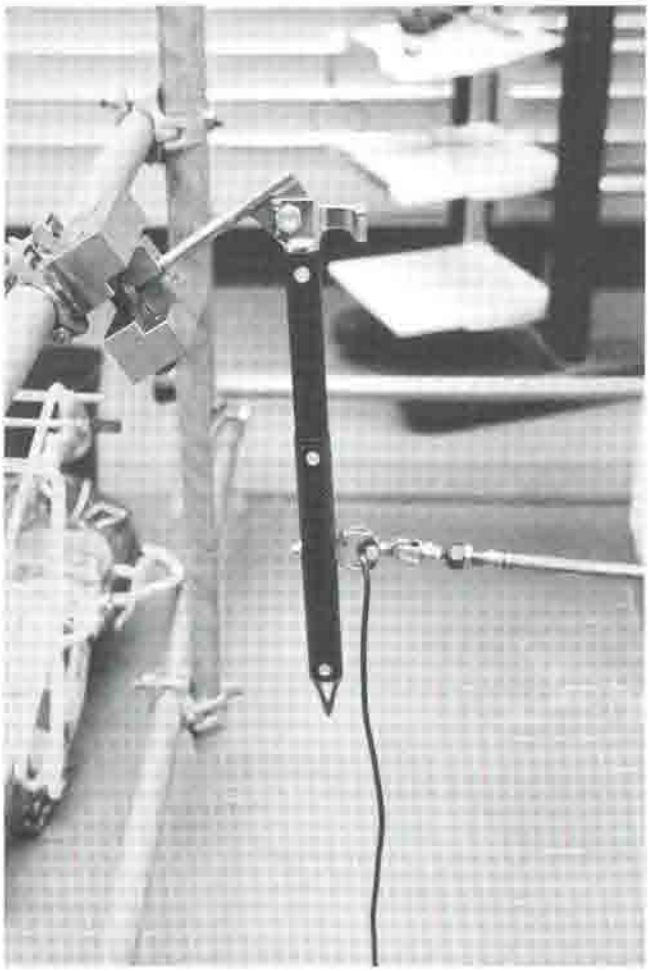


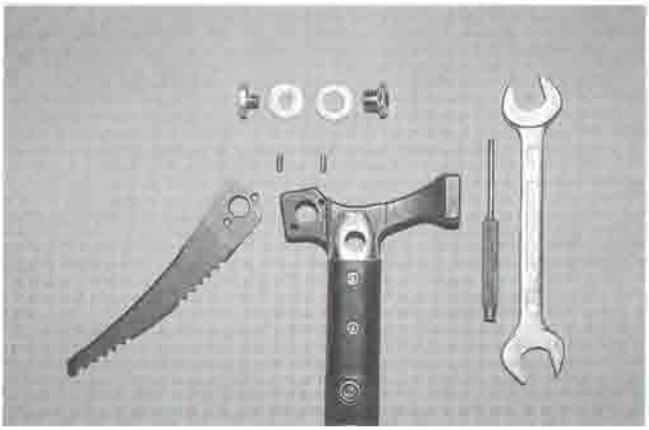
In der Praxis gebrochene Haue (Bruchstelle links): deutlich zu erkennen die weiteren Anrisse (Pfeile), von allen drei Zahngründen ausgehend; hätte sich der Bruch der Haue nicht ereignet, dann wäre es zu einem solchen bei einem der nächsten Einsätze, vom nächsten Zahngrund ausgehend, gekommen



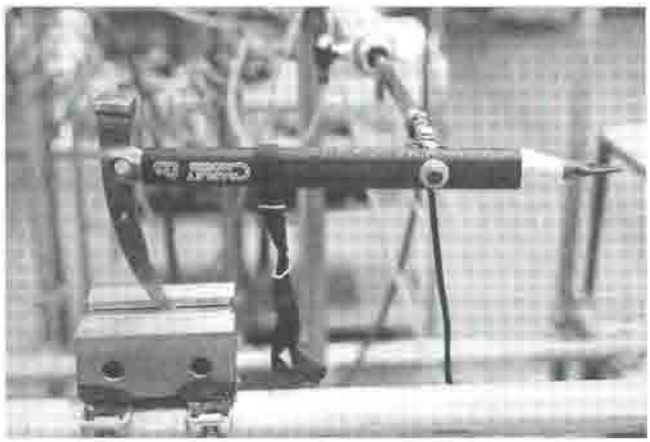


Oben: Messung von Praxisbelastungen an Eisgeräten
Links: Typischer Zahngrund (stark vergrößert); die Fertigungsriefen werden an den Kanten zu Scharten, von denen ein Riß ausgeht (beseitigt man die Scharten durch Behandlung mit Schleifpapier oder Abziehstein, erhöht man die Dauerstandfestigkeit der Haue)

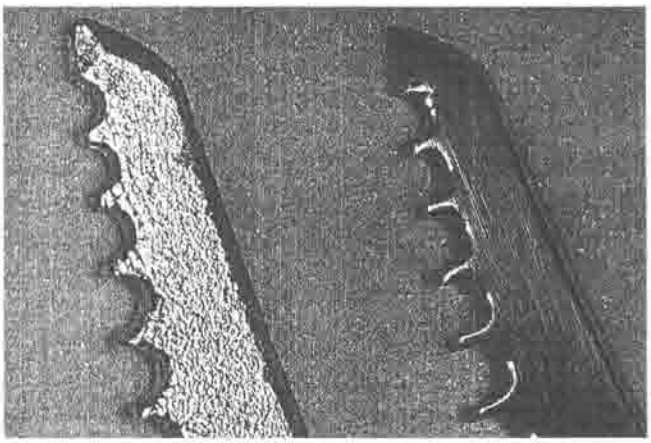




Wechselsystemgeräte. Ganz oben: nur in der Werkstatt zu wechseln, darunter: einziges Gerät, das sich im Steileis problemlos und ohne Werkzeuge wechseln läßt



Hauenprüfung: Ganz oben Halbrohrhaue (Biegewechselbelastung), darunter Flachhaue (Torsionswechselbelastung)



Zwei Hauen ein und desselben Modells, links mit Originaloberfläche, rechts poliert und die Kanten gerundet zwecks längerer Haltbarkeit

Steigeisen

Wie bei den Eisgerätehauen galt es zunächst festzustellen, welche Belastungen an Steigeisen in der Praxis auftreten. Wir arbeiteten wieder mit dem TÜV**)-München zusammen. Es wurde deshalb ein Paar Steigeisen an den Stellen größter Biegebeanspruchung mit Dehnmeßstreifen bestückt. Dehnmeßstreifen sind dünne Metallstreifen, die auf die zu untersuchenden Materialstellen aufgeklebt werden und die ihre elektrische Spannung bei Zug und Druck proportional zur Belastung ändern. So kann man die Belastung exakt messen. Die Übertragung der Meßwerte erfolgte per Telemetrie, also drahtlos. Die Daten wurden mittels elektrischer Leitungen von den Steigeisen zu einem Sender und von dort per Funk zum Aufzeichnungswagen auf der Straße übertragen. Der Proband – wir wählten wegen des Normgewichtes einen Bergführer mit annähernd 80 kg Körpergewicht – trug den Sender im Rucksack. Eine Antenne auf dem Helm sorgte für entsprechende Reichweite. Hätten wir dem Bergführer auch noch eine grüne, exotische Bekleidung verpaßt, er hätte ausgesehen wie ein grünes Männchen vom Mars. Nur etwas größer.

Als die Belastungswerte bekannt waren, ließen wir wieder vom TÜV-München eine Maschine bauen, auf der die Steigeisen auf die gleiche Weise und mit den gleichen Kräften wie in der Praxis belastet werden konnten. Doch zuvor galt es noch, einen standardisierten, steigeisenfesten Schuh zu kreieren. Denn die Steifigkeit des Bergschuhs geht in die Belastung des Steigeisens ein. Der Schuh durfte weder zu steif noch zu weich sein. Ein zu steifer Schuh würde die Steigeisen zu wenig und ein zu weicher Schuh würde sie zu stark belasten. So besorgten wir uns zunächst unterschiedliche Schuhe und belasteten diese wieder mit einem Normmenschen von 80 kg, um eine mittlere Steifigkeit zu finden.

Wie bei der Einspannung der Eisgerätehauen mußten wir eine idealisierte Einspannung für die Frontzacken wählen. Wir ließen sie auf einem Metallbolzen aufliegen.

Auch bei diesen ersten Prüfungen konnten wir schon die Qualitätsunterschiede feststellen. Es gab Steigeisen, deren Frontzacken oder deren Rahmen schon nach 40 000 Belastungen brachen, andere hielten mehr als 175 000(!). Wie in der Praxis entstand der Bruch immer an den Stellen, wo sich der Materialquerschnitt ändert.

Tauchte auch hier die Frage auf, wie viele Belastungen ein Steigeisen eigentlich aushalten soll. Hinsichtlich Frontalzacken lehnten wir uns an die Festlegungen bei den Normvorschlägen für Eisgerätehauen an (fünfzehn Eiswände je 1000 Meter Flankenhöhe). Das sind 75 000 Belastungen.

Aber auch beim normalen Gehen auf dem Gletscher werden die Steigeisen strapaziert. Auch dafür war eine Prüfung notwendig. Wir wählten die größtmögliche Biegestrecke der Steigeisen, und zwar die zwischen dem vordersten und dem hintersten Vertikalzackenpaar. Auch bei dieser Prüfung konnten wir schnell Qualitätsunterschiede finden. Es gab Steigeisen, die brachen schon nach 23 000 Belastungen und andere hielten über 500 000 (!) aus und waren immer noch intakt.

Tauchte auch hier die Frage auf, wie viele Belastungen ein Steigeisen bei Einsatz der Vertikalzacken aushalten soll. Wir legten 50 Auf- und Abstiege auf den Montblanc zugrunde. Nach einer derartigen Vielzahl von Eistouren dürften die Zacken aufgrund mehrfachen Nachschleifens und Nachfeilens so klein geworden sein, daß die Steigeisen schon aus diesem Grund ausgesondert werden müssen.

Ein kluger Hersteller erkannte sofort die Möglichkeiten, die sich ihm mit der Prüfung auftaten. Er ließ seine Steigeisen nach dem Normvorschlag prüfen. Und die Steigeisen bestanden die Prüfung. Der Hersteller scheute nicht die Mühe, seine Steigeisen gleich noch so zu verbessern, daß sie die vierfachen(!) vorgeschlagenen Belastungswerte erreichten. So gelten derzeit die GAB-Steigeisen (Modelle: Scherensteigeisen, Ogre und Armadillo) hinsichtlich Festigkeit als die sichersten Steigeisen auf dem Markt (Vertrieb VAUDE). Inzwischen hat ein italienischer Hersteller nachgezogen und ließ seine Steigeisen prüfen (GRIVEL, Modell: F2) und auch ein französischer Hersteller (Simond, Modelle: Scorpion, Laprade-412 und Makalu-Rigid-Speed); alle genannten Steigeisen haben die Prüfung nach dem Normentwurf bestanden.

Und die Normung?

Die vom Sicherheitskreis im Auftrag des Bayerischen Staatsministeriums erarbeiteten Prüfmethoden und Normvorschläge für Eisgerätehauen und die für Steigeisen wurden vom Ministerium in Forschungsberichten***) herausgegeben und allen Herstellern – auch den ausländischen – kostenlos zugesandt. Der Sicherheitskreis brachte die Normvorschläge im Auftrag des Ministeriums in die Normengremien ein, so in die CEN und die UIAA.

Eine Einbringung in die DIN war zu diesem Zeitpunkt bereits nicht mehr notwendig, da es innerhalb der EU ein Gesetz gibt, das – zu Recht – verlangt, daß die nationale Arbeit an einer Norm einzustellen ist, wenn an einer Europäischen Norm gearbeitet wird.

So sind zeitbedingt nur noch die DIN-Norm für Eissiche-

***). Forschungsberichte „Mehr Sicherheit beim Bergsport"
Teil 1 „Eisgeräte (Eispickel, Eisbeile, Eishämmer)", München, 1988.
Teil 2 „Verankerungsmittel im Eis (Eishaken und Eisschrauben)", München, 1988.
Teil 3 „Steigeisen", München, 1989.
Die Kosten der Forschungsarbeit teilten sich das Ministerium und der DAV zu gleichen Teilen.

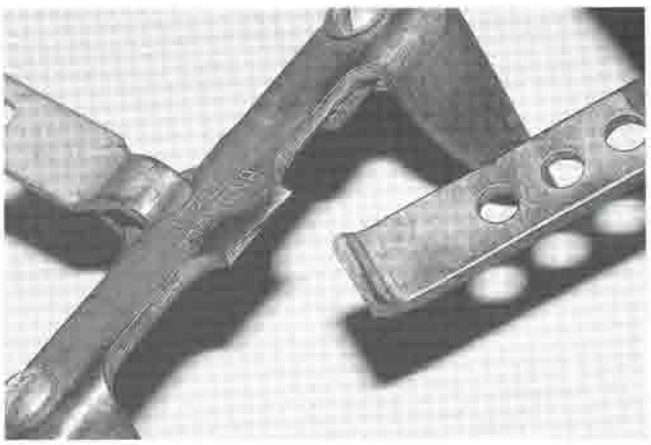
Schrott: 15 in der Praxis gebrochene Steigeisenpaare

rungsmittel (Eisschrauben und Eishaken, DIN 32918, siehe unten) erschienen und parallel dazu eine UIAA-Norm sowie eine ÖNORM. Die Vorschläge zu den Normanforderungen an Eisgerätehauen und an Steigeisen, die etwas später fertiggestellt wurden, sind gleich in die CEN-Normungsarbeit eingeflossen. Und dort ist der Arbeitsfortschritt minimal, weil es an einem hapert: an den Prüfinstituten in den anderen EU-Ländern.

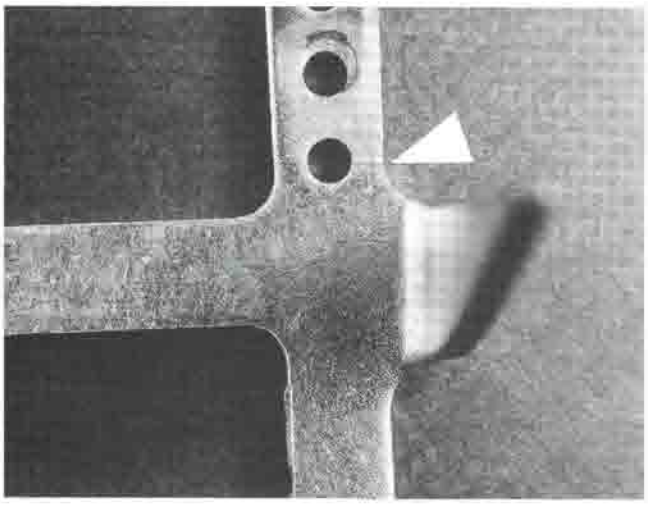
Sowohl die Prüfung von Steigeisen als auch die von Eisgerätehauen kann bis jetzt nur der TÜV in München durchführen. Andere Prüfinstitute haben bislang wohl offensichtlich die Investitionskosten für die aufwendigen Prüfmaschinen gescheut. Jedenfalls kann noch kein Prüfinstitut in den anderen EU-Staaten Eisgerätehauen und Steigeisen prüfen. Und so lange dies nicht möglich ist – so ein EU-Gesetz aus Brüssel – können die anderen Nationen nicht Stellung dazu nehmen, und eine Norm kann nicht verabschiedet werden.

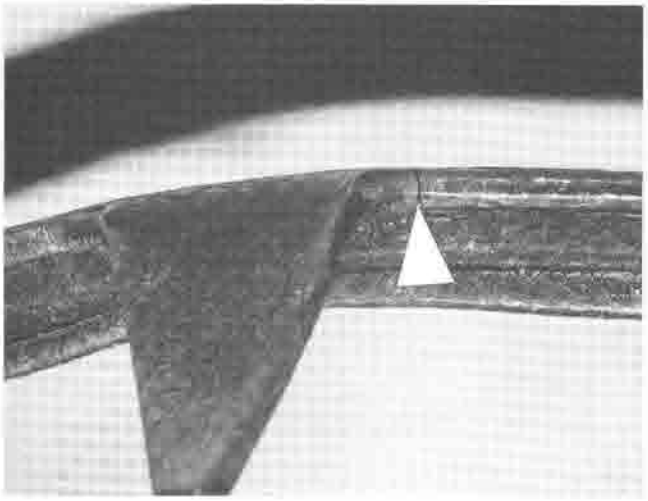
So treten wir im CEN-Normenausschuß im Augenblick auf der Stelle. Die Anzahl der zu prüfenden Steigeisen und Eisgeräte und damit der Umsatz der Prüfinstitute ist auch nicht so groß, daß sich weitere Institute auf diese neue Verdienstmöglichkeit stürzen würden (die Kosten der Erstellung der Prüfmaschinen beim TÜV-München wurden zu gleichen Teilen vom Ministerium und vom DAV getragen).

Gäbe es also die Europäische Union noch nicht, wäre hierzulande eine DIN-Norm für Eisgerätehauen und eine solche für Steigeisen längst erschienen und wir hätten sicherere Hauen und Steigeisen auf dem Markt. Sicher gibt es in der EU auch umgekehrte Fälle, wo wir diejenigen sind, an denen es hapert – Gemeinsamkeit geht nur gemeinsam. Mit Vor- und mit Nachteilen für alle Beteiligten. Also müssen wir uns in Geduld üben. Unsere Ausrüstung ist noch nicht perfekt.



Typische Praxisbrüche von Steigeisen



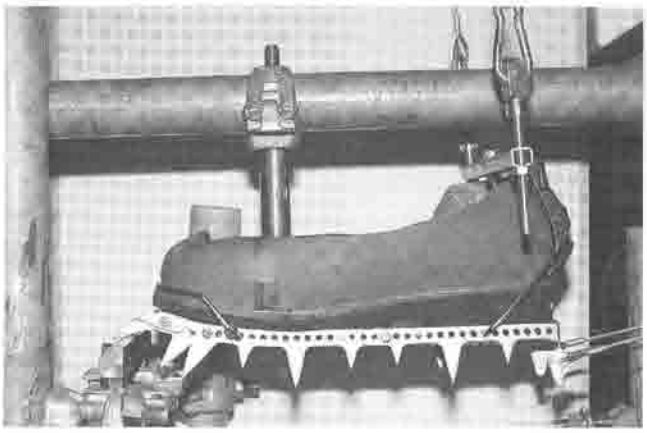


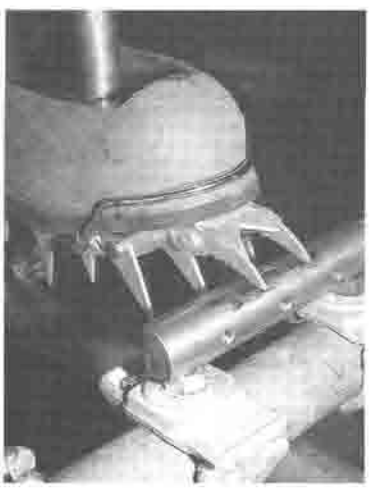
Anrisse von Steigeisen nach Gebrauch, das linke praktisch im Neuzustand, innerhalb der ersten (!) Benutzungsstunde

Die Hersteller kennen die Normvorschläge. Doch sie setzen sie noch kaum in die Praxis um, denn jede Normung kostet den Hersteller Geld. Und das nicht wenig. Denn er muß seine Produkte prüfen lassen oder selbst prüfen und die Prüfmaschinen anschaffen. Deshalb nehmen manche Hersteller derzeit wohl noch lieber Hauen- und Steigeisenbrüche in Kauf, als daß sie bereit wären, die Prüfkosten beim TÜV und möglicherweise daraus resultierende Verbesserungen ihrer Produkte zu übernehmen.

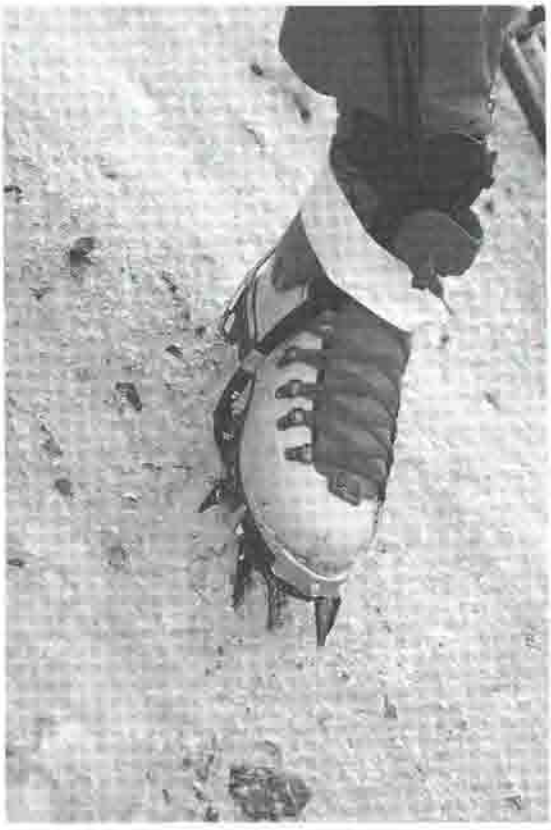
Eisschrauben und Eishaken

Bis Anfang der 80er Jahre wußte im Prinzip niemand, welcher Belastung Eissicherungsmittel in der Praxis gewachsen sind. In Katalogen wurden Bruchkraftwerte phantastischer Größenordnungen angegeben, die aber leider nicht der Praxis entsprachen. Diese Werte sind bei Belastung der Eissicherungsmittel im Schraubstock ermittelt worden. Eine Prüfbelastung dieser Art kann keine praxisgerechten Prüfwerte erbringen, denn das Medium, in dem ein Prüfmuster verankert ist, ist mit ausschlaggebend für die Belastungswerte. Und da Eis keine allzu hohe Festigkeit besitzt – keineswegs vergleichbar mit den Stahlbacken eines Schraubstockes – mußten die Katalogangaben weitab der Praxis liegen.
Im Sommer 1983 wurden dann erstmals vom Sicherheitskreis Belastungsversuche an Eissicherungsmitteln im Gletschereis durchgeführt. Untersucht wurden weit über 1000 Eisschrauben und Eishaken. Wer anschließend den Haufen Schrott zu Gesicht bekam, dem kam unwillkürlich der wehmütige Gedanke: „Schade um die schönen Eisschrauben und Eishaken."

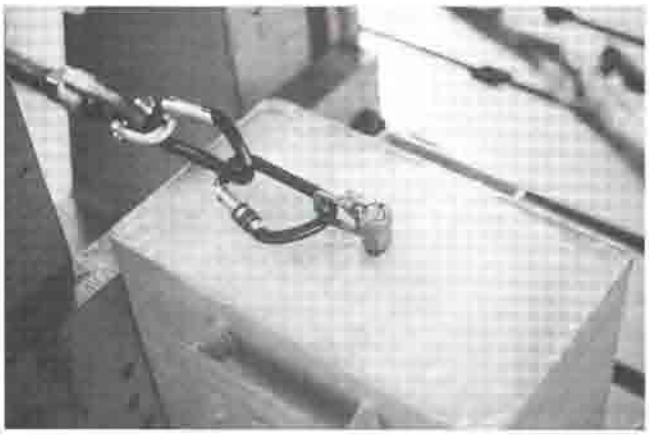


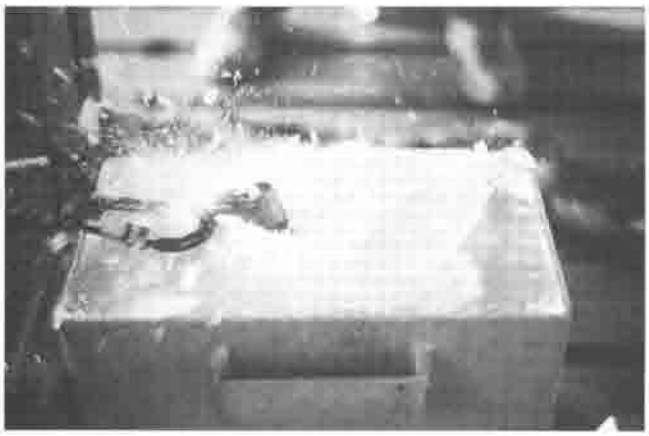


Vertikalzackenprüfung (oben) und Frontalzackenprüfung (links); beide Prüfungen in Form von Biegeschwellbelastungen



Steigeisenbelastungen in der Praxis; am Bein bzw. Schuh mit den weißen Banderolen (Befestigung der Kabel) befindet sich das Steigeisen mit den Dehnmeßstreifen, am Helm die Antenne





Prüfung von Eisschrauben im Laboreis (dem Gletschereis nachempfundenes Kunsteis mit spezifischem Gewicht wie Gletschereis)

Bei den Belastungsversuchen tauchten die Unterschiede auf. Es gab Eisschrauben, die schon ab 2,8 kN (ca. 280 kp) brachen oder herausgerissen wurden (2,8 kN entspricht einer Sturzbelastung als Zwischensicherung von weniger als einem Meter!). Eishaken versagten schon ab 1 kN (ca. 100 kp). Es gab aber auch Eisschrauben, die 10 kN (ca. 1000 kp) und mehr hielten. Und das bei einer Nutzlänge von ganzen 17 cm. Einen brauchbaren Eishaken dagegen gab es nicht. Der zu dieser Zeit über den grünen Klee gelobte Spiralzahnhaken entpuppte sich mit Bruchkraftwerten ab 3,5 kN (ca. 350 kp) als ebenso untauglich wie viele andere Eishaken (Sturzbelastung als Zwischensicherung etwa einen Meter!). Ein Unfall sei in diesem Zusammenhang erwähnt: In der Studerhorn-Nordwand (Berner Alpen) brachen bei Sturz des Seilersten zwei Spiralzahnhaken am Stand, verbunden mit der Ausgleichsverankerung (Kraftdreieck). Die Seilschaft stürzte 300 Meter und konnte nur deshalb überleben, weil sich das Seil an einem „Eisgupf" verfing.

Weiter kristallisierte sich bei den Belastungsversuchen heraus, daß nur die Eisschrauben und Eishaken in Rohrkonstruktion brauchbare Ausreißkräfte erreichen. Alle Konstruktionen mit Vollquerschnitt – so auch die Spiralzahnhaken – weisen zu hohe Sprengwirkung auf (worauf die niedrigen Ausreißkräfte u. a. zurückzuführen sind, falls der Haken nicht bricht). Keine drei Jahre nach Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse war der Vollquerschnitt passé, und es waren nur noch Eisschrauben und Eishaken in Rohrform auf dem Markt, die mindestens einer Belastung von 10 kN (ca. 1000 kp) standhielten. Die besten erreichten Bruch- bzw. Ausreißkräfte um 17 kN (ca. 1700 kp). Einen romanischen Hersteller kostete unsere Veröffentlichung über den Schrott – wie er selbst sagte – Hunderttausende von Mark. Er war darüber nicht erfreut, doch ließ er durchblicken, daß er jetzt endlich wisse, wie eine Eisschraube auszusehen habe. So leicht ist das. Man muß die Eissicherungsmittel nur im Eis belasten, nicht im Schraubstock.

Beim Rohrquerschnitt wird das zu verdrängende Eis als Eispfropf durch das Rohr nach außen verdrängt. Bei günstig geschliffenen Zähnen ist die Sprengwirkung praktisch Null. Eine der Voraussetzungen für hohe Haltekräfte im Eis.

Da Eis keine allzu hohe Druckfestigkeit besitzt, ist auch der Schraubendurchmesser ausschlaggebend. Bald nach der Veröffentlichung der Untersuchungsergebnisse tauchte eine Titan-Eisschraube aus England (!) auf (Fabrikat FACES), die einen um gut 30 % größeren Durchmesser hatte. Wir waren neugierig und belasteten sie im Eis. Keiner wollte es glauben. Bruch- bzw. Ausreißkräfte von 20 bis 24 kN (ca. 2000 – 2400 kp). So viel wie ein Karabiner hält. Damit reichte es, nur noch eine Schraube am Stand zu setzen. Doch – diese Eisschraube gibt es leider nicht mehr. Obwohl der Preis nur knapp unter 100,– DM lag,

Fotos: Dr. Kern (Thyssen, 1×)
TÜV München (6×), alle übrigen
Archiv Sicherheitskreis

Prüfung der Einschraubbarkeit von Eisschrauben in der Kältekammer des TÜV

wagt sich der Hersteller damit nicht mehr auf den Markt. Die osteuropäischen Titan-Produkte sind billiger.
Doch nicht allein der Durchmesser ist ausschlaggebend. So liegen die Haltekraftwerte eines US-amerikanischen Fabrikats (LOWE) mit gleichem Durchmesser wie die englische Eisschraube nur wenig über 10 kN (ca. 1000 kp). Sie erreichen damit zwar den Normwert, vom Durchmesser aber könnte man mehr erwarten. Wenn Eissicherungsmittel wie die US-amerikanische Schraube eine Schwachstelle besitzen, nützt der ganze große Durchmesser nichts.
Titan-Eisschrauben aus östlichen Produktionen sind wegen ihres auffallend niedrigen Preisniveaus nach wie vor sehr beliebt. Waren es früher überwiegend in Heim- und Schwarzarbeit zwischen Moskau und Novosibirsk gefertigte Exemplare, von denen niemand wußte, was sie wirklich halten, sind es inzwischen serienmäßig hergestellte Produkte. Die osteuropäischen Hersteller haben sich schnell umgestellt, doch scheuen sie noch die relativ hohen Prüfkosten westlicher Prüfinstitute. Außer dem Prüfinstitut in Ostrava (Mährisch-Ostrau, Tschechien) gibt es noch kein von der UIAA zugelassenes Prüfinstitut in den osteuropäischen Staaten. Und das Prüfinstitut in Ostrava ist zwar für die Prüfung aller Bergsportausrüstung zugelassen, jedoch nicht für die von Eissicherungsmitteln, da das Prüfinstitut keine Belastungsmaschine besitzt, die eine Kraft bis 25 kN (ca. 2500 kp) mit einer Belastungsgeschwindigkeit von 100 Millimetern pro Sekunde (!) aufbringen kann. Eine derart hohe Belastungsgeschwindigkeit ist notwendig, weil bei einer langsameren, quasistatischen (leichter zu realisierenden) Belastung Druckschmelzungen auftreten würden, die zu nicht praxisrelevanten Prüfergebnissen führen.
So bleibt es derzeit noch den westlichen Importeuren vorbehalten, ihre Importe aus den osteuropäischen Ländern prüfen zu lassen, bevor sie diese auf den Markt bringen. Der niedrige Importpreis sollte die kostenaufwendige Prüfung ermöglichen (Größenordnung 3000,– DM/Modell). Und der Importeur schläft ruhiger. Bei Versagen eines Sicherheitsgerätes, das nachweislich nicht den Normanforderungen – insbesondere denen der Festigkeit – entspricht, ist der Importeur regreßpflichtig. Dies sieht das Gerätesicherheitsgesetz vor, da sich ausländische Hersteller, zum Beispiel solche auf der Kamtschatka-Halbinsel, der deutschen – künftig der europäischen – Gerichtsbarkeit entziehen.
Wer nicht geprüfte Eisschrauben aus Osteuropa erwerben will – solche werden noch immer unterm Ladentisch gehandelt – hat wenig Möglichkeit, diese hinsichtlich ihrer Qualität halbwegs sicher zu beurteilen. Nur ein Kriterium kann in etwa Auskunft geben. Es ist der Blick durch das Rohr:

- ☐ **Ist die Rohrwandung gleichmäßig und glatt, handelt es sich um gezogenes Rohr, das empfehlenswert ist;**
- ☐ **Ist die Rohrwandung dagegen rauh und weist sie radiale Riefen auf, dann ist das Rohr gebohrt und damit nicht gleichwandig, außerdem führen die Riefen zur Kerbwirkung bei Belastung, was immer niedrigere Belastungswerte zur Folge haben muß.**

Diese Beurteilung der Rohrwandung ist für den Laien schwierig. Nur der Fachmann erkennt auf einen Blick, was ein gezogenes Rohr ist und was keines. Doch auch bei gezogenem Rohr muß die Eisschraube noch nicht sicher sein, nur ein Kriterium ist erfüllt. Letztlich kann nur die Prüfbelastung im Gletschereis Auskunft geben. Und eine solche Prüfung ist sehr kostenaufwendig (etwa 1000,– DM/Schraube). Kommt hinzu, daß man nach einer solchen Prüfung zwar weiß, was die Eisschraube gehalten hätte, doch sie ist kaputt. Wenn man nicht wenigstens ein Dutzend Eisschrauben sein eigen nennt, lohnt sich's nicht.

Wie wird es weitergehen?

An den EURO-Normen führt kein Weg vorbei. Einige Normen, insbesondere die für Eisgeräte und Steigeisen, werden bis zu ihrem Erscheinen noch einige Wehen bereiten. Schließlich müssen die Normeninstitute aller EU-Staaten dem Normentwurf zustimmen, also die von Norwegen über Spanien und Portugal bis Griechenland. Bisher zeigten an der Normung der Bergsportgeräte nur sechs der zwölf EU-Staaten überhaupt Interesse. Das macht nur die anfängliche Arbeit etwas leichter. Der Instanzenweg aber muß eingehalten werden. Alle EU-Staaten müssen letztlich zustimmen, und das kostet später um so mehr Zeit.
So werden die EURO-Normen für Eisgeräte und Steigeisen eine langwierige, schwierige Geburt werden. Ist dann aber erst einmal das Kind zur Welt gebracht, werden gewiß alle recht glücklich sein. Und man wird die Wehen bald vergessen haben.
Immerhin eine Europäische Norm, die für Verankerungsmittel im Eis (EN 568, Eisschrauben und Eishaken) gibt es ja bereits. Siehe oben. Und diese erste Niederkunft bescherte uns gleich Sechslinge. Allerdings mit Problemen. Als die sechs Normen das Licht der Welt erblickt hatten, mußte man feststellen, daß drei Mißgeburten dabei waren. Drei Normen mußten wieder zurückgezogen werden, weil bei den Übersetzungen Differenzen und Ungereimtheiten entstanden sind. Die Sprachbarriere ist immer noch ein beachtlicher Stolperstein.
Die ÖNORM hat mit DIN ein Abkommen geschlossen dahingehend, daß die deutschsprachige Fassung gemeinsam gedruckt wird. Die ÖNORM-Fassung erhält ein Deckblatt von der ÖNORM, die DIN-Fassung ein solches von DIN. Damit können Kosten gespart werden, und die entscheidenden Normentexte sind absolut identisch. Auch dann, wenn sie fehlerhaft sein sollten. Sozusagen mit kleinen Geburtsfehlern behaftet.

Abschließend

Mit Eisschrauben und Eishaken braucht man sich inzwischen keine allzu großen Sorgen mehr zu machen.
Anders mit Eisgeräten und Steigeisen. Vorsicht bei einem Alleingang im Steileis. Nach wie vor können Eisgerätehauen und ein Großteil der Steigeisen noch brechen.

Folgende Hinweise können nützlich sein:

Eisgeräte – Wechselsysteme sind anzuraten. Zum Hauenwechsel der allermeisten Eisgeräte sind Werkzeug und nicht selten auch noch ein Schraubstock notwendig (sie sind also als Wechselsystem im Steileis nicht zu gebrauchen). Einzige Ausnahme bildet das FKW-System von STUBAI (Wechsel zuvor ausprobieren).
Keine Eisgeräte verwenden, die im vorderen Hauendrittel einen Prägeeindruck besitzen (der Prägeeindruck führt zur Querschnittsminderung, insbesondere aber zur Kerbwirkung).
Bei einem Alleingang Ersatzhauen mitführen oder mindestens ein Ersatzeisgerät.
Vor – besser: schon nach – jeder Eistour den Grund eines jeden Zahnes im vorderen Hauenbereich mit einer Lupe auf Anrisse überprüfen. Bei geringstem Anzeichen eines Anrisses aussondern und im Sportgeschäft monieren (Regreßanspruch; ein Eisgerät ist ein Sicherheitsgerät, kein Gartengerät).
Wer seine Hauen haltbarer machen will, rundet den Zahngrund an beiden Kanten mit feinstem Schmirgelpapier (400er – 600er), der Fachmann (Metallbranche) benutzt einen Abziehstein. Auf diese Weise werden die winzigen, durch die Bearbeitung entstandenen Kerben an den Kanten, die mit dem bloßen Auge teilweise gar nicht sichtbar sind, beseitigt. Ohne Kerben keine Kerbwirkung.
Taucht natürlich die Frage auf: Warum machen dies die Hersteller nicht? Kurze Antwort: Weil dies Handarbeit bedeutet und Handarbeit bekanntlich mit erheblichen Kosten verbunden ist. Nur die teuren, lasergeschnittenen Hauen (SALEWA) weisen praktisch keine Kerben und damit eine hohe Dauerstandfestigkeit auf.
Steigeisen – Wie bei den Hauen die Steigeisen vor – besser: schon nach – jeder Tour mit einer Lupe auf Anrisse überprüfen und gegebenenfalls aussondern und im Sporthaus monieren. Risse treten immer dort auf, wo eine auffallende Querschnittsänderung ist, vor allem im Bereich des Rahmens, weniger an den Zacken und schon gar nicht im vordersten Zackenbereich.
Zu empfehlen sind nur geprüfte Steigeisen, derzeit nur die Fabrikate GAß (drei Modelle), GRIVEL (ein Modell) und SIMOND (drei Modelle).
Bei einem Alleingang ist ein drittes (angepaßtes) Steigeisen so verkehrt nicht. Achtung: nur mit Steigeisen möglich, bei denen die Form des rechten und des linken Eisens absolut identisch ist.
Bei einigen Modellen können die Frontzacken (die am stärksten gefährdet sind) ausgewechselt werden. Doch auch dieses Wechseln ist nur mit Werkzeug und nicht selten nur mit einem Schraubstock möglich (also nicht im Steileis).
Man kann (wie bei den Hauen) die Kanten des Rahmens und die am Übergang zu den Zacken runden oder wenigstens den Stanzgrat entfernen (ein Stanzgrat weist immer Kerben auf).

Taucht auch hier die Frage auf: Warum lassen nicht alle Hersteller ihre Steigeisen prüfen? Kurze Antwort: Weil mit erheblichen Kosten verbunden. Und die scheuen die meisten Hersteller offensichtlich noch.

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Bernd Arnold, geb. 1947, selbständiger Buchdruckermeister, Bergsteiger und Sportkletterer seit 1959. Mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

Gottlieb Braun-Elwert, geb. 1949, Physikstudium, Bergführer, seit 1978 in Neuseeland ansässig, Leiter einer Bergsteigerschule. Aufbau des neuseeländischen Bergführerverbandes.

Tom Dauer, geb. 1969, Journalist, Politik- und Germanistik-Student, Bergführer-Anwärter. Freie Mitarbeit bei verschiedenen Publikationen. Und vor allem: Kletterer.

Peter Donatsch, geb. 1958, Journalist, Fotograf, Bergsteiger und Schriftsteller. Mehrere Buchveröffentlichungen. Mitinhaber eines Ateliers für visuelle Kommunikation.

Walther Dorfmann, Dr., geb. 1941, Mathematik- und Biologielehrer, Publizist, Korrespondent der Südtiroler Tageszeitung „Dolomiten" für das Eisacktal, verschiedene Beiträge für Fachzeitschriften und Zeitungen. Expeditionen nach Grönland, im Pamir- und Fangebirge. Naturschutzreferent der AVS-Sektion Klausen.

Dieter Elsner, geb. 1954, Studium Geographie und Sport (Lehramt). Sportlehrer an der TU München, Bergführer, Mitglied im DAV- und Bergführer-Lehrteam. Buchveröffentlichung, Zeitschriftenbeiträge.

Claus Faber, geb. 1968, (noch) kinderlos, studiert Volkswirtschaft in Wien und ist aktiver Jugendführer in Wien.

Stefan Glowacz, geb. 1965. Einer der erfolgreichsten Sportkletterer, Erstbegehungen im Wettersteingebirge und in verschiedenen Sportklettergebieten, mehrfacher Masters-Sieger von Arco, Vizeweltmeister im Wettkampfklettern 1993, Mitwirkender beim Film „Der Schrei aus Stein" von Werner Herzog, Mitautor des Buches „Rocks around the World".

Richard Goedeke, Dr. phil., geb. 1939, Gymnasiallehrer (Erdkunde, Englisch). Allroundbergsteiger mit Vorliebe für Fels, über 80 Erstbegehungen im Hochgebirge, über 600 im Mittelgebirge, Autor von Bergbüchern, Kletter- und Wanderführern.

Franz-Heinz Hye, Univ.-Doz. Dr. phil., Direktor des Innsbrucker Stadtarchivs, Universitätsdozent und Lehrbeauftragter für Tiroler Landesgeschichte und historische Grundwissenschaften an der Universität Innsbruck.

Horst Heller, geb. 1959, Dipl.-Biologe, Angestellter. Bergsteiger seit 1978, seit 1985 regelmäßige Veröffentlichungen in der alpinen Presse.

Robert Jasper, geb. 1968, freiberuflicher Bergführer. Zahlreiche extreme Erstbegehungen und extreme erste Alleinbegehungen in den Alpen.

Günter Jung, geb. 1939 in Thüringen, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Ilmenau. Bergsteiger und Kletterer seit über 30 Jahren. Zahlreiche Fahrten in die Berge des Ostens (Hohe Tatra, Balkan, Kaukasus, Pamir, Mongolei), seit 1990 auch in den Alpen. Text- und Fotobeiträge schon in Vorwendezeiten in westlichen Alpinzeitschriften, leider nicht unter richtigem Namen.

Heinz Jungmeier, Dipl.-Ing. Dr. mont., geb. 1937. Leitende Funktionen in der Industrie, Lehrbeauftragter an der TU Graz. Seit 1986 Vorsitzender des Landesverbandes Kärnten des Österreichischen Alpenvereins.

Walter Klier, geb. 1955, lebt in Innsbruck. Literaturkritik, Essays und Belletristik. Bearbeiter mehrerer AV- und Wanderführer.

Anette Köhler, geb. 1964, nach Studium der deutschen Literaturgeschichte und Musikwissenschaft (M. A.) beruflich mit alpiner „Büchermacherei" beschäftigt. Zahlreiche Zeitschriftenbeiträge. Begeisterte Bergsteigerin und Kletterin von Jugend an.

Lutz Hermann Kreutzer, Dr. ret. nat., geb. 1959, ist Geologe, Bergsteiger und Gleitschirmflieger und veröffentlichte zahlreiche Beiträge in Tageszeitungen und Fachzeitschriften. Buchautor. Referent für Öffentlichkeitsarbeit an der Geologischen Bundesanstalt in Wien. Fachgutachter.

Bernd Lammerer, Prof. Dr. rer. nat., geb. 1941, lehrt Geodynamik, Strukturgeologie und Alpengeologie an der Universität München. Für sein Buch „Wege durch Jahrmillionen" erhielt er 1992 den DAV-Literaturpreis in der Sparte Sachbücher.

Elmar Landes, geb. 1936, Redaktion und Gestaltung der DAV-Mitteilungen und des AV-Jahrbuchs.

Nicholas Mailänder, Dipl.-Päd., geb. 1949, Mitarbeiter beim DAV.

Andreas Orgler, Dipl.-Ing., geb. 1962, Angetellter in einem Architekturbüro, Bergführer. Autor des Topoführers „Klettern in den Stubaier Alpen und im Valsertal". Zahlreiche Erstbegehungen in den Alpen, im Karakorum und in Alaska.

Achim Pasold, geb. 1954, Schreiner, Innenarchitekt, Berufsschullehrer. Als Autor, Illustrator, Herausgeber und „Verleger" an mittlerweile über 30 Büchern beteiligt. Seit 20 Jahren kletternd aktiv. Hat die Eisenzeit noch auf Wal-

ter Pauses extremen Wegen im Gebirge miterlebt und die beginnende Freikletterzeit im heimischen Mittelgebirge, der Schwäbischen Alb, mit weit über 300 Erstbegehungen mitgeprägt.

Malte Roeper, geb. 1962, freier Autor und Übersetzer. Extremer Bergsteiger, zahlreiche Winterbegehungen im Montblancgebiet.

Pit Schubert, Dipl.-Ing., geb. 1935, Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und -unfällen. Zuvor Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher.

Wilfried Schwedler, Dr. jur., geb. 1933, gebürtiger Österreicher. Viele Jahre als Verlagslektor und in der Journalistenausbildung tätig. Lebt heute als freier Autor für Presse, Hörfunk und Fernsehen in Grünwald bei München.

Willi Schwenkmeier, geb. 1951, Realschullehrer. Beiträge für alpine Zeitschriften und Tageszeitungen.

Christian Smekal, Dr., geb. 1937, Universitätsprofessor für Finanzwissenschaft an der Universität Innsbruck, mehrere Buchveröffentlichungen zu Problemen der österreichischen Finanzwirtschaft. Seit 1985 Zweiter Vorsitzender, seit 1988 Erster Vorsitzender des Österreichischen Alpenvereins.

Hans Steinbichler, geb. 1936, Journalist, Buchautor, Vortragender. Mitglied des Bayerischen Umweltrates.

Christof Stiebler, Dr. rer. pol., geb. 1934, Leiter einer großen Privatschule in München. Allroundbergsteiger (stand 50mal auf Viertausendern, mehrere Fünf- und Sechstausender). 13 Bergbücher. Seit 1993 wieder Pressereferent des DAV (nach einer Amtsperiode von 1975–81).

Helmuth Zebhauser, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927, Kulturbeauftragter des Deutschen Alpenvereins.

Universitäts-Bibliothek Innsbruck